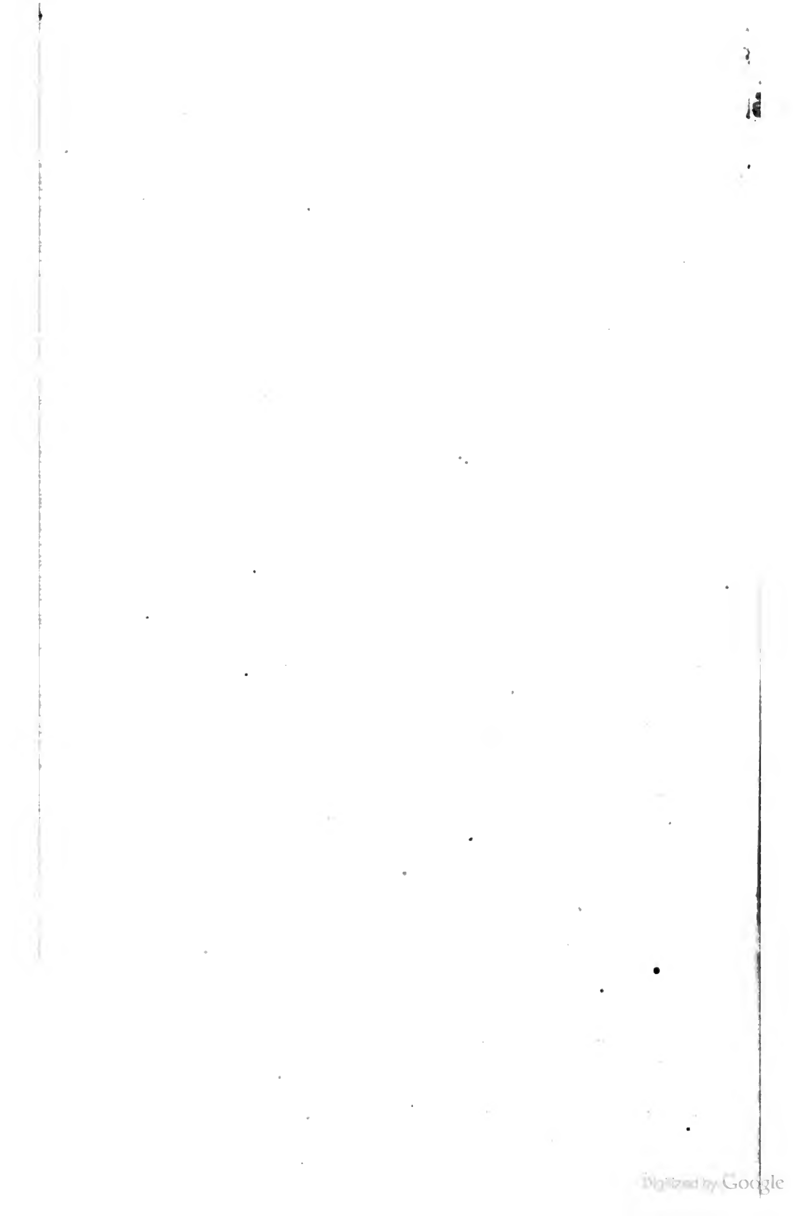
Zeitschrift für französische Sprache und Literatur



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVII.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1895.



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVII.
Erste Hälfte: Abhandlungen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1895.

INHALT.

ABHANDLUNGEN. Seite

Behrens, D. Mitteilungen aus Carl Ebenau's Tagebuch 129
Foerster, W. Friedrich Diez 237
Freymond, E. Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Artusromane in Prosa 1
Koerting, G. Die Entwickelung des Suffixes *-arius* im Französischen 188

Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Artusromane in Prosa.

Die cyklische Tendenz, die für die altfranzösische Nationalepik charakteristisch ist, kommt auch, wenngleich nicht in so ausgedehntem Masse wie dort, in altfranzösischen Texten zur Geltung, die zum höfischen Sagenkreise der *matière de Bretagne* gehören, freilich weniger in den allgemein bekannteren Artus- und Gralsepen als in den zur Artus- und Gralsage gehörenden Prosaromanen. Die Cyklenbildung wurde hier in erster Linie dadurch veranlasst, dass zwei Sagenkreise verknüpft wurden, die ursprünglich nichts mit einander zu thun hatten. — Schon Robert von Boron hatte einen Gedichtscyklus geplant; wie weit er denselben ausgeführt hat, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Bekanntlich ist uns nur der ganze erste Teil dieses Cyklus, der Joseph von Arimathia, ferner der Anfang des zweiten Teiles Merlin im Original erhalten; dagegen besitzen wir vollständige Prosabearbeitungen dieser beiden Teile und in der Didot'schen Handschrift folgt auf diese beiden Teile ein Percevalroman in Prosa, der trotz mannigfacher Bedenken allgemein für die Bearbeitung eines verlorenen dritten Teiles des Gedichtscyklus Robert's angesehen wurde, bis Nutt,[1]) namentlich aber Heinzel[2]) gewichtige Kriterien gegen diese Auffassung vorbrachten. Mag dem nun sein, wie es will, das Manuskript Didot enthält den Cyklus *Joseph von Arimathia, Merlin, Perceval.* Ein anderer Cyklus wird durch den leider nicht vollständigen codex Huth repräsentiert. Derselbe umfasst die beiden ersten Teile des auch im Manuskript Didot enthaltenen Cyklus, d. h. den *Joseph von Arimathia* und den *Merlin;* anstatt des Perceval aber findet sich darin eine nur in dieser Hand-

[1]) A. Nutt. *Studies on the legend of the Holy Grail.* London 1888. S. 89f. 94.

[2]) R. Heinzel. *Über die französischen Gralromane.* Denkschriften d. kais. Akad. d. Wiss. in Wien. Philos.-histor. Kl. Bd. XL. Wien 1891. S. 118ff. Vor Nutt und Heinzel hatte schon Martin darauf aufmerksam gemacht, dass es nicht entfernt wahrscheinlich, geschweige denn erwiesen sei, dass dieser Prosa-Perceval direkt oder indirekt auf Robert von Boron zurückgehe; s. A. f. d. A. u. d. L. V. 1879. S. 86f.

schrift enthaltene Fortsetzung, die ich im Folgenden der Kürze wegen mit *Merlin-Huth*[1]) bezeichne; weiter sollte der durch diesen unvollständigen codex Huth repräsentierte Cyklus eine *Gralsuche* enthalten, die noch vom Tode Lancelot's und demjenigen March's erzählte.[2]) Diese Gralsuche, die von der fälschlich Walter Map zugeschriebenen *Queste du St. Gral* verschieden war, ist uns also im Original verloren gegangen, wohl aber besitzen wir davon eine portugiesische Umarbeitung, die *Demanda do Santo Graall.*[3]) Heinzel glaubt,[4]) dass der in der Hs. Huth nicht vollständig erhaltene Cyklus *(Joseph v. Arimathia, Merlin, Merlin-Huth, Gralsuche* mit verkürzter *Mort d'Artus)* ein Auszug aus einem umfangreicheren Cyklus sei, der folgende Teile enthielt: *Grand St. Gral, Merlin, Merlin-Huth, Roman du Brait, Lancelot* und jene verlorene *Queste du St. Gral* nebst verkürzter *Mort d'Artus* (die direkte Vorlage der portug. *Demanda.)* Ob diese Auffassung Heinzel's einwandsfrei ist, will ich dahingestellt sein lassen; jedenfalls aber hat es ganz ähnliche Cyklen, die die Artus- und Gralsage verbanden, gegeben und gar Vieles davon ist zweifellos verloren gegangen[5]) oder bisher unbekannt geblieben. — Abgesehen von der im Ms. Didot erhaltenen Trilogie ist uns keiner dieser Cyklen relativ so vollständig überliefert wie jene Kette von Prosaromanen, die folgende Glieder umfasst: *Grand Saint Gral, Merlin, Livre d'Artus,* den eigentlichen *Lancelot* (der sich wiederum in mehrere Teile zerlegen lässt), ferner die fälschlich Walter Map zugeschriebene *Queste du Saint Gral* und endlich die *Mort d'Artus.* Die Glieder dieses Cyklus liegen nur zum Teil in neueren Ausgaben vor, ihren Inhalt aber hat P. Paris in seinen *Romans de la Table ronde*[6]) weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Es soll hier nicht genauer auf die Hypothesen eingegangen werden, welche über die Entstehung dieser Romanreihe ausge-

---

[1]) Merlin und Merlin-Huth sind unter dem Titel *Merlin, roman en prose du XIIIe siècle* ... herausgegeben worden von G. Paris u. J. Ulrich. 2 Bde. Paris 1886. (Publikation der *Soc. d. anc. textes français.)*

[2]) s. Merlin (die eben genannte Ausgabe) Bd. I, S. L ff. und S. 280.

[3]) *A historia dos cavalleiros da mesa redonda e da demanda do Santo Graall* her. v. K. v. Reinhardstöttner. Bd. I. Berlin 1887. s. dazu G. Paris in *Romania* XVI 583 ff., ferner Heinzel l. c. 162 ff.

[4]) s. l. c. S. 168.

[5]) So muss der Prosaroman *Perlesvaus* einen Teil eines grösseren Romancyklus gebildet haben, s. Heinzel S. 177. — Die cyklische Tendenz verrät sich übrigens auch deutlich in den Versionen des Tristanromanes; vgl. dazu Löseth. *Le Roman en prose de Tristan, le roman de Palamède et la compilation de Rusticien de Pise. Analyse critique.* Paris 1890. S. XII und Anm. u. s. w.

[6]) 5 Bde. Paris 1868—1877.

sprochen worden sind,[1]) noch will ich mich darüber äussern, dass diese Romankette keine ununterbrochene ist, bezw. dass wahrscheinlich weitere Glieder derselben verloren gegangen sind,[2]) sondern ich möchte zunächst in diesem ersten Beitrag eine Inhaltsangabe jener bisher wenig bekannten Version des *Livre d'Artus* mitteilen, mit welcher ich mich bereits in einem Aufsatz in *Gröber's Zeitschrift* beschäftigt habe.[3]) Der Analyse schicke ich einige allgemeinere Bemerkungen über die beiden Versionen des *Livre d'Artus* voraus, in denen ich unter anderem zu zeigen versuche, dass der Zusammenhang zwischen den *Lais bretons* und den Erzählungen von Artus und seinem Hof kein so loser ist, wie wiederholt behauptet worden ist.

Abgesehen von P. Paris, der den Inhalt der in mehreren Handschriften und in Incunabeln erhaltenen Version, also den Inhalt der *Vulgata*[4]) des *Livre d'Artus* wiedergegeben hat,[5]) hat sich in neuerer Zeit kurz über diesen Roman geäussert G. Paris *(Merlin*, Bd. I, S. XXIII f.). Nach G. Paris sollte der *Livre d'Artus* die Lücke ausfüllen, die sich zwischen den Gliedern Merlin uud Lancelot einstellen musste, als der Lancelot und seine Fortsetzungen an die Stelle des Perceval traten; es handelte sich darum, die weiteren Schicksale Merlin's und die Geschichte des Artus darzustellen, die letztere bis zu dem Punkte fortzuführen, wo der Lancelot beginnt, wo Lancelot's Jugendgeschichte, sein Erscheinen an Artus' Hofe etc. geschildert wird. Der unbekannte Verfasser, der sich dieser Aufgabe im *Livre d'Artus* entledigte, habe — so meint G. Paris mit Recht — für sein Werk bestimmte Hinweisungen im Prosa-Lancelot verwertet und weiter ausgeführt, er habe ferner die *Historia regum Britanniae* des Gottfried von Monmouth, den Perceval Robert's von Boron benützt und endlich einzelne Episoden verschiedenen Quellen entnommen, die G. Paris leider nicht näher angiebt.

Während G. Paris schon mit diesen Worten dem *Livre d'Artus* eine hervortretendere Originalität abspricht, will Foerster demselben eine für die Bearbeitungen der Artussage erhebliche Bedeutung beimessen. In seiner Kritik[6]) von G. Paris' Geschichte der altfranzösischen Litteratur, desgleichen in der Einleitung seiner *Erec*ausgabe[7])

---

[1]) s. P. Paris. *Romans* V 352 ff., ferner G. Paris in der Einleitung der Merlin-Ausgabe und in seinem allen Romanisten unentbehrlichen Buche *La littérature française au moyen-âge.* 2e édit. Paris 1890. S. 98 ff.

[2]) s. G. Paris *Merlin*, Bd. I, S. XXII. P. Paris l. c. II. 276 f.

[3]) Bd. XVI, 90—127.

[4]) Diesen von G. Paris (*Merlin*, Bd. I, S. XXV) vorgeschlagenen Terminus behalte ich bei.

[5]) *Romans.* II, 101 ff.

[6]) *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.* 1890. c. 268 f.

[7]) *Christian v. Troyes sämtliche Werke. III. Erec und Enide.* Halle 1890. XXXVII ff.

bekämpft Foerster von neuem, gestützt auf die höchst beachtens- und dankenswerten Untersuchungen des Keltisten Zimmer die bekannte Ansicht G. Paris' über die unmittelbaren Quellen der altfranzösischen Artusgedichte; er macht bei dieser Gelegenheit auf den Inhalt der Prosaromane aufmerksam und nennt dabei zwar nicht speziell den *Livre d'Artus*, aber er hat in erster Linie dieses und das letzte Glied der Romankette, *la Mort d'Artus*, gemeint; es ergiebt sich dies aus dem Zusammenhang der Auseinandersetzungen Foerster's und aus dem Inhalt der beiden genannten Werke.

Foerster hebt exakt die wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale der Stoffe in den Artusepen einerseits, in den genannten Prosaromanen andererseits hervor: Die Artusgedichte seien durchweg Abenteuerromane, deren Stoffe stets in schablonenhafter Weise behandelt werden; nirgends habe einer der Helden, geschweige denn Artus selbst irgend etwas auszuführen, was ihn mit der Geschichte des Landes und seinen Nachbarn in Verbindung bringe. Artus spiele stets nur die Rolle eines unthätigen Protektors und Schiedsrichters. Ganz anders in den genannten Prosaromanen *Livre d'Artus* und *Mort d'Artus*, wo Artus als siegreicher Nationalheld gefeiert werde und in den Vordergrund trete, wo seine Kämpfe gegen die Sachsen, sein Untergang im Kampfe gegen seinen Neffen resp. Sohn Mordred geschildert werden. Freilich sei auch in den Prosaromanen von abenteuerlichen Unternehmungen die Rede, aber zu denen, welche dieselben wagen, gehöre in erster Linie Artus selbst.

Nachdem Zimmer auf Grund philologischer und historischer Untersuchungen nachgewiesen hatte,[1]) dass die Namen der Ritter in den Artusgedichten vorwiegend (nicht durchweg) aremorikanische Lautform aufweisen und nachdem er gezeigt hatte, dass die *matière de Bretagne* den altfranzösischen Dichtern grossenteils aus Aremorika, aus der Bretagne zugegangen ist, meint Foerster, dass die hier in Betracht kommenden altfranzösischen Prosaromane der Niederschlag der mündlichen, durch die aremorikanischen Erzähler populär gewordenen Stoffe sind. Dabei hat Foerster nicht die Prosaromane im Auge, wie sie uns erhalten sind, — denn die überlieferte Form sei vielfach interpoliert — sondern die denselben zu Grunde liegenden Erzählungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit Crestien's noch nicht niedergeschrieben, sondern mündlich kolportiert worden seien. Gottfried von Monmouth, der selbst, wie das Zimmer[2]) gezeigt hat, die aremorikanische Überlieferung benützte, dürfe man als Quelle nicht anführen.

---

[1]) *Gött. Gel. Anz.* 1890. No. 12. besonders S. 525ff.; ibid. No. 20. S. 794ff., ferner in dieser Zeitschrift XIII 1ff.

[2]) s. diese Zeitschrift, Bd. XII, 231ff.

So weit Foerster; seine interessanten, mitunter m. E. zu extremen aber stets anregenden Auseinandersetzungen werden in einigen Punkten modifiziert werden müssen;[1]) immerhin bin auch ich davon überzeugt, dass in diesen Prosaromanen, wenigstens im *Livre d'Artus* und in der *Mort d'Artus*, älteres Sagengut verborgen steckt neben vielen relativ jüngeren Elementen, die zum Teil auf die Artusgedichte zurückgehen oder aus denselben Quellen herstammen, aus denen die Artusdichter schöpften.

Bevor ich die Richtigkeit dieser Hypothese durch ein oder zwei Beispiele zu stützen versuche, wenden wir uns zunächst nochmals speziell dem *Livre d'Artus* zu.

Dieser Prosaroman zerfällt in zwei Teile, von denen der erste allen Handschriften und Incunabeldrucken gemeinsam zu sein scheint. Auch die noch dem XIII. Jahrh. angehörende Handschrift Bibl. Nat. f. f. 337, die ich im folgenden mit P bezeichne, hat diesen ersten Teil, wenn auch mit im grossen und ganzen nicht erheblichen Änderungen und Erweiterungen. Nahezu zwei Fünftel der übrigens nicht vollständig erhaltenen, durch P repräsentierten Version sind nichts anderes als eine Überarbeitung des ersten Teils des *Livre d'Artus*. Die Übereinstimmung mit der *Vulgata* reicht in P bis zu f⁰ 115 r⁰, d. h. bis zu dem Punkte, wo Lot und seine Söhne zu den Artus nicht anerkennenden Baronen gesandt werden, um dieselben zur Versöhnung mit Artus zu veranlassen;[2]) von diesem Punkte an weichen die beiden Versionen völlig von einander ab. —

Was nun zunächst den ersten Teil des *Livre d'Artus* betrifft, so glaube ich, von P ausgehend, schliessen zu dürfen, dass dem Verfasser desselben fast alle Glieder der grossen Prosaromankette (teilweise vielleicht schon in einer Kompilation) bekannt waren; jedenfalls habe ich in meiner vorhin bereits genannten Abhandlung[3]) zu zeigen gesucht, dass der Verf. von P folgende Glieder gekannt hat: einen *Merlin*- vermutlich denjenigen Robert's v. Boron oder die Prosabearbeitung desselben, einen *Prosa-Lancelot*, eine *Queste*, die *Mort d'Artus*. Es ist schlechterdings unmöglich anzunehmen, dass der Verf. von Teil I der *Vulgata* zugleich der Verfasser der ganzen genannten Romankette sei; denn schon für die einzelnen eben angeführten Glieder dieser Kette haben wir sicherlich gar verschiedene Verfasser anzunehmen. Will man ihm aber die Rolle eines Kompilators zusprechen, so ist darauf hinzuweisen, dass er ein

---

[1]) Ausführlicher habe ich mich über Foerster's und Zimmer's Auseinandersetzungen in meinem Beitrag zu *Vollmöller's Jahresbericht* ausgesprochen.

[2]) vgl. P. Paris, *Romans*. II. 271.

[3]) *Zs. f. r. Ph.* XVI. 96ff.

Mittelglied der Kette (eben den *Livre d'Artus*, der von zwei verschiedenen Leuten fortgesetzt worden ist) unvollendet gelassen hat. — Ich teile also die Überzeugung von G. Paris, dass der *Livre d'Artus* nachträglich als Zwischenglied in die Kette eingeschoben worden ist, um einen Übergang zwischen Merlin einerseits und Lancelot andererseits zu bilden, oder, um mich anders auszudrücken: der *Livre d'Artus* ist das jüngste Glied der Romankette; allerdings muss es dabei fraglich erscheinen, ob zur Zeit, als der *Livre d'Artus* in die Romankette eingereiht wurde, der *Grand Saint Gral* in der überlieferten Form bereits das erste Glied dieser Kette bildete.[1]) Auch für den zweiten Teil der *Vulgata* lässt sich bereits aus der von P. Paris gegebenen Analyse schliessen, dass dem Verfasser desselben eine Fassung des Prosaromans Lancelot bekannt war; ich verweise, um dafür nur ein Beispiel anzuführen, auf P. Paris, *Romans* II 282f. und ibid. III 323ff., ferner IV 47f., wo von dem Abenteuer Agravain's mit der *dame rogneuse* die Rede ist. Vor allem aber dient der Schluss der *Vulgata* dazu, zum Prosa-Lancelot überzuführen. Dass der zweite Teil der *Vulgata* direkt mit Gottfried von Monmouth gar nichts zu thun habe, wie das W. Foerster anzunehmen scheint, halte ich nicht für richtig; vielmehr erscheint mir für einzelne Episoden eine direkte Abhängigkeit des *Livre d'Artus* von Gottfried von Monmouth sicher. Schon P. Paris hatte darauf hingewiesen,[2]) dass die Kriegserklärung des römischen Kaisers Lucius, die sich daran knüpfenden Verhandlungen, dann das in den Feldzug eingeflochtene Abenteuer Artus' mit dem Riesen vom Mont St. Michel aus Gottfried entlehnt sind. Gewiss ist Gottfried an einigen Stellen ausführlicher als der *Livre d'Artus*, wenigstens nach der Analyse von P. Paris; gewiss finden sich Abweichungen verschiedener Art, von denen sich aber einige leicht werden erklären lassen: so wenn im *Livre d'Artus* nichts davon steht, dass Artus vor dem Feldzug die Obhut seines Landes Modred überlässt. Der Verfasser des *Livre d'Artus* wird gewusst haben, dass dies Moment bereits verwertet war im letzten Glied der Romankette, in der *Mort d'Artus* und zwar unmittelbar bevor von der

---

[1]) Dass der *Grand Saint Gral* in der uns bekannten Fassung, die freilich nicht die ursprüngliche ist (s. Heinzel l. c. 124ff.), vielleicht noch nicht an der Spitze der Romanreihe stand, möchte ich daraus entnehmen, dass der Verfasser der Version P, der doch sonst wahrlich die anderen Teile des von ihm benützten und vervollständigten Cyklus genau kennt und der häufig auf dieselben anspielt, einen längeren Passus aus dem *Grand St. Gral* abgeschrieben zu haben scheint, was er kaum gethan hätte, wenn diese seine Vorlage bereits einen Teil seines Cyklus gebildet hätte. (s. weiter unten die Analyse § 231 und Anm.) — Ein analoger Fall findet sich übrigens in der *Queste*; s. Heinzel l. c., S. 128.

[2]) *Romans.* II, 340 Anm. und 352, Anm.

grossen Entscheidungsschlacht die Rede ist; er wird vermutlich aus diesem Grunde diesen Punkt fortgelassen haben und dadurch von seiner Vorlage abgewichen sein. Im übrigen finden sich in den obengenannten Episoden so viele nahezu wörtliche Übereinstimmungen,[1]) dass meiner Überzeugung nach eine direkte Verwandtschaft nicht geleugnet werden kann.

Schon im zweiten Teil der *Vulgata* tritt im Vergleich zum ersten Teil das historische oder historisch sein sollende Element — die Kämpfe gegen die Sachsen und gegen Brittenkönige, die Artus nicht anerkennen wollen — etwas in den Hintergrund, um dem Abenteuerlichen mehr Raum zu lassen. In noch weit höherem Masse ist das im zweiten Teil von P der Fall; dieser zweite Teil von P ist in erster Linie ein Abenteuerroman. Viele der darin enthaltenen Abenteuer sind als schablonenhaft zu bezeichnen; sie sind mit geringen Modifikationen in Artusgedichten häufig anzutreffen, gehen ganz vereinzelt auf *Crestien de Troyes* zurück, der darum nicht der Erfinder derselben zu sein braucht, oder sie sind durch den Prosa-Lancelot und seine Fortsetzungen veranlasst. Andererseits finden sich neben solchen bekannten und verbreiteten Abenteuern andere interessante, die m. W. nur in dieser Version P vorkommen.

Diese ausschliesslich in P vorkommenden Abenteuer werden nur ausnahmsweis als Erfindungen des unbekannten Verfassers von P zu betrachten sein. Er ist es jedenfalls nicht gewesen, der die echt mittelalterliche Variante der Medusensage, das Abenteuer der *Laide Semblance*,[2]) mit dem Artuskreise in Verbindung brachte. Diese Verknüpfung war, wie sich aus dem folgenden Passus ergiebt, schon dem Verfasser des ersten Teils des *Livre d'Artus* bekannt; ja, wenn wir dem Wortlaut der Stelle Glauben schenken wollen, handelt es sich um eine Sage, die von alten Leuten mündlich verbreitet wurde. Die betreffende Stelle findet sich in der Schilderung der Schlacht bei Neblaise, in welcher Artus wiederholt dem König Rion kämpfend gegenübersteht. Rion stellt sich Artus mit folgenden Worten vor: er sei [P f° 65 d] *Rions dirlande la grant qui tient toute la terre iusqua la terre des pastures. et oltre fust ele moie encores se len i poist passer. mais nus ni passera iamais tant que la laide semblance sera ostee du flun que iudas machabeus i gita. et ce fu unes de ses bornes* [Hs. bonnes] *por mostrer as genz que iusquilec auoit la terre conquise. et li ancien home dient. que ia si tost la figure ne sera ostee. que les auentures du roiaume de logres comenceront. et si couendra que cil qui lengitera lemport u goufre de*

---

[1]) man vergleiche P. Paris. *Romans.* II, 339 ff. mit Gottfried von Monmouth Buch IX, Kap. 15 ff.

[2]) s. dazu die unten folgende Analyse von P § 121 ff.

sathenie. si que iamais ne soit ueue a nul ior. car ele est ditel maniere que tout ice couient a *perillier*[1]) *que ele uoit as elz. or tai dit qui ge suj.* Der ganze Passus findet sich auch in anderen Handschriften des ersten Teils des *Livre d'Artus,* so in Bibl. Nat. f. f. 770. f° 181. P. Paris hat denselben Passus *Romans de la table ronde* Bd. II, S. 193 ziemlich wörtlich wiedergegeben. In einem nicht unwesentlichen Punkte weicht unsere Handschrift P von dem Manuskript ab, das P. Paris benützte; während nämlich nach P die Abenteuer des Königreichs Logres erst nach der Entfernung der *Laide Semblance* beginnen sollen, sollen dieselben nach der Vorlage von P. Paris mit diesem Zeitpunkte aufhören. Möglicherweise ist das *comenceront* in P ein Lapsus; jedenfalls aber war dem Verfasser des zweiten Teiles von P, der zugleich den ersten Teil des *Livre d'Artus* überarbeitet hat,[2]) die Stelle im ersten Teil späterhin nicht mehr recht gegenwärtig oder er hielt sich absichtlich nicht an das dort Gesagte. Denn nach seiner Darstellung sind die mit der Entfernung der *Laide Semblance* verknüpften Abenteuer weder als Anfang noch als Abschluss der *aventures du roiaume de logres* anzusehen.

Es ist das nicht der einzige Widerspruch zwischen dem Bericht der Episode im zweiten Teil von P und den Andeutungen im ersten Teil. Nach der oben mitgeteilten, dem ersten Teil entnommenen Stelle befindet sich das Monstrum an der Grenze der *terre des pastures,* nach P II dagegen an der Grenze von Libe; Judas Macchabaeus warf nach der zitierten Stelle die *Laide Semblance* in den Fluss, um zu zeigen, dass er auf seinen Siegeszügen bis an diesen Fluss vorgedrungen sei, nach P II aber that er es, um dem durch das Monstrum bisher hervorgerufenen Unheil ein Ziel zu setzen; endlich scheint aus der Stelle im ersten Teil des *Livre d'Artus* hervorzugehen, dass derselbe, der das Ungeheuer aus dem Fluss entfernte, es in den Golf von Sathenie schaffen sollte, während nach

[1]) Im Hinblick auf eine sich im zweiten Teil von P f° 200 r° findende Stelle und mit Rücksicht auf die anderen mittelalterlichen Varianten der Sage, welche ich z. T. weiter unten in meiner Anmerkung zu § 121 mitteile, ist m. E. statt des handschriftlichen *apareillier a perillier* einzusetzen. Der Schreibfehler *apareillier* scheint sich in mehreren Handschriften des ersten Teils des *Livre d'Artus* vorzufinden; vermutlich wies auch die Handschrift, welche P. Paris zu seiner Darstellung (*Romans* II. 193) benützte, denselben auf und daraus möchte ich mir den bei P. Paris wesentlich abweichenden Schluss der Stelle erklären. Bei ihm heisst es nämlich: *elle [la laide semblance] donnera à quiconque osera la regarder sa hideuse figure.*

[2]) Dass der Verf. des zweiten Teiles von P den ersten Teil der *Vulgata* überarbeitet hat — seine Überarbeitung liegt im ersten Teil von P vor — glaube ich daraus schliessen zu sollen, dass in beiden Teilen von P die Prosa ab und zu durch Verse unterbrochen wird, auch durch Langverse, die sonst in der Artusdichtung nicht begegnen; s. dazu *Zs. f. r. Ph.* XVI, 117 ff.

P II das Monstrum durch Greu aus dem Fluss entfernt, durch Merlin aber in den Golf von Satellie versenkt wird. Alle diese Widersprüche zeigen, dass der Verfasser des ersten Teils eine Version des Abenteuers kannte, die sicher wenigstens in Einzelheiten von der in P II enthaltenen Episode verschieden war. Der Verfasser des ersten Teils des *Livre d'Artus* giebt über den weiteren Verlauf des Abenteuers nichts Näheres an, auch nennt er nicht den Helden, der die hässliche Erscheinung entfernte; es lässt sich also nichts Bestimmtes darüber sagen, ob gleichwie in P auch in der ihm bekannten Version des Abenteuers Greu der Hauptheld desselben war. Doch sei bemerkt, dass er den m. W. in der Artusepik nicht vorkommenden Namen Greu kennt. Unter den 42 Rittern, die sich im Kampfe Artus' und Leodegan's gegen Rion's Heer besonders auszeichnen, wird auch [P f⁰ 29 r⁰] ganz kurz angeführt *Greu li nies a la dame de la forest sanz retor;*[1]) nach P II (s. weiter unten die Analyse § 128) heiratet Greu, der prädestinierte Held des Abenteuers, die Nichte der *sage dame de la forest auentureuse.* Die Möglichkeit erscheint also nicht ausgeschlossen, dass auch dem Verfasser des ersten Teils Greu als Held des Medusenabenteuers bekannt war; aber sicher ist das keineswegs und es lässt sich anderseits ebenso wenig bestimmt eruieren, ob der Verfasser von P Einiges, beziehungsweise was er in seinem Bericht des Abenteuers hinzugedichtet hat.

Ebenso wie in diesem Falle wird es auch sonst schwer sein, das genauer zu bestimmen, was als das eigene Gut des Verfassers von P zu bezeichnen ist. Seine Arbeit war hauptsächlich die eines Kompilators, der eine ganze Reihe von Quellen verschiedener Art verwertet zu haben scheint. Ab und zu kommt es ihm nicht darauf an, längere Stücke aus anderen Werken in seinen Roman aufzunehmen; so scheint er einen Abschnitt aus dem *Grand Saint Gral* abgeschrieben zu haben, weiter giebt er eine vollständige Übersetzung der *Gesta Pilati.*[2]) Gar manche der von ihm gebrachten Abenteuer scheinen, wie man aus meinen Anmerkungen zur Inhaltsangabe ersehen kann, direkt durch den Prosa-Lancelot inspiriert zu sein. Wie aus der oben S. 7 f. zitierten Stelle hervorgeht, behält unser Verfasser die im ersten Teile sich findende Berufung auf eine

---

[1]) P. Paris giebt folgende Form des Namens an: *Grevi, neveu de la riche dame de la forêt sans retour*, s. *Romans* II, 144 f. Anm. Nach allem zu urteilen, was in P von Greu erzählt wird, galt Greu für einen der wackersten Ritter an Artus' Hof. Merkwürdig ist nun, dass dieser Name Greu in den altfranzösischen Artusgedichten, so weit ich dieselben kenne, nicht vorkommt. Könnte man ihn vielleicht mit dem in der kymrischen Erzählung Kulhwch und Olwen mehrfach genannten Krieger Arturs Greit, dem Sohne Eri's, zusammenbringen? (s. J. Loth, *Les Mabinogion.* Paris 1889. Bd. I. S. 202 u. s. w.)

[2]) s. oben S. 6, Anm. 1 und § 204 der Inhaltsangabe nebst Anm.

mündlich kolportierte Sage bei; endlich hat er, gleichwie der Verfasser des ersten Teiles auch Laistoffe gekannt; ich werde alsbald zu zeigen versuchen, dass eine der in unserem Text enthaltenen Episoden, die Episode von Guiomar und Morgan, in mehrfacher Beziehung an erhaltene Lais erinnert.

Wenn ich vorhin sagte, dass der zweite Teil von P in erster Linie ein Abenteuerroman ist, in welchem das historische oder das dafür geltende Element — Artus' Kämpfe gegen die Sachsen — nebensächlicher behandelt wird wie in der *Vulgata*-Fortsetzung, geschweige denn wie im ersten Teil des *Livre d'Artus*, so muss immerhin darauf aufmerksam gemacht werden, dass unser Verfasser das Bestreben zeigt, die von ihm mitgeteilten Abenteuer mit jenem historischen Element in Beziehung zu bringen. Deutlich tritt nämlich im zweiten Teil von P die Tendenz hervor, die Gründung, die Einrichtung verschiedener *mauvaises coutumes*, schwer zu bestehender Abenteuer, die wir teilweis aus den Artusgedichten kennen, auf die verhassten Sachsen oder sonstige Feinde Artus' zurückzuführen. Ob diese Tendenz direkt auf den Verfasser von P zurückzuführen ist, lässt sich wiederum nicht beweisen. *A priori* möchte man schliessen, dass diese Tendenz einem französischen Kompilator des XIII. Jahrh.'s nicht gerade nahe lag, zumal derselbe sonst wenig Eigenes, Originelles zu bieten scheint und eine grössere Zahl von Quellen benützte. Jedenfalls wäre es nicht unmöglich, dass unser Kompilator ein älteres, heute verlorenes Werk gekannt und benützt hat, in dem derartige Abenteuer, durch welche die Sicherheit des Landes gestört wurde, bereits zusammengestellt waren und den Sachsen oder sonstigen Feinden des Landes in die Schuhe geschoben wurden. Wer weiss, ob nicht Robert von Boron ein derartiges Werk an seinen Merlin hat anschliessen wollen? Nur in einer einzigen, freilich zugleich in der besten Handschrift der Prosabearbeitung des Merlin finden sich am Schluss einige in neuerer Zeit öfters gedruckte[1]) Worte, nach welchen Robert im folgenden von Alain erzählen und auseinandersetzen will, *por quelles choses les poines de Bretaigne furent establies*. Von einem derartigen Werk Robert's von Boron hat sich bekanntlich nicht die geringste Spur erhalten; sollte er ein solches wirklich verfasst haben, so war dasselbe darum von P, unserer Version des *Livre d'Artus*, wesentlich verschieden, weil in jenem Schlusswort ausdrücklich erklärt wird, dass die Auseinandersetzungen über die Gründe der Leiden Britanniens den Berichten über Artus

---

[1]) P. Paris. *Romans* I, 357. Birch-Hirschfeld. *Die Sage vom Gral*. Leipzig 1877. S. 179; G. Paris. *Merlin* I. S. XXI. f. vgl. auch Nutt l. c. S. 64 D.

von seiner Königswahl an vorausgehen sollten, während der *Livre d'Artus* doch unmittelbar nach Artus' Königswahl zu erzählen beginnt.

Ich weiss nicht, ob es je möglich sein wird, die beiden Versionen des *Livre d'Artus* genau zu datieren. G. Paris setzt in seinem Grundriss der altfranzösischen Litteraturgeschichte S. 251 f. die *Continuation de Merlin* — worunter er zuvörderst den ersten Teil des *Livre d'Artus* versteht, um das Jahr 1230, ferner um das Jahr 1250 die letzten Redaktionen der Prosaromane, die von der Tafelrunde erzählen. Mag dem nun sein wie es will, jedenfalls teile ich die Überzeugung von G. Paris, dass die erhaltenen oder bisher bekannten Versionen des *Livre d'Artus* zu dem Zweck verfasst wurden, um zwischen Merlin und Prosa-Lancelot das fehlende Mittelglied zu bilden. Wenn der *Livre d'Artus* somit als eine relativ junge Kompilation zu bezeichnen ist, so ist daraus allein selbstverständlich kein Schluss auf das Alter der in diesem Werke verwerteten Stoffe und Episoden zu ziehen. Der *Livre d'Artus* enthält vielmehr, wie das W. Foerster sehr gut erkannt hat, relativ alte Sagenzüge, von denen man einige auch schon ohne Heranziehung des gesamten handschriftlichen Materiales herausfinden kann. —

Ein Zug sei hier als besonders prägnant hervorgehoben, nämlich die Rolle, welche Kei im *Livre d'Artus* zugedacht ist. Kei ist besonders im ersten Teil des *Livre d'Artus* einer der tüchtigsten Streiter in Schlachten sowohl wie im Kampfspiel. In der Schlacht von Bedingan[1]) führt er das erste Treffen; schon vorher war er auf Lebenszeit zum *maistre confannonier* des Reiches und zum Träger des von Merlin geschaffenen Drachenzeichens ernannt worden. In dem zu Ehren Ban's und Bohor's an Artus' Hof gegebenen Turnier zeichnet sich Kei derart aus, dass ihm der erste Preis zuerkannt wird.[2]) Neben seinem Vater Antor, dem Erzbischof Dubrice, Urfin und Bretel gehört Kei dem *conseil privé* Artus' an, er ist ein Vertrauter des Königs. Kurz, es wird ihm eine Rolle zugedacht, die von derjenigen in den Artusgedichten sehr verschieden ist und an diejenige erinnert, welche er in der welschen Sage gespielt zu haben scheint.[3])

---

[1]) P f° 12 r°.

[2]) In diesem Turnier verteidigt sich Kei wacker gegen mehrere der gefährlichsten Gegner, bis Giflez ihm zu Hülfe kommt. Diesen Dienst vergass Kei dem Gefährten nie [f° 8 c]: *si pense en son coraige que ceste bonte li uoudra il encore guerredoner se il en puet uenir en leu. et il si fist ne demora mie lonc tans. si com li contes le uos deuisera ca auant. et cil autresi luj. et porce sentracompaignerent il li uns de lautre et acointerent premierement et amerent de grant amor toz les iorz de lor uies.*

[3]) vgl. hierzu die interessanten Ausführungen Zimmer's, *Gött. Gel. Anz.* 1890. 517 f., 525, 830 und diese Zeitschrift XIII, 27 f. Anm.

An folgenden zwei Stellen ist ausführlicher von Kei und seinem Charakter die Rede: P f⁰ 8 a, wo jenes eben erwähnte Turnier an Artus' Hof beschrieben wird, heisst es: *et kex qui uint poignant deuant toz ses compaignons come cil qui molt uolentiers se penoit darmes uint la fort lance poignoiant et lescu enbracie deuant le piz. si li auindrent molt les armes car ce estoit li plus biaus armez quil couenist a querre en nule terre. et bons cheualiers [a merueilles*[1]*)] estoit il se ne fust un poi de parole que il auoit. dont il estoit auques mahaigniez. car li sorparlers et li mesdire de sa bouche li toli molt de sa grace et de son bon eur par quoi il en fu molt haiz de ses compaignons qui ne le conoissoient e destranges chevaliers qui en ooient parler qui puis en refuserent maintes foiz a aler en sa compaignie es auentures du reaume de logres qui molt longuement durerent. si com li contes le uos deuisera ca auant. et cele teche que kex auoit prist il en la norrice qui lalaita. que il ne la retint mie de la nature sa mere.*[2]) *car trop estoit bone dame et sage et loiaus, et de grant bonte et poi parlant. mais de chose que kex deist ne chaloit a cels qui sa costume sauoient. car il ne le disoit mie por mal quil i pensast enuers nuluj. mais telx estoit sa ceruele. car quant il comencoit a parler. il nen sauoit mot tant que la fole parole li estoit uolee hors de la bouche. si sen rioient cil qui le conoissoient molt uolentiers. car trop auoit de deduiz et de solaz en ses paroles. et dautre part il estoit de la meilleur compaignie que nus hom poist estre . . . .*

Ganz ähnliches finden wir an folgender Stelle P f⁰ 104 d, wo Gavain und Kei dem im Kampfe gegen Lot in Gefahr schwebenden Artus zu Hülfe kommen: *et kex li seneschal qui molt desiroit lasemblee come qui molt emprenoit les armes uolentiers. car il estoit auques bons cheualiers et hardiz endroit soi. se ne fust une sole chose que il auoit en luj. il*[3]) *neust meillor cheualier en toute la cort du roi artus se ne fust ce quil parloit trop uolentiers par la ioliuete qui en son cuer estoit. et gaberreres estoit il li uns des meilleurs qui onques fust. et parce quil gaboit si uolentiers len haoient maint cheualier qui honte auoient de sa parole. et par ice li meschei par maintes foiz que li cheualier que il auoit gabez li firent en mains leus de granz ennuiz. mais loiaus cheualier estoit uers son segneur. et uers la roine. et toz iors le fu iusqua la mort. ne onques en sa uie ne fist traison que une sole*[4])

---

[1]) Diese beiden Worte finden sich an den entsprechenden Stellen in *Bibl. Nat.* f. f. 770 und 747.

[2]) Dieser Entschuldigungsgrund ist nach G. Paris, *Merlin* I, Seite XVIII f., XXI eine Erfindung Robert's von Boron.

[3]) P. Paris, dem bereits Kei's Rolle im *Livre d'Artus* aufgefallen ist, hat schon diesen Passus teilweis wiedergegeben; vgl. *Romans* II. 105 f.

[4]) Diese Schandthat Kei's kenne ich sonst nur aus dem Prosaroman *Perceval le Galois*, ed. Potvin, Bd. I., S. 169—171 und 219—223. Lohot ist hier

ce fu de lohout le fil du roi artus que il ocist par enuie en la grant forest perilleuse. einsi com li contes le uos deuisera ca auant molt loing. quant la matire mi amerra. Mais tant en dit ore li contes ici endroit que par perceual le galois en fu il acusez a cort. issi come li hermites le reconta a la cort qui li auoit ueu ocirre. . . .

Abgesehen von dem an Lohot verübten Verrat wird also Keiens sonstige Loyalität und seine Tüchtigkeit hervorgehoben; an den beiden angeführten Stellen wird Kei als einer der tapfersten Ritter hingestellt; es wird auch seiner Schmähsucht gedacht, aber zugleich versucht, dieselbe zu entschuldigen. — Man kann m. E. daraus ersehen, dass sich der Verfasser des *Livre d'Artus* bei der Charakteristik Kei's in einem gewissen Dilemma befand; seinen Quellen gemäss musste er Kei als einen der Hauptbelden beibehalten; da er aber zu einer Zeit schrieb, in der Kei's Charakter in zahlreichen Artusgedichten wesentlich anders geschildert worden war, musste er diesem Umstand Rechnung tragen. —

Es sei mir im folgenden noch gestattet, auf eine, wie mir scheinen will, in verschiedener Beziehung interessante Episode einzugehen.

Im ersten Teil der *Vulgata* und in P ist wiederholt von Guiomar oder Guionmar die Rede, der als Verwandter Leodegan's und dessen Tochter Guenievre bezeichnet wird.

P f⁰ 58 v⁰ hat Guionmarz, ein Jüngling von 15 Jahren, in Leodegan's Namen eine Botschaft an Artus, Ban und Bohor auszurichten.[1]) Um Guionmar's willen, so heisst es, hatten das Königreich Logres und die Ritter der Tafelrunde viel zu erdulden *por le deuoil*[2]) *que guenieure sa cousine li fist des amors morgant la fee suer au roi artus. qui tant lama de grant amor. por cuj Guenieure fu puis si meslee a luj. que cele li aleua de si granz blasmes com li contes le uos deuisera ca auant . . .*

Ferner P f⁰ 104 a: Als nach seiner Hochzeit Artus nach Logres aufbrach, nahm seine Gattin unter anderen Guionmar, ihren Vetter

---

Sohn des Artus und der Guenievre, im *Livre d'Artus* aber Sohn des Artus und der Lisianor, Tochter des Grafen Senain, P f⁰ 17 d; vgl. P. Paris, *Romans* II, 121 f., auch die interessante Anmerkung ibid. III, 333 f., wo P. Paris von den Erzählungen in der *France bretonnante* spricht.

[1]) vgl. dazu *Romans* II, 187; hier wie auch S. 190, 243, 250, 269 f. schreibt P. Paris den Namen stets Guiomar. Diese Form wird ihm jedenfalls vorgelegen haben; mir ist dieselbe Form Guiomar nur vereinzelt in P [f⁰ 187 b], öfters aber in der Darmstädter Hs. n⁰ 2534 des *Livre d'Artus* (so f⁰ 137 a, 137 d, 140 d, 170) begegnet, die ich leider nur ganz kurze Zeit benützen konnte und auf welche ich durch die Mitteilungen von A. Schmidt in *Gröbers Zeitschrift* XIV, 521 f. aufmerksam wurde.

[2]) *deuoil*, Entdeckung, Enthüllung möchte ich für das *deuoi* der Handschrift einsetzen.

mit, einen tüchtigen, bei allen beliebten Ritter. — P f⁰ 114d, ziemlich am Schluss des ersten Teils von P, wird jene Liebesscene zwischen Guionmar und Morgan beschrieben, welche P. Paris ausführlich wiedergegeben hat.[1]) Die Schilderung Morgan's schliesst mit den Worten, dass dies schöne, wollüstige, gelehrte Weib, wenn sie Jemand hasste, diesem Hass keinen Einhalt that; das zeigte sie auch Guenievre gegenüber *et fu puis bien aparant enuers la roine Guenieure. que ele deust plus amer que toutes autres dames. a cuj ele fist mainz ennuiz. et li aleua tel blasme qui onques puis ne li chei . . .*

Wie formelhaft Manches in P wiederkehrt, kann man unter anderem aus folgenden Worten ersehen, die f⁰ 115a diese Episode beschliessen. Guenievre allein erfuhr das Liebesverhältnis zwischen Guionmar und Morgan *einsi com li contes le uos deuisera. par cui il furent puis departi. dont morgue en hai tant la roine que puis len fist assez de granz contraires. et granz blasmes li aleua qui onques puis ne li chairent. tant com ele uesqui . . .*

Der zweite Teil der Vulgata scheint nun die Fortsetzung dieser Episode nicht zu enthalten, wohl aber finden wir dieselbe in P. Da heisst es f⁰ 187b, dass während der Zeit, da die Ritter ihre Abenteuer bei Hofe erzählten — namentlich Gavain und Calogrenant diejenigen bei Lore de Branlant beziehungsweise an der Wunderquelle — Guionmar und Morgan oft zusammenkamen und der Liebe pflegten. Dabei wurden sie eines Tages von Guenievre überrascht; die Königin fürchtete für ihren Vetter Guionmar den Zorn Artus', sie weckt daher Guionmar, heisst ihn fortgehen und lässt sich von ihm schwören, dass er sich Morgan, so lange diese bei Hofe unter ihrer Obhut wäre, nie mehr nähern werde; sie müsste sonst Artus davon in Kenntnis setzen. Morgan, wegen der Trennung ausser sich, packt ihren Schmuck und ihre Sachen zusammen, sie entfernt sich heimlich von Hofe und begiebt sich in den grossen Forst von Sarpenic.[2]) Hier bittet sie Gott, ihr Merlin als Ratgeber zuzusenden. Der allwissende Merlin, der ihren ganzen Kummer kannte und ihr öfters zu dienen versprochen hatte, erscheint und sucht sie zu trösten; er lehrt sie seine Künste, sodass selbst Niniane nicht mehr davon wusste; Merlin verliebte sich in seine gelehrige Schülerin[3]) und unterrichtete sie derart, dass sie schliesslich Alles kannte und fertig brachte: *et auint lonc tens apres ce que Merlins fu perduz. que ele [187 d] fist faire sales por ester les plus beles du monde en maint leus. et quant eles estoient assouies. et li ourier sen*

---

[1]) vgl. *Romans* II. 269ff.

[2]) Dieser Name wird in P bald mit t, bald mit c im Auslaut geschrieben.

[3]) Davon ist auch bei P. Paris, *Romans.* II 205 in anderem Zusammenhang die Rede.

estoient ale. si gitoit son enchantement . . . einen Zauber ohne Gleichen. *un ior se porpensa morganz que ele corroceroit la roine et la table roonde et feroit tant quelle rauroit son ami Guionmar en sa baillie tout maugre suen. et sil auoit chevalier nul en la cort que ele amast ele li toudroit en tel maniere que iamais nu reuerroit.* Morgan ging an dem festen Schloss *Escalon le tenebreus* vorüber an den Saum des Forstes *Sarpenic,* den schönsten Punkt der Umgegend. In dem dort befindlichen Thale, von welchem aus ein Weg nach *Sorelois,* der andere nach dem Schmerzenturm *(dolereuse tor)* führte, erbaute Morgan eine wunderbare Kapelle und verzauberte sie so, dass alle Ritter und Damen, die in der Liebe gefehlt hätten, einmal hineingekommen, nicht mehr herauskonnten, bis derjenige kommen würde, der zeitlebens in der Liebe treu gewesen sei u. s. w. Dies Tal hiess *val sanz retor* und die Lösung des damit verbundenen Zaubers[1]) war erst nach dem Bestehen anderer wunderbarer Abenteuer möglich; vorher musste nämlich das Abenteuer am Schmerzenturm gelingen, es mussten die Leichen der beiden Liebenden aus dem Wasser geholt werden und endlich musste die Dunkelheit, in die das Schloss *Escalon* gebannt war, gehoben sein.[2])

Alle diese Abenteuer werden im Prosa-Lancelot ausführlich beschrieben und von den Titelhelden überwunden. Im Prosa-Lancelot wird auch die Einrichtung des *val sanz retor* besprochen und zwar, wie P. Paris hervorhebt, etwas anders als in unserm Text[3]); auch von dem Ursprung von Morgan's Hass auf Guenievre ist im Prosa-Lancelot — nach P. Paris' Analyse zu urteilen[4]) — nochmals die Rede.

Wahrscheinlich ist nun, dass der ganze oben aus P angeführte Passus, gerade so wie manch anderer, durch eine Version des Prosa-Lancelot inspirirt ist; möglich ist dann freilich, dass diese Quelle eine Version repräsentiert, die von der geläufigen, mir leider nur durch P. Paris' Analyse bekannten Version wenigstens in Einzelheiten abwich.[5]) Letzteres anzunehmen erscheint mir unter anderem dadurch ge-

---

[1]) Eine matte Reminiscenz dieses Zaubers findet sich in dem epigonenhaften Artusgedicht Claris und Laris; die beiden Helden finden in Morgan's Feenschloss Aufnahme, aus welchem sie, wie Morgan meint, nicht mehr herauskommen sollten. s. V. 3662ff.

[2]) s. zu alledem die folgende Inhaltsangabe § 102ff.

[3]) vgl. *Romans* IV. 238ff., besonders 239 Anm.

[4]) s. l. c. 292f. Der Name Bertolais, den P. Paris dort in der Anmerkung als denjenigen von Morgan's Geliebten anführt, dürfte auf einem Versehen beruhen.

[5]) Diese Vermutung habe ich bereits in meinem Aufsatz *Zs. f. r. Ph.* XVI. 98 ausgesprochen. Ebendaselbst teilte ich eine Stelle aus P f° 82 v° mit, die — je nachdem man interpungiert — verschieden erklärt werden kann und event. mit dem durch P. Paris bekannten Lancelot in Widerspruch stehen würde. Es handelt sich darum, ob Lancelot nach

boten, dass nirgends in P auf die Karrenepisode hingewiesen oder angespielt wird, obgleich es doch in diesem Text wahrlich nicht an Hinweisen auf Episoden fehlt, die später erzählt werden sollen und die sich in Prosa-Lancelot finden. — Doch kehren wir zu dem oben erwähnten Passus in P zurück. Danach errichtete Morgan den Zauber des *val sanz retor* hauptsächlich in der Absicht, um den gewaltsam durch Guenievre von ihr getrennten Guionmar wieder bei sich zu haben, dann auch zu dem Zweck, um sich an Guenievre noch dadurch besonders zu rächen, dass sie Ritter, die Guenievre lieb hatte, dort gefangen hielt. — Nach dem Prosa-Lancelot waren es andere Gründe, die Morgan zu dem Zauber des wunderbaren Thales veranlassten. Dies Thal, das in P nur *val sanz retor* genannt wird[1]), heisst im Prosa-Lancelot auch *val des faux amants* — und Morgan ersann den damit verbundenen Zauber, um daselbst Guionmar, den sie auf einer Treulosigkeit ertappte, durch seine Gefangenschaft dafür büssen zu lassen. Dadurch wird im Prosa-Lancelot der Name und der Zauber des *val des faux amants* in der That ganz gut motiviert.

Allein dies Charakteristikum des Wunderthales, dass nämlich letzteres speciell für treulose Liebende bestimmt sei, ist m. E. nicht ursprünglich, sondern vermutlich erst zu einer Zeit in die Episode eingeführt worden, als die Liebe mehr und mehr zur „treibenden Idee“ der Artussage geworden war.

Örtlichkeiten, die keine Rückkehr gestatten, spielten schon geraume Zeit vorher in Erzählungen, die an Artus und später an Lancelot anknüpften, eine hervortretende Rolle. Ich kann mich hier füglich darauf beschränken, auf die bezüglichen Auseinandersetzungen von G. Paris[2]) hinzuweisen, aus denen unter anderem hervorgeht, dass wir es hierbei mit einem uralten Mythus[3]) zu thun haben und dass jene Gefilde *dont nul ne retourne* ursprünglich das Reich der Toten bezeichnen. Dies Reich der Toten, dies Jenseits war zugleich ein Reich der Glückseligen, ein Feenland, das von den aremorikanischen Bretonen mit der fabelhaften, im Westen gedachten Insel Avalon

---

dem Tode Artus' mit Guenievre nochmals zusammentraf; das würde nicht zu der von P. Paris gegebenen Analyse des Lancelot stimmen; aber eine Version, in welcher das erzählt wurde, hat es gegeben, denn in *Malorys History of the renowned Prince Arthur etc.* London. 1816 findet sich Ähnliches. vgl. Bd. II. chap. 172.

[1]) Freilich heisst es auf dem von Morgan hergestellten Wegweiser, dessen Wortlaut P. Paris, *Romans* IV 240 Anm. aus P übersetzt, der Weg links führe *u val sanz retor. dont nus faus amanz ne retorne puis qùe il ait en amor fausse ne tant ne quant . . .*

[2]) *Romania* XII. 508ff.

[3]) vgl. auch Zimmer in *Zs. f. d. A. u. d. L.* XXXIII. 257ff.

in Verbindung gebracht wurde. Der durch lateinische und altfranzösische Stellen belegte Glaube, dass auf diese Zauberinsel Avalon Männer von Feen, so von Morgan, entrückt wurden, ist, wie Zimmer überzeugend nachgewiesen hat, speziell unter den aremorikanischen Bretonen verbreitet gewesen[1]; desgleichen hat Zimmer gezeigt, dass die Fee Morgan der welschen Sage überhaupt unbekannt, dagegen eine echt aremorikanische Sagenfigur ist. — Derselbe Gelehrte hat in einem weiteren Aufsatz in dieser Zeitschrift[2] unter anderem auf folgende uns hier interessierende Stelle im Erec Crestien's aufmerksam gemacht, in der von Morgan die Rede ist. Unter den lehnspflichtigen Fürsten, die von Artus entboten, an seinen Hof kommen, figuriert neben *Graislemiers de Fine Posterne* dessen Bruder *Guingomars.*

Erec. 1954. *Et Guingomars ses frere i vint;*
De l'Isle d'Avalon fu sire.
De cestui avons oï dire
Qu'il fu amis Morgain la fee,
Et ce fu veritez provee.

Dieser *Guingomars* ist nach den trefflichen Untersuchungen Zimmer's identisch mit *Guingamuer*, *Guingamor* und *Guigemar*, die alle in verschiedenen bekannten altfranzösischen Texten mit demselben Sagenmotiv verknüpft werden (Aufenthalt eines Sterblichen bei einer Fee in einem Wunderland).

Von dieser Person ist nun der in unserem Prosaroman auftretende *Guionmar*[3], für den Morgan das Zauberthal *val sanz retor* gründet, um ihn bei sich zu behalten, nicht zu trennen. Denn es thut nichts zur Sache, dass in P hierbei der Name Avalon nicht genannt ist, ferner dass das Zauberland keine Insel[4] ist; im Lai

---

[1]) s. diese *Zeitschrift* XII. 238ff.

[2]) Bd. XIII. 2 und 7ff.

[3]) An mehreren Stellen unseres Textes — so P f° 227d, 239a, 242d und 243c wird neben Guionmar dessen Bruder Sadoine kurz angeführt; an der erstgenannten Stelle wird Sadoine bezeichnet als *chastelains de caroaise en thamelide.* Ich erinnere mich nicht, diesem Namen in den Artusepen begegnet zu sein; wohl aber ist der an den beiden letztgenannten Stellen angeführte *Guivret de Lambale* bekannt, der als Vetter der beiden Brüder Guiomar und Sadoine figuriert; im Prosatristan ist mehrfach von ihm die Rede. Der Name Guivret begegnet auch sonst, abgesehen von Guivret dem Kleinen im Erec, noch ein Guivres im Guinglain und im Meraugis de Portlesguez; welche Rolle ihm in diesen beiden Gedichten zukommt, kann ich gegenwärtig nicht konstatieren. Ist es reiner Zufall, dass das *Lambale* in der Namensform von Guiomar's Vetter *Guivret de Lambale.* an *Lanval* erinnert? In einer Handschrift des Prosatristan findet sich dafür *le comte de Lambale*, was freilich nach Löseth auf einem Versehen beruhen soll. (s. Löseth l. c. S. 485 und 521f.)

[4]) Dass Avalon auch als Name eines Tales vorkam, lässt sich aus zwei Stellen in *Robert's von Boron Joseph von Arimathia* erschliessen,

de Guingamor wird das Feenschloss ja gleichfalls nicht auf einer Insel gedacht und möglicherweise ist *Avalon*, wie Zimmer auseinandersetzt[1]), nichts anderes als eine französische Form für *Avaellon* oder *Avellon*, welchen Namen ein am Ocean oder Golf von Morbihan gelegener Ort um die Mitte des IX. Jahrhunderts führte.

Die Episode von *Guionmar* und *Morgan* in P erscheint mir nun in mehrfacher Beziehung bemerkenswert. Betrachten wir zunächst die Namensformen *Guiomar* und *Guionmar*, so stehen dieselben den Formen *Wiuhomarch*, *Guihomarcus*, *Guihomar* u. s. w., die Zimmer in dieser *Zeitschrift* XIII. 9 aus Urkunden der Bretagne vom Jahre 854 an, dann aus Chroniken bis ins XII. Jahrhundert nachweist, erheblich näher als die afz. Namensformen *Guingomars*, *Guingamer*, *Guingamor*, *Guigemar* u. s. w. Das *n* in *Guionmar* stört nicht; es dient nur dazu, die Nasalität des *o* anzuzeigen. In P findet sich mehrfach die Nominativform *Guionmarz;* dieselbe hat ihr Analogon in der nach Zimmer allerdings unrichtig überlieferten Form *Guihomardus*, die in einer Redoner Urkunde aus dem Jahre 1092 enthalten ist.

Was dann die an *Guionmar* anknüpfende Episode betrifft, nämlich sein Liebesverhältnis zu Morgan, die um des Geliebten willen den Zauber des Thales gründet, so glaube ich, dass unser Text P diesbezüglich Ursprünglicheres bietet als der Prosa-Lancelot, den P. Paris analysiert hat; wenigstens erscheint mir die in P gegebene Motivierung für die Gründung dieses Zaubers der ursprünglichen Sage näherstehend; ausserdem wird das Wunderthal, abgesehen von der oben (S. 16, Anm. 1) erwähnten näheren Bestimmung, in P nur *val sanz retor* genannt, während in dem durch P. Paris analysierten

---

obgleich der Name dort Avaron lautet und wir es an diesen Stellen nicht mit einem eigentlichen Zauberland zu thun haben. Petrus, Joseph's Bruder, soll sich auf höhere Bestimmung *es vaus d'Avaron* begeben; vgl.

V. 3123. *es vaus d'Avaron s'en ira*
et en ce païs demourra.
Ces terres trestout vraiement
se treient devers occident.

Ganz ähnlich heisst es ibid. 3219ff.

En la terre vers occident
ki est sauvage durement
es vaus d'Avaron m'en irei . .

Gerade die Bestimmung *vers occident* veranlasste mich dazu, dies *Avaron* mit *Avalon* zusammen zu bringen; nachträglich sah ich, dass schon Birch-Hirschfeld l. c. S. 193 und Heinzel, *Gralromane* S. 45 *Avaron* und *Avalon* identifiziert hatten. *Avalon*, als Tal gedacht, wird auf volksetymologischem Einfluss beruhen.

[1]) diese *Zeitschrift* XII. 248ff.; vgl. auch dazu noch Pütz in dieser *Zeitschrift* XIV. S. 169f.

Prosa-Lancelot dafür bald der Name *val sans retour*, bald der Name *val des faux amants* gebraucht wird.[1])

Wenn man sich vergegenwärtigt, dass 1. nach den Auseinandersetzungen Zimmer's *Guingamor* und *Guigemar* identisch sind, 2. dass dieselbe Person in unserem *Livre d'Artus* mit der Namensform *Guiomar* oder *Guionmar* auftritt, die den ältesten belegten Formen dieses Namens näher steht; 3. dass die *Guiomar*-Episode im *Livre d'Artus* eine Sage enthält, die uns aus mehreren der wenigen erhaltenen *Lais bretons*[2]) bekannt ist und die in diesen *Lais* zum Teil mit den gleichen Personen in Verbindung gebracht ist: so liegt in alledem ein m. E. nicht abzuweisendes Argument gegen die mit Heftigkeit verfochtene These vor, dass die *lais bretons* mit den Erzählungen von Artus und seinen Rittern nichts zu thun haben.

Damit will ich keineswegs sagen, dass die Artusgedichte oder die Prosaromane insgemein auf Lais zurückgehen, aber ich sehe nicht ein, warum das nicht wie in dem vorliegenden Fall für einzelne Episoden zugegeben werden kann. Man wird hier nicht den Einwand vorbringen können, dass die Anknüpfung an Artus oder vielmehr an ihm nahestehende Personen erst nachträglich in die in Betracht kommenden Lais eingeführt worden ist; hier handelt es sich nicht allein um einzelne Namen, sondern auch um den den betreffenden Lais hauptsächlich zu Grunde liegenden Stoff.

Dass die Verfasser des *Livre d'Artus* die betreffende Episode nicht direkt den genannten erhaltenen Lais entlehnt haben, ergiebt sich zur Genüge schon aus den trotz der Gleichheit des Grundmotivs erheblichen Abweichungen in Einzelheiten. Aber dasselbe Sagenmotiv kann noch zu anderen heute verlorenen Lais verwertet worden sein. Man vergesse nicht, dass uns doch nur wenige Lais erhalten sind. Andererseits ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die erhaltenen afz. Lais keine Originalschöpfungen sind; sie gehen doch auf verlorene in bretonischer Sprache verfasste Lais zurück, die von den doppelsprachigen Bretonen den Franzosen vermittelt wurden und vereinzelt auch nach England gelangten. Häufig wird der Inhalt dieser Lais auch mündlich in Prosa verbreitet worden sein, sei es dass schon ein doppelsprachiger bretonischer Sänger seinen des

[1]) s. *Romans* IV. 238.

[2]) Ausser dem *Lai de Guigemar* und dem *Lai de Guingamor* sind noch der *Lai de Graelent* und der *Lai de Lanval* in Betracht zu ziehen. Nach Zimmer kommt in diesen verschiedenen Lais die landschaftlich verschiedene Herkunft der bretonischen Sage zum Ausdruck. Die beiden erstgenannten Lais repräsentieren die in der Landschaft Leon heimische Variante der Sage, während die *Graelent*-Version aus Cornouaille und endlich die *Lanval*-Version wahrscheinlich aus Vannes (Département Morbihan) stammt. S. diese *Zeitschrift*, XIII. 16.

Bretonischen nicht mächtigen Zuhörern auf deren Wunsch über den Text seines Liedes Aufschluss gegeben haben mag[1]), sei es durch seine Zuhörer, die die bretonisch vorgetragenen Lais verstanden und deren Stoffe französisch weitererzählt haben mögen. Die Laistoffe mögen also vielfach in Prosaform verbreitet worden sein; andererseits aber wurden sie vermutlich auch um der Melodien willen in entsprechender Form übertragen, d. h. es mögen auch den bretonischen Melodien französische entsprechende Texte untergelegt worden sein.

Oben S. 7 f. und S. 9 wurde eine Stelle hervorgehoben, in welcher sich der Verfasser des ersten Teils des *Livre d'Artus* auf einen mündlichen Bericht beruft; wie in diesem Falle, so wird er und sein Fortsetzer vermutlich noch manch andere Episode der mündlichen Überlieferung verdanken. Allein das hindert nicht, dass solche Episoden nicht auch in kurzen Gedichten existiert haben können, beziehungsweise, dass nicht auch einzelne Episoden des *Livre d'Artus* mehr oder weniger direkt auf Lais zurückgehen können. — Dasselbe Grundmotiv wurde mitunter verschiedenen Lais zu Grunde gelegt und das gilt gerade für das vorher besprochene Grundmotiv „Aufenthalt eines Sterblichen bei einer Fee in einem Wunderlande". Diese weitverbreitete Sage wurde in gewissen Gegenden der Bretagne einige Zeit vor der Abfassung der erhaltenen *Lais* an Guiomar und Morgan geknüpft, wie sich das schon aus der wertvollen S. 17 zitierten Stelle in Crestien's *Erec* ergiebt. —

Durch die im Vorstehenden mitgeteilten Ausführungen über Kei und Guiomar habe ich zu zeigen versucht, dass der *Livre d'Artus* und speziell die nur in einer Handschrift erhaltene Version desselben mancherlei Interessantes bietet und dass dieser Text gerade so wie die anderen Prosa-Artusromane ein eingehenderes Studium verdienen trotz ihrer — ich möchte sagen — unbarmherzigen Länge und trotz der ihnen eigenen langweiligen, kunstlosen Art und Weise der Darstellung.

Die im folgenden mitgeteilte Inhaltsangabe von P dürfte daher gerechtfertigt erscheinen. Dieselbe wird auch dazu dienen können, die Resultate meiner in *Gröber's Zeitschrift*, Bd. XVI. enthaltenen Abhandlung nachzuprüfen; freilich hätte ich der eben erwähnten Arbeit eine Analyse des Textes vorausgehen lassen sollen; denn Heinzel hat Recht, wenn er in seiner trefflichen Schrift über *Orendel*[2]) verlangt, Untersuchungen dieser Art müssten wenigstens eine für die

[1]) Schon der echt bretonische Sänger wird manchmal zugleich Erzähler gewesen sein. Zimmer nimmt zwar (s. *Gött. Gel. Anz.* 1890 S. 810 ff.) eine schroffe Abgrenzung zwischen einem bretonischen Sängerstand und einem bretonischen Erzählerstand an; allein die von ihm dafür vorgebrachten Gründe erscheinen mir nicht einwandsfrei.

[2]) R. Heinzel, *Über das Gedicht von König Orendel*, Wien 1892, (Sitz.-Ber. d. k. k. Akad. d. Wiss. Philos. hist. Kl. Bd. CXXVI).

Zwecke der betr. Untersuchungen gearbeiteten Auszug enthalten. Wenn ich dies seinerzeit unterliess, so geschah es, weil G. Paris die Version P für die *Société des anciens textes français* herauszugeben gedenkt. Herr G. Paris teilte mir auf meine Anfrage mit, dass diese Ausgabe vorderhand anderer Arbeiten wegen nicht so bald erscheinen wird, und in liebenswürdigster Weise erklärte er sich mit der von mir beabsichtigten Inhaltsangabe einverstanden. Ich spreche dem hochverehrten Gelehrten hier dafür meinen besten Dank aus. — Meine Inhaltsangabe würde geschmackvoller und durchsichtiger ausgefallen sein, wenn ich dazu etwa Heinzel's eben genannten Auszug von *Orendel* zum Muster genommen hätte. Ein Hauptmangel des *Livre d'Artus* besteht darin, dass kaum irgend eine Episode fortlaufend erzählt wird; mehrere Handlungen gehen stets nebeneinander her und die Erzählung der einzelnen Episoden wird fortwährend unterbrochen. Es hätte somit bei der Analyse dieses Textes geboten erscheinen können, Zusammengehörendes zusammenzufassen. Allein ich zog es vor, diesem Modus nicht zu folgen, zumal wir bereits für einen ansehnlichen Teil des Textes eine derartig angelegte Inhaltsangabe, diejenige von P. Paris besitzen, dann aber vor allem deswegen, weil ich den Charakter des Romans besser wiederzugeben glaubte, wenn ich mich genauer an die überlieferte Reihenfolge hielt. Die Episoden und Episodenteile habe ich beziffert, um durch Verweise Zusammengehörendes zu kennzeichnen. Die Anmerkungen, die unter anderem zeigen, dass eine Reihe von Episoden und Hinweisen in P durch den Lancelotroman inspiriert sind, machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; eine solche zu erreichen, ist mir nicht möglich, da mir gegenwärtig ein grosser Teil der bekanntesten Ausgaben und Werke nicht zugänglich sind. —

Schliesslich sei bemerkt, dass ich im folgenden den Inhalt des ersten Teils von P, der sich, wie schon öfter gesagt wurde, im grossen und ganzen mit dem ersten Teil der *Vulgata* des *Livre d'Artus* deckt, kürzer wiedergebe als denjenigen des zweiten Teiles.

I.

Inhaltsangabe der Version P des *Livre d'Artus*.

(Bibl. Nat. f. f. 337.)

a) Teil I.[1])

Als Artus, [da er das Schwert aus dem Stein[2]) hatte heraus- **§ 1.**

[1]) vgl. P. Paris, *Romans* II 102—271. ibid. 102 wird mit Recht hervorgehoben, dass der Anfang des *Livre d'Artus* mit dem Schluss des *Merlin* in Widerspruch steht.

[2]) s. ibid. 86 ff. *Merlin-Huth* I 135 ff.

ziehen können,] vom Bischof Dubrices[1]) zum König gekrönt worden war und Hof hielt, hing ihm der Klerus und das Volk an; aber die Könige — nämlich Lot von Orkanie, Urien von Gorre, Neutre von Garlot, Karados Briebeauz von Estregorre, Aguiscant von Escoce und Yder — wollten trotz der Mahnungen des Bischofs nicht an die durch Merlin und Urfin bezeugte Herkunft des Artus von Uterpendragon und Yguerne glauben und sie verweigerten Artus die Huldigung. Die Fürsten werden vom Bischof excommuniciert und bei Carlion in einem heftigen Kampfe, in welchem sich Artus auszeichnet, geschlagen.

§ 2. [f° 4.] Artus begibt sich nach Logres, wo er viele seiner Getreuen zu Rittern schlägt. Merlin erzählt dort mancherlei von seinem Leben, seinen Gewohnheiten und von Artus' Familie; schon vorher hatte er Artus Ratschläge erteilt und er verspricht, ihm weiterhin beizustehen. Auf seinen Rat sendet Artus Bretel und Urfin nach Kleinbritannien, um die Brüder Ban, König von Benoyc, und Bohor, König von Gaunes, nach Logres zur Huldigung zu entbieten. — Die beiden Brüder waren damals vielfach in Kämpfen gegen Claudas, König *de la terre deserte*[2]) *que nos apelons orendroit boorges en berri*, siegreich gewesen und hatten sein Land zerstört; sie machen sich mit Bretel und Urfin auf zu Artus und überlassen — diesen Rat hatte ihnen Merlin übermitteln lassen — ihre Länder der Obhut ihres Vetters Leonce beziehungsweise Pharien's. Gegebenenfalls sollten diese den Königen Hülfe nachsenden; die Boten der letzteren würden sich durch einen Ring ausweisen. — Inzwischen hatte Artus auf Merlin's Rat Befestigungen anlegen lassen und rüstete sich, Ban und Bohor würdig zu empfangen; denn durch den allwissenden Merlin hatte er deren bevorstehende Ankunft erfahren. — Zu Ehren der Gäste werden dann glänzende Feste veranstaltet und nachdem Merlin und Urfin die königliche Herkunft Artus' bestätigt hatten, huldigen Ban und Bohor dem Artus; durch Merlin dazu bewogen, erklären sich die beiden Könige dazu bereit, mit Artus an den Hof Leodegan's zu gehen und diesem unerkannt zu dienen. Artus würde alsdann — so sagt Merlin — die Hand Guenievrens von ihrem Vater Leodegan angeboten werden; doch vor alledem sollten die 3 Könige möglichst viele Truppen aufbieten, da ihnen noch ein Kampf gegen die Artus nicht anerkennenden brittischen Fürsten bevorstehe.

---

[1]) Zu diesem Namen vgl. die Arbeit von Pütz in dieser *Zeitschrift* XIV, 195 ff., in welcher noch eine Reihe anderer in unserem Text vorkommender Namen in Urkunden der Bretagne, Englands u. s. w. nachgewiesen werden.

[2]) *terre deserte*, so benannt, weil dies Land Berry durch die Britten unter Uterpendragon verwüstet worden war; vgl. P. Paris, *Romans* III, 4. Auch im *Prosa-Tristan* ist von dem mit den Römern verbundenen *Claudas de la Deserte* öfters die Rede.

Merlin, der von Zeit zu Zeit verschwindet, um Blaise[1]) in Northumberland über die geschehenen und bevorstehenden Ereignisse zu dem Zweck zu berichten, damit dieser dieselben aufschreibe, gelangt dann auf wunderbare Weise rasch nach der Bretagne, weist sich bei Leonce durch einen Ring als Abgesandten Ban's aus und geleitet das von Leonce zusammengebrachte Heer nach Bedingran in Grossbritannien, wo Artus mit einem Heer stand. Die von Artus geschlagenen 6 brittischen Fürsten, denen sich noch Herzog Escaus von Cambenic, König Tradelinant von Norgales, König Brangorre von Estregorre, König Clarion[2]) von Northomberlande, endlich der König der 100 Ritter, Aguigens, anschlossen, hatten nämlich unterdessen in ihren Ländern starke Truppen aufgeboten und waren gegen Artus gezogen, den sie mit Leichtigkeit zu besiegen hofften; bei Bedingan werden sie aber in einer blutigen Schlacht geschlagen. **§ 3.** [f° 10.] s. § 1.

Auf Merlin's Rat sieht Artus von einer weiteren Verfolgung der Feinde ab. Merlin weist Artus einen Schatz, durch dessen Verteilung die Krieger reichlich beschenkt werden. Die Heere werden entlassen; nach Merlin's Aussage würden nämlich die Britten Artus einstweilen nichts anthun können; denn Iren und Sachsen hatten die Abwesenheit der brittischen Fürsten benützt, um in deren Länder einzufallen und dieselben zu verwüsten; vor Vandebere in Cornouaille hätten sie sich festgesetzt. **§ 4.** [f° 16.]

Artus, Ban und Bohor bleiben noch eine Zeit lang in Bedingran, wohin Merlin, der vorher plötzlich wieder einmal verschwunden und zu Blaise gegangen war, als gemeiner Mann verkleidet zurückkommt. Artus hat grosse Mühe, ihn zu erkennen. — Lisianor, die Tochter[3]) des verstorbenen Grafen Senain, kommt um Artus zu huldigen. Artus findet Gefallen an ihr und zeugt mit ihr Lohot, der später eines der tüchtigsten Mitglieder der Tafelrunde werden sollte. **§ 5.** [f° 17.]

Gegen Mittfasten machen sich Artus, Ban und Bohor auf Merlin's schon vorher erteilten Rat hin mit geringer Begleitung nach Carmelide zu König Leodegan auf, um diesem einige Zeit im Kriege **§ 6.** [f° 17d.]

---

[1]) Blaise ist bekanntlich im Merlinroman jener *prudhomme*, der Ratgeber und Beichtvater Merlin's, der — wie es heisst — auf Merlin's Wunsch die Geschichte Joseph's von Arimathia, Alain's und seiner Genossen aufschreiben sollte. Vgl. *Merlin-Huth* Bd. I, S. XIV; ferner ibid. 30f., 46ff., II, 139. Dieselbe Rolle ist ihm auch im Didot'schen *Perceval* zugeteilt. (Birch-Hirschfeld, *Sage v. Gral*, S. 177.) — S. ferner Kölbing, *Arthour & Merlin* CXII und San Marte's Vermutung (*Zs. f. d. Philol.* XXII, 448).

[2]) Statt des sonst üblichen Namens Clarion findet sich an dieser Stelle die Namensform *Panderai*.

[3]) Sie war, so heisst es, in Comperorantins geboren, d. h. in Quimpercorentin; vgl. dazu P. Paris, *Romans* III. 333f., Anm.

gegen Rion Dienste zu leisten. Artus sollte dann um Guenievre, Leodegan's Tochter, freien.[1])

§ 7. [f° 18.] s. § 3. 4. Die durch den schweren Verlust niedergeschlagenen elf brittischen Fürsten beraten in der Urien gehörenden Stadt Sorhaut, wie man den Einfällen der Sachsen am besten begegnen könne. Da von keiner Seite Hülfe zu erwarten sei, müsse man einig bleiben und mit Anspannung aller Kräfte die Marken schützen. Häufig kämpfen mit Erfolg Ider in Nantes, ferner Neutre de Garlot in der Gegend von Huidesan. — Neutre's Sohn, Galeschin, von Bewunderung für Artus' Siege erfüllt, erfährt auf seine Anfrage von seiner Mutter Blaasine, dass Artus ihr Bruder sei; er wünscht sehnlichst von seinem Onkel den Ritterschlag zu erhalten und vereinigt sich zu diesem Zweck mit anderen Jünglingen, meist Neffen Artus' und Söhnen jener brittischen Könige, die seine Begeisterung für Artus teilen. Es sind das Gauuenoit (Gavain) und dessen Brüder Agravain, Guerrehier und Gahariet,[2]) denen sich später andere anschliessen, unter ihnen Sagremoret, der aus Constantinopel herbeieilte.

§ 8. [f° 22.] Während die brittischen Fürsten nicht alle mit gleichem Erfolge die Angriffe der Sachsen zurückweisen, machen sich Galeschin und seine Vettern mit geringer Mannschaft auf nach Logres in der Bretagne, um näheres über Artus und seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort zu erfahren; sie beschliessen bis zu Artus' Rückkehr aus Carmelide das Land zu verteidigen. Von den gegen die hausenden Sachsen erzürnten Landleuten unterstützt, besiegen sie bald eine Schaar von Sachsen und Iren und bleiben auch Sieger, nachdem eine Flotte neue feindliche Truppen herbeigeführt hatte. In Logres, von woher er Hülfe erhalten hatte, lässt Gavain die Beute durch Do de Carduel verteilen.

§ 9. [f° 26.] s. § 6. Artus war inzwischen mit Ban und Bohor in Taroiaise von Leodegan freundlich aufgenommen worden; sie bitten ihn, ihre Namen einstweilen nicht angeben zu brauchen. Leodegan war seit Jahren mit König Rion in Krieg verwickelt; er wurde in seinen Kämpfen[3])

[1]) Nach *Merlin-Huth* II, 61 ff., wählte Artus selbst Guenievre zu seiner Gemahlin und Merlin trat als Werber für ihn auf.

[2]) Ihr Halbbruder war Mordret, den Artus in unbewusster Blutschande mit seiner Halbschwester gezeugt hatte. (*Merlin-Huth* I, 147 wird die Episode etwas anders erzählt.) Obgleich die Gattin Lot's bald über den Sachverhalt aufgeklärt worden war, liebte sie darum Artus nicht weniger; sie bedauerte vielmehr, dass Lot Artus nicht anerkannt hatte und sie ermunterte Gavain und Agravain dazu, an Artus' Hof zu gehen und zur Versöhnung Lot's mit Artus beizutragen.

[3]) Leodegan hatte bei Androhung harter Strafen alle seine Leute aufbieten lassen; die bei dieser Gelegenheit angegebenen Truppenzahlen sind derartig übertrieben, dass sich der naive Verfasser zu der unwillkürlich

durch die Ritter der Tafelrunde[1]) unterstützt, namentlich auch durch seinen wackeren Seneschall Cleodalis, der seinem Herrn treu blieb, obwohl dieser ihn hintergangen und seiner Frau Gewalt angethan hatte. Mit ihr hatte Leodegan eine Tochter gezeugt, die gleichfalls Guenievre genannt wurde wie Leodegan's rechtmässiges Kind. Leodegan hielt Cleodalis' Frau späterhin jahrelang gefangen, um jedes Zusammensein mit ihrem Gatten zu verhindern[2]). Die beiden Halbschwestern, die beide den Namen Guenievre tragen, hatten an einem und demselben Tage das Licht der Welt erblickt.

In einer furchtbaren Schlacht vor Taroiaise werden Leodegan's Feinde, Sachsen und Iren, grossenteils Riesen, geschlagen, besonders infolge der Heldenthaten des Artus und seiner Gefährten; zu letzteren gehört auch Merlin, der mit seinem flammenspeienden Drachenzeichen den Feinden Schrecken einjagt und Leodegan in Staunen versetzt. — Rion, von der Niederlage unterrichtet, lässt aus seinem Lande Dänemark Hülfe kommen; mit einem gewaltigen Heer belagert er Nablaise. Artus, Ban, Bohor und ihre Leute werden von Leodegan sehr geehrt. Artus und Guenievre, die rechtmässige Tochter Leodegan's, finden Gefallen aneinander und Leodegan giebt schon zu erkennen, dass er Artus, auch wenn dieser von geringerer Herkunft wäre, gern zum Schwiegersohn haben würde. Merlin erzählt von dem Zuge der jungen Neffen Artus' und von ihren Erfolgen. § **10.** [f° 30.] s. § 8.

Inzwischen hatte Tradelinant de Norgales, von Aguinier unterstützt, bei La Roche und Arondel über die Sachsen einen Sieg davongetragen; desgleichen kämpfte Aguiscant bei Vandeberes, wo er ohne Urien's Hülfe geschlagen worden wäre. Urien besiegte dann noch eine feindliche Abteilung bei Sorhaut. Seine Söhne Yvain le grant und Yvain l'avoutre gehen ohne Wissen ihres Vaters nach Logres, um sich von Artus den Ritterschlag geben zu lassen. Neutre § **11.** [f° 35.] s. § 7. 3.

---

komischen Bemerkung veranlasst sieht: [f° 26 d] *c mais tant en deuise li contes que au tens qui lors estoit faisoit len de .V. homes un millier. et li milliers qui ore est a noz tens feist au tens de lors. II. M.*

[1]) In unserem Text f° 2v° sagt Merlin, die Tafelrunde sei von Uterpendragon, Artus' Vater, eingerichtet worden; die Mitglieder derselben seien aber wegen der an Uter's Hofe aufkommenden Treulosigkeit zu Leodegan von Carmelide gegangen. Hier wird also die Translocierung der Tafelrunde zu motivieren versucht; vgl. dazu G. Paris, *Merlin-Huth.* Bd. I, XXVI. — Zu den verschiedenen Tafelrunden s. noch P. Paris, *Romans.* II, 63 ff. *Merlin-Huth.* I, 94 ff. II, 61 ff. *Queste d. St. Gral,* (Birch-Hirschfeld l. c. 41), Didot's *Perceval* (ibid. 171) Löseth. *Prosatristan,* § 311. *Ariosto, Orl. fur.* IV, 53 kennt zwar eine *nova* und eine *vecchia tavola,* unterscheidet aber nicht genauer. —

[2]) Wenig verändert wiederholt sich diese Episode in unserem Text f° 36v° und zwar auf Urien und die Frau des Seneschalls *de Gorre* übertragen; mit ihr zeugt Urien *Yvain l'avoutre*, während *Yvain le grand* Urien's legitimer Sohn ist.

kämpft, doch ohne eine entscheidende Schlacht zu liefern, vor dem Schlosse Buolande. Siegreicher ist Brangorre[1]) in der Nähe von Vindresore; er erhält namentlich von Karados Hülfe.

Die Hauptführer der Sachsen beschliessen Vandeberes aushungern zu lassen; ein Teil ihres Heeres sollte vor Clarence lagern. Clarion von Northumberland hatte den Herzog Escaut zu Hülfe gerufen; drei Tage kämpfen sie gegen die Sachsen *au destroit de la roche margot sus la riuiere de sauerne*[2]).

§ 12. [f° 42v°.] s. § 10. s. § 7. Merlin, der wieder einmal bei Blaise Bericht erstattet hatte, eilt, in einen Greis verwandelt, zu Gavain, um diesen auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welcher Sagremoret schwebte. Letzterer war nach seiner Landung in Douure in der Richtung nach Kamaalot gezogen, wo ihm ein zu Oriolt gehörendes Sachsenheer entgegentrat. Mit Hülfe der durch Merlin angestachelten jungen Helden wird ein blutiger Sieg erfochten; Sagremoret, hocherfreut über das Zusammentreffen mit Gavain und den anderen, schliesst sich ihnen an und der Sieg wird in Kamaalot gefeiert.

§ 13. [f° 46.] Oriolt zieht mit seinem Heer nach Northumberland und nach Cambenic, wo sein Vortrupp durch eine Abteilung von Escaut's Heer geschlagen wird. Oriolt findet dann bei Hargadebrant freundliche Aufnahme. Escaut sendet einem Versprechen gemäss die Hälfte seiner Beute an König Clarion.

§ 14. [f° 47v°.] s. § 11 und Anm. Die beiden Yuonet *(Yvain le grand* und *Yvain l'avoutre)* wären bei Bedingan von den Sachsen unter Bilas, der die Avantgarde von Sorjonde's Heer führte, gefangen genommen worden, wenn sich der Feind nicht gegen den von der anderen Seite kommenden Yder gewandt hätte. Ohne dazu von den beiden Yvain beauftragt zu sein, übergiebt Merlin, als Greis verkleidet, dem Gavain einen von ihm, Merlin, geschriebenen Brief, infolge dessen Gavain mit seinen Genossen

---

[1]) Es ist schwer, sich in diesen Namen zurecht zu finden. Oben § 3 wird Brangorre als König von Estregorre bezeichnet; denselben Titel führt § 1 Karados von Briebeauz. f° 39 wird als Herr der *marche destregorre et de norgales* König Belinant bezeichnet, der Bruder Tradelinant's; Belinant's, des Königs von Sorgales, Sohn ist *Dodinel le Sauuage;* Dodinel vereinigt sich *Kex destraus*, dem Neffen des Karados, um nach Logres zu gehen und sich dort den anderen für Artus begeisterten Jünglingen anzuschliessen. — Dieser Zug der Jungen hat auf gegnerischer Seite insofern ein Analogon als auch dort mehrere Jünglinge, die Gavain's und seiner Genossen Thaten erfahren hatten, sich im Felde auszuzeichnen wünschten. Oriol [f° 41r°] Neffe des Sachsenkönigs Brannague unternimmt einen Fouragezug am Humber; desgleichen zieht Sorjonde, Neffe des Magaat, in das Land Yder's von Cornouaille, um dort zu plündern. Ein anderer Neffe Magaat's, Errant, begiebt sich zu gleichem Zweck nach Leonois und Orkanie.

[2]) Dieser bald darauf vorkommende Name *Sauerne* wird statt der sich an dieser Stelle findenden Namensformen *Saonne* und *lauernie* einzusetzen sein.

und Truppen den beiden Yvain zu Hülfe eilt. Yder kämpft unterdessen mit ungleichem Erfolg. Dagegen erlangen die vereinigten Heere der Jünglinge in der Gegend zwischen Driaigue und Bedingan einen grossen Sieg über die Sachsen, welche von Sorjonde, Morgalant, Pignoriz und anderen geführt werden. Die Besiegten ziehen nach Vandeberes. — Nur kurze Zeit bleiben die Jungen in Bedingan; denn bald kommen sie, dazu aufgefordert, der von Errant angegriffenen Stadt Arundel zu Hülfe. Hier wären sie aber der feindlichen Übermacht unterlegen, wenn sie nicht von edelen Altersgenossen aus der Stadt, durchweg Verwandten Lot's und Brangorre's, Beistand erhalten hätten. Auf den Rat des wiederum verkleideten Merlin ziehen sie sich dann nach Arundel zurück.

§ 15. [f° 53.] König Lot war unterdessen durch häufige Sachseneinfälle hart bedrängt worden, sodass er es bitter bereut, Artus seiner Zeit nicht anerkannt zu haben; wegen Artus hatten ihn seine Söhne verlassen. (s. § 1.) Um nun seine Frau und seinen jüngsten (vermeintlichen) Sohn Mordret zu retten, will Lot dieselben nach Glacedon bringen, allein (s. § 7. Anm. 2.) er wird unterwegs von Sachsen überfallen, seine Frau wird von Taurus entführt und misshandelt, bald aber von Gavain befreit, der durch den als Knappen verkleideten Merlin auf ihre Gefahr hingewiesen worden war. In Arundel, wohin der kleine Mordret gebracht wird, erholt sich Gavain's Mutter bald, und sie begiebt sich darauf mit ihren Söhnen nach Logres, wo Gavain von Do de Carduel darüber aufgeklärt wird, dass derjenige, der Gavain unter verschiedenen Gestalten mehrfache Ratschläge erteilt habe, kein (s. § 12, 14.) anderer als Merlin sei.

§ 16. [f° 55.] Merlin hatte inzwischen bei Blaise Bericht erstattet und geht dann ins Königreich Benoyc auf den Continent, um Leonce, den (s. § 2.) Vetter Ban's, auf die bevorstehenden Kämpfe mit Claudas und Consorten vorzubereiten. Bei diesen Gelegenheiten flicht Merlin Prophezeiungen ein, die sich z. T. auf ihn, Merlin selbst, beziehen. Die Länder Ban's und Bohor's waren durch Claudas und den König von Gaule, dem Claudas gehuldigt hatte, bedroht; noch andere Verbündete standen diesem zur Seite, nämlich die Römer unter Ponce Antoine und Deutsche unter Führung des Herzogs Frollo. Merlin rät Leonce sich an einem bestimmten Tage mit einem Heer im Walde von Darnances zu verbergen und dort ruhig abzuwarten.

§ 17. [f° 56.] Merlin begiebt sich dann in die Nähe des Forstes von Briosque auf das Schloss des Dyonas, eines Lehnsmanns Ban's. Diane, die Königin von Sezile, hatte ihrem Patenkind Dyonas ehedem versprochen, dass die erste Tochter, die ihm geboren werden würde, dereinst den weisesten Mann zur Liebe entflammen und sich unterwürfig machen würde. Diese Tochter war Niniane; sie zählte 12 Jahre als Merlin, in einen Jüngling verwandelt, zu ihr kam.

Durch einige Zauberkünste nimmt sie Merlin so für sich ein, dass sie ihm ihre Liebe verspricht, falls er sie einige seiner Künste lehre. (s. § 10.) Merlin thut dies und begiebt sich darauf nach Taroiaise in Carmelide.

§ 18. [f° 57v°.] (s. § 15, 13, 11.) In einer zu Leescestre stattfindenden Versammlung beschliessen die durch die Sachseneinfälle stark geschädigten brittischen Fürsten, sich acht Tage vor St. Magdalena mit allen aufzubietenden Kräften in der Ebene von Leuezerp zu treffen und vereint gegen die Sachsen zu ziehen.

§ 19. [f° 58.] (s. § 17.) (s. § 15, 16.) In Taroiaise giebt Merlin den drei Königen Artus, Ban, Bohor Verhaltungsmassregeln für den bevorstehenden Kampf gegen Rion; dann orientiert er sie über die Verhältnisse in Logres und in Benoyc, sagt seine Hülfe zu und weist in seinen dunklen Prophezeiungen, wo von dem grossen Drachen aus den fernen Inseln[1]), dem gekrönten Löwen von Britannien, dem grossen Leoparden aus Kleinbritannien u. s. w. die Rede ist, auf allerlei Unglück hin, das sich zu Artus' Lebzeiten ereignen werde.

§ 20. [f° 59.] (s. § 10.) (s. § 6.) Auch dem Leodegan, der die drei Könige um Rat bittet, erteilt Merlin Ratschläge. Letzterer macht bei dieser Gelegenheit einige Andeutungen über Artus' Herkunft und Absichten, sodass Leodegan noch bevor er Artus' Namen und näheres über ihn erfährt, diesem Guenievrens Hand zusagt. Merlin stellt dann die 3 Könige dem Leodegan vor und am gleichen Abend wird die Verlobung von Artus mit Guenievre gefeiert.

§ 21. [f° 60.] Am nächsten Morgen wird unter Merlin's Leitung gegen Rion aufgebrochen[2]). Die Heere treffen sich bei Neblaise[3]), wo sich eine blutige Schlacht entspinnt. Merlin macht sich für alle, ausser für Artus, Ban und Bohor, unsichtbar. Im Kampfe zeichnen sich besonders aus Nascien der keusche, der später Eremit wurde, ferner Bohor, Ban, vor allen aber Artus, welch letzterer zweimal dem Riesen Rion[4]) gegenübertritt. Beide Male weiss Rion zu entweichen.

---

[1]) Vermutlich beziehen sich diese Prophezeiungen auf Galehaut, den König der fernen Inseln, der sich, gefolgt von 29 Königen (29 Schlangen), gegen Artus (den gekrönten Löwen) aufmachen werde, um diesen zu unterwerfen. Allein Lancelot (das ist der grosse Leopard, der damals noch nicht geboren ist) wird aus Liebe zu Guenievre (der grossen Schlange) Artus verteidigen und Galehaut wird Artus huldigen. Alles Prophezeiungen, deren Inhalt durch den Prosa-Lancelot inspiriert ist.

[2]) Hierbei sei auf jene von mir *Zs. f. r. Phil.* XVI, 116, Anm. 1, mitgeteilte Stelle verwiesen, in der auf eine Episode der *Vengeance Raguidel* angespielt wird.

[3]) Oder auch *Danebloise.*

[4]) Der endgültige Kampf zwischen Rion und Artus wird in der *Vulgata*-Fortsetzung beschrieben; vgl. P. Paris, *Romans* II, 319 ff., s. zu Rion: *Hist. littér.*, XXX, 245, Novati, *Studj di filol. rom. fasc.*, 6, S. 436 ff., Zimmer in dieser *Zeitschrift*, XIII, 32 f. 40 ff. Im *Merlin-Huth*, I, 202, wird Rion *sires de Norgales* genannt; in unserem Text wird er [f° 2c]

Artus erbeutet Rion's Schwert Marmiadoise.[1]) Aber auch Leodegan kämpft wacker und wird von seinem Seneschall Cleodalis so treu unterstützt, dass er diesen wegen seines früheren Vergehens gegen ihn um Verzeihung bittet. — Unter Merlin's Mithülfe werden die Feinde endlich besiegt, aber auf seinen Rat nicht verfolgt. Die Sieger ziehen in Taroiaise ein. s. § 9.

§ 22. [f° 70.] Bohor geht nicht mit ihnen, sondern begiebt sich nach dem ihm seiner Zeit von Uter geschenkten Schloss Charroc. Diesen westlich von Rion's Reich liegenden Platz Charroc hatte ehedem König Uter dem Amant entrissen, der nicht sein Lehnsmann werden wollte. Bohor hatte Charroc seinem Bruder Guinebaut zur Obhut übergeben. Während nun Bohor im Gefolge Leodegan's durch die Kämpfe gegen Rion in Anspruch genommen war, wollte Amant mit seinen Verwandten Guingambresil, Brandelis, Grinomelant wieder in den Besitz Charroc's gelangen; allein sie werden von einem Heer angegriffen, das unter der Leitung des mit Rion verbündeten Königs Glaalant steht. Amant erleidet grosse Verluste; er muss seinen Plan, Charroc zu nehmen, aufgeben, um so mehr als er erfährt, dass Bohor dort eingetroffen ist.

§ 23. [f° 71.] Artus' Hochzeit, deren baldige Feier Leodegan wünscht, wird auf Merlin's Rat noch verschoben, da Artus vorher noch in Benoyc eine Aufgabe lösen solle. Bohor wird mitgeteilt, dass er in Bedingan zu Artus stossen solle.

---

bezeichnet als *rois de la terre as jaanz et de la terre des pastures ou nus nose habiter, tant i auiennent merueilles et main et soir.* Auch in unserem Texte heisst es von Rion, dass er sich aus den Bärten seiner Gegner einen Mantel füttern oder säumen liess. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf eine Stelle in P. Paris, *Romans*, V, 45, hinweisen, wo Lancelot einem Knappen begegnet. Derselbe, so heisst es, hatte *les cheveux coupés sur les oreilles, comme tous les exilés bretons, car les gens du pays exigeaient leurs tresses.*

[1]) Von diesem Schwerte *Marmiadoise* [P f° 64 b] *dit li contes des estoires quele fu hercules qui mena iason en lisle de colquos por querre la toison du mouton qui toute estoit* [f° 64 c] *dor. et dicele espee ocist hercules maint iaiant en la terre ou iason enmena medea qui tant lama. mais li failli il la ou hercules li aida par sa grant deboneirete cui pitie il emprist. puisque iason lot guerpie et laissiee. et li contes dit que uulcans la fia* [wohl *foria* zu lesen] *qui regna au tens adrastus le roi de grece. et ot cele espee maint ior en son tresor. et icele espee ot tydeus li filz au duc de calidoine le ior quil fist le mesage a ethiocles le roi de thebes. por pollinices son serorge. et puis ala tant lespee de main en main et doir en oir que or la li rois qui ,u du lignage hercules . . . . . et lespee auoit non par son droit non mal mi adoises.* Vgl. P. Paris, *Romans*, II, 192 f. Ich führe diese Stelle an, weil aus ihr hervorgeht, dass unser Verfasser doch auch Darstellungen des antiken Sagenkreises kannte. Die Stelle enthält am Schluss eine Reminiscenz aus dem *Roman de Thèbes.* Siehe Constans' Ausgabe, Paris 1890. I, V. 1557 ff.; ferner ibid. II, S. 58, V. 1583 ff.

§ 24. Am nächsten Morgen brechen Artus und Ban mit ihren Truppen auf. Guinebaut bleibt mit seinem Bruder Ban etwas hinter dem Haupttrupp zurück und sie geraten in den gefahrvollen Forst *(forest perilleuse*, später hiess er *forest sanz retor)*, wo vor einem älteren Mann und einer schönen Jungfrau, Honorable geheissen, ein Reigen *(querole)* getanzt wird. Guinebaut, der sich auf allerlei Zauber versteht, verliebt sich in Honorable, die *dame de la terre soutaine*, und heiratet sie. Ihr zu Liebe schuf er den wunderbaren Reigen, an dem ein jeder Hinzukommende teilnehmen musste, ob er wollte oder nicht; ferner verfertigte er das selbstspielende, stets gewinnende Schachbrett. Die beiden zauberhaften Erfindungen sollten andauern, bis der in der Liebe stets treue Königssohn[1]) hinkommen würde; derselbe würde dann auch den damals (bei Guinebaut's Hochzeit) geschmückten Sessel beanspruchen und die bei gleicher Gelegenheit von Ban gestiftete Krone erhalten. Guinebaut, der zeitlebens bei seiner Frau Honorable blieb, schuf unter anderem auch noch das sich drehende Schloss, in welchem ein Reigen getanzt wurde, jenen Zauber, den später Meraugis auf seiner Suche nach Gavain kennen lernte[2]). Ban nahm Abschied von seinem Bruder Guinebaut, um das Hauptheer unter Artus einzuholen. Vor Ban erzählte dann der allwissende Merlin Artus von den Zauberkünsten Guinebaut's und von dessen Hochzeit, obgleich er nicht daran teilgenommen hatte.

§ 25. [f° 72.] Inzwischen war Bohor, nachdem er Charroc verlassen hatte, s. § 22. im gefahrvollen Walde mit Amant zusammengetroffen. Bohor will diesem Charroc überlassen, wenn er Artus huldige; allein Amant verweigert dies. Ein Zweikampf zwischen Bohor und Amant soll über den Besitz von Charroc entscheiden. Als der unterliegende Amant, von Bohor nochmals zur Huldigung aufgefordert, hartnäckig dieselbe zurückweist, wird er von seinem Gegner getötet. Ein Teil der Leute Amant's schliesst sich Bohor an; ein anderer, unter ihnen Guingambresil, Grinomelant und Brandeliz sagen, sie würden zu Artus und den Seinen nie eine Zuneigung fühlen können. An der Kampfesstelle lässt Bohor ein Hospiz errichten. Er traf dann mit Artus, s. § 23. Ban und Merlin in Bedingan zusammen; Bohor erzählt von seinem Zweikampf. Diejenigen Unterthanen Amant's, die ihm gefolgt waren, huldigen Artus.

§ 26. [f° 74.] Nach kurzem Aufenthalt in Bedingan wird auf Merlin's Weisung im Walde ein Schatz gehoben, der 12 prächtige Schwerter enthält. Auf dem Wege nach Logres kommen dem Zuge Artus' die helden- s. § 14. haften Jünglinge, Gavain, seine Brüder und Vettern, Sagremoret u. s. w. entgegen. Sie bitten Artus, ihm dienen zu dürfen und von

[1]) Es ist das Lancelot. Vgl. P. Paris, *Romans*, V., 310 ff.

[2]) Vgl. die betreffende Stelle *Zs. f. r. Phil.*, XVI, 116, Anm. 1.

ihm den Ritterschlag zu empfangen. Nachdem sie ihre Namen genannt haben, nimmt sie Artus hocherfreut in sein Gefolge auf und ehrt besonders Gavain. In Logres, wo Artus nach langer Trennung seine Schwestern, die Frau Lot's und die gelehrte Morgan wiedersieht, werden die Jünglinge zu Rittern geschlagen; Gavain wird mit dem trefflichen Schwert Escalibor umgürtet. Bei der glänzenden Feierlichkeit zeigt sich Artus sehr freigebig. Von allen Seiten strömen ihm Anhänger zu.

§ 27. [f° 75v°.] Damals unterrichtete Merlin Morgan vielfach in seinen Zauberkünsten. Gavain dankt Merlin, da er erfahren hatte, dass dieser ihm in mannigfacher Verkleidung öfters beigestanden und ihm Ratschläge erteilt habe. s. § 15, 14, 12.

§ 28. [f° 76.] Nach wenigen Tagen brechen auf Merlin's Rat Gavain, dann Artus, Ban, Bohor mit ihren Heeren auf, um den bedrohten Ländern Benoyc und Gaunes zu Hülfe zu kommen. Die Flotte verlässt Doure und landet in La Roche. In Benoyc hatte Leonce, in Gaunes Pharien gemäss den Anweisungen Merlin's Sicherheitsmassregeln getroffen. Die Feinde unter Ponce Antoine, Claudas, Randoles, welch letzterer die Truppen des Königs von Gaule führte, belagerten die Stadt Trebe, wo sich Helaine und Evain, die Frauen Ban's und Bohor's befanden. Leonce, Pharien und der Seneschall Antiaume[1]) treffen sich mit ihren Heeren im Walde von Darnances. Gavain rückt bis zur Loire vor; es folgen die Abteilungen unter Ban, Bohor und Artus. Wenige Tage vor St. Johannis kommt es bei Trebe zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher zuerst Gavain's Heer dem des Herzogs Froille, dasjenige Ban's dem des Claudas, dasjenige Bohor's dem des Ponce Antoine, endlich die Truppen Artus' denen Randol's gegenüberstehen. Dann wird die Schlacht allgemeiner. Das von Kei getragene Feldzeichen mit dem feuerspeienden Drachen[2]) jagt den Feinden Schrecken ein. Da treffen Antiaume, Gracien de Trebes, Pharien und Leonce mit ihren Truppen ein. Heftig wütet der Kampf auf allen Seiten[3]). Viele sterben den Heldentod infolge von Claudas' Treulosigkeit[4]). Artus, Gavain, Ban, Bohor, die, um sich zu erholen, den Kampf einige Zeit aussetzen, werden von Merlin gerügt und angespornt. Merlin ergreift, da die Feinde vorgerückt s. § 23. s. § 16.

---

[1]) Antiaume ist vermutlich mit dem Seneschall Aleaume des Prosa-Lancelot identisch, der durch Claudas bestochen, zum Verräter wird. Vgl. P. Paris, *Romans*, III, 6.

[2]) Vgl. hierzu die *Zs. f. r. Phil.*, XVI, 99 f., angeführte Stelle.

[3]) Es heisst da f° 81c: *Ilec ot grant bataille et fier. ilec norent mestier li coart gengleor qui le soir se uont uantant as cheminees. qui nont mie le cuer ne le hardement desgarder cels ne lor proesces. qui por pris et por honor conquerre ont laissiees lor terres et lor pais.*

[4]) S. die *Zs. f. r. Phil.*, XVI, 98 aus f° 82 v° mitgeteilte Stelle.

waren, nun selbst das Feldzeichen und reitet mutig vor[1]). Der Kampf, an dem nun noch Hülfstruppen aus Trebe unter der Leitung Banin's, Gracien's Sohn, teilnehmen, entspinnt sich von neuem und endlich werden die Feinde gänzlich in die Flucht geschlagen. Artus und seine Verbündeten ziehen als Sieger in Trebes ein.

§ 29. [f° 86.] Ban teilte in der folgenden Nacht das Lager seiner Gattin Helaine. Helaine hatte folgenden Traum: aus ihrem Schenkel ging ein Leopard[2]) hervor, der nach einem Streit zwischen einem gekrönten und einem ungekrönten Löwen nebst anderen Tieren den ungekrönten Löwen zur Huldigung vor dem gekrönten veranlasste. Rasch wuchs dann der Leopard heran und alle Tiere in Britannien, Benoyc, Gaule u. s. w. beugten sich vor ihm. Ban, dem Helaine ihren Traum mitteilt, geht in sich und erhält durch eine Stimme die Zusage, dass ihn der Tod erreichen werde, sobald er es wünsche;[3]) vorher aber werde er nochmals und zwar in nicht ferner Zeit Ehebruch begehen.[4])

§ 30. [f° 87.] Während seines einmonatlichen Aufenthaltes in Benoyc machte Artus zahlreiche Einfälle in das Reich des Claudas, der später Ban und Bohor soviel Unglück zufügen sollte.[5])

s. § 17. Merlin hatte sich inzwischen zu seiner Geliebten Niniane begeben, der er allerlei Zauberkünste beibringt, so z. B. einen Menschen in einen so tiefen Schlaf zu versetzen, dass er nicht aufwache; ferner giebt er ihr ein Mittel an, mit dessen Hülfe sie ihn, Merlin, stets zu sich rufen könne. Merlin fügte Niniane nie etwas Böses zu; sie

---

[1]) Hier [f° 83d] findet sich eine ganz interessante Charakteristik Merlin's. Ban lobt Merlin gegenüber Bohor: *molt a preudome en Merlin. si en parole molt. et sanz faille il estoit plains de merueilleuse proesce. et estoit forz du cors et de menbres et granz et lons en estature. mais bruns estoit et maigres. et plus uelud de peus uolages que autres hom. mais molt estoit bien forni de menbres et de cors. et gentils hom de par sa mere. de son pere ne uos dirai ge riens plus car assez lauez oi autre foiz qui lengendra. mais nos ne trouons pas lisant que il meist onques main sor home por mal faire ne li contes nen parole mie. mais souent auenoit quant il estoit en presse de gent atoute la baniere quil abatoit du piz de son cheual et homes et cheuals. . . .*

[2]) Der Leopard deutet auf Lancelot, den Helaine in jener Nacht empfing; der gekrönte Löwe ist Artus, der ungekrönte Galehaut. Die anderen in diesem Traum figurierenden Tiere sind die von Artus bezw. von Galehaut unterworfenen Fürsten. Das alles ergiebt sich aus den Deutungen, die Merlin [f° 87 r°] auf Ban's Bitten mitteilt. Vgl. noch oben S. 28, Anm. 1.

[3]) s. dazu P. Paris, *Romans* III, 14 f.

[4]) Dies bezieht sich auf die Zeugung *Hector's des Marès;* die betreffende Episode wird in der *Vulgata* des *Livre d'Artus* (vgl. l. c. II 112 ff. und 313) ausführlicher erzählt als im zweiten Teil von P. s. § 93.

[5]) vgl. die *Zs. f. rom. Ph.* XVI, 98 aus P f° 87r° mitgeteilte Stelle; ein ganz ähnlicher Passus findet sich noch P f° 87v°.

aber war argwöhnisch und suchte nach Mitteln und Wegen, um sich vor ihm zu hüten. Nach achttägigem Aufenthalt bei Niniane kehrt Merlin zu Artus zurück.

Nachdem auch Gavain dem Claudas viel Schaden zugefügt **§ 31.** [f° 87 v°.] hatte, brechen Artus und die Seinen nach Gaunes, von da nach La Rochelle auf. Hier besteigen sie die Schiffe, welche sie nach Britannien fahren. Merlin hatte ihnen noch geraten, nach nur zweitägigem Aufenthalt in Logres mit einer auserlesenen Schar nach Carmelide zu gehen.

Merlin geht nach dem Wald von Romenie, wo Julius Caesar **§ 32.** [f° 88.] Kaiser war, derselbe, den später Gavain in der Schlacht bei Lengres tötete[1]). In einen Hirsch verwandelt, auch in Gestalt eines Waldmenschen überzeugt Merlin nach einer Reihe von Abenteuern[2]) den durch einen Traum geängstigten Kaiser davon, dass ihn die Kaiserin hintergeht. Sie hielt sich zwölf als Mädchen verkleidete Jünglinge, welche nach der Entdeckung mit der Kaiserin verbrannt werden. Auf Merlin's Rat heiratet der Kaiser Avenable, ein Mädchen, das ihm in Männertracht unter dem Namen Grisodoles wesentliche Dienste geleistet hatte und des Kaisers Seneschall geworden war. Avenablens Vater, der Herzog Mathan von Soaue, erhält das ihm seiner Zeit von Frollo geraubte Erbe wieder; sein Sohn Patrice, also Avenablens Bruder, heiratet des Kaisers Tochter.[3]) — Nachdem sich Merlin noch dem Kaiser zu erkennen gegeben hatte, war er zu Blaise geeilt, um diesem über seine Erlebnisse in Romenie, sowie über die Versammlung der brittischen Könige in Lenezerp zu berichten. s. § 18.

Die brittischen Fürsten ordnen ihre Reihen und einigen sich **§ 33.** [f° 93 v°.] dahin, den Sachsen vor der Stadt Clarence eine Schlacht zu liefern. Obgleich der Kampf zeitweise zu ihren Gunsten ausfällt, werden sie doch und zwar mit grossen Verlusten zurückgeschlagen; sie beschliessen, ein jeder solle in sein Land gehen, um dasselbe gegen etwaige Angriffe zu verteidigen. Die Sachsen aber hausen und verwüsten, wohin sie kommen.

---

[1]) In der *Vulgata*fortsetzung des *Livre d'Artus* wird erzählt, dass Gavain den Kaiser in der Schlacht bei Langres tötete, vgl. P. Paris, *Romans* II, 358; aber der Kaiser heisst hier *Lucius*.

[2]) Einige dieser Abenteuer Merlin's sind derart, wie sie auch in anderen Texten von diesem Zauberer erzählt werden. Merlin nimmt verschiedene Gestalten an, lacht bei dieser oder jener Gelegenheit und nach dem Grunde seines Lachens befragt, macht er auf Dinge aufmerksam, die anderen verborgen oder unbekannt geblieben waren.

[3]) Diese ganze Episode ähnelt dem Schluss des *Roman de Marques d. Rome* (her. v. J. Alton, *Stuttgarter litterar. Verein*, No. 187. Tübingen 1889), ohne demselben jedoch so nahe zu stehen, wie dies P. Paris, *Romans* II, 213 vermutet. Alton ist dies entgangen; immerhin verweise ich auf seine Anmerkung zu 94 b 1. S. 175.

§ **34.** [f° 96v°.] s. § 31. Genau wie es ihnen Merlin geraten hatte, halten sich Artus, Gavain und die anderen Jünglinge nur kurze Zeit in Logres auf und ziehen dann nach Carmelide, wo sie von Leodegan mit Freuden aufgenommen werden. Artus sieht endlich Guenievre wieder und da Merlin versichert hatte, er werde sich zu rechter Zeit einfinden, wird der Hochzeitstag festgesetzt.

§ **35.** [f° 97.] s. § 33. s. § 28. 30f. s. § 15. s. § 1. Als die brittischen Fürsten, ein jeder in sein Land, heimgekehrt waren, vernehmen sie die Kunde von Artus' Thaten jenseits des Meeres; ferner hören sie, dass Lot's Frau von Gavain gerettet und nach Logres gebracht worden sei, und dass Gavain und seine Brüder geschworen hatten, Lot nicht zu dienen, bis er Artus gehuldigt hätte. Die brittischen Fürsten bereuen es nach alledem, Artus seiner Zeit die Huldigung verweigert zu haben und sie bitten Gott, ihnen zu einer ehrenhaften Verständigung mit Artus zu verhelfen.

§ **36.** So sehr sich auch Lot über die Rettung seiner Frau freut, so verdriesst ihn doch das Verhalten seiner Söhne Gavain u. s. w. Er sinnt darauf, seine Gattin und seinen kleinen Sohn Mordret durch List in seine Gewalt zu bekommen.

§ **37.** s. § 32. Über diese Absicht Lot's orientiert Merlin seinen alten Freund Blaise, dem er noch alles andere, was inzwischen geschehen war, mitteilt. Da er weiss, dass Artus ihn gern bei der Hochzeitsfeier haben möchte, macht sich Merlin auf und trifft am Abend vor dem Hochzeitstage in Taroiaise ein. — Verwandte und Freunde des Seneschalls Cleodalis ersinnen ohne dessen Mitwissen eine Intrigue, s. § 9. um die Cleodalis und seiner Frau ehedem von Leodegan zugefügte Schande zu rächen; sie wollen am Hochzeitsabend die falsche Guenievre, die natürliche Tochter Leodegan's zu Artus ins Brautgemach führen, die richtige Guenievre aber fortschaffen. Allein Merlin durchschaut ihren Plan und instruiert Bretel und Urfin, [f° 98.] welche den beabsichtigten Betrug verhindern sollen. — Am nächsten Tage wird die Hochzeit Artus' mit Guenievre in glänzender Weise gefeiert. Die Trauung findet im Münster *St. Estienne le martyr* statt und wird vom Erzbischof Dubrice vorgenommen, dem der Kaplan Amistant[1]) assistiert. — Während des darauf folgenden festlichen Mahles producieren sich Spielleute und Tänzerinnen. Dann wird ein Turnierspiel veranstaltet, in welchem sich die jugendlichen Helden, besonders Gavain, derartig vor den Rittern der Tafelrunde auszeichnen, dass diese neidisch sich vornehmen, die Scharte gelegentlich auszuwetzen. Von dieser Zeit an gilt Gavain für den Meister und Obersten unter allen seinen Gefährten und unter den Rittern der Tafelrunde, zu der er noch nicht gehört. — Nach einem zweiten Festmahl findet

[1]) Derselbe tritt auch im Prosa-*Lancelot* auf. Vgl. P. Paris, *Romans* IV, 196.

der Vespergottesdienst statt und darauf wird das Ehebett gesegnet. Guenievre, Artus' Braut, wird von der bestochenen Dienerin in den Garten geführt und von den Verrätern, welche die falsche Guenievre unterschieben wollen, festgenommen. Da stürzen sich Urfin und Bretel aus Verstecken hervor; sie töten 5 der Verräter; die übrigen entkommen. Die Dienerin wird vom Felsenufer in die Tiefe geworfen, die falsche Guenievre aber wird in ihres Vaters Haus geführt; Urfin und Bretel wollen die ganze Sache geheim halten. — Merlin, der ohne dabei gewesen zu sein, den Verlauf der geschehenen Dinge wohl kennt, rät Leodegan, seiner Tochter drei Jungfrauen ins Brautgemach zu schicken. Leodegan, darüber erstaunt, erfährt von Merlin den Sachverhalt. Er begiebt sich zu Guenievre, die er an einem Körpermal als seine legitime Tochter erkennt. — Nachdem Leodegan das Gemach verlassen, wird Artus nunmehr mit seiner Frau vereinigt. — So wird der verräterische Plan der Verwandten des Seneschalls Cleodalis vereitelt. — Durch die falsche Guenievre aber und durch den Verräter Bertolais sollte später über Artus, seine Gattin und sein Land schweres Unglück einbrechen.[1])

§ 38. [f° 102.] Dieser Bertolais hatte lange Zeit Leodegan treffliche Dienste geleistet. Einer seiner Vettern war von einem anderen Ritter getötet worden. Anstatt sich bei Leodegan zu beschweren und von ihm Strafe des Schuldigen zu verlangen, will sich Bertolais selbst Recht verschaffen. Am Abend nach Artus' Hochzeit tötet er jenen Ritter. Die falsche Guenievre, deren Vaterschaft Cleodalis leugnet, wird von diesem auf Leodegan's Wunsch ausser Landes geführt und in einer einsamen Abtei untergebracht, wo sie später mit Bertolais zusammen lebt. Bertolais, dessen That bald Leodegan bekannt wurde, wird enterbt und verbannt; er denkt daran, sich später furchtbar an Leodegan und Artus zu rächen.

§ 39. [f° 103 v°.] Nur eine Woche bleibt Artus nach seiner Hochzeit in Taroiaise. Er schickt Gavain mit der grossen Mehrzahl des Gefolges nach Logres, um dort alles zu einer reichen Hofhaltung auf St. Magdalena vorzubereiten. Dann bricht er selbst mit Guenievre auf, die sich einige ihrer Getreuen, unter anderen Guionmar, mitnimmt.

§ 40. [f° 104.] s. § 36. Im Walde von Sarpenic lauert auf sie der durch Spione orientierte König Lot, der Guenievre entführen will; Artus und die Seinen hätten der Übermacht weichen müssen, wenn nicht Gavain und Kei[2]), welche Artus entgegengehen wollten, hinzugekommen wären. Gavain kämpft, ohne ihn zu erkennen, mit seinem Vater Lot.

---

[1]) Ich verweise hierzu auf die *Zs. f. r. Ph.*, XVI, 96 f., mitgeteilte Stelle, in welcher auf Episoden angespielt wird, die im Prosa-*Lancelot* ausführlich erzählt werden. Vgl. P. Paris, *Romans* IV, 97 ff., 147 ff.

[2]) Hier findet sich die oben S. 12 f. angeführte Charakteristik Keiens.

Dieser wird besiegt; auch nach dem Wiedererkennen will Gavain nicht Gnade an ihm üben, bis Lot schliesslich alles Gewünschte zu thun verspricht. Gavain weint unter dem Helm und bereut es, seinen Vater so schwer verwundet zu haben. Artus verzeiht Lot um Gavain's willen und Lot leistet darauf Artus den Eid der Treue; seitdem waren sie zeitlebens Freunde. Als diejenigen, die noch mit Artus in Streit lebten, von dieser Vereinigung hörten, sagten sie sich, sie thäten besser daran, sich gleichfalls mit ihm zu versöhnen.

s. § 35.

§ 41. [f° 106.] Bei der Mitte August stattfindenden glänzenden Hofhaltung organisiert oder vielmehr reorganisiert Artus die Tafelrunde. So oft er Hof halte, wolle er sich nicht setzen, bevor nicht eine neue Aufgabe gestellt, ein neues Abenteuer aufgegeben würde. Seine Ritter sollten diese Abenteuer dann bestehen und darauf an den Hof zurückkehren, an welchem Preis und Ehre zu erlangen sei. Im Namen der Ritter der Tafelrunde gelobt Nascien, die am Hofe um Hülfe bittenden Jungfrauen und Ritter allezeit zu unterstützen und ihnen zugefügtes Unrecht zu bestrafen. Auf Artus' Wunsch geloben alle Ritter der Tafelrunde das Gleiche. Nachdem sich Gavain der Zustimmung seiner jugendlichen Genossen vergewissert hatte, wendet er sich an Guenievre mit der Bitte, dass er und seine 90 Gefährten sich ihre Ritter nennen dürften. Guenievre, hocherfreut, gewährt diese Bitte. Die *chevaliers de la reine* geloben, einem jeden, der sich an den Hof darum wende, gleichviel ob Mann oder Frau[1]), zu helfen. Der um Hülfe Bittende könnte jeweils einen unter ihnen auswählen; käme der betreffende *chevalier de la reine* nicht binnen Monatsfrist zurück, so würden ihn alle ein Jahr und einen Tag lang suchen, dann heimkehren und wahrheitsgetreu ihre Erlebnisse berichten[2]). Artus ist bereit, die neue Institution zu unterstützen; Guenievre solle zu diesem Zweck frei über seinen Schatz verfügen. Auf Guenievrens Wunsch sollen fortan vier Clercs alle Abenteuer der Ritter niederschreiben[3]).

s. § 9.

§ 42. [f° 107.] Bei der allgemein herrschenden Freude renommiert nach seiner verrückten Gewohnheit Daguenet[4]) von Carlion. Das war ein feiger Kerl, der unter anderem wiederholt in den Wald ging, dort seinen Schild an einen Baum hing und nun darauf losschlug; an den Hof

[1]) *Merlin-Huth*, II, 99, wird Gavain als Sühne dafür, dass er eine Dame tötete, die Pflicht auferlegt, fortan jeder bedrängten Dame beizustehen. Er entledigte sich seines Eides derart, dass ihm der Beiname *li chevaliers as damoiseles* beigelegt wurde.

[2]) Vgl. ähnliches im *Merlin-Huth*, II, 97.

[3]) *Merlin-Huth*, II, 100, werden 50 Clercs mit dieser Aufgabe betraut.

[4]) Dagonet tritt auch im Prosa-*Lancelot* auf; s. P. Paris, *Romans*, V, 103; eine grössere Rolle spielt er im Prosa-*Tristan*.

zurückgekehrt, schwindelte er und behauptete, einen oder zwei Ritter erschlagen zu haben.

Zwischen den Rittern der Tafelrunde und den *chevaliers de la reine* findet ein Turnierspiel statt. Vor Beginn desselben versichert Gavain Artus auf dessen Wunsch, nach Kräften dafür sorgen zu wollen, dass der Kampf nicht ernst werde und kein Unglück entstehe. Allein Gavain durchschaut den Neid der Gegner, welche diese Gelegenheit benützen wollen, um die seinerzeit erlittene Schlappe wieder gut zu machen. Als sie sich im Nachteil sehen, suchen sie sich dadurch zu helfen, dass sie sich scharfer Lanzen bedienen; an die ihnen deswegen gemachten Vorstellungen kehren sie sich nicht; Gavain und seine Gefährten ergreifen daher auch scharfe Waffen und das Turnier artet in einen blutigen Kampf aus. Gavain, der Artus von der Treulosigkeit der Gegner unterrichten lässt, meint, da er stets trotziger und ungestümer wird, weder der König noch die Königin sollten sich um den Streit kümmern; er achtet auch nicht auf die versöhnenden Worte Nascien's und Hervis', sondern er kämpft wie ein Wütender. Endlich wird der Kampf durch Artus, Lot und andere beigelegt. Erst nachdem die Ritter der Tafelrunde Gavain demütig um Verzeihung gebeten, willigt dieser in die Versöhnung. Seitdem galt Gavain für den Herrn und Meister aller Gefährten. Fortan sollten die Genossen nie mehr einander im Kampfe gegenübertreten, es sei denn jeweils Einer gegen Einen, an anderem Orte und unerkannt, in der Absicht, durch die Thaten in die Gemeinschaft der Tafelrunde aufgenommen zu werden. Damals gab es 250 Ritter der Tafelrunde; 400 aber waren es, bevor die Gralsuche beendet war, durch welche sie viel auszuhalten hatten.

§ 43. [f° 107 v°.]

s. § 37.

Damals verbreitete sich das Gerücht, dass sich im Lande Logres befänden: der Gral, in welchem Joseph von Arimathia das Blut Christi sammelte, als er und Nicodemus ihn vom Kreuze nahmen, ferner das heilige Gefäss,[1]) welches vom Himmel in die Stadt Sarraz kam, in welchem Christi Blut und Fleisch zum ersten Mal durch den Bischof Joseph geopfert wurde, endlich die heilige Lanze,

§ 44. [f° 113.]

---

[1]) Die in P f° 113 b, wie es scheint, nicht tadellos überlieferte Stelle lautet folgendermassen: *voirs fu cune nouele sespandi par la terre du roiaume de logres. que li saintismes graals en quoi ioseph darimathie auoit recoillu le degout du sanc du coste de ihesucrist. quant il le despendi de la seintisme croiz entre luj et Nicodemus. et li saintismes vaissiaus qui uint du ciel en larche en la cite de sarraz en quoi il sacrefia premierement son sanc et sa char par son euesque ioseph. que il sacra de sa main propre. et la saintisme lance de quoi ihesucrist ot trespercie le coste. estoient en la terre de logres areste. que ioseph i auoit aportez* . . . . Der Verfasser nimmt also, abgesehen von der heiligen Lanze, zwei verschiedene Gefässe an; das zweitgenannte wird mit der in mehreren Graltexten vorkommenden *patene* zu identificieren sein; vgl. Heinzel, *Gralromane*, S. 7 ff. 122.

welche einstmals Christi Seite durchbohrt hatte. Niemand aber wusste, an welchem Orte diese heiligen Gegenstände lagen. Nach einer Prophezeiung sollten diese Wunder durch den besten Ritter der Welt gefunden werden. Um nun zu wissen, wer dieser beste Ritter der Welt sei, machten sich die Ritter auf die Suche, sie nahmen an Turnieren teil, folgten Rittern, die sie rühmen hörten, ein Jahr und einen Tag, ohne sich länger als eine Nacht am gleichen Orte aufzuhalten. Dann kehrten sie heim und ihre Abenteuer wurden niedergeschrieben. So wurden die Suchen *(questes)* eingerichtet.

§ 45. [f° 113v°] s. § 43. Die Ritter der Tafelrunde waren über ihre Niederlage doch sehr gedrückt; sie suchten häufig die Gelegenheit, den Rittern der Königin einzeln gegenüber zu treten, namentlich Gavain, Yvain, Sagremor, bevor diese selbst zur Tafelrunde gehörten.

§ 46. Als sich Artus nach dem Mahle mit den drei Königen Lot, Ban und Bohor im Garten erging, riet ihm Ban, für die Zukunft nie mehr Turniere seiner Ritter untereinander zuzugeben; diese sollten sich vielmehr mit den Rittern aus der Umgegend im Turnierspiel üben. Artus billigt diesen Rat. Lot macht dann Artus auf das s. § 33. Unglück aufmerksam, welches die fortwährenden Einfälle der Sachsen über das Land brächten. Auf Bohor's Vorschlag soll Lot mit seinen Söhnen zu den christlichen Königen gehen und behufs gemeinsamer Bekämpfung der Landesfeinde einen zeitweiligen Vertrag mit ihnen schliessen. Lot ist dazu gern bereit. Als sich Gavain von Guenievre verabschiedet und seine Gefährten dem Schutze der Königin anempfiehlt, verspricht sie ihm, dass, solange die Sachsen noch im Lande wären, keine Turniere am Hofe stattfinden sollten.

§ 47. [f° 114v°.] In der folgenden Nacht geben sich Guionmar, Guenievrens Vetter, und die wollüstige, gelehrte Morgan[1]) der Liebe hin. Dies Verhältnis blieb lange unbemerkt, bis die Königin davon erfuhr und das Paar trennte. Aus Hass darüber fügte Morgan der Königin später viel Leid zu.

---

[1]) S. oben S. 13 ff. Auch in Robert's von Boron *Merlin*, wenigstens in der Prosabearbeitung dieses Textes, ist von dieser gelehrten Zauberin die Rede, welche besonders in *astrenomie* und *fisike* bewandert ist; vgl. die Ausgabe von G. Paris & J. Ulrich, I, 120; sie wird dort Morgue genannt und von ihrer an Neutre verheirateten Schwester, die den gleichen Namen in der Form Morgans trägt, wohl unterschieden. Das zeigt schon m. E. ein merkwürdiges Durcheinander der an Morgan anknüpfenden Episoden. Nicht besser steht es damit in der im ms. *Huth* enthaltenen Fortsetzung des Robert'schen *Merlin*. Hier ist Morgue nicht die Frau Neutre's, sondern diejenige Urien's; ihr Sohn ist Yvain. Manche der der Zauberin Morgan sonst zugeschriebenen Künste und Verhältnisse sind auf diese Gattin Urien's übertragen. S. *Merlin-Huth*, I, 266 ff, II, 168, 179 ff. In unserem Texte P lautet der Name der Zauberin fast durchweg Morgant; nach P heisst ferner Neutre's Gemahlin Blaasine, endlich diejenige Urien's Hermesan.

b) Teil II.

Die Erzählung schweigt jetzt von alledem, wovon vorher die **§ 48.** [f° 115.] Rede war und kehrt zu Artus zurück, ferner zu Gavain's und seiner Genossen Versöhnung mit den Mitgliedern der Tafelrunde. Bei dieser s. § 43. Versöhnung wurden Gavain und seine Gefährten in die Tafelrunde aufgenommen, und Gavain wurde von diesem Zeitpunkt an Meister und Herr aller Gefährten der Tafelrunde genannt.[1]) Während grosse Freude an Artus' Hof herrschte, traf die Nachricht ein, dass Hardagrauans und die Sachsen die Stadt Clarence belagerten, s. § 33. welche sich an Artus um Hülfe wandte. Artus macht sich mit seinem Heere auf und kommt in die Nähe der Stadt. Gavain überfällt mit einer Schar das Sachsenlager, er vernichtet zahlreiche Feinde, muss sich aber zurückziehen. — In der Schlacht bei Clarence zeichnet sich unter anderen Artus aus. Merlin setzt die Feinde in Schrecken durch das Drachenzeichen, welches er Kei nimmt. Die Sachsen erbitten sich Hülfe von Vandeberes.

Die brittischen Fürsten, die schon vorher bei Clarence ver- **§ 49.** [f° 124.] einigt gegen die Sachsen vorgehen wollten und die sich nunmehr an der Schlacht beteiligen, beklagen sich an einem Ruhetage bei Merlin, dass Artus und die Seinen ihnen in der Not nicht zu Hülfe gekommen seien. Merlin rät ihnen wiederholt aber vergebens, sich mit Artus zu versöhnen. — Gavain schneidet den Sachsen die von Vandeberes kommende Zufuhr ab; Artus macht ihm mehrmals Vorwürfe, dass er unvorsichtig sich in Gefahren begebe, worauf Gavain erwidert, man müsse dem Feind stets zu schaden suchen. — Die Einwohner von Clarence eignen sich die von Artus gemachte Beute an. Artus, darüber erzürnt, schickt Galetcondet zur Stadt mit dem Auftrag, die Beute zurück zu verlangen. Jeconias antwortet, man würde dieselbe nur dem König Urien herausgeben.

Infolge eines durch Merlin hervorgerufenen Staubwirbels ge- **§ 50.** [f° 126.] lingt es Artus, in Clarence einzuziehen. Er schenkt die Stadt dem Galeschin und entschuldigt sich förmlich bei Yvain, dass er Galeschin so auszeichne; er sagt dafür Yvain den Besitz von Vandeberes zu. Yvain verspricht Jeconias, der die Stadt Clarence so lange verteidigt hatte, das Amt eines Seneschalls von Vandeberes; Yvain und Jeconias waren mit einander verwandt und wurden seither die zwei Freunde genannt. — König Urien grollt, weil Artus die Stadt Clarence vergeben hatte. — Auf Merlin's Rat sucht Artus die brittischen Könige persönlich auf, um eine Versöhnung herbeizuführen; die Sachsen

[1]) Der Verfasser von Teil II giebt also keine Fortsetzung der Episode (vgl. § 46), in welcher Lot und seine Söhne den Auftrag erhalten, die brittischen Fürsten aufzusuchen und sie zur Versöhnung mit Artus aufzufordern; vielleicht hatte er eine Fassung vor sich, die diese Episode nicht enthielt.

sollten nämlich — das wusste Merlin — Verstärkung erhalten, welche den christlichen Heeren, die in einer Ebene lagerten, verhängnisvoll werden konnte. Mit Freuden wird Artus von den brittischen Fürsten aufgenommen, die ihm nunmehr alle mit Ausnahme Urien's huldigen. Wohl will Urien mit ihnen in die Stadt gehen, aber Artus' Lehnsmann werde er nie werden. Als ihm Merlin erwidert, er werde dazu gezwungen werden, schilt Urien den Merlin einen Zauberer. — Guenievre wird von Malehaut nach Clarence geführt.

§ 51. [f°127v°.] Die Sachsen ärgern sich, als sie am nächsten Morgen sehen, dass die Christen in die Stadt gegangen waren und daher von ihnen nicht mehr überfallen werden konnten. In den nun folgenden Kämpfen um Clarence werden die Sachsen, obwohl sie von Vandeberes aus Verstärkungen erhalten hatten, geschlagen; viele ihrer Könige werden getötet, so Sinagon, Pinogre, Sypharin, Thoas, Lucien, Santipus, Cristamant, Briamont, Plantamour und andere. Artus zeichnet sich wiederum aus. Die Sachsen fliehen in der Richtung nach Vandeberes. Gavain, von Elyezer wacker unterstützt, verfolgt die Feinde bis Mitternacht. Artus, in die Stadt heimgekehrt, vermisst Gavain und ist besorgt. Merlin beruhigt ihn[1]): Gavain werde am nächsten Morgen zurück sein. Und so ist es; Gavain legt sich erschöpft zur Ruhe. Artus, Ban, Bohor und Merlin, die ihn zu sprechen wünschen, wecken ihn nicht und empfangen ihn dann herzlich, als er zur Mahlzeit kommt.

§ 52. [f°132v°.] Auf Artus' Anfrage hin beschliessen die christlichen Heerführer, am dritten Tag nach Vandeberes aufzubrechen, um der Belagerung dieser Stadt durch die Sachsen ein Ende zu machen. Die Sachsenkönige Aminaduf, Brannaguez und Magaas treffen Sicherheitsmassregeln, als sie die Ankunft der Christen erfahren. Aminaduf lässt ein Schiff ausrüsten und verproviantieren, um eventuell darauf entkommen zu können. Artus lässt die Königin von Vandeberes fragen, ob er und sein Heer in die Stadt einziehen dürfen. Die Königin gestattet es. Der Einzug der Truppen währt einen ganzen Tag; Guenievre und ihre Gefährtinnen befinden sich unter denen, die zuletzt einziehen.

§ 53. [f°133.] Ein Bote meldet Artus die bevorstehende Ankunft des Königs Alain von Escavalon, der von Giromelant, Guinganbresil und Greoreas

---

[1]) P f° 131b: Merlin sagt: *ne uos esfreez ia de luj. que le matin le rauroiz auant que uos soiez leuez. il nest pas fait Merlins de cels qui toz iors gaitent lorillier. et se uantent as cheminees et dient quil uencheront forre. que auant que il reuiegne fera il toute paor au plus gros roi de cels de lost.* Vgl. hierzu die oben mitgeteilte ähnliche Stelle S. 31, Anm. 3, ferner W. Foerster's Anmerkungen zu *Yvain*, V. 597, (Grosse *Yvain*-Ausgabe, S. 284).

begleitet sei und ihm helfen solle. Gosengos ist darüber hocherfreut; denn die Angemeldeten sind Verwandte von ihm. Er geht zu Artus, um sich über die Richtigkeit der Meldung zu vergewissern und wird von Artus und Guenievre freundlich empfangen. Gosengos findet Gelegenheit, der Königin Guenievre eine Liebeserklärung zu machen, die nicht ungern aufgenommen wird.[1] Merlin lobt Artus und einigen anderen gegenüber den König Alain, der es mit Artus gut meine, nicht so seine Verwandten Giromelant, Guinganbresil und Greoreas, die neidisch und auf die Thaten der Artusritter neugierig seien. — Merlin schreibt dann für den nächsten Morgen die Aufstellung und Leitung der Schlachtreihen vor. Artus geht König Alain entgegen und führt ihn in den für ihn zurecht gemachten Palast. Nach dem Festmahl wird Alain der von Merlin ausgesonnene Schlachtenplan mitgeteilt; Alain billigt ihn. — Auch auf gegnerischer Seite wird die Schlacht vorbereitet. s. § 25.

§ 54. [f° 134 v°.] Am nächsten Tage beginnt der furchtbare Kampf um Vandeberes. Gosengos zeichnet sich durch seine Thaten aus und wird von der zuschauenden Guenievre beobachtet. Zum Siege tragen hauptsächlich Gavain und einige andere Mitglieder der Tafelrunde bei. Die Sieger ziehen in die Stadt; ihre Thaten werden am Abend viel besprochen; die Ritter der Tafelrunde werden gepriesen. Merlin bemerkt dazu, dass, solange nicht Neid und Verrat unter ihnen aufkomme, es mit ihnen gut stehen werde. Am folgenden Tage wird nicht gekämpft; die Stadtthore werden tagsüber offen gelassen; die Helden erholen sich und spazieren auf den Mauern der Stadt herum. Inzwischen denken die Sachsen daran, ihre Niederlage wieder gut zu machen; sie beschliessen, dass am nächsten Tage vor allem diejenigen Truppen in den Kampf gehen sollten, die sich bisher nicht daran beteiligt hätten. So wird am nächsten Morgen die Schlacht wieder aufgenommen. Im ersten Treffen stehen die Genossen der Tafelrunde. Merlin blendet die Feinde durch einen Staubwirbel, den er aufgehen lässt. Schon sind 6 sächsische Treffen vernichtet, da erscheinen Brannague und Magaat mit frischen Truppen; sie werfen die Christen bis an die Stadt zurück.

§ 55. [f° 138.] Sagremor kämpft wie ein Wütender; die Könige Brannague

---

[1] Nach einem Passus der Liebeserklärung zu urteilen, hätte Guenievre schon vorher mehrere Verehrer gehabt, aber nicht beachtet; die Stelle lautet f° 133c: *et il [Gosengos] dist quil ne sauoit dame que il autretant peust amer come luj. ne que il tant uolsist seruir. se ele mestier auoit de son seruise. mais uos estes fait il tant riche dame. que uos nauez mais cure de cels qui amee uos ont ca en arriere. Gosengos* wird wohl mit *Gasozein de Dragôz* in der *Krône Heinrich's von dem Türlin* zusammen zu bringen sein; freilich liebt *Gasozein Ginover*, ohne Gegenliebe zu finden. Zu *Gosengos* sei noch auf § 97 verwiesen.

und Magaat verwundet er tödlich. Vergebens ruft ihm Guenievre zu, sich zu schonen; sie fordert daher Gavain auf, ihm zu helfen. Gavain stürzt sich nun mit seinen Gefährten in den Kampf, der wacker ausgehalten wird, bis Artus, Ban, Bohor hinzukommen. Endlich werden die Sachsen zum Weichen gebracht und Artus kehrt mit den anderen Siegern abends in die Stadt zurück. Da plötzlich wird Sagremor krank; er sagt zwar selbst, dass es ihm bald besser gehen werde, sobald er nur etwas zu sich genommen hätte, allein alle sind um ihn besorgt. Merlin beruhigt sie und heilt den Kranken; er erklärt auch die Krankheit: sie stamme daher, dass Sagremor's Mutter, als sie den Knaben nährte, wegen der Sünde des Kaisers Adrian von Constantinopel nach Rom fliehen musste und in einem Schiffe auf der Tiber ohnmächtig wurde. Artus ist hocherfreut, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, dass Sagremor der Sohn des Kaisers von Constantinopel ist. König Brangorre erklärt, er sei mit Sagremor verwandt; denn seine (Brangorrens) Frau sei die Schwester des Kaisers von Constantinopel. Guenievre meint, Sagremor solle sich mehr zurückzuhalten wissen. Die alte Königin von Vandeberes ist der Ansicht, Sagremor solle *li desreez* genannt werden und dieser Beiname verblieb ihm fortan. Kei, der stets eine scharfe Zunge hatte, meint, der beste Beiname, den man Sagremor geben könne, sei: *li morz ieuns*[1]) (derjenige, der, wenn er nüchtern ist, stirbt). Gavain ist über diese Bemerkung Keiens aufgebracht und meint, Artus dürfe derartigen Schimpf in seinem Hause nicht dulden. Als Kei nichtsdestoweniger weiter höhnt, wird er von Gavain's Bruder Gaheriet zu Boden geschlagen. Gaheriet sagt, er hätte, wenn nicht Artus und seine Gemahlin zugegen gewesen wären, Kei zum Fenster hinausgeworfen; wenn Kei jene höhnende Bemerkung nur zum Spass gemacht habe, so sei auch sein Schlag nur spasshaft gemeint gewesen. Artus ist darüber empört, dass man seinen Seneschall geschlagen hat und er sichert ihm Sühne zu[2]). Kei lehnt dies ab und behauptet, nach dem Königreich Benoyc gehen zu wollen, um Ban und Bohor zu dienen; diese würden ihn besser zu schützen wissen. Brangorre verlacht Kei, den er für verrückt hält; Merlin kommt der ganze Streit thöricht vor und er stellt sich, als ob er schliefe. Als Sagremor hinzukommt und den Grund des Streites erfährt, lacht er darüber. Aber Artus wünscht,

---

[1]) Die beiden Beinamen Sagremor's werden auch im Prosa-*Lancelot* erklärt; vgl. P. Paris, *Romans*, IV, 28 f. S. noch *Merlin-Huth*, I, 206.

[2]) Artus' Langmut Kei gegenüber wird in P dadurch erklärt, dass Artus Keiens Vater Antor zu Dank verpflichtet war. Robert v. Boron motiviert dieselbe dadurch, dass Artus auf Merlin's Veranlassung durch Keiens Mutter genährt worden sei, während Kei einer Amme übergeben wurde. S. d. Ausgabe v. G. Paris & Ulrich, I, 140, s. noch ibid. S. XXI.

dass Kei dem Gaheriet zur Wiedervergeltung einen gleichen Schlag versetze. Gavain bittet, die Angelegenheit am nächsten Tage zu regeln; Artus solle Kei streng verbieten, anderen die tüchtiger als er seien, Spottnamen zu geben.

§ 56. [f° 140.] Schliesslich kündigt Gavain mit seinen Brüdern Artus die Gefolgschaft; wer sein Freund sei, solle ihm folgen; wer mit Gaheriet kämpfen wolle, solle in die Ebene kommen. Sagremor schliesst sich Gavain an; er werde, so sagt er, Kei noch bestrafen, weniger um die ihm persönlich zugefügte Beleidigung zu rächen, als vielmehr darum, weil Keiens wegen Gavain und andere treffliche Ritter sich von der edelsten Gesellschaft trennen und die Gunst der edelsten Dame (Guenievre) verlieren sollten. Das erfüllte sich später; denn an einer Furt zerschmetterte Sagremor Kei den linken Arm; dieser wäre ohne Sagremor's Hülfe ertrunken.

§ 57. Gavain, seine Brüder und Sagremor verlassen den Hof. Guenievre eilt ihnen nach und bittet darum, sie mitzunehmen; vergebens versucht sie, Gavain versöhnlich zu stimmen. Merlin macht inzwischen Artus bittere Vorwürfe wegen seines Verhaltens; er solle Kei strafen, ihn nach etwaigen weiteren Schmähungen einsperren lassen und den Beleidigten Sühne verschaffen; thue Artus das nicht, so werde er noch alle seine Genossen verlieren.

§ 58. s. § 50. Das Gerücht von diesem Streit gelangt zu Urien, der sich darüber freut und Spione ausschickt, um noch genaueres darüber zu erfahren.

§ 59. [f° 141.] Antor schilt seinen Sohn Kei und rät ihm, um Entschuldigung zu bitten und die Versöhnung herbeizuführen; allein Kei schweigt. Lot, die beiden Yvain, Galeschin und andere gehen zu Gavain, um sich von ihm den ganzen Streit erzählen zu lassen; nach seinen Absichten befragt, erklärt Gavain, unter anderem Namen zu *Galahot des isles lointaines* gehen zu wollen, um diesem zu dienen; Lot solle bei Artus bleiben. Die beiden Yvain und andere sind bereit, Gavain zu folgen. Guenievre nimmt sich alles dies sehr zu Herzen. Am nächsten Morgen soll aufgebrochen werden; vorher will sich noch Gavain in Logres von seiner Mutter verabschieden.

§ 60. [f° 142.] s. § 55. s. § 52. Inzwischen treffen die Sachsen, welche die gefallenen Könige hatten beerdigen lassen, die anderen Leichen aber verbrannt hatten, Vorbereitungen zu weiteren Kämpfen. Die Nachricht vom Zank an Artus' Hof erfreut König Aminaduf.

§ 61. s. § 57. Artus, der über Merlin's Worte nachdenkt, wird am Abend von schweren Sorgen heimgesucht[1]); alsdann beunruhigt ihn folgender Traum: er sieht, wie sein Sohn Lohot am Tage, da er den Ritter-

---

[1]) An dieser Stelle findet sich eine naive Hyperbel. Artus weinte so *que len poist ses mains lauer soz son menton.*

schlag empfangen, in einen finsteren Wald geht und dort ein wildes Tier bekämpft; vom Kampf erschöpft, schläft Lohot ein und Kei kommt hinzu, der Lohot einen weissen Vogel fortnimmt und ihn fliegen lässt. Dann erhebt sich ein Nebel, sodass Artus Lohot nicht mehr sehen kann. Zunächst denkt Artus nicht mehr an den Vogel; erst durch einen unbekannten Ritter wird er wieder daran erinnert. Kei wird alsdann über die That ausgefragt und muss dieselbe nach vergeblichem Leugnen endlich zugeben. Kei soll ausser Landes gehen; da schien es, als ob er Artus die Krone vom Haupte nehmen wollte, welche ihm aber von Gavain wieder aufgesetzt wurde[1]).

§ 62. Auf Merlin's Rat geht Artus am nächsten Morgen zu Gavain. Dieser hatte nur auf Guenievrens Bitten hin seine Abreise verschoben. Gavain willigt endlich in die Versöhnung ein, nachdem Antor in Keiens Namen um Verzeihung gebeten hatte, Kei vor Gavain niedergekniet war, nachdem ferner Artus sich selbst demütig entschuldigt[2]) und Guenievrens Absicht gutgeheissen hatte, Gavain ihr Land Carmelide zu überlassen. Über diese Versöhnung Gavain's mit Artus herrscht grosse Freude; nach dem Mahl wird beschlossen, am nächsten Tage gegen die Sachsen zu kämpfen.

§ 63. [f°144v°.] In dieser Schlacht kämpft Artus persönlich gegen König Aminaduf. Gavain, von Guenievre auf Artus' Gefahr aufmerksam gemacht, kommt seinem Oheim zu Hülfe und verwundet Aminaduf schwer; dieser wird von seinen Kriegern in ein Zelt gebracht und s. § 52. entkommt dann — so erzählt abends Merlin den christlichen Heerführern — auf einem Schiffe; an seiner Statt führt König Mohyanadapus, Aminaduf's Onkel, die feindlichen Truppen. Die Sachsen werden in die Flucht geschlagen und auf Merlin's Rat findet dann noch ein nächtlicher Überfall des feindlichen Lagers statt; zahllose Sachsen kommen dabei um; Mohyanadapus entweicht auf einem Schiff.

§ 64. [146v°.] Nach Verteilung der reichen Beute verabschieden sich die Kämpen von Artus und versprechen im Falle der Not wiederzukommen. Urien nimmt seinen Beuteanteil in Empfang, versteht sich aber trotz mehrfacher Ermahnungen nicht zu einer völligen s. § 50. Aussöhnung mit Artus. In Clarence wird Urien nicht eingelassen; grollend geht er in sein Land. Yvain wird mit Vandeberes belehnt; die alte Königin von Vandeberes soll er ihr Leben lang ehren. Yvain macht Jeconias zu seinem Seneschall. Merlin geht s. § 37. zu Blaise, um Bericht zu erstatten.

---

[1]) Dieser ganze Traum bezieht sich jedenfalls auf eine Episode, die im Prosaroman *Perceval le Gallois* erzählt wird. S. oben S. 12f.

[2]) Artus bedauert sein Verhalten (s. § 55) und sagt [f° 143d]: *car ce fu apres uin si en oi un poi plus beu que raison naporta qui me fist [faire] tel chose dont garde ne me pris.*

Artus begiebt sich, von den Königen Ban und Bohor begleitet, nach Logres und bereitet für Pfingsten ein Fest vor. Ban und Bohor verabschieden sich von ihm; sie setzen über das Meer und landen in La Rochelle in Poitou; sie reiten dann nach Gaunes, wo sie ihr Heer entlassen; dann führt sie wieder ihr Weg über Tours nach Trebe. Claudas befindet sich in Deutschland bei Verwandten seiner verstorbenen Frau, die ihm einen zweijährigen Sohn Dorin hinterlassen hatte. Ban und Bohor können sich somit ungestört ihren Frauen widmen. **§ 65.** [f° 147v°.] s. § 30.

Auf die am Pfingstfest eintreffende Nachricht hin, dass Raolais, der rote Ritter von Estremore, der Bruder Madoc's des Schwarzen, in Carmelide eingefallen sei und die Umgegend von Bedingan verwüste, zieht Artus mit einem Heere nach Estremore. Guenievre geht nach Karduel en Gales, um den Truppen näher zu sein. In der *au destroit de la roche* stattfindenden Schlacht wird Galeschin, der im Kampfe einen Neffen des Raolais getötet hatte, gefangen und soll am Galgen sterben. Artus unterhandelt persönlich mit Raolais. Dieser stellt folgende Bedingungen: nicht mit Galeschin, sondern mit Gavain, demjenigen Neffen Artus', den dieser am meisten liebe, wolle er, Raolais, einen Zweikampf eingehen; werde Gavain besiegt, so müsse Galeschin hängen; siege Gavain, so wolle Raolais Artus' Lehnsmann werden. Gavain bringt Artus dazu, auf diese Bedingungen einzugehen. Der Zweikampf soll nach vier Tagen stattfinden. **§ 66.** s. § 50.

Inzwischen entführte Urien Guenievre aus Karduel, während gerade ein Brand diese Stadt einäscherte. Merlin aber, der nach kurzem Aufenthalt bei seiner Geliebten Niniane und bei Blaise zurückgekehrt war, benachrichtigte, als Bettler verkleidet, Artus von jener Entführung[1]). Urien wird verfolgt, weiss aber nach heftigem Kampf mit Gavain zu entkommen. Guenievre wird immerhin gerettet und Artus nimmt sich vor, sie fürderhin, ausser wenn er über das Meer müsse, stets mit sich zu nehmen und in seiner Nähe zu behalten. Merlin eilt zu Blaise, um ihm zu berichten. Dieser schrieb alles Wort für Wort auf und durch ihn wissen wir es, wie das Meister Gautier Mape bezeugt, der dies auf die Bitten des Königs Henri für reichen Lohn aus dem Lateinischen ins Französische übertrug[2]). **§ 67.** [f° 150.] s. § 64. s. § 17. 30. u. § 3.

---

[1]) Über sonstige Entführungen Guenievrens s. G. Paris, *Romania*, XII, 502 ff. Es ist nicht uninteressant, zu sehen, dass auch in P der Entführer Urien der Erbauer gefährlicher Brücken ist; vgl. weiter unten § 113. — Meleaguant, Guenievrens Entführer im *Lancelot* Crestien's de Troyes ist der Sohn des Bademagus, Königs von Gorre (s. V. 637 ff.) Nach unserem Text P § 113 ist Bademagus der Neffe, Meleagant der Grossneffe Urien's.

[2]) Vgl. die *Zs. f. r. Phil.*, XVI, S. 108 oben mitgeteilte Stelle.

§ **68.** [f° 152.] s. § 66. Artus war nach Estremore zurückgeeilt. Am Tage, auf welchen man den Zweikampf zwischen Gavain und Raolais[1]) festgesetzt hatte, liess sich Gavain, der zufällig auf ein Wildschwein gestossen war, durch die Jagd auf dasselbe aufhalten. Schon drängte Raolais; Galeschin wird geholt, um am Galgen zu sterben. Raolais weist das Anerbieten mehrerer, die für Gavain eintreten wollen, zurück. Galeschin will sein letztes Gebet sprechen, da kommt Gavain auf seinem Pferd dahergestürzt. Die Kämpfer lassen sich auf eine Insel übersetzen, auf welcher der Kampf stattfinden soll. Raolais wird von Gavain besiegt, huldigt Artus und wird Mitglied der Tafelrunde. Sein Bruder Madoc aber, der Artus nicht huldigen wollte, begab sich in den grossen Forst von Sarpenic in das Land der Dame *destroit*. Hier errichtete er eine starke Veste und setzte den Brauch *(costume)* ein, dass ein jeder dahin kommende Ritter mit ihm kämpfen musste; war es ein Artusritter und wurde er besiegt, so wurde ihm das Haupt abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt[2]).

§ **69.** [f° 154v°.] s. § 67. Den Rest des Jahres verbringt Artus mit Guenievre und den Rittern der Tafelrunde in Karlion und er lässt Karduel wieder aufbauen.

§ **70.** Bei der Hofhaltung zu Weihnachten verweigert Artus seine Teilnahme am Mahle, weil bisher keine Nachricht von einem Abenteuer eingetroffen sei. Da sieht er vom Fenster aus, wie eine von einem hässlichen Zwerg begleitete Dame von einer Reiterschaar misshandelt und fortgeführt wird; sie soll nach dem Schloss der *tor perrine* (später *dolereuse tor* genannt) gebracht werden. Artus selbst eilt zu Hülfe; er stürzt aber vom Pferd, wird entwaffnet auf ein Ross gebunden und davongeführt. Gavain, der gleichfalls aus der Ferne den Überfall der Dame gesehen hatte, legt eiligst seine Waffen an, reitet dann in der Richtung, wo der Überfall stattgefunden hatte, und begegnet zunächst dem Bruder des Karacados *de la tor perrine*, den er bekämpft und tötet. Die beiden Yvain, Dodinel, Sagremor und Gaheriet hatten Gavain davoneilen sehen und folgen ihm. Als die Artus davonführenden Reiter den ihnen nachsetzenden Gavain erblicken, bleibt die Hälfte von ihnen am *gue Mabon* stehen, um Gavain nicht über die Furt zu lassen; die übrigen reiten weiter und übergeben Artus, die Dame und den Zwerg einem grösseren im Hinterhalt gelegenen Trupp. Gavain schlägt sich durch die erste Reihe durch; er erhält dann Hülfe von seinen Genossen und nach heftigem Kampfe wird Artus befreit. Obgleich sich die Gegner in

[1]) Von ihm, dem grausamen und gefürchteten Raolais ist — so heisst es — im *conte de la loisne* zu lesen, dass er im Kampfe stets, auch einer doppelt so starken Macht gegenüber, Sieger geblieben sei.

[2]) S. dazu W. Foerster's *Erec*-Ausgabe, S. XV, und in unserem Text § 111.

der Mehrzahl befinden, werden sie mit schweren Verlusten in die Flucht geschlagen. Auf Artus' Fragen giebt sich die Dame als Botin der Lore de Branlant[1]) zu erkennen; sie sollte an Artus' Hof einen Ritter dazu veranlassen, ihrer Herrin gegen Gaudin de Valesfroiz beizustehen. Gaudin wollte Lore zur Ehe zwingen, um zugleich in den Besitz ihres Landes zu gelangen. Artus erklärt, Gaudin, einen Verwandten des Aguiscant von Schottland, recht wohl zu kennen; er schätze ihn als wackeren Ritter, er werde aber nicht dulden, dass man edelen Damen in seinen Landen Gewalt anthue. Gavain erhält von Artus die Erlaubnis, das Abenteuer zu wagen. Die Botin berichtet noch auf Artus' Frage, dass der Ritter, vor dessen Misshandlungen Artus sie habe befreien wollen und den dann Gavain getötet habe, sie ehedem geliebt hätte; sie aber hätte ihre Liebe einem anderen geschenkt, der dann von jenem vielfach verfolgt worden sei. Die Botin ersucht Artus noch darum, ihre Herrin Lore nicht zu vergessen; dieser Botin gegenüber behauptet Gavain, *Daguenet le coart* zu heissen. Letztere macht sich mit dem Zwerg auf den Heimweg und meldet ihrer Herrin die bevorstehende Ankunft des Daguenet (d. h. Gavain's); sie verschweigt aber seinen Beinamen *le coart*. Artus, der seine Wunden verheimlichen möchte, wird von Yvain und Gavain, die darum wissen, zu Bett gebracht. Gavain macht sich am nächsten Tage auf zu Lore de Branlant.

§ 71. [f° 157.] s. § 67.

Urien, erbittert über seinen Misserfolg, sammelt ein Heer und belagert Clarence, das von den Brüdern Aces und Ales verteidigt wird. Aces geht nach Karlion, um Hülfe zu holen; unterwegs wirft er drei Ritter von Gorre, die ihn angreifen, von ihren Pferden und verwundet sie. In Karlion werden Aces die nötigen Truppen zugesagt, an deren Spitze Yvain und Galeschin gestellt werden; Artus selbst kann sich seiner Wunden wegen nicht an dem Zuge beteiligen. Ales sieht die Hülfe nahen und benützt diese Gelegenheit, um einen Ausfall aus der Stadt zu machen. Aus Liebe zu Yvain will niemand dessen Vater Urien im Kampfe gegenübertreten; da kämpft er selbst mit ihm, er nimmt Urien gefangen und zwingt ihn endlich dazu, Artus huldigen zu wollen.[2]) Inzwischen war Artus, wiederhergestellt, auf Guenievrens Rat mit weiteren Hülfstruppen nach Clarence nachgekommen. Urien huldigt ihm und wird Mitglied der Tafelrunde.

§ 72. [f° 160.] s. § 70.

Gavain, gefolgt von seinem Knappen Eliezer, lässt diesen warten, um mit drei riesigen Sachsen zu kämpfen, welche einer

[1]) Eine Person dieses Namens tritt auf im *Conte del Gral* V. 11669, ferner im *Chevalier as. II. espees.* V. 3175. s. noch § 75, Anm.

[2]) Ungeschickte Wiederholung der in § 40 mitgeteilten Episode, die zugleich das auch durch Lais bekannte Sagenmotiv vom Kampf zwischen Vater und Sohn enthält.

Jungfrau Floree Gewalt anthun wollten. Er tötet die Gegner und verspricht Floree auf ihre Bitten, sie nach ihrem väterlichen Schloss
s. § 53. Brion zu führen. Floree war die Tochter Alain's, in dessen Land
s. § 12. Escavalon Oriol, der Sohn des Dänenkönigs, eingefallen war; unterwegs erklärt sie ihrem Retter, dass sie keinen Mann geliebt habe, bis sie durch ihren Vater von Gavain's herrlichen Thaten vor
s. § 54. Vandeberes gehört hätte; sie glaubt, der stolze Gavain werde sie seiner Liebe nicht würdigen. Ihr Begleiter (Gavain), der sich nicht zu erkennen gibt, beruhigt sie deswegen und behauptet, Gavain von ihrer Liebe Mitteilung machen zu wollen. Darauf erzählt Floree, dass Gavain von einer anderen, nämlich von Guingambresil's Schwester
s. § 37. noch inniger geliebt werde und zwar seit dem Turnier nach Artus' Hochzeit, in welchem sich Gavain so sehr ausgezeichnet hätte; um ihrer Liebe zu Gavain willen hätten sie beide von dem neidischen Guingambresil manches zu ertragen gehabt; dieser habe seine eigene Schwester in einen Turm im Walde von Brequehan eingesperrt. Gavain lässt sich den Ort zeigen. Gavain und Floree treffen Eliezer wieder an, den sie vorher an dem Orte, wo ihn Gavain zurückgelassen, vergeblich gesucht hatten. Dieser erzählt ihnen, dass er inzwischen fünf Sachsen, die ihm seine Pferde rauben wollten, getötet habe.

§ 73. [f° 162.[Auf Alain's Schloss angelangt, begiebt sich Gavain, der unerkannt bleiben will, alsbald zur Ruhe. Floree erzählt von ihrer Rettung; Guingambresil zweifelt an der Wahrheit dieses Berichtes und verdächtigt den Retter, für den Floree wacker eintritt. Alain entfernt Guingambresil, um einem Streite vorzubeugen, allein dieser beschliesst mit seinen Brüdern, sich am nächsten Morgen dem Unbekannten (Gavain) in den Weg zu stellen. Alain erfährt davon und sendet, um es zu verhüten, seinen Neffen Arcais mit 4 Gefährten dem Guingambresil nach. Gavain, durch Elyezer über die feindselige Haltung Guingambresil's unterrichtet, weigert sich, als ihm dieser am nächsten Tage wirklich entgegentritt, seinen Namen anzugeben. Im Streite wird Guingambresil von Gavain abgeworfen und sein Pferd wird ihm genommen. Empört darüber, fordert der Besiegte von dem dazu kommenden Arcais, ihm sein Pferd zurückzuholen. Arcais lacht ihn aus; es kommt zum Kampfe, an dem sich einerseits Guingambresil, seine Verwandten und noch weitere 10 Ritter, andererseits Arcais, seine 4 Begleiter und Gavain nebst Elyezer beteiligen. Die letzteren siegen. Während Gavain mit seinen Knappen weiterreitet, führt Arcais den verwundeten Guingambresil und die übrigen, die den Kampf überlebten, nach Brion, wo Alain gerade im Begriff war, feindlichen Sachsen, die in sein Land eingefallen waren, die Beute abzunehmen. Arcais unterstützt Alain und nachdem sie ihren Zweck erreicht hatten, berichtet er den

Vorfall mit Guingambresil. Alain vermutet richtig, dass der Ritter, der sich nicht habe nennen wollen, kein anderer als Gavain sei. Alain ist über das Benehmen Guingambresil's äusserst ungehalten; dieser und seine Genossen wären zur Strafe gehängt worden, wenn nicht Greoreas zu ihnen gehört hätte. Guingambresil schwört, sich an dem, der ihn besiegt habe (Gavain) zu rächen und nach seinem Namen zu forschen; er will ihm auflauern. Sobald er von seinen Wunden geheilt war, verliess er den Hof Alain's, an welchem er viel geneckt wurde.

Nachdem Gavain und Elyezer bei einem Eremiten übernachtet **§74.** [f°165v°.] haben, gelangen sie am folgenden Tage nach Branlant. Alles ist in der Stadt besetzt; endlich finden sie ein Unterkommen bei einem Fleischer, der ihnen auf Veranlassung seiner Frau eine Scheune einräumt. Sie gehen alsdann in das Schloss, wo Lore gerade auf Mittel und Wege sinnt, was gegen ihren Feind Gaudin de Valesfroiz (s. § 70.) zu machen sei. Als keiner ihrer Ritter für sie einzutreten wagt, erbietet sich Gavain dazu. Lore aber ist enttäuscht, als sie den von Gavain angenommenen Namen *Daguenet le coart* hört; sie meint, Artus schätze sie nicht, dass er einen solchen zu ihr gesandt habe; sie wird aber deswegen von ihrem Seneschall Brun de Branlant getadelt. Man vergisst es, Gavain abends zum Mahle einzuladen; dieser lässt in seiner Wohnung ein grosses Essen herrichten, zu welchem er Arme, Bettler, Spielleute und Huren bitten lässt. Das laute heitere Treiben lockt auch Ritter heran, die absichtlich von Gavain nicht beachtet werden. Brun de Branlant wirft Lore ihr Versehen Daguenet gegenüber vor und erhält den Auftrag, die Sache möglichst wieder gut zu machen. Am nächsten Tage wagt es Gavain mit Eliezer allein gegen 40 eintreffende Feinde, Leute Gaudin's, zu kämpfen. Die meisten derselben werden getötet. Als Gavain auf der Verfolgung nahe daran ist, in einen Hinterhalt zu fallen, wo noch mehr Feinde liegen, reiten ihm unter Brun's Leitung Ritter zu Hülfe. An dem sich darauf entspinnenden Kampfe beteiligt sich Gavain erst wieder, als die Ritter Lorens trotz der Tüchtigkeit des sie führenden Seneschalls zum Rückzug gezwungen sind. Die Feinde werden alsdann besiegt. In die Stadt zurückgekehrt, verschenkt Gavain die von ihm erbeuteten Pferde und lässt auf den Abend Ritter und Bürger zum Schmause einladen. Loren und Brun, die ihn aufsuchen, lässt er sagen, er schlafe. Kaum sind diese fort, so wird das Essen aufgetragen, an dem sich so viele Ritter beteiligen, dass nur vier auf dem Schloss bei Lore zurückbleiben. Lore und der Seneschall, der in Daguenet richtig Gavain vermutet, gehen nochmals zu dem Beleidigten und bitten ihn um Verzeihung. — Gaudin erneuert am folgenden Tage mit vermehrten Kräften den Kampf. Gavain verhilft zum Sieg. Als Brun mit

vielen Gefangenen in die Stadt zieht, wird Gavain vermisst. Dieser war Gaudin nachgeritten, besiegt ihn im Zweikampf und übergiebt ihn Loren als Gefangenen.

§ 75. [f° 172.] Im Freudentrubel, der infolge dessen herrscht, verlässt Gavain die Stadt. Als seine Abwesenheit bemerkt wird, macht Brun wiederholt Loren wegen ihres Verhaltens Daguenet gegenüber Vorwürfe. Lore ist unglücklich; sie will selbst an Artus' Hof gehen, dort ihr Unrecht eingestehen und dafür büssen; erst jetzt wird sie sich ihrer Liebe zu dem Daguenet sich nennenden Ritter bewusst[1]).

§ 76. [f°172v°.] Sie hörte nie auf, ihn zu lieben und um dieser Liebe willen fügte sie später gar manchen Rittern Unrecht zu; so hielt sie Gavain's Brüder gefangen, um diesen dadurch zu sich zu locken.

§ 77. Gavain findet bei einem Eremiten die herzlichste Aufnahme und zwar weil er ein fahrender Ritter ist; denn diese, besonders die Mitglieder der Tafelrunde, waren damals sehr angesehen, zumal sie es sich angelegen sein liessen, die Missbräuche im Lande aufzuheben.

§ 78. s. § 73. Darauf begiebt sich Gavain wieder auf das Schloss Brion und wird von König Alain von Escavalon gefeiert. Gavain bittet, nicht nach seinem Namen zu fragen. In der folgenden Nacht sucht Alain's Tochter Floree ihren einstigen Retter an seinem Lager auf, sie erzählt ihm mancherlei von Guingambresil, wünscht, dass dieser ihm kein Leid anthue. Gavain fordert sie auf, sich zu ihm zu legen; sie lehnt das ab, ersucht aber dafür Gavain, ihr in ihr Schlafgemach zu folgen. Die beiden Liebenden zeugen einen Sohn, der ein sehr tüchtiger und angesehener Ritter werden sollte[2]); das wird Floreen durch einen Traum angezeigt, den Gavain ihr deutet. Auf ihren Wunsch nennt Gavain Floreen seinen Namen unter der Bedingung, dass sie ihn nur im äussersten Notfalle angebe. Aus Liebe zu Floree bleibt Gavain noch zwei Tage in Brion.

---

[1]) *Lore de Branlant*, die in P auch als *dame du grantdestroit* bezeichnet wird, ist zweifellos mit der *demoiselle de Gautdestroit* identisch, welche sich in dem Gedichte *Vengeance de Raguidel* in Gavain verliebt, ohne ihn je gesehen zu haben. Auch die unten § 110 erzählte Episode findet sich in der *Vengeance de Raguidel*. Im Roman *Gunbaut* ist gleichfalls von dem Liebesverhältnis zwischen Gavain und der *demoiselle du Gautdestroit* die Rede. S. *Hist. litt.* XXX. 70.

[2]) Damit ist, wie ich vermute, Guinglain oder *Guigalois=Wigalois gemeint. Die Eltern des Wigalois heissen im Gedichte *Wirnt's von Grafenberg* Gavain und Florie. Eine ganze Reihe von Punkten in unserem Text erinnern, was ich hier nicht weiter ausführen will, an ähnliches in den verschiedenen Versionen des Guinglain. Ist meine Vermutung richtig, so möchte die Bildung des Namens Guinglain vielleicht nicht, wie Zimmer in dieser *Zeitschrift* XIII. 18 vermutet, aus *Gui[n]galois+Gavain zu erklären sein, sondern aus *Gui[n]galois+Alain. Alain ist nach unserem Text der Grossvater des *Guigalois. Im *Parzifal* der Elsässer Claus Wisse und

Als er dann, von Arcais begleitet, fortgegangen war, trifft **§ 79.** [f°174v°.] er alsbald mit den ihm auflauernden Verwandten Guingambresil's (s. § 73.) zusammen, nämlich mit Illesgaleron[1]), Greoreas und Brandeliz. Gavain besiegt dieselben und Alain, zu dem sie von Arcais gebracht werden, lässt sie einsperren; sie sollen sterben, falls Guingambresil und Guiromelant, die nach ihrer Aussage immer noch in einem Hinterhalt liegen, um Gavain zu überfallen, Gavain ein Leid zufügen würden. Guingrambresil wird davon benachrichtigt, und bedauert, nun nicht gegen Arcais kämpfen zu können. Arcais hatte sich aufgemacht, um Gavain's Namen zu erfahren.

Gavain und Elyezer gelangen an ein befestigtes Schloss in **§ 80.** [f°176.] einem dichten Walde und werden dort, weil sie aus Logres von Artus' Hof kommen, freundlich aufgenommen; denn die in dem Schloss gefangene Dame ist Guingambresil's Schwester, die Gavain (s. § 72.) liebte, ohne ihn je gesehen zu haben. Gavain, der sich auch hier den Namen Daguenet beilegt, verspricht ihr, ihre Neigung dem von (s. § 74. 70.) ihr Geliebten mitzuteilen, der sie alsdann aufsuchen würde. Und in der That, Gavain kam später nochmals zu ihr und zeugte mit (s. § 217.) ihr einen Sohn. Deswegen hasste ihn Guingambresil nur um so mehr und kämpfte mit ihm vor Artus im *chastel de la marche.* Guingambresil's Schwester stellte sich mit ihrem Kinde zwischen die Kämpfer.

Philipp Colin wird (s. *Schorbach's Ausgabe* c. 572, 36 ff.) Gringelens als Sohn Gawan's und der Schwester Brandelin's bezeichnet. In unserem Text ist Floree zwar nicht Brandeliz' Schwester, aber Brandeliz lebt am Hofe ihres Vaters. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf einige Ähnlichkeiten zwischen dem oben Erzählten und Episoden im *Conte du Gral* hinweisen. Schon Crestien spricht von dem Hass Guingambresil's auf Gavain, aber er motiviert ihn anders als unser Kompilator; vgl. oben § 72, 53, ferner § 81 mit *Conte du Gral* V. 6133 ff. Ähnlich wie weiter oben § 80 Guingambresil's Schwester ihr Kind zwischen die Kämpfenden, Bruder und Geliebten, stellt, thut das Brandeliz' Schwester im *Conte du Gral* V. 17905 ff. Brandeliz sucht im Zweikampf mit Gavain den Tod seines Bruders *Morre de Lis* und seines Vaters *Melian de Lis* zu rächen; s. ibid. 17455 ff. (vgl. hierzu *Histoire littéraire* XXX. 192. Anm. 2, wo gleichwie in *Seiffert's Namenbuch zu den afz. Artusepen* S. 38 darauf aufmerksam gemacht wird, dass im *Conte du Gral* diese Geschichte Gavain's und seiner Geliebten zweimal und zwar mit einigen Abweichungen erzählt wird). Nach unserem Text P heiratet jene Floree *Meleant delis.* Man sieht aus alledem, dass die Ähnlichkeiten deutlich irgend einen Zusammenhang verraten, die Verschiedenheiten aber derart sind, dass die Annahme einer direkten Abhängigkeit des einen Textes vom anderen unzulässig ist.

[1]) *Zs. f. r. Ph.* XVI. 116 vermutete ich, dass das Vorkommen dieses Namens vielleicht durch eine dunkle Reminiscenz von *Ille et Galeron* des *Gautier d'Arras* veranlasst sei. Ich kann nicht constatieren, ob unser Illesgaleron, der übrigens in P eine nur sekundäre Rolle spielt, mit *Galleron de Galway* zusammengebracht werden kann (s. zu diesem *Histoire littéraire* XXX. 97, und Löseth, *Le Roman en prose de Tristan*, S. 277).

§ 81. [f°176v°.] Guingambresil gab seinen Groll gegen Gavain nicht auf; um seinetwillen verlor er seine Ansprüche auf Alain's Tochter Floree. Diese heiratete später den tüchtigen *Meliant delis*, Guingambresil's Schwester aber ward die Frau des *Meliant le gai*.

§ 82. s. § 71. Nachdem Artus in Clarence mit Freuden aufgenommen worden war, trifft dieNachricht ein, dass Brandus im Lande Raubzüge veranstalte. Dieser Brandus besass einen Hafenplatz Chaneviere am Hombre, ferner eine Festung *Neuue ferte*, die auch *la dolereuse chartre* oder *dolereuse garde* hiess, weil Brandus dort Artus' Leute, die er in seine Hände bekam, einkerkerte[1]). *Brehus sans pitié* rät s. § 12 f. seinem Vetter Brandus, den Sachsenführer Oriot, der in Karadigan eingefallen war, um Hülfe zu bitten und ihm Gefolgschaft zu versprechen. Das geschieht; Oriot giebt dem von Brandus abgesandten Brehus bedeutende Truppen mit, mit denen dieser dem Artus, der am Hombre lagerte, in den Rücken kommt. Für den nächsten Tag wird eine Schlacht vorbereitet und Brandus wird verständigt.

§ 83. [f°177v°.] s. § 80. Nachdem sich Gavain, ohne seinen Namen zu nennen, von Guingambresil's Schwester verabschiedet hatte, schickt diese einen Knappen an Artus' Hof, um die Ritter daselbst kennen zu lernen.

§ 84. Gavain war in eine morastige Gegend geraten, durch welche nur ein Pfad führte; hier lauern auf ihn Guingambresil und Giromelant, die sich mit je 5 Rittern in einiger Entfernung von einander aufgestellt hatten. Gavain wappnet sich und schickt einstweilen seinen Knappen Elyezer voraus, der das ehedem Guingambresil gehörende Pferd führt. Es kommt zum Streit, in welchem Gavain zunächst Guingambresil mit seiner Begleitung, darauf Giromelant mit den anderen 5 Rittern besiegt. Elyezer führt die erbeuteten Pferde mit. Am Abend treffen Gavain und sein Knappe in Bedingan in der Mark Cornoaille ein. Gavain wird hier geehrt; s. § 71. er vernimmt, dass sich Urien mit Artus versöhnt habe und dass Artus mit seinen Genossen in der Richtung gegen Karlion ausgezogen sei. In Karlion angelangt, lässt Gavain hier seinen Tross zurück und folgt dann Artus nach.

§ 85. [f°179v°.] Am 5. Tage trifft er vor der *dolereuse garde* ein. Über der Freude des Wiedersehens wird ganz daran vergessen, die nötigen Wachen auszustellen. Durch aufregende Träume erschreckt, lassen Artus und Gavain ihre Leute alarmieren; dazu hört man eine laute Stimme, die zu den Waffen ruft. Es ist diejenige Merlin's, der von Blaise in Northumberland hergeeilt war und auf den bevors. § 82. stehenden Überfall der Sachsen aufmerksam macht. Auf Gavain's Geheiss wird Guenievre in Sicherheit gebracht; Elyezer führte sie

---

[1]) Die *mauvaise coustume* dieses Platzes wurde später durch Lancelot beseitigt. Vgl. P. Paris, *Romans* III. 154 ff. 194 ff.

durch eine Furt. An diesem Orte, der seitdem *gue la roïne* hiess, besiegte später Lancelot den Alibon, bevor er das schwierige Abenteuer an der *dolereuse garde* bestand[1]). Die Feinde, die Artus in den Rücken fallen wollten, werden mit starken Verlusten geschlagen; auf der Flucht ertrinken ihrer nahezu 20000 im Hombre. Da stürzen neue Feinde aus der *dolereuse garde* hervor; Merlin macht auch auf diese Gefahr aufmerksam, und auch diese Scharen werden besiegt. Artus lässt Guenievre durch Galetcondet den Sieg verkünden und sie zurückholen. Die Freude im Lager ist gross; darin ist man einig, dass das Heer ohne jene geheimnisvolle Stimme, die zu den Waffen gerufen hat, verloren gewesen wäre. Man kann nicht erfahren, von wem sie gekommen ist; denn Merlin war inzwischen wieder zu Blaise und von da zu seiner gelehrigen Geliebten gegangen. — Nachdem Artus die Beute verteilt hatte, wird beschlossen, die Belagerung des sehr stark befestigten Kastells aufzuheben, dagegen in den umliegenden Marken gute Wachen zurückzulassen, um feindliche Plünderungszüge zu verhindern.

§ 86. [f° 181.] Artus zieht nach Logres, wo zu Ostern eine glänzende Hofhaltung stattfinden soll. Boten mit Einladungen dazu werden herumgeschickt, so an König Karados[2]) von Estregor, an Belinant von Sorgales, an Tradelinant von Norgales u. s. w. Nach Benoyc werden Bretel, Jordain und Urfin gesandt; sie treffen unterwegs zu ihrer Freude Kalogrenant, einen Ritter der Königin und Mitglied der Tafelrunde, der in der Bretagne einen Vetter, einen Lehnsmann des Herzogs Clinarant von Bretagne, aufsuchen wollte. Kalogrenant schliesst sich ihnen an; sie landen in Poitou, kommen dann an den Forst von Breceliande, wo sich die Boten von Kalogrenant trennen.

§ 87. s. § 67. Inzwischen führte Merlin bei Niniane[3]) ein angenehmes Leben; sie zeigte sich ihm nur darum so geneigt, weil sie so viel von ihm lernte; denn jedesmal, wenn er sie berührte, versetzte sie ihn in einen tiefen Schlaf. Wenn Merlin sie alsdann verlassen hatte, wurde es ihm klar,

---

[1]) Vgl. die Episode im Prosa-*Lancelot*, P. Paris, *Romans* III. 152 f. Nach dem *Merlin-Huth* verdankte der *gué de la reine* seinen Namen einer anderen Begebenheit, bei der es sich gleichwohl auch darum handelte, Guenievre vor Feinden in Sicherheit zu bringen.

[2]) Statt des handschriftlichen *Karaquados* wird man wohl *Karados Briebeauz* einzusetzen haben.

[3]) Ich gebe absichtlich die folgenden Episoden, in welchen die Gründung der Wunderquelle und Kalogrenant's Abenteuer an derselben geschildert werden, ausführlich wieder. Zur wenig motivierten, aber vielfach vorkommenden Identificierung Ninianens mit der *Dame du lac* verweise ich auf Rajna, *Fonti dell' Orlando furioso*, 113, Anm.; ferner auf G. Paris, *Merlin* Bd. I. S. XLV f. — s. noch ibid. II. 136 f. Das Liebesverhältniss zwischen Merlin und Niviene ibid. II. 139 ff. Niviene ist hier Tochter des Königs von Northumberland.

was sie ihm zugefügt. Dann wurde er tiefbetrübt, trotzdem konnte er ihre Gesellschaft nicht entbehren. — Gerade an demselben Tage, da sich Kalogrenant von seinen Gefährten getrennt hatte, begiebt sich auch Merlin in den Forst von Breceliande. Er will etwas schaffen, wovon man alle Zeit sprechen soll. Er nimmt die Gestalt eines langen, mageren, hässlichen Hirten an, ergreift eine grosse Keule und hüllt sich in ein langes Fell. Seine Ohren hängen ihm bis zum Gürtel herab; Augen hat er wie ein Jagdhund, einen Kopf wie ein Büffel. Dazu langes, schwarzes Haar, ein Maul wie ein Drachen und wülstige, offene Lippen, sodass man die weissen Zähne sieht. Auch hat er einen hohen Buckel; die Füsse stehen ihm verkehrt, sodass die Zehen nach hinten zeigen; ähnlich ist es mit den Händen, kurz, dies hässliche Monstrum von 18 Fuss Höhe und entsprechender Breite muss mit seiner gewaltigen Stimme jedem, der es sieht und hört, Furcht und Schrecken einjagen. — So steht Merlin da, auf dem Wege, den Kalogrenant betreten hatte; der grausige Hirt zaubert sich noch eine ungeheuer grosse Herde von Rehen, Hirschen und anderen Tieren hin, die um ihn herum weiden und nur fressen, wenn er es erlaubt. So erwartet er Kalogrenant. Da es etwas regnet, bedeckt er sein Haupt und seine Schultern mit einem seiner Ohren, mit dem anderen umhüllt er sich[1]).

---

[1]) Merlin ist in dieser Gestalt ein *mixtum compositum* verschiedenartiger Monstren, welche die weitverbreitete Sage im Orient, besonders in Indien, leben lässt. Es ist interessant, dass der grausige Hirt in der walisischen Erzählung von Owen und Lunet zwar andere Charakteristika der *monstra hominum* aufweist, aber doch auch zwei Merkmale derselben zu gleicher Zeit besitzt, die sonst gewöhnlich gesondert auftreten. Nach Loth's Übersetzung (s. *Les Mabinogion*, Paris 1889, t. II. p. 8) heisst es: *il n'a qu'un pied et un seul oeil au milieu du front;* der Hirt ist also zu gleicher Zeit *monocōlos* und *cyclops*. Allein dergleichen Kombinationen kommen auch anderwärts vor, so in dem mhd. Gedicht *Reinfrit von Braunschweig;* s. dazu wie überhaupt zu den Monstren K. Bartsch' Einleitung zu seiner Ausgabe des *Herzog Ernst*, Wien 1869. S. CXXXIV f.; CLXVI ff. — Von Leuten, die ähnlich wie Merlin in unserem Text mit ihren grossen Ohren ihren Körper verhüllen, weiss Isidor zu erzählen. Vgl. *Isidori Hispalensis Etymologiarum libri* XX. 1472. f° CXLIX v°: *Panothios apud Scithiam esse ferunt tam diffusa aurium magnitudine ut* [f° CL] *omne corpus ex iis contegant. Pan enim greco Sermone omne. othi aures dicuntur.* Wörtlich findet sich dieser Passus wieder bei *Vincentius Bellovacensis*, *Speculum naturale*. lib. 32. CXXVI. Doch die *Panotii* begegnen bereits im Altertum, wie zu ersehen ist aus den Ausführungen von E. Rohde, *Der griechische Roman und seine Vorläufer*. Leipzig 1876. S. 172 ff. — Der Aufsatz von L. Tobler, *Über sagenhafte Völker des Altertums und des Mittelalters (Zeitschrift für Völkerpsychologie* XVIII. 225 ff.) ist mir gegenwärtig nicht zugänglich. — Bekannter als die *Panotii* sind die *Sciapodes*, die Schattenfüssler, und die schon erwähnten *Monocōloi*. Vgl. *Isidor. Hispal.* l. c.; *Vincent. Bellovac.* l. c. CXXVII., ferner *Gautier de Metz*, *Image du monde. Bibl. Nat.* f. f.

Kalogrenant erschrickt beim Anblick des Waldmenschen, geht §88. [f°181v°.] aber auf ihn zu. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortet s. § 86. Merlin, er sei der, der er sei, Herr dieses Forstes, dessen Tiere ihm aufs Wort gehorchen und wenn er es wolle, an einer in der Nähe befindlichen Quelle getränkt werden. Diese Quelle werde von einem

---

No. 1548. f°18b; No. 1608. f°52b; No. 1609. f°20d; No. 1822. f°157a; No. 2173. f°21a; No. 2177. f°14v°; No. 2480. f°39v°; No. 14964. f°41v°. Den Abschnitt über Indien aus der *Image du monde* hat übrigens Le Roux de Lincy in seinem *Livre des légendes*, Paris, 1836, S. 207, abgedruckt; ferner sei verwiesen auf Gossonin's Prosaversion der *Image du monde*, *Bibl. Nat.* f. f. 574. f°52d; No. 25344. f°46a; auf die kürzere Prosaversion, Incunabeldruck o. D. u. J., *Bibl. Nat.* D. 3782. f°C1., endlich auf *Le Mirouer du monde nouuellement imprime a Genesue* 1517, f°. IV. v°. Über alle diese Monstren berichtet auch *Jean de Preis, dit d'Outremeuse, Ly myreurs des histors ed. Borgnet.* I. 283; ferner kurz Schedel's *Buch der Chroniken und Geschichten*, Nürnberg, 1493, Blatt XII. Einzelnes davon findet sich in der Alexandersage und in der Brandanlegende. S. übrigens auch Suchier, *Denkmäler provenzalischer Litt. u. Spr.* I. 344 und 564; ferner F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, Heilbronn 1879, S. 90 f.; dann den unedierten Artusroman *Rigomer* (s. *Histoire littéraire* XXX. 90); den italienischen Prosaroman *Fortunato* (Florenz, *Bibl. Nazion. Ms. Panciatich.* 36. f°78 ff. XV. Jahrh.) auf den mich Herr P. Rajna aufmerksam machte, desgleichen wie auf den *Ugone d'Avernia* des *Andrea da Barberino* (her. von Zambrini & Bacchi della Lega. *Scelta di curiosità letterarie* … CLXXXVIII. Bologna 1882). In diesem Roman wird (s. S. 232) von dem Riesen Marabus eine Schilderung gegeben, die einigermassen an die obige Schilderung Merlin's erinnert. Im weiteren Verlaufe des Romans kommen allerlei Monstra vor; s. die bisher nur auf den ersten Band gediehene Ausgabe S. 308 ff.; ferner die von mir benützte Hs. des Romans, *Bibl. Naz. Cod. Magliabechiano.* Cl. VI. 81, P. III. No. 59 f°47 ff. Specieller die Rede von diesen Monstren ist in dem *Roman des monstres d'hommes en Orient et en Inde (Bibl. Nat.* f. f. 15106). Von denen, deren Füsse wie diejenigen Merlin's nach hinten gerichtet sind — Isidorus nennt sie *Antipodes* — heisst es da, sie lebten fortwährend in Streit und Hader; mit ihnen werden in dem Gedicht diejenigen verglichen, die, anstatt geordnet zu leben, sich in Wirtshäusern und Bordellen herumtreiben und dort streiten. Dieser Roman bringt also die aus verschiedenen Quellen entnommenen Schilderungen monströser Völkerschaften, um mit ihnen allerlei Sünder zu vergleichen. Es handelt sich hier um ein moralisierendes Gedicht, das eine Reihe von scharfen Ausfällen gegen die Geistlichkeit und gegen Rom enthält. Nach meinem Dafürhalten haben vielleicht an diesem Gedicht, das 1810 paarweis gereimte Achtsilbner zählt, zwei verschiedene Autoren gearbeitet. Ich benütze schliesslich noch diese Gelegenheit, um darauf hinzuweisen, dass ähnliche monströse Vorstellungen wie die oben genannten auch in der echten walisischen Sage vorkommen; vgl. die Erzählung von Kulhwch und Olwen, wo (s. *Les Mabinogion* I. 219) ein gewisser Gwevyl auftritt, der, wenn er traurig war, die eine seiner Lippen bis auf den Nabel herunterhängen liess, während die andere über seinem Kopf gleichsam eine Kapuze bildete. Von Ähnlichem weiss schon Isidor zu erzählen; s. l. c. CXLIX. r°: *Aliae[gentes]labro superiore adeo prominenti ut in solis ardoribus totam ex eo faciem contegant dormientes.* — Auf alle diese Dinge werde ich in einer besonderen Untersuchung zurückkommen.

seiner (Merlin's) Verwandten und Freunde bewacht. Jeder Ritter, der es wage, aus einem an einer Sykomore angeketteten Becken auf den Stein bei der Quelle Wasser zu giessen, verliere sein Pferd an den Quellenbeschützer; weigere er sich das Pferd herzugeben, so müsse er mit dem Verteidiger der Quelle kämpfen. Siege dieser letztere, so führe er das Pferd des Besiegten fort; gehe dagegen der hinzugekommene Ritter aus dem Kampfe siegreich hervor, so falle ihm das wunderbare Schloss im Walde zu, zugleich dann auch die Geliebte des bisherigen Verteidigers, Lunete, die Cousine der gelehrten Niniane. Dem neuen Schlossherrn liege alsdann die Pflicht ob, die Quelle zu verteidigen. Kalogrenant frägt, woher der Verteidiger wisse, dass Jemand etwas an der Quelle berühre; ob er denn fortwährend bei der Quelle wache. Merlin antwortet, dass jedesmal wenn ein Ritter das Abenteuer wage, Dunkelheit eintrete und ein furchtbares Gewitter entstehe. Nach dem Gewitter, wenn die Vögel an der Quelle wieder ihren schönen Gesang anhöben, erscheine der Hüter wohl gewappnet zum Kampfe. Auf seine weiteren Fragen erhält Kalogrenant noch Auskunft über das Leben, das Merlin im Walde führt, und nachdem er erfahren, dass es bis zur Quelle nicht weit sei, beschliesst er hinzugehen. Unterwegs findet er in einer Einsiedelei gute Aufnahme.

§89. [f°182v°.] Über den Ursprung der Quelle wird folgendes erzählt: Niniane lehrte ihre schlaue, wegen ihrer Schönheit Lunete genannte Cousine viele von den Zauberkünsten, die sie selbst von Merlin gelernt hatte. s. § 82. Lunete hatte dem sie liebenden *Brehus sans pitié*,[1]) einem Ritter aus Benoyc, Vetter des *Branduz des ysles*, des Herrn von *Neuue ferte* am Hombre in Grossbritannien, Gegenliebe zugesichert unter der Bedingung, dass er thue, was sie befehle. Um ihn nun an sich zu fesseln, ging sie an die Quelle, die man die Quelle von Breceliande

---

[1]) Im Prosa-*Tristan* und im *Guiron le Courtois* spielt *Brehus sans pitié* eine eigenartige Rolle; ich verweise hierzu ausser auf Löseth noch auf Rajna, *Fonti dell' Orlando furioso* 106 ff. Zur ganzen Episode von der Wunderquelle in unserem Text s. *Zs. f. r. Ph.* XVI. 124 ff. Dem dort Gesagten sei hier noch hinzugefügt, dass die Rolle des Waldmenschen, den Crestien in seinem Yvain unbenannt lässt, auf niemand besser passt, als auf den Zauberer und Waldmenschen Merlin. Unmöglich wäre es nicht, dass hier wie auch sonst noch in unserem Texte (s. oben S. 11 ff.) ein ursprünglicherer Sagenzug vorliegt; sollte dem nicht so sein, so muss man doch sagen, dass unser Verfasser das in Frage kommende Motiv geschickt verwertet hat. — Zum Waldmenschen s. noch Holland's Anmerkung zu *Yvain* V. 286. *(Li Romans dou Chevalier au lyon von Crestien von Troyes.* 3. Aufl. Braunschweig, 1886. S. 17). — Schliesslich will ich noch auf einen Punkt hinweisen, der freilich auf blossem Zufall beruhen kann. Nach unserem Text ist die Freundin der *dame de la fontaine* (s. dazu G. Paris, *Romania* XVII. 335) die Geliebte Merlin's, Niniane, welche später mit der *dame du lac* identificiert wurde. [S. noch Nachtrag 2].

nannte; über der Quelle erbaute sie eine Kapelle, sie setzte den Stein hin, brachte das Becken an und verzauberte den Ort derart, dass sich jedesmal, wenn ein fahrender Ritter Wasser aus dem Becken auf den Stein goss, ein furchtbares Gewitter erhob; Brehus aber sollte dann jedesmal kämpfen und des Gegners Pferd fortnehmen; würde Brehus besiegt werden, so sollte der Sieger mit ihm anfangen was er wollte. So führte Lunete diesen Brauch an der Quelle ein, der alle Zeit Gültigkeit haben sollte.

Brandus, niedergeschlagen wegen der Besiegung der Sachsen, **§ 90.** s. §§ 85. 82. die ihm helfen sollten, will den Abzug Artus' dazu benützen, um seinen Vetter und dessen Geliebte in der Bretagne aufzusuchen. Nachdem er sein Schloss der Obhut eines Onkels überlassen hatte, führt er seinen Plan aus und findet bei seinem Vetter Brehus freundliche Aufnahme. Lunete bittet Ninianen zu sich, um ihr den Gast zu zeigen. Niniane verliebt sich in Brandus und belehrt ihn in ihren Künsten. So oft aber Merlin bei Niniane weilte, verkehrte Brandus mit seinem Vetter und beide gaben sich dem Jagdvergnügen hin.

So lebten die beiden Vettern lange fröhlich und vergnügt mit **§ 91.** s. § 88. den beiden Cousinen. Um sie zu trennen, schickte Merlin den Kalogrenant zur Quelle; denn er wusste wohl, dass dieser das Abenteuer herumsprechen würde. Merlin durchschaute recht gut Ninianen, die ihm seine Liebe schlecht vergalt[1]); trotzdem konnte er nicht von ihr lassen. Um ihretwillen sollte er dereinst schwere körperliche Qualen erdulden; allein den Geist[2]) Merlin's wollte Gott nicht verderben lassen; Merlin sollte daher von einem keuschen, getreuen Spross aus dem Geschlechte David's befreit werden, wie das noch berichtet werden wird, wenn Walter Map mit Gottes Hülfe die auf Bitten des Königs Henri begonnene Übersetzung aus dem Lateinischen so weit gefördert haben wird.[3])

Die drei Boten, die Ban und Bohor zu Artus' Hofhaltung ein- **§ 92.** [f° 183] s. § 86. laden sollten, waren nach Gaunes gelangt. Bohor's Unterthanen waren gegen ihren Herrn aufgebracht, weil er seinen langjährigen Connétable Pharien seines Besitzes enterbt hatte. Es geschah dies aus folgendem Grunde: Pharien's Onkel liebte eine Dame, die noch

---

[1]) S. dazu *Merlin-Huth* II. 193 ff.

[2]) In den *Prophéties de Merlin (Berner codex* 388) frägt die *dame du lac* Merlin, nachdem sie ihn im Grabe eingeschlossen hatte, wie lange sein Geist noch im Körper leben werde. Merlin antwortet [f° 76a] *li chars desor moi sera porrie ains que .I. mois soit passes. mais mes esperit ne faudra de parler a tous cex qui ci venront.* Vgl. dazu noch Ariosto, *Orl. fur.* III. 8 ff. Merlin's Grab enthält *col corpo morto il vivo spirto.*

[3]) S. hierzu schon oben § 67; vgl. *Zs. f. r. Ph.* XVI 108 ff.; ferner Nutt, *Studies on the legend of the holy Grail.* 119.

von einem anderen Ritter verehrt wurde. Dieser letztere forderte den, der im Namen von Pharien's Onkel beim König um die Dame werben sollte, dazu auf, dies zu unterlassen. Der Abgesandte, der sich darauf nicht einlassen wollte, wurde überfallen und getötet. Pharien versprach seinem Onkel Rache dafür zu nehmen. Nachdem der Ritter vor dem König die That beziehungsweise sein Mitwissen geleugnet hatte, tötete ihn eines Tages Pharien in Gegenwart anderer. — Pharien hielt sich eine Zeit lang bei Leonce, dem Vetter Ban's und Bohor's, auf, fühlte sich aber dort nicht sicher und s. § 30 f. ging schliesslich zum Feinde König Claudas über, der ihn freundlich aufnahm. Claudas verliebte sich in Pharien's Frau und diese erwiderte die Zuneigung. Pharien, der es merkte, hielt sich von seiner Frau etwas fern,[1]) sodass Claudas, dem die Frau dies mitteilte, vorsichtiger wurde. — Leonce war über den Verrat Pharien's tiefbetrübt und mied 2 Jahre lang den Hof der Brüder Ban und Bohor. Den Verwandten des von Pharien getöteten Ritters suchte er aber Schaden zuzufügen und diejenigen, die er von ihnen in seine Hände bekam, schickte er an Pharien, der sie einsperren liess.

§ 93. [f° 184.] Artus' Boten, Urfin, Bretel und Jordain richten Bohor und Ban ihre Botschaft aus; Bohor zögert etwas, der Einladung Folge zu leisten aus Furcht vor Claudas. Ban bestimmt seinen Bruder Bohor dazu, ihre Länder Leonce zur Obhut zu überlassen. Die Könige reisen zunächst nach La Roche, setzen dann über das Meer und gelangen zum Herrn *des Mares*, in dessen Nichte sich Ban verliebt. Er zeugt mit ihr einen Sohn, der später eines der tüchtigsten Mitglieder der Tafelrunde wurde[2]). Der Herr *des Mares* begleitet die Könige dann zu seiner Cousine, der Dame von Roestoc, welche auf Ban's Bitten die Nichte bis zu seiner Rückkehr bei sich behielt. Das Mädchen hatte drei Brüder, wackere Ritter; die Dame vom *pui de Malehaut*[3]) und diejenige von *Norhaut* waren ihre Cousinen.

§ 94. s. § 88. Kalogrenant, der die Nacht über beim Eremiten gut aufgehoben war, reitet am nächsten Morgen zur Quelle. Er that Unrecht daran, dass er sich nicht vorher mit einem neuen Sattelgurt versah. Bei der Quelle angelangt, steigt er ab und bindet sein Pferd an die Fichte, die neben der Sykomore stand. Kaum hat er aus dem Becken Wasser auf den Stein gegossen, als sich ein schweres Unwetter erhebt; dann scheint die Sonne wieder, die Vögel singen und mit grossem Lärm stürzt der Quellenverteidiger hinzu.

---

[1]) Im Prosa-*Lancelot* heisst es (s. P. Paris, *Romans* III 28 f.) Pharien habe seine treulose Gattin in einen Turm gesperrt.

[2]) S. hierzu § 29 und die dazu gehörende Anmerkung 4, S. 32.

[3]) Die Dame *de Malehaut* spielt bekanntlich im *Lancelot* eine grosse Rolle. Vgl. P. Paris, *Romans* III. 215 ff.

Kalogrenant ergreift seine Waffen und besteigt sein Pferd. Im Kampfe reisst der Sattelgurt und Kalogrenant wird, den Sattel zwischen den Beinen, abgeworfen; sein Pferd wird von dem Gegner fortgeführt.

So muss Kalogrenant zu Fuss fortgehen; gegen Abend ruht er etwas aus; da sieht er eine starke gewappnete Schaar daherkommen, die von Pharien geführt wird. Pharien hatte soeben mit Leonce einen Waffenstillstand geschlossen. Er erkennt Kalogrenant, ist sehr erstaunt über dessen Abenteuerbericht und bestimmt Kalogrenant dazu, wenigstens eine Nacht bei ihm im Schlosse *desus Arsie* zu rasten. Auf Kalogrenant's Vorschlag, mit an Artus' Hof zu kommen, vermag Pharien, da er Claudas Lehnstreue geschworen hat, nicht einzugehen, er bittet aber seinen Gast, sich gegebenenfalls seiner zu erinnern. **§ 95.** [f° 185.] s. § 92.

Kalogrenant macht sich am nächsten Morgen auf nach Burgund zu seinem Vetter, dem Lehnsmann des Herzogs Clinarant[1]). Von da begiebt er sich wieder nach Britannien. **§ 96.** s. § 86.

Guenievre ist traurig darüber, dass an der bevorstehenden, glänzend vorbereiteten Hofhaltung ihr Vater Leodegan krankheitshalber fehlen muss, noch mehr aber schmerzt sie, dass Gosangos ausbleibt, dem sie ihre Liebe zugesagt hatte. Gosangos hatte geschworen, bevor er Artus' Hof wieder betrete, an Gavain Rache dafür zu nehmen, dass er seine Freunde (Guingambresil u. s. w.) verwundet habe. Gosangos und Guenievre waren später eines Tages nahe daran, ihre Liebe ganz zu geniessen, allein Gavain überraschte und trennte sie. Der heftige Streit, der damals zwischen Gosangos und Gavain entstand, wurde durch die Mitglieder der Tafelrunde geschlichtet. **§ 97.** [f° 186.] s. § 53. s. § 84.

An der Hofhaltung Artus' nehmen auch Alain von Escavalon und Arquais teil. Dieser hatte Gavain erkannt und somit seine Suche vollendet; doch veranlasst er Alain dazu, einstweilen Gavain gegenüber nichts davon merken zu lassen, weil dadurch Gavain's Thaten, die dieser gern verheimliche, bekannt würden. Während des glänzenden Festes werden 500 Jünglinge zu Rittern geschlagen. Nach der Messe produzieren sich Spielleute aller Art. Da erscheint plötzlich Kalogrenant, der mit um so grösserer Freude aufgenommen wird, als er lange vergebens gesucht worden war. Nach dem Mahle unterhalten sich die Festgenossen durch Mitteilung von Erzählungen **§ 98.** s. § 86. § 72 f. s. § 79.

[1]) Der Schreiber von P schreibt die Namen gar sehr verschieden; neben dem zweimal vorkommenden *Clinarant* findet sich auch die Namensform *Elinant*. Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, dass ich in meiner Inhaltsangabe auf eine Uniformierung der Namensformen kein Gewicht gelegt habe, vielmehr absichtlich hie und da die verschiedenen Graphien für ein und denselben Namen angebe: so *Guiromelant* neben *Giromelant*, *Gosengos* neben *Gosangos* u. s. f.

u. dergl. Artus fordert Gavain dazu auf, seine Abenteuer zu berichten. Gavain thut dies, nachdem er geschworen, nur Wahres zu erzählen. Als er geendet hat, springen Alain und Arquais auf ihn zu, um ihm ihre Freude und ihren Dank auszusprechen; sie machen ihm Vorwürfe, dass er sich bei ihnen so verstellt habe. s. § 41. — Die erzählten Abenteuer werden von den Clercs wörtlich nieder- s. § 78. geschrieben; doch brachten diese in ihren Berichten nichts davon, dass Gavain das Lager Floreens, der Tochter Alain's, geteilt hatte. Dies kam erst später heraus, als sie ein Kind gebar, und dann glaubte man an das Abenteuer.

§ 99. s. § 94. Dann berichtet Kalogrenant auf Artus' Wunsch seine Erlebnisse an der Quelle im Walde von Breceliande. Die Zuhörer sind darüber nicht wenig erstaunt und sprechen den Wunsch aus, das Abenteuer zu versuchen; Yvain versichert, dass er, so wahr ihm Gott helfe, hingehen wolle, wenn auch nur, um das zu sehen.

§ 100. [f° 187.] Acht volle Tage dauern die Festlichkeiten. In dieser Zeit kommt Guionmar viel mit Artus' Schwester Morgant zusammen[1]), einer der heissblütigsten Frauen von ganz Grossbritannien; willig giebt sie sich dem schönen Jüngling hin, bis das Paar von Guenievre überrascht wird. Die Königin fürchtet für ihren Vetter den Zorn Artus' und sie zwingt Guionmar, ihr zu schwören, dass er sich Morgant in dieser Weise nie mehr nähern werde; sie müsse sonst Artus davon in Kenntnis setzen. Morgant, traurig darüber, packt ihre Habe und ihren Schmuck zusammen, und verlässt heimlich den Hof, um sich in den Forst von Sarpenic zu begeben. Hier bittet sie Gott, ihr Merlin als Berater zuzusenden.

§ 101. Merlin kommt auch hin und belehrt sie, sodass Niniane bald s. § 91. von seinen Künsten nicht mehr weiss, als Morgant. Um ihretwillen vernachlässigt Merlin Niniane und diese letztere fesselt ihn nur, wenn sie ihn zu längerem Verweilen beschwört. Merlin findet an Morgant eine so gelehrige Schülerin, dass sie bald alles weiss und fertigbringt[2]).

§ 102. Lange Zeit nachdem Merlin verschollen war, errichtete Morgant herrliche Wundersäle, wie sie noch niemand gesehen hatte. Eines Tages dachte sie daran, die Königin Guenievre und die Mitglieder der Tafelrunde zu erzürnen und es soweit zu bringen, dass sie ihren Geliebten Guionmar bei sich hätte; Ritter, welche von der Königin geliebt wurden, wollte Morgant ihr auf Nimmerwiedersehen entführen. Sie ging noch über *Escalon le tenebreus* hinaus in ein tiefgelegenes Thal, das vom Walde von Sarpenic begrenzt war. Von

---

[1]) S. zu alledem oben S. 13 ff.

[2]) Alles dies wird auch im Prosa-*Lancelot* erzählt. Vgl. P. Paris, *Romans* IV. 292 f.

diesem Thal aus führte ein Weg nach Sorelois, der andere nach dem Schmerzenturm *(dolereuse tor).* In diesem schönen Thal, dort wo die Wege auseinandergingen, liess sie eine Kapelle erbauen und sie verzauberte sie so, dass alle Ritter und Damen, die je in ihrer Liebe gefehlt hätten, einmal hineingelangt, nicht mehr heraus konnten, so lange bis derjenige hinkäme, der nie in seiner Liebe gefehlt hätte. Jungfrauen, Knappen und Ritter, die nie geliebt hatten, konnten frei ausgehen, sie konnten aber die Gefangenen nicht befreien. Dort blieb Morgant lange. Oben auf dem Hügel liess sie ein Kreuz anbringen, mit einer Weisung an die Vorübergehenden: Der Wanderer solle den Weg wählen, der ihm passe; wolle er schwere Abenteuer meiden, so solle er den Weg rechts gehen, der ihn nach Sorelois führen werde; der mittlere Weg leite zum Schmerzenturm und der links zum *val sanz retor*, den noch keiner, der in der Liebe gefehlt hätte, zurückgekommen sei. Derjenige, der das Abenteuer des Thales nicht bestehen würde, werde auch nicht über dasjenige beim Schmerzenturm obsiegen, noch aus dem Wasser bei der Klippe[1]) die beiden keuschen Liebenden herausholen. Derjenige, der ohne das Abenteuer bei *Escalon le tenebreus* bestanden zu haben, ins *val sanz retor* komme, werde darin bleiben müssen, bis endlich der Befreier erscheinen werde, der zugleich der Sohn des vor Schmerz gestorbenen Königs und der Königin mit den grossen Schmerzen sein werde[2]).

In der Zeit da Merlin viel mit Morgant verkehrte, liebte ein **§ 103.** [f° 188.] Ritter in der Herrschaft Escalon[3]) die Tochter des Schlossherrn und wurde von ihr wiedergeliebt. Sie konnten nicht zu einander kommen. An einem Ostermittwoch, als die Tenebrae gefeiert wurden, pflegten sie, nachdem die Lichter verlöscht waren, in der Kirche der Liebe. Das bemerkte ein frommer Mann; entsetzt, bat er in seinem Zorn Gott darum, Schloss und Kirche in tiefste Finsternis zu versetzen. Das geschah und dies Dunkel währte lange an[4]).

---

[1]) *Desoz la falaise.* Falaise ist übrigens bekanntlich der Name einer Stadt in Calvados. Die interessante Episode, die in Einzelheiten an mehrere weitverbreitete Sagen erinnert, wird im Prosa-*Lancelot* erzählt; s. P. Paris, *Romans* IV 307 ff. Der Stoff, ein echter Laistoff, ist kurz folgender: Ein Ritter ertränkt aus Eifersucht den früheren Geliebten seiner Frau, obgleich letztere die Treue nie verletzt hat; ihr Gatte selbst unterrichtet sie von dieser That; darauf stürzt sie sich ins Meer, nachdem sie Gott gebeten, ihr zu verzeihen und sie nach ihrem Tod für ihre eheliche Treue durch eine Vereinigung mit dem immer noch geliebten, ins Meer Versenkten zu belohnen. Die Bitte wird erhört.

[2]) Es ist das Lancelot, der dem Zauber des *val sans retour* ein Ende bereitet; s. P. Paris, *Romans* IV. 284 ff. Vgl. ausserdem noch ibid. 236 ff.

[3]) Vgl. zu dieser Episode die Darstellung ibid. 229 ff.

[4]) Bis Lancelot den Zauber löste; s. ibid. 279 ff.

§ 104. Der steinerne Turm im Walde von Sarpenic wurde aus folgenden Gründen Schmerzenturm, *dolereuse tor*, genannt: Im Forst von Sarpenic wohnten ehedem fünf Brüder; sie waren Sachsen, aber doch Christen. Drei von ihnen besassen Schlösser, die 10 Meilen von ihrem Stammsitz entfernt waren. Den vierten tötete Gavain an dem Tage, s. § 70. da Lore von Branlant Artus um Hülfe bitten liess; der fünfte fiel durch die Hand Driant's le gai, weil er diesem die Geliebte rauben wollte. Driant le gai war der Sohn Trahant's le gai und der Bruder s. § 81. Meliant's le gai. Als der jüngste der 3 überlebenden Sachsenbrüder den Driant schwerverwundet daliegen sah, wollte er ihn töten, um seinen Bruder zu rächen; allein seine Mutter, die sich auf allerlei Zauber verstand, liess es nicht zu; sie wollte nicht, dass Driant so schnell stürbe, er sollte vielmehr recht lange gequält werden. Sie liess ihn daher in einen Schrein einsperren, aus dem er nur durch den besten Ritter befreit werden könnte[1]). Die Mutter übergab Driant's Schwert ihrem Sohn Karacados mit der Weisung, es zu hüten, da er nur durch dies Schwert sterben würde. Als sie dies noch mit ihrem Sohn bespricht, begegnen sie Meliant le gai mit seiner Geliebten. Alsbald kommt es zum Kampfe zwischen Karacados und Meliant. Der Sachse trifft den Gegner mit seiner Lanze, deren Schaft aber abbricht, sodass die Spitze im Körper steckt; ausserdem verwundet er Meliant in ähnlicher Weise am Kopfe; denn ein Stück des Schwertes blieb im Haupte zurück. Die Alte aber ist mit ihren Zauberkünsten gleich bereit und will dafür sorgen, dass niemand den Splitter haben soll. Dann ruft sie Karacados zu, er möge mit seinen Schlägen einhalten und sie bestimmt, dass die Waffensplitter aus Meliant's Körper nicht entfernt werden sollen, bis der Sohn des vor Schmerz gestorbenen Königs dieselben herausziehen würde[2]). Meliant ist leblos zu Boden gefallen. Seine Geliebte wird trotz ihres Jammers von Karacados entführt und sie lebten lange zusammen; sie liebte Karacados nie,[3]) er hätte ihr daher das Schwert nicht anvertrauen sollen.[4]) Um sich die Zuneigung der Geliebten zu erhalten, ferner um die Ritter der Tafelrunde durch die schwer zu lösende Aufgabe hinzulocken, besonders auch um Gavain[5]) heranzuziehen, den Karacados töten möchte, weil er durch ihn einen Bruder verloren hat: aus allen diesen Gründen richtet Karacados

[1]) Das geschieht durch Lancelot. Vgl. P. Paris, *Romans* IV. 256 ff.

[2]) Der Sohn des vor Schmerz gestorbenen Königs ist Lancelot. Die oben erwähnte Episode findet sich im Prosa-*Lancelot* und zwar mit gewissen Abweichungen. S. ibid. III. 120—132.

[3]) S. ibid. IV. 264.

[4]) S. zu alledem ibid. 316 ff.

[5]) Gavain kam auch später hin und wurde eingekerkert; s. ibid. 263 ff.; vgl. ferner noch ibid. 310 ff.

folgendes Abenteuer ein: Sein Schloss wird von einer doppelten Mauer umgeben. Am Thor der ersten Mauer muss jeder dahin gelangende Ritter mit 10 der besten Gegner, dann mit Karacados kämpfen. Bei dem zweiten Thor führt ein schmales, schwankendes Brett über einen tiefen Graben. Am Ende des Brettes steht demjenigen, der bis dahin alles glücklich ausgeführt hat, ein schwerer Kampf bevor, zuerst mit einem, dann mit zwei u. s. w., endlich mit 5 Rittern, schliesslich muss derselbe noch einen neuen Kampf auf Leben und Tod mit Karacados eingehen. Ist auch dies überstanden, so ist der Sieger Herr des Schlosses und des Schmerzenturmes; in diesem letzteren werden alle diejenigen eingekerkert, welche ohne Erfolg das Abenteuer hatten versuchen wollen.

§ 105. [f° 189.] s. § 100.

Nachdem es bekannt geworden war, dass Morgant den Hof verlassen hatte, lässt Artus sie überall suchen. Guenievre lässt sich von Guionmar eidlich versichern, dass er nichts über ihren Aufenthalt wisse; Guionmar will aber nicht eher ruhen, als bis er näheres darüber erfahren haben werde.

§ 106.

Während der Hofhaltung in Logres zu Ostern werden neue Sachseneinfälle gemeldet. Der Herzog von Cambenic, König Aguiscant und Ydier von Cornoaille gehen heim, um ihre bedrohten Länder zu verteidigen. Artus, der in Logres verbleibt, verspricht ihnen, nötigenfalls Hülfe zuzusenden.

§ 107. s. § 95.

Bald darauf meldet Banin, der Sohn des Gracien von Trebes, im Namen Leoncens, dass Claudas den Waffenstillstand gebrochen habe, den Leonce mit Pharien geschlossen hatte; sein Bundesgenosse, der König von *Gales*[1]) sei in die Touraine eingebrochen, Pharien bekriege die Bretagne und unternehme Raubzüge bis in die Nähe von Gaunes.

§ 108. s. § 93. s. § 25. s. § 29.

Bohor und Ban verlassen Logres. Ban belehnt unterwegs die von ihm geliebte Nichte des Herrn des Mares mit den Schlössern Charrot und Oeleuant bei Karadigan. Artus, der ihnen das Geleite giebt, billigt das. — Nach glücklicher Meeresfahrt landen die Brüder Ban und Bohor, ferner Antor in La Rochele. Bohor bleibt in Gaunes, Ban geht nach Benoyc, Antor nach Trebes und von da nach Tours. Claudas wird von Antor besiegt und sein Land wird verwüstet. Claudas zieht mit einem neuen Heer vor die Stadt Trebes, wo sich die Königin Helaine befand. Ban eilt zu Hülfe und macht reiche Beute. Inzwischen rückt Bohor vor und brandschatzt das Land Claudas' gegen Monlaus hin. Der vernichtende Krieg dauerte 4 Jahre lang; schliesslich zogen Ban und Bohor dabei den kürzeren. Sie waren alt, Bohor auch gichtleidend, und sie konnten das Reiten nicht mehr vertragen. Claudas ward Lehnsmann des Königs von Gaule

[1]) Es wird *Gaule* zu lesen sein.

und erhielt weite Ländereien zugesprochen; auch erhielt er Hülfe von Deutschland, ferner von Rom aus durch Poince Anthoine.

§ 109. [f° 190.] Ban's Frau gebiert einen Sohn; in Trebes wird dieser auf den Namen Galaad getauft, die Mutter aber lässt ihn fortan zur Erinnerung an ihren Vater Lancelot nennen. Bald darauf schenkte Bohor's Gattin 2 Söhnen das Leben, von denen der ältere wegen eines auf seiner Schulter sich findenden einem roten gekrönten Löwen ähnlichen Zeichens Leonce, der andere nach seinem Vater Bohor genannt wird. Dieser wurde seiner Zeit nächst Lancelot der tüchtigste Ritter; er war in den himmlischen Abenteuern glücklicher als Lancelot; denn er bekam mehr vom Gral zu sehen.[1]) Ban und Bohor, der Vater, hatten ihr Leben lang zu kämpfen; durch Poince Anthoine verloren sie alles. Artus konnte ihnen nicht helfen, er hatte selbst genug zu thun. Alles dies wird noch wörtlich erzählt werden, wie es Walter Map aus dem Lateinischen übersetzt hat.[2])

§ 110. [f° 191.] Als Artus, der Ban und Bohor bis Malohaut begleitet hatte, nach Logres zurückgekehrt war, langt Lore de Branlant mit ihrem Seneschall bei Hofe an. Sie übergiebt Artus den Gaudin de Valesfroiz unter der Bedingung, dass er dessen Leben schone. Gaudin wird von den Rittern der Könige Lot und Neutre mit Freuden aufgenommen. Lore berichtet dann reuevoll, wie sie sich *Daguenet le coart* (Gavain) gegenüber benommen habe; seines Namens wegen habe sie ihn nicht genügend geehrt, sie will diesen daher um Verzeihung bitten. Die Anwesenden lachen beim Namen dieses verrückten Ritters. Lore merkt wohl, dass sie zum besten gehalten worden war. Der richtige Daguenet wird herbeigeholt. Endlich wird Gavain, der sich zurückgezogen hatte und mit Sagremor Schach spielte, von ihr als Retter erkannt. Demütig bittet sie ihn um Verzeihung, die ihr gewährt wird; auf Artus' Wunsch nimmt Gavain das ihm von Lore zugesprochene Land an. Auch Gaudin des Valesfroiz wird sein Benehmen verziehen und er sowohl wie Arquais, der Neffe des Königs von Escavalon, werden unter die Mitglieder der Tafelrunde aufgenommen. Lore lässt sich von Gavain seinen Besuch in der Stadt *au grant destroit* zusichern. — Heimgekehrt, lässt Lore, nachdem sie lange vergebens auf den von ihr geliebten Gavain gewartet hat, an einer Kapelle ein Schiebefenster mit einem Fallbeil anbringen, um, wenn Gavain zu ihr komme, ihn und sich selbst damit zu köpfen[3]); sie wünscht auf diese Weise

s. § 75.
s. § 70. 74.
s. § 42.
s. § 98.

[1]) Die Stellung, die den Söhnen Bohor's in der grossen Prosa-*Lancelot*compilation zugedacht ist, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

[2]) Vgl. oben S. 57. Anm. 3.

[3]) Diese Episode findet sich im Artusgedicht *Vengeance de Raguidel* wieder; s. noch oben § 75, Anm.; ferner *Zs. f. r. Ph.* XVI. 94.

wenigstens nach dem Tode mit ihm vereint zu sein und hat schon einen steinernen Sarg für sie beide vor dem Altar der Kapelle bereitstehen.

Maduc der schwarze, der Lorens Lehnsmann geworden war, **§ 111.** s. § 68. richtet auch seinerseits einen schlimmen Brauch ein: jeder zu ihm kommende Ritter muss, ob bewaffnet oder nicht, mit ihm kämpfen; siegt Maduc, so schlägt er jenem das Haupt herunter, lässt es auf eine Stange stecken und alsbald wird ein neuer Pfahl errichtet. Häufig überlistet er die zu ihm Kommenden. Er hielt nämlich stets ein Essen bereit; kam nun ein Ritter, der lange nichts zu sich genommen hatte und löste er seinen Helm, um seinen Hunger zu befriedigen, so trat Maduc hinterlistig hinzu und tötete den Ahnungslosen. So richtete Maduc grossen Schaden an.

Während Artus in Logres weilt, werden wieder Einfälle **§ 112.** [f° 192.] von Sachsen gemeldet; die Ritter der Tafelrunde versichern dem s. §§ 110. 106. König ihre Hülfe. Als das die Leute erfahren, welche Artus und seinen Rittern übel wollen, führen sie allerlei üble Bräuche ein, die jenen schaden sollen.

Zuerst thut dies Urien, der, in sein Land zurückgekehrt, **§ 113.** s. § 67. auf Mittel und Wege sinnt, um dasselbige zu befestigen und zu bevölkern. Er berät sich zu diesem Zweck mit seinem Neffen Bademagu, dem er die Verwaltung seines ganzen Landes übergeben hat. Bademagu besitzt aus erster Ehe eine Tochter, aus zweiter Ehe einen Sohn Namens Meleagant. Auf Bademagu's Rat errichtet Urien zwei Brücken[1]), um den Eintritt in das Königreich Gorre zu erschweren. Die eine, die Schwertbrücke *(ponz de lespee)*, führt bei der Stadt Sorhan über einen breiten, schwarzen und tiefen Fluss. An seinen beiden Ufern wird je ein Eichenstamm eingerammt; auf ihnen ruhen die Enden einer aus Eisen und Stahl zusammengeschweissten Metallplatte, die einen halben Fuss breit war, und zwar wird diese Metallplatte so angebracht, dass ihre so scharf wie ein Rasiermesser geschliffenen Schneiden nach oben und unten liegen. Am Brückenende, das der Stadt zunächst liegt, halten zwei wunderbare kupferne Löwen Wache, die lebendig zu sein scheinen. Hinter ihnen hat ein Ritter seinen Stand, mit dem ein jeder, der weiter will, kämpfen muss. Die Besiegten und diejenigen, die nicht über die Brücke wollen, müssen schwören, in der Stadt, die man die Stadt der Verbannten nennt, wie Gefangene zu bleiben, bis ein Retter erscheine. Dasselbe Schicksal trifft diejenigen,

[1]) Mehrere der oben mitgeteilten Züge sind aus Crestien's *Lancelot* und aus dem Prosa-*Lancelot* bekannt; ich verweise auf P. Paris, *Romans* IV 138 ff. V. 27 f.; ferner G. Paris, *Romania* XII, 467 f., 473 f., 502 ff., 508 ff.; *Hist. litt.* XXX. 84; Baist, *Zs. f. r. Ph.* XIV. 159 f. S. auch noch oben S. 45, Anm. 1.

welche über die andere Brücke wollen und von dem dort aufgestellten Ritter besiegt werden. Diese zweite Brücke *(ponz souz aiue)* besteht aus einem anderthalb Fuss breiten Brett[1]), das unter der Oberfläche des Wassers angebracht, die beiden Ufer verbindet. Die Gefangenen dürfen ihre Geliebten bei sich behalten, müssen aber für ihren Unterhalt selbst sorgen, sei es, dass sie etwa ihre Knappen ausschicken können, um im eigenen Lande das nötige zu holen, sei es, dass sie innerhalb eines abgegrenzten Gebietes arbeiten und sich dadurch einen Verdienst schaffen.

§ 114. Sein Land überliess Urien seinem Neffen Bademagu, den er krönen liess; seiner Tochter aus erster Ehe schenkte er Ländereien. Er selbst, Urien, ging in das Land seiner Frau. Wenn Urien und Bademagu an den Hof wollten, mussten sie den Fluss Assurne[2]) hinabfahren.

§ 115. s. § 112. Als Artus zu Himmelfahrt Hof hielt und vielen Jünglingen den Ritterschlag erteilte, treffen wiederum Nachrichten von neuen Verheerungen durch die Sachsen ein; ein jeder geht heim, um sein Land zu verteidigen.

§ 116. Artus erfährt auch von dem siegreichen Vorgehen des 14jährigen Galaot, des Sohnes der schönen Riesin von den fernen Inseln. Galaot galt für den freigebigsten Menschen der Welt; er schwor nicht zu ruhen, bis er 30 Königreiche erobert hätte. Trotz seiner Jugend war er stark, treu, verständig; er sprach sehr gut und war mässig; andererseits war er grausam[3]). Nach Aussage des Walter Map kam ihm nur Gavain gleich. Galaot machte verschiedene Eroberungen; so unterwarf er die Könige Avadoan, Clamade, ferner den Herzog von Rognes, den Seneschall Aguinguernon. Dann eroberte er das Königreich Sorelois, dessen Bewohner um die Königin trauerten, die kurz zuvor im Wochenbett gestorben war. Des Königs Gloier's[4]) Tochter aus erster Ehe besass Ländereien in Burgund in der Gegend des heutigen *Châlons sur Saône;* ihr 3 Meilen von Chalons entferntes Schloss hiess Vaconbes und ihr Gebiet reichte bis an die Thore von Autun[5]). Diese Tochter half dem Vater

s. § 109. 91.

[1]) Von einem schwer sichtbaren Holzsteg ist auch im *Merlin-Huth* die Rede; s. I 201, ferner II 37. In demselben Text wird noch (s. II 59) eine weitere Zauberbrücke erwähnt; das an dieselbe geknüpfte Abenteuer erinnert einigermassen an Artus' Schwertprobe.

[2]) Dieser Fluss Assurne wird auch im Prosa-*Lancelot* (s. P. Paris, *Romans* IV. 91) und im *Palamède* genannt. S. Löseth's *Prosatristan* § 631 b.

[3]) S. die folgende Stelle *Zs. f. r. Ph.* XVI. 109.

[4]) Der in den Artusgedichten m. W. nicht vorkommende Name findet sich im Prosa-*Lancelot* l. c. IV. 95.

[5]) Absichtlich habe ich diese Stelle ausführlicher mitgeteilt, weil der Verfasser des Textes diese Gegend genauer gekannt zu haben scheint und wie ich vermute, nicht weit von dort herstammte.

gegen Galaot, aber ohne Erfolg; denn Gloier starb. Galaot war darüber betrübt und sorgte für die kleinen Kinder des Verstorbenen. — Darauf wandte sich Galaot gegen seinen Vetter, den König der 100 Ritter, der ihm bald sein Land übergab und Seneschall wurde. In Orkanie wurde noch Lac Galaot's Lehnsmann.

Danach betrat Galaot das Reich Alain's, des Bruders der **§ 117.** [f° 193.] Könige Pellinor und Pelles von Corbenic; ihr Vetter war Pellinor, der reiche Fischerkönig, der am Schenkel durch die rächende Lanze verwundet war. Dieser konnte nicht reiten; er musste sich auf einem Schiff fahren lassen, wenn er Unterhaltung suchte oder zum heiligen Gefäss unseres Herrn gelangen wollte, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Diesen Gottesdienst hielt dort täglich der heilige Geist selbst ab und er gab denen, die an der Tafel sassen, das Sakrament, welches der Menschen Herz und Geist erquickt. In dieser Zeit sassen an jener Tafel nur Pellinor, dessen Sohn Perceval damals erst ein halbes Jahr alt war, und der gleichfalls durch die Lanze verwundete König Alain, ferner der kranke König, von dem ausführlich im Anfang der Erzählung berichtet worden ist, Mordrain von Sarraz, der sich nur von der Hostie nährte, welche ihm täglich ein Engel reichte. Das Gefäss hütete ein Mädchen von 5 Jahren und die noch jüngere Tochter Pellinor's. Alles dies wird noch berichtet und erklärt werden, wenn von der Suche der umherwandernden Ritter die Rede sein wird[1]).

Als Galaot das Land, in welchem sich dies Heiligtum befindet, **§ 118.** zu zerstören beginnt, erhebt sich ein furchtbares Unwetter, welches einen Monat andauert und Galaot nachdenklich macht. Da erscheint ihm Merlin als Eremit verkleidet und macht ihm Vorwürfe, dass er Gott, der ihm so viele Güter gegeben, entehre; er werde das, was er begonnen, nicht vollenden. „Denn“ — so fährt Merlin fort — „der wunderbare Leopard ist geboren, der dich an der Vollendung deines Unternehmens hindern wird durch die Macht des dir Unbekannten, dem du in deinem Traumgesicht dein Herz als Nahrung darbotest.“[2]) Als Merlin Galaot's Gedanken, die dieser

[1]) Diese Stelle, die ich vollständig *Zs. f. r. Ph.* XVI 105 wiedergegeben habe, beweist, dass die Compilation auch eine *Queste du Gral* enthalten sollte; ob dieselbe mit der Walter Map zugeschriebenen identisch war, ist um so fraglicher, als an der erwähnten Stelle Perceval nicht Pellehan's Sohn ist, sondern als Sohn Pellinor's bezeichnet wird, d. h. geradeso wie im *Merlin-Huth* und in der portugiesischen *Demanda do Santo Graall.* Vgl. hierzu l. c. 95 Anm. und *Merlin-Huth* Bd. I. S. LVIII. Zu diesen Namen vgl. noch Heinzel, *Gralromane.* S. 65 f. Anm.

[2]) Der wunderbare Leopard ist hier wie auch anderwärts (s. oben § 29 und Anm.) Lancelot, der vor kurzem zur Welt gekommen war (vgl. § 109). Im Prosa-*Lancelot* wird bekanntlich davon erzählt, dass Lancelot Galaot dazu veranlasst, den Krieg gegen Artus aufzugeben und

niemand mitgeteilt hatte, errät, bittet ihn Galaot um Rat. Merlin erklärt: „Kein Sterblicher hat ein Anrecht auf dies Land. Gott hat es sich ausersehen, und hier befindet sich das heilige Gefäss, in welchem, als der Glaube auf die Erde kam, sein Leib zum ersten Mal geopfert wurde. Hier weilt noch der heilige Geist und sättigt täglich diejenigen, die an der Tafel sitzen, an welcher einst Joseph von Arimathia sass, nachdem er das heilige Gefäss hierher gebracht hatte. Es ist nicht recht, den Ort des Heiligtums anzugeben. Dasselbe wird mit seinen Wundern von niemand gesehen werden, bis der kommt, der die gefährlichen Abenteuer zu Ende führen wird. Und es wird dieser jungfräulich an Leib und Seele sein müssen; zwei Gefährten wird er haben, von denen der eine jungfräulich, der andere keusch sein wird. Nur vereint werden die drei die Abenteuer vollenden können und diese drei — ein Symbol der Dreieinigkeit, weil alle ihre Abenteuer auf eines hinauskommen — werden nach der Erreichung ihres Zieles zusammenbleiben und das Heiligtum hüten, bis zwei von ihnen sterben werden; dann wird es vor den Augen des dritten zum Himmel aufsteigen. Noch andere werden die Wunder sehen, aber um ihrer Sünden willen werden sie verblendet sein und nicht nach denselben fragen. Erst wenn ein Ritter danach fragen wird, werden die verwundeten Könige Alain und Pellinor geheilt werden. Der König, der durch den heiligen Gral bedient wird, wird nicht genesen, sondern 400 Jahre leben[1]), bis das Abenteuer zu Ende geführt sein wird; und er wird in den Armen des ruhmreichen Ritters sterben, der es bestehen wird. Der Vater dieses Ritters aber ist erst ein halbes Jahr alt; es wird also noch lange dauern. Und in nicht ferner Zeit wird ein König[2]) das Land des Fischerkönigs mit grossem Heer überziehen und demselben grossen Schaden zufügen, denn er wird wenigstens 14 Erben des Fischerkönigs töten; nur drei werden davon übrigbleiben, ein Ritter, ein kleiner Knabe und ein schönes Mädchen; aber schliesslich wird

s. § 44.

[f° 194.]

---

diesem zu huldigen. Es ist nicht recht klar, welche Bewandnis es damit hat, dass Galaot im Traume sein Herz als Nahrung darzubieten meint; vermutlich soll dadurch auf Galaot's spätere Freundschaft mit Lancelot hingewiesen werden. In den späteren Visionen Galaot's, die im Prosa-*Lancelot* erzählt werden, scheint ähnliches nicht vorzukommen. Das Bild als solches begegnet in unserem Text weiter unten (s. § 134 Anm.) in anderem Zusammenhang nochmals und dies sind die einzigen mir aus der altfranzösischen Litteratur gegenwärtigen Beispiele für dies aus Dante's erstem Sonett bekannte Gleichnis.

[1]) Damit ist offenbar Mordrain gemeint; sein Retter ist Galaad, Lancelot's Sohn. Galaad's Gefährten sind bekanntlich in der *Queste de St. Gral* Perceval und Bohor.

[2]) Vgl. weiter unten §§ 190 ff., wo von den Verheerungen durch König Agripe und von dem Tod der 14 Söhne Pellinor's die Rede ist.

der König getötet werden. Das Gleiche kann dich treffen, wenn du noch weiter vordringst". Das Vorausgehende behauptet Merlin aus Mitleid für Galaot's Volk mitgeteilt zu haben, welches mit ihm zu Grunde gerichtet werden würde. Als Beweis für die Wahrheit des Gesagten werde der Sturm und das Blitzen andauern, solange Galaot noch an diesen Orten verweile. Das Unwetter würde von Tag zu Tag schlimmer werden; endlich würde Galaot mit all' den Seinen vom Blitz erschlagen werden. Nachdem Merlin noch Galaot Gott empfohlen, verschwindet er und geht zu Blaise nach Northomber- s. § 67. lande, um diesem Bericht zu erstatten. — Galaot will die Mitteilungen des Eremiten (Merlin), die ihn nachdenklich machen, auf ihre Richtigkeit hin prüfen; er bleibt noch drei Tage dort, muss aber des mehr und mehr zunehmenden Unwetters wegen weiterziehen; zuletzt hatte es rote Steine geregnet. Er lagert am Fluss Saverne, bittet Gott wegen der Prüfung um Gnade und begiebt sich dann nach Sorelois.

§ 119. Zum Schutze gegen das Wasser lässt Galaot dort einen Damm errichten, an dessen Ende er einen hohen steinernen Turm erbauen lässt. Einer seiner tüchtigsten Ritter hat denselben gegen hinzugelangende Abenteurer zu verteidigen; wird er besiegt, so muss der Gegner alsdann 10 Kämpen entgegentreten; werden auch diese überwunden, so ist der Sieger so lange zur Verteidigung des Turmes genötigt, bis ein neuer Ritter und 10 neue Kämpen, von Galaot abgesandt, ihn ablösen. Versucht einer das Abenteuer ohne Erfolg, so wird er ins Gefängnis geworfen. Ausserdem baut Galaot noch ein versteckt gelegenes, stark befestigtes Schloss mit zwei Drehbrücken, in welchem er sich gern aufhält, ferner — er verhehlt, zu welchem Zweck — gründet er an der Grenze seines Stammlandes ein weiteres Schloss mit grossem Säulensaal. Galaot begiebt sich in das erste Schloss, welches die „verlorene Insel" heisst. Er bekriegt seine Nachbarn, die er sich alle unterwerfen will; auch Artus wünscht er mit Krieg zu überziehen. 28 Könige besiegt er; er will sich erst krönen lassen, wenn er sich 30 Könige unterthänig gemacht haben würde. So denkt dieser unternehmende Mann. Meister Walter Map erzählt an dieser Stelle nichts mehr s. § 116. von ihm.

§ 120. [f° 195.] s. § 115. Am Tage nach Himmelfahrt kommt eine Jungfrau, die Nichte der weisen Dame vom abenteuerlichen Walde, an Artus' Hof und verlangt einen von ihr zu nennenden Ritter der Tafelrunde zu ihrem Herrn und Gatten; sollte dieser ihre Werbung abweisen, so wünsche sie die Hülfe irgend eines anderen Ritters, um ihr Land zu befreien, dessen Eintritt durch die *laide semblance* versperrt werde.

§ 121. Es handele sich um eine sehr schwierige Aufgabe: derjenige, der dies scheussliche Wesen glücklich erreiche, müsse es sorgfältig mit einem

Tuche umhüllen, denn sein Anblick bringe den Tod. Auf Artus' Fragen macht die Jungfrau noch weitere Angaben: „Das Wesen ist einem dreijährigen Kinde ähnlich; es wurde gezeugt von einem Ritter und einer Frau, die jener nach ihrem Tode[1]) beschlief. Als einstens dies Wesen durch die Thorheit einer Frau aus dem Schrein, wo es deren Gemahl versteckt hielt, entfernt wurde, brachte es diesem und mehr als 60000 Leuten, die mit ihm eine Stadt belagerten, den Untergang. Das geschah, wie ich von meiner Tante weiss, in Cypern. Judas Machabaeus beschloss, als er davon erfuhr, der Gefahr ein Ziel zu setzen. Damit das scheussliche Wesen den Leuten der Umgegend nicht mehr verderblich sein könnte, nahm er es von dem hoch gelegenen Ort herab, wo es sich befand, und er warf es in einen Fluss auf den Grund. Dort blieb es bis vor kurzem, da es durch die Wogen dorthin getrieben wurde, wo man in das Königreich Libe, mein Stammland, gelangt. Der Weg dorthin ist somit versperrt und nach Aussagen meiner Tante soll von diesem Hofe der Ritter ausgehen, der die *laide semblance* von ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsort entfernen wird".[2])

---

[1]) Das *femme mortel* der Hs. ist zweifellos in *femme morte* zu verbessern; f° 200a heisst es von der Erscheinung: *figure . . engendree dome charnal en cors mort en quoi deables conuerse.*

[2]) Dass wir es bei diesem merkwürdigen Abenteuer, von welchem schon oben S. 7 ff. die Rede war, mit einer Variante der Medusensage zu thun haben, unterliegt keinem Zweifel. Abgesehen von dem hauptsächlichsten Charakterikum, dass der Anblick der *laide semblance* todbringend ist, spricht dafür die Lokalisierung nach Libe, Libyen, wohin im Altertum die gorgoneischen Gefilde verlegt wurden. Der besagte Zusammenhang ergiebt sich aber noch deutlicher aus der sich bei Gervasius von Tilbury findenden Darstellung der Sage. Bevor ich dieselbe mitteile, will ich in wenigen Worten den weiteren Verlauf des Abenteuers in unserem Text angeben: Nachdem Greu das Abenteuer bestanden, übergab er die *laide semblance* der Dame vom abenteuerlichen Walde, welche das Monstrum in einen Eichenschrein steckte und in einen unterirdischen Raum schaffen liess. Allein ein furchtbares Unwetter erhob sich und hielt so lange an, bis Merlin das unheilvolle Wesen im Golf von Satellie ins Meer versenkte (s. weiter oben §§ 128, 131). — Auch nach anderen Texten befand sich das Monstrum, das nach der Auffassung des Mittelalters nur auf scheussliche Weise gezeugt worden sein konnte, an diesem Orte Satalia. Gervasius von Tilbury erzählt in seinen um das Jahr 1211 verfassten *Otia imperialia* (s. Liebrecht's wertvolle Ausgabe, Hannover 1856, S. 11) die Sage folgendermassen: *Inter hanc* [die Insel Rhodus] *et Cyprum sunt Syrtes, quae vulgo Gulfus Sataliae nominantur, ubi caput Gorgonis in mare projectum dicunt, respiciuntque Sataliam urbem quae ad Soldanum Jconii dicitur pertinere. Tradunt autem Gorgonem meretricem fuisse, quae sua pulchritudine homines mentis impotes reddebat. Ejus caput Perseus in mare projecit. Indigenae referunt militem quendam reginam adamasse, cujus stupro cum frui non posset, ipsam mortuam et sepultam furtivo coitu cognovit, ex qua genuit caput tam monstrosum. In conceptione miles per*

Artus will den sehr ehren, der dies Abenteuer ausführt. Auf § 122. seine Fragen giebt die Jungfrau dann Greu, den Sohn des Königs von Aleine, ihres Nachbarn, als ihren Auserwählten an. Artus ist mit dieser Wahl einverstanden. Greu weist die Jungfrau nicht zurück, aber er meint, sie müsse noch eine Zeit lang warten; er wolle sich nicht so rasch an eine Frau binden und habe einstweilen ein anderes Unternehmen vor. Artus sagt daraufhin, er könne auf Greu keinen Zwang ausüben; er fordert die Jungfrau auf, eine Zeit lang am

---

vocem in aëre audivit: „Quod pariet, suo intuitu omnia conspecta perdet et consumet!" Post novem mensium decursum miles aperto cumulo caput reperit, a cujus facie se semper avertit, et cum hostibus illud ostendebat, ipsos statim cum urbibus perdebat. Tandem in mari navigans, in gremio amasiae obdormivit, quae clanculo clavem scrinii, in quo repositum erat caput, subripuit, et cum stulta speculatrix caput respexerat, statim obiit. Expergefactus miles, re comperta doloreque tactus, caput erexit et ab erecto vultu conspectus, cum nave periit. Hinc tradunt in capite septennii caput faciem ad superiora vertere, et hoc periculum in mari navigantibus generare. Vgl. noch die von Liebrecht l. c. S. 93 citierte Stelle aus *Roger von Hoveden*, an welcher Gorgo nicht erwähnt wird. Nach Roger's Darstellung hieb ein Soldat das gefährliche Haupt seinem Sohne ab, den er mit der toten, vom Satan besessenen Yde gezeugt hatte. Mit Hülfe des unseligen Hauptes brachte der Soldat seinen Gegnern den Untergang. Nachdem er geheiratet hatte, wünschte seine Gattin hinter sein Geheimnis zu kommen; in seiner Abwesenheit entdeckte sie das scheussliche Haupt und warf es in den Golf von Satalia. *Et dicunt nautae quod, quandocunque caput illud fuerit resupinum, commotus est gulfus ille adeo quod nulla navis potest transire illum; et quando caput supinum est, tunc potest navis transire illum.* Mandeville, auf den Liebrecht gleichfalls aufmerksam macht, bringt die Sage kürzer und seine Fassung ähnelt im Ganzen mehr der Darstellung des Gervasius als derjenigen Roger's; doch erwähnt auch er nicht den Namen Gorgo. Ich teile die Stelle nach dem Berner Codex No. 125 mit; f° 100b ist von der Insel Rhodus die Rede, dann heisst es f° 100c: *Et passe len(t) en alant vers cypre par le goufre de sathalie ou il souloit auoir vne bonne ylle et une belle cite qui auoit nom sathalia. laquelle cite et pays estoient perdus pour la folie dun iouenceau lequel amoit vne damoiselle belle et fetisse laquelle mourut soudainement et fut mise en vng sarqueul de marbre et pour la grant amour que le ieunes homs auoit a ly il ala de nuit a sa tombe et louurit et iut auecques ly et puis sen parti. et quant il vint au chief de .IX. mois si venoit vne voix a ly et ly dist. va a la tombe de celle femme et leuure et regarde ce que tu as engendre en ly et gardes bien que tu ne le laisses. car se tu ny vas mal ten vendra. lequel y ala et ouurit la tombe dont il sailli hors vne teste moult deffiguree et hideuse a veoir. laquelle teste r e m i r a la cite et le pays et tantost fondi iusques en labisme. et la il y a* [f° 100d] *moult perilleux passaige.* Im vorletzten Satze wird *remira* zu lesen sein, obgleich der Grundstrich des *i* mit einem Häkchen versehen ist und dem folgenden *r* ganz gleich ist; vgl. die in der italienischen Version an der entsprechenden Stelle sich findenden Worte *la qual [testa] subito che ebbe r i g u a r d a t a la città.* Aus den beiden anderen Berner Handschriften des Mandeville liess sich für dies Wort nichts ersehen; denn cod. 58 hat das verderbte *remuyonna*

Hofe zu verweilen, bis sich Greu die Sache etwas überlegt hätte. Die Jungfrau dankt Artus für diese Einladung, will aber unter keinen Umständen warten; die Abweisung seitens Greu's beschäme sie nicht, denn wenn er ein Edelmann und Königssohn sei, so sei sie eine Edelfrau und Königstochter. Bevor sie fortgeht, frägt sie noch, ob einer der anderen Ritter an Artus' Hofe das Abenteuer mit der *laide semblance* wagen wolle. Alles schweigt, bis sich

---

und in cod. A 280 fehlt das Blatt, auf welchem die betr. Stelle stehen müsste. In dem schlechten Incunabeldruck (Paris o. J.), von welchem die Berner Stadtbibliothek ein Exemplar besitzt, befindet sich an der entsprechenden Stelle (Blatt C 1 r°) *ruyne*. Vgl. noch die von Halliwell London 1839 edierte englische Version S. 26 sowie die in der *Scelta di curiosità* Bd. 113, 114 enthaltene, von F. Zambrini, Bologna 1870 herausgegebene italienische Version. Bd. I., S. 35. — Weiter sei noch hingewiesen auf die Erzählung aus den *Nugae Curialium* des Gualterus Mape bei Liebrecht, *Zur Volkskunde*, S. 49. — Zu Einzelheiten der Sage vgl. noch Atlante's Schild, welches Verderben bringt, sobald das seidene Tuch, mit dem es gewöhnlich bedeckt war, fortgenommen wurde; Ariosto, *Orlando furioso* II. 55. — Im irischen Text *Imram curaig Ua Corra* ist von der Höllenbestie die Rede, bei deren Anblick die Menschen sterben würden. S. Zimmer, *Keltische Beiträge*, *Zs. f. d. A. u. d. L.* Bd. XXXIII. S. 185. — Ein todbringendes Haupt trägt ein Ungeheuer in Stricker's *Daniel* (s. *Hist. litt.* XXX, 137 f.) — Die Gorgo meretrix bei Gervasius von Tilbury erinnert an Skylla als Hetäre aufgefasst, und dies ist nicht die einzige Beziehung zwischen Gorgo und Skylla; s. dazu O. Waser, *Skylla und Charybdis in der Literatur und Kunst der Griechen und Römer.* Diss. Zürich 1894. S. 18, 34 ff. Die heutige griechische Volkssage kennt noch die *Γοργόνες* als Meerwesen; s. ibid. S. 20. — Zur Beschlafung toter Frauen s. noch F. Liebrecht's Notiz in *Germania* XXXIII, S. 248. Wie in unserem Texte Judas Machabaeus dazu kommt, mit der Sage in Verbindung gebracht zu werden, ist mir nicht ganz klar. Sollte hier etwa eine Verwechslung mit Judas Ischarioth vorliegen, der nach der Brandanlegende auf einem einsamen Felsen den anprallenden Meereswellen ausgesetzt ist? Gegen das Anstürmen der Wogen schützt ihn einigermassen ein Tuch, das er sich vor das Gesicht bindet. Ich verweise, da mir momentan dazu nichts anderes zur Hand ist, auf Auracher's Abdruck des afrz. Brandan in *Zs. f. r. Ph.* II. S. 451. V. 1165 ff.; ferner auf die fast identische Episode in der *Chanson d'Esclarmonde*; s. dazu M. Schweingel, *Über die Chanson d'Esclarmonde, die Chanson de Clarisse et Florent und die Chanson d'Yde et Olive, drei Fortsetzungen der Chanson von Huon de Bordeaux.* Diss. Marburg 1888. S. 42. Der Zug, dass die Nähe der *Laide Semblance* Überschwemmung und Unwetter hervorruft, erinnert daran, dass der Aufenthalt von Pilatus' Leiche bei Rom von ähnlichen Erscheinungen begleitet war; s. dazu Schönbach im *A. f. d. A. u. d. L.*, II. 1876, S. 172, 190. (Auf Schönbach's Arbeit hat mich Herr College Singer aufmerksam gemacht). — Die oben mitgeteilte Episode der *Laide Semblance* weist, wenn man sie mit den verwandten Darstellungen vergleicht, einige wesentliche, nicht uninteressante Abweichungen auf, so das Gebot, Greu solle (s. § 128), bevor er das Abenteuer wagt, 13 Mal gegen Osten niederknieen, beten und einen ihm von der Dame vom abenteuerlichen Walde eingeprägten Eid dreimal hersprechen. [S. noch Nachtrag 3].

Kalogrenant dazu bereit erklärt: er habe ja erst vor kurzem eine so hässliche Gestalt[1]) erblickt. Artus billigt das Vorhaben Kalogrenant's, da er (Artus) der Jungfrau Hilfe zugesagt hätte; nur wünscht er, dass nicht mehr als ein Ritter mit ihr gehe.

§ 123. [f° 196] Kalogrenant reitet also der Jungfrau nach; als sie behauptet, nicht an den Fluss in Libe zu wollen, trennt er sich von ihr. Er kommt an den Fluss, sieht die hässliche Erscheinung und macht sich das Tuch zurecht, um damit das Wesen einzuhüllen, sobald er es erreicht haben würde. Allein der Fluss beginnt zu rauschen, Wellen zu schlagen und er wächst an. Der Ritter sieht das Wesen mit den grossen, schwarzen Augen, mit dem grossen Haupt, an welchem ein armdicker roter Zopf hängt; die Angst überkommt den Abenteurer, er wendet sich zur Flucht; allein das Wasser steigt immer mehr und reicht ihm bereits bis zum Leib. Immer grösser werden die Wogen; da gelangt er endlich über einen Hügel und ist durch diesen vor dem Anblick des Scheusals gerettet; wäre er seinen Blicken noch länger ausgesetzt gewesen, so wären er und sein Pferd ertrunken. Im Thale angelangt, trocknet er sich und sein Ross, das er, neben ihm hergehend, weiterführt, damit es sich erwärme. Noch einmal blickt er hinter sich und er sieht, dass das Wasser wieder seinen alten Lauf nimmt. Da steigt er zu Pferde und er wünscht die Erscheinung zum Teufel, von dem das Ungeheuer abstamme. Er kehrt dann an Artus' Hof zurück.

§ 124. Die Jungfrau war inzwischen zu ihrer Tante, der weisen Dame vom abenteuerlichen Walde zurückgekehrt und erzählt ihr ihre Erlebnisse. Als diese erfährt, dass Greu's Lieblingsbeschäftigung die Jagd ist, richtet sie, um ihn davon abzubringen, Adler ab, die sich auf Greu's Jagdfalken herabstürzen und dieselben töten. Greu giebt die Vogeljagd auf, um nunmehr auf Hasen und wilde Tiere zu pirschen. Allein auch dies wird ihm verleidet, denn Jagdwölfe, welche die weise Dame dressiert hatte, vernichten ihm seine schönen Hunde. Traurig begiebt sich Greu wieder an Artus' Hof, wo bald darauf auch Kalogrenant eintrifft. s. § 123.

§ 125. Auf die Abenteuerberichte des letzteren versuchen mehrere Ritter der Tafelrunde das Abenteuer der *laide semblance*, aber sie alle ohne Erfolg. Endlich wünscht Greu selber das Wunder zu sehen. So macht er sich denn auf. Je mehr er sich dem Scheusal nähert, um so höher steigt das Wasser. Er muss zurück und will sich, da auch ein zweiter Versuch missglückt, den wilden Thieren im abenteuerlichen Walde preisgeben. Tagelanges Fasten ermattet ihn derart, dass er schliesslich leblos hinfällt; in diesem Zustande

[1]) Das ist Merlin; s. oben § 87 f.

finden ihn Förster der weisen Dame. Diese lässt ihn zu sich bringen und unter ihrer Pflege[1]) erholt sich Greu wieder. Dann erzählt er, wie es ihm ergangen und er giebt als seinen Namen *Grex li mescheanz* an. Die Dame erinnert ihn nun an die Jungfrau, die seine Hülfe erbeten habe, und sie sichert ihm das Bestehen des Abenteuers zu, wenn er die Jungfrau, ihre Nichte, zu heiraten schwöre. Greu reizt namentlich die sichere Aussicht auf Lösung der schwierigen, von vielen ohne Erfolg unternommenen Aufgabe; er leistet daher den Eid. Darüber herrscht grosse Freude im Hause der Dame, die nunmehr für Greu allerlei Massnahmen trifft; so bereitet sie ihm eine Wundersalbe von grosser Wirkung.

§ 126. [f° 198.] Bei Artus' Hofhaltung zu St. Johannis fehlen zum Leidwesen der Teilnehmer Greu und Galegantis le galois. Auch dieser letztere hatte das Abenteuer der *laide semblance* erfolglos versucht und hatte sich dann aufgemacht, um Galaot zu suchen. Als die Festgenossen auseinandergehen, beschliessen sie, Greu zu suchen, wenn er nicht bald zurückkehre. s. § 116 ff.

§ 127. Als sich Nabunal, der Seneschall des Königreichs Tharmandaise von Guenievre verabschiedet, erkundigt sich diese nach Gosangos. Sie erfährt, dass derselbe sie noch liebe und dass er wegen des Streites zwischen König Alain und Guinganbresil so lange nicht an den Hof gekommen sei. Dieser Streit entstand darüber, dass Alain die drei Vettern Guinganbresil's noch länger gefangen hielt, als Strafe dafür, dass sie den seinerzeit von der Dame de Braulant zurückkehrenden Ritter angegriffen hatten. Doch nunmehr solle der Streit geschlichtet sein. Guenievre bedauert, dass Guinganbresil und dessen Verwandte auf andere Ritter so neidisch seien; sie hofft, dass im Gegensatz zu ihnen Gosangos stets zuvorkommend und höflich bleiben werde und sie wünscht, ihn recht bald wiederzusehen. Nabunal verspricht, Gosangos diesen Wunsch auszurichten, sonst aber gegen jedermann zu schweigen. Er reitet heim, erzählt alles dem Gosangos und verspricht auch ihm striktes Stillschweigen. Nabunal lässt sich dann näheres über die Befreiung der Gefangenen mitteilen und erklärt Gosangos, dass es Gavain gewesen sei, den die Gefangenen angegriffen hätten. Gosangos erwidert darauf, diese würden ihren Neid noch einmal teuer bezahlen müssen und zwar bei einer Gelegenheit, wo er ihnen nicht würde helfen können. s. § 97. s. § 79.

§ 128. [f° 199.] Als Greu eine ihm von der Dame vom abenteuerlichen Walde eingelernte Beschwörungsformel so herzusagen wusste wie das Paternoster, war alles so weit bereit, um das Abenteuer mit der *laide semblance* zu wagen. Die Dame giebt ihm noch eine Tonne s. § 125.

---

[1]) Es werden Greu die Schläfen gesalbt [f° 197 c] *et li desserrerent les denz a un costel et li aualerent un chaudel damandes u cors.*

voll Wundersalbe und sie rät ihm folgendes: wenn er den Hügel erreicht hätte, von dem aus man den Fluss und das Monstrum sähe, solle er vom Pferde steigen, sich entkleiden und seinen ganzen Körper einsalben; dann die Waffen wieder anlegen, sich nochmals Kopf und Hals salben und etwas von dem Wundermittel in die Nasenlöcher und in die Ohren stecken; darauf müsse er auch das Pferd einsalben, dann dreizehnmal gegen Osten hin niederknieen, sich an die Brust schlagen, beten und dreimal die Beschwörungsformel hersprechen. Mit einer Binde, die sie ihm giebt, solle er dem Pferde die Augen verbinden, dann eiligst auf die *laide semblance* losreiten, sie ergreifen, ihren Rücken an seine Brust drücken, rasch das Tuch über ihren Kopf ziehen und ihren ganzen Körper damit einhüllen. Dann müsse er möglichst rasch dorthin, wo er die Tonne gelassen, zurückkehren und die *laide semblance* mit dem Kopfe zuerst in die Tonne stecken, dabei müsse er darauf achten, dass das Tuch recht fest gebunden sei und nicht herabgleite; nachdem auch dies vollbracht, solle er dann endlich ohne irgendwelchen Aufenthalt, ohne zu essen noch zu trinken, zu ihr, der weisen Dame, zurückkommmen. Am nächsten Morgen bricht Greu auf. Er befolgt aufmerksam die Vorschriften der weisen Dame und achtet der Wogen des Flusses nicht, die noch höher gehen wie die ersten beiden Male, als er das Abenteuer wagte. Er reitet gerade auf die hässliche Erscheinung zu, wirft ihr das Tuch über den Kopf und hüllt sie ein. Als er das Scheusal von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte entfernt, scheint es ihm, als ob die gesamten Wassermassen in einen Abgrund stürzen; dazu herrscht ein Tosen, ein Durcheinander von grässlichen Stimmen, dass Greu beinahe seine Fassung verloren hätte. Allein die Genugthuung, das Monstrum in seinem Besitz zu haben, giebt ihm den nötigen Mut, eiligst zurückzureiten. Die Überschwemmung tritt zurück und Greu erreicht glücklich den Hügel, wo er die Tonne zurückgelassen hatte. Er steckt die sorgfältig verhüllte hässliche Erscheinung in die Tonne und nimmt seinem guten Pferd die Binde von den Augen. Darauf reitet er, ohne sich durch das heftige Unwetter, das sich plötzlich erhebt, behelligen zu lassen, weiter zurück und hält die Tonne immer vor sich. Nach langem Ritt trifft er endlich ganz erschöpft bei der weisen Dame wieder ein, die ihn mit Freuden empfängt. Drei Tage lang wird er gebadet und er erholt sich bald vollends von seinen Strapazen. Die Dame verschliesst die Tonne in einen festen, von breiten Eisenbändern umgebenen Eisenschrein, der in einen unterirdischen Raum geschafft wird. Von der Dame dazu aufgefordert, heiratet dann Greu deren Nichte. Die Hochzeitsfeier wäre noch glänzender ausgefallen, wenn nicht weithin das furchtbare Unwetter angedauert hätte.

§ 129. Das Unwetter ist auch der Grund dafür, dass Artus' Hofhaltung zu Sta. Magdalena wenig besucht war. Die von Artus um ihre Meinung befragten Clercs durchsuchen vergeblich ihre Bücher; sie wissen die Erscheinung nicht zu deuten mit Ausnahme von Helye, einem weisen Meister, der vor kurzem von Rom zurückgekommen war. Er sagt aus, dass dies furchtbare Unwetter andauern werde, bis das Wesen, welches von einem Mann mit einer vom Teufel besessenen Leiche gezeugt worden sei, in das die ganze Welt umgebende Meer versenkt sei; das Wesen müsse sich seiner Bestimmung nach im Wasser aufhalten. Nur Merlin könne das zu stande bringen; käme das Wesen anderswohin, so könne das ganze Land in Gefahr kommen und auch selbst, wenn es ins Meer versenkt sein werde, werde es noch grosses Unheil anrichten; denn alles gehe unter vor seinem Anblick.

§ 130. [f° 200.] s. § 118. 101. Merlin, der wohl wusste, dass Artus nach ihm verlangte, verlässt Niniane, besucht erst Morgant, dann Blaise und kommt an den Hof. Helye ist entzückt, Merlin zu sehen und die beiden führen eine Unterhaltung in lateinischer Sprache.

§ 131. s. § 128. Auf Artus' Fragen berichtet der allwissende Merlin, dass die hässliche Erscheinung aus dem Fluss in Libe entfernt sei, dass Greu sein Abenteuer glücklich bestanden und jene Jungfrau geheiratet habe; ferner teilt er mit, wo sich die *laide semblance* befindet; so lange dieselbe auf Erden wäre, würde das Unwetter nicht aufhören. Artus möchte das Wesen sehen; Merlin entgegnet ihm, dass jeder, der es sehe, sterben müsse. Merlin will in Begleitung von Gavain, Yvain und Galeschin zur weisen Dame gehen, sich von ihr das Scheusal geben lassen und dasselbe an einen Ort versetzen, wo es am wenigsten schaden könne. Es werden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Am Abend hat Merlin noch ein längeres Zwiegespräch mit Helye; auf die Bitten des letzteren geht Merlin darauf ein, dass Helye selbst künftighin Merlin's Aussagen niederschreibe. Am folgenden Tage macht sich Merlin mit Gavain, Yvain und Galeschin auf, um die *laide semblance* zu holen. Bei der weisen Dame angelangt, bittet sie Gavain im Namen der übrigen, ihnen das Wesen zu übergeben. Sie will dies gewähren, sobald Greu von der Jagd zurück- [f° 201.] gekehrt wäre und sie identificiert hätte. Als Greu heimkommt, herrscht grosse Freude über das Wiedersehen. Greu wird aufgefordert, wieder einmal an den Hof zu kommen, und zwar mit seiner Frau. Am Abend unterhält sich die weise Dame mit Merlin, der ihr mittheilt, dass er die hässliche Gestalt fortbringen werde. Er erhält den Eichenschrein, verschwindet damit und versenkt ihn ins Meer in den Schlund von Satellie. Dort befindet sich die *laide semblance* noch und sie wird allezeit dort bleiben. Und es heisst in den Historien, dass sie, wenn sie an die Oberfläche gelangt, in

der Nähe befindlichen Schiffen den Untergang bereitet. Das ist gar gut bekannt, namentlich in jener Gegend. Merlin kehrt dann noch vor seinen Begleitern an Artus' Hof zurück.

§ 132. Als diese, von Greu und dessen Frau begleitet, sich auf der Heimkehr befinden, merken sie an der Abnahme des Unwetters, dass Merlin die Aufgabe gelöst hatte. Gavain würdigt Merlin's Verdienste; das Land und sie selbst seien eben in grosser Gefahr gewesen; Merlin habe sie davor bewahrt; wenn dieser nicht so ein Ehrenmann wäre, würde er [Gavain] sagen, dass ein Teufel den anderen in die Hölle gebracht hätte. Man müsse Merlin lieb haben, der sich um das Land und um Artus grosse Verdienste erworben habe. Greu und seine Frau, die hinter den drei Vettern herreiten, singen unterwegs schöne Lieder. Gavain will auf sie warten, allein Galeschin meint, man solle das Paar nicht stören. So kommen sie bei Hofe an, wo sie mit Freuden aufgenommen werden. Greu's Berichte werden aufgeschrieben.

§ 133. s. § 85. Im Gespräch erfährt Artus von Merlin, dass er es war, der seinerzeit vor *Neuue ferte* auf den bevorstehenden Angriff der sieben Könige durch seinen Alarmruf aufmerksam gemacht hatte, ferner, dass er ihm auch in Estremore die Entführung Guenievrens durch (s. § 67.) Urien mitteilte. Artus dankt ihm für alles und bedauert, es ihm nicht erwidern zu können. Neckend fordert Merlin Artus auf, Gavain zu fragen, wer Floree, die Königstochter von Escavalon, (s. § 78.) bedient habe. Gavain meint, derjenige sei ein Thor, der etwas vor Merlin verbergen wolle. So plaudern sie und Merlin prophezeit, dass Gavain von Floree einen Sohn haben werde, der ein tüchtiges Mitglied der Tafelrunde werden würde. Floree werde oft Hülfe brauchen; man solle sie nicht vergessen und solle sie mit Meliant delis verheiraten. Guingambresil und seinem Geschlecht müsse man (s. § 81.) misstrauen, seine Schwester werde um ihrer Liebe zu Gavain willen viel zu ertragen haben; sie solle Meliant's le gai Frau werden. Gavain verspricht, ihr beizustehen trotz des Hinterhalts, der ihm durch einen von Guingambresil dazu beauftragten Ritter gelegt wird.

§ 134. [f° 202.] Merlin geht zu Blaise und berichtet ihm auch über zukünftige Dinge, da er ahnt, dass er bald nicht mehr werde zu ihm kommen (s. § 130.) können. Wie die Erzählung berichtet, schreibt Helye[1]), (s. § 129.) solange Merlin bei Hofe weilt, dessen Prophezeihungen auf. Helyens Buch heisst: *Propheties de Merlin*. Auch Blaise fügt sie dem von ihm

---

[1]) Vgl. hierzu *Zs. f. r. Ph.* XVI. 114, ferner G. Paris, *Merlin-Huth.* Bd. I. XXXII. Anm. In der Berner Handschrift der *Propheties* (cod. N° 388) ist übrigens, gleichwie in der italienischen Übertragung, der Name des Eremiten, der Perceval Merlin's Prophezeihungen mitteilt, genannt; er heisst *Helyans li hermites de la forest darnantes.*

begonnenen Werke bei. Merlin sagt zu Blaise, er wolle zur Wölfin, die den wunderbaren Leoparden nähren sollte, der die Bretagne verteidigen werde u. s. w.[1])

§ 135. s. § 130, § 100 f. Merlin begiebt sich zunächst zu Morgant, welcher die Gattinnen des Königs Tradelinant und des Herzogs Escaut, seitdem sie deren Land betreten hatte, häufig Gesellschaft leisten; diese beiden Damen sowie noch andere unterrichtet in ihren Künsten Morgant, die in der Umgegend *Morgant la fee* genannt wurde.

§ 136. Nachdem Merlin Morgant verlassen hatte, sucht er Niniane in Kleinbritannien auf, deren Untreue und List er durchschaut; er macht ihr deswegen bittere Vorwürfe und sagt ihr voraus, dass sie schliesslich dafür noch werde büssen müssen. Allein Niniane kehrt sich wenig daran und weiss es so einzurichten, dass Brandus, ihr Geliebter, von Merlin nicht gesehen wird. (s. § 90.)

§ 137. s. § 133. Artus sitzt bei Hofe zu Gericht und waltet als Schiedsrichter, was seinen Vasallen sehr gefällt. Er beauftragt dann Urfin, Bretel und Jordain damit, an seiner statt zu richten. (s. § 86.)

§ 138. f° 203.] Er selbst begiebt sich, von Gavain und Sagremor begleitet, auf die Jagd. Bis zum Mittag des folgenden Tages verfolgen sie einen

---

[1]) Die hier folgenden Prophezeiungen beziehen sich zweifellos auf Ereignisse, die im Prosa-*Lancelot* und in der *Mort d'Artus* erzählt werden. Danach ist m. E. die Wölfin Niniane, die merkwürdigerweise als *Dame du lac* ihren Charakter ändert und Lancelot (d. i. den Leoparden) erzieht. Der Leopard (Lancelot) wird die Bretagne gegen den wunderbaren fliegenden Drachen aus den fernen Inseln (d. i. Galaot) verteidigen; vor ihm, dem Leoparden, wird sich die gekrönte Schlange (d. i. vermutlich Guenievre; vgl. P. Paris, *Romans* IV, 207 f.) beugen und ihn, ohne zu sterben, mit ihrem Herzen nähren. Die Schlange wurde allezeit von dem grossen gekrönten Löwen (d. i. Artus) gehütet; sie ging diesem durch den Leoparden verloren, den er (Artus) verjagen wird. Dann wird der Löwe (Artus) mit dem grossen gekrönten Eber von Romenie (dem Kaiser von Rom) kämpfen; diesen wird ein Junges (wohl Gavain) töten, das er, der Löwe (Artus) erzog. Dann wird der Löwe, heimgekehrt, den Leoparden erfolglos im Walde umzingeln lassen. Zurückgekehrt werden sich alle Tiere, die sich vordem vor dem Löwen zu beugen pflegten, auf ihn losstürzen und ihm einen heftigen Kampf (wohl die Schlacht bei Camlan) bereiten, der den grössten Tieren auf beiden Seiten den Untergang bringen werde. Eins der Tiere, die der Löwe am meisten geliebt habe (Mordret), werde ihn töten, zugleich aber selbst fallen. So wird es um der grossen Schlange (Guenievre) willen ein grosses Sterben geben. Dann werden aus fremden Landen Scharen von Hunden kommen und werden über die Weide der Schlange herfallen; allein der wunderbare Leopard wird über das Meer kommen und die Eindringlinge verjagen. Die letzten Prophezeiungen, die auf die Entscheidungsschlacht folgen, scheinen auf eine Version der *Mort d'Artus* hinzuweisen, die von der durch P. Paris' Analyse bekannten verschieden ist. Zu diesen Prophezeiungen vgl. noch Galaot's Traum und dessen Deutung durch die Weisen an Artus' Hof (P. Paris, *Romans,* IV, 116 ff.), ferner s. schon oben die Anmerkung 1 zu § 118. (s. § 115.)

Hirsch; da werden sie von heftigem Sturm und Regen überrascht, der bis zum Abend andauert. Und bald sollten ihnen drei Furcht erregende Abenteuer begegnen[1]): Das eine war der Schrei in der Luft, durch den viele Leute starben oder die Besinnung verloren[2]). Das andere war das Feuer, das man hoch oben in dem Palast anzündete, wo die umherziehenden Ritter häufig Schande erfuhren; bevor sie nämlich dort die gewünschte Unterkunft und Erholung fanden, mussten sie mit einem Ritter kämpfen. Das dritte Abenteuer war der Krieg im Lande der Gräfin von Orofaise, das von einem Riesen heimgesucht wurde, weil ihn die Gräfin nicht zum Mann nehmen wollte. — Die Strasse, auf welcher Artus, Gavain und Sagremor einherreiten, teilt sich in drei Wege. Eine auf einem Kreuz angebrachte Inschrift besagt, dass die auf diesen Wegen zu erreichenden Abenteuer nur von mutigen Rittern bestanden werden können, dass sie aber grossen Ruhm und reiche Ehren einbringen werden. Der Weg links führe dahin, wo der grosse Schrei zu hören ist, der jedem Menschen, er sei denn Königs- oder Kaiserssohn, die Sinne verwirre. Der zweite Weg leite in das Land Orofaise, dessen verwittwete Herrin von einem Riesen bedrängt werde. Auf dem dritten Wege würden die daherkommenden Ritter getäuscht und betrogen, und zwar durch den Verrat des Sachsen Aminaduf, der diese drei Abenteuer eingerichtet habe, um die Gefährten der

s. § 63.

[1]) So umschreibe ich die Worte: *et lors lor auindrent .III. auentures qui molt faisoient a douter.* Der Text scheint an dieser Stelle und im folgenden nicht immer ganz richtig überliefert zu sein, oder vielleicht hat der Verfasser selbst die verschiedenen, allerdings verwickelten Abenteuer etwas durcheinander geworfen. Nach der Inschrift auf dem Wegweiser sollen die drei Abenteuer (Schrei — Feuer — Krieg im Lande der Gräfin) vom Sachsen Aminaduf eingerichtet worden sein. Weiter unten §§ 145—147 ist von drei Abenteuern (Schrei — Gebell zweier Riesen — Zaubergarten) die Rede, welche Oriol's Mutter, das ist Aminaduf's Frau, einführte. § 242 sind ausführlich die Motive angegeben, welche Oriol's Mutter, die Dame von Dänemark, zur Gründung zweier dieser *mauvaises coutumes* (Zaubergarten — Schrei) veranlassten. Das § 145 genannte Abenteuer (Schrei) ist nun dasselbe, wie das oben an erster Stelle genannte. Dadurch, dass man an der oben wiedergegebenen Stelle statt Aminaduf etwa *femme Aminaduf* setzen würde, wären die Schwierigkeiten nicht gehoben. Mag dem nun sein wie es will, vermutlich wird sich das, was auf der Inschrift über den dritten Weg (Täuschung der Abenteurer) gesagt wird, eher auf das § 147 erwähnte Abenteuer vom Zaubergarten als auf das oben vorhergenannte Abenteuer von dem im Palaste brennenden Feuer beziehen; denn dies letztgenannte Abenteuer ist, wie bald darauf § 148 auseinandergesetzt wird, von Helaes auf den Rat ihres Onkels Meleager eingerichtet worden.

[2]) Auch anderwärts ist noch die Rede von einem ähnlich wirkenden Geschrei, so in der *Queste de St. Gral* und in Strickers *Daniel* (s. Birch-Hirschfeld, *Sage vom Gral* S. 39 und *Hist. litt.* XXX. 137).

Tafelrunde zu verderben; denn er glaubte, dass keiner von Artus' Hof die Abenteuer bestehen würde.

§ 139. Artus, Gavain und Sagremor sind einig, sich zu trennen. Artus meint, er werde den Weg nehmen, den sein Pferd wählen werde — es ist das der zweite Weg; er wolle nicht an den Hof zurück, bis er jenen Riesen gesehen oder die sonstigen ihm bevorstehenden Aufgaben gelöst haben werde. Gavain wählt den letzten Weg, sodass für Sagremor der erste Weg übrig bleibt.

§ 140. Guenievre ist inzwischen über das Ausbleiben Artus' und seiner Gefährten bestürzt; man wartet bis zum nächsten Morgen. Dann machen sich die Ritter der Tafelrunde einzeln auf die Suche und von jedem einzelnen wird genau berichtet werden. Es war damals Sitte, dass die auf einer Suche befindlichen Ritter, wenn sie ihren Zweck nicht erreichten, ein Jahr und einen Tag vom Hofe fernblieben und nirgends länger als eine Nacht Aufenthalt nahmen. s. § 41. § 44.

§ 141. Agloval, ein Mitglied der Tafelrunde, begegnet im Walde einem Boten seiner Mutter, der verwittweten Dame *de la gaste* [f° 204.] *forest soutaine* und erfährt von ihm, dass sie von König Agrippa belagert wird; sie lässt den Sohn um Hülfe bitten, er solle noch andere Gefährten mitbringen. Agloval nennt sich nicht; er will, wie er sagt, die Botschaft ausrichten und für Hülfe sorgen. Er fordert den Boten dazu auf, sich seinen Schild zu merken, um denselben der Dame (seiner Mutter) beschreiben zu können. Der Bote thut, wie ihm geheissen und vermutet richtig, Agloval selbst gesprochen zu haben.

§ 142. s. § 72. 82. Agloval, der seinen Weg fortsetzt, trifft dann den roten Ritter Oriol, den Sohn Aminaduf's von Dänemark, der ihn angreift, weil Agloval eingestandenermassen zu Artus gehört. Agloval ist im Begriff, den besiegten und schwerverwundeten Oriol zu töten, als zehn Ritter auf ihn losstürzen, die die Aufgabe hatten, Oriol stets zu folgen und ihm im Notfalle zu helfen. Agloval wendet sich gegen die neuen Angreifer und wirft zwei von ihnen ab.

§ 143. [f° 205.] Da kommt eine tiefverschleierte Dame hinzugeritten, an deren Schulter eine Harfe hängt. Sie wendet sich an den jammernden Oriol, führt ihm sein Pferd zu, das sie eingefangen hatte, und bittet ihn, vom Kampfe mit Agloval abzustehen und mit ihr weiter zu reiten. Oriol thut dies und erfährt von ihr auf seine Fragen, dass ihre Herrin ihn noch liebe; um ihre Hand zu gewinnen, solle er mit stärkeren Gegnern als Agloval kämpfen, mit diesem selbst aber dann, wann sie es verlangen würde; zunächst müsse er von seinen Wunden genesen und wieder zu Kräften kommen, denn ihre Herrin erwarte von ihm, dass er sie an ihren Feinden räche. Das alles aber waren nur Ausflüchte; denn die Herrin fürchtete, der mächtige Oriol könnte sie um ihr Land bringen. Oft schon hatte

er sie um Gegenliebe gebeten; sie sagte ihm dieselbe unter der Bedingung zu, dass er an drei Rittern Rache nehme, die einen ihrer Onkel getötet hätten. Sie hoffte, ihn auf diese Art hinzuhalten bis ein Ritter, etwa Gavain, Yvain, Sagremor oder Galeschin, käme, der ihr Land von den Heiden befreite. Die Dame mit der Harfe führt Oriol mit sich auf ein Schloss und pflegt ihn drei Monate lang, bis er von seinen im Kampfe mit Agloval erhaltenen Wunden völlig geheilt ist.

Agloval wäre inzwischen im Kampf gegen die zehn Ritter unterlegen, wenn ihm nicht fünf Mitglieder der Tafelrunde, nämlich Aiglin des vals, Galescondet, Bliobleris, Kalogrenant und Helys li blois zu Hülfe gekommen wären, welche den Kampf siegreich beenden. Sie freuen sich dann sehr, als sie Agloval erkennen, der ihnen seine Erlebnisse mitteilt. Einer der verwundeten Gegner muss die Geschichte Oriol's, des Königssohnes von Dänemark erzählen: derselbe bekriegte die schöne Helaes, die Schwester Clapor's des Reichen und Nichte Meleager's des Roten, wurde aber dann von Liebe zu ihr ergriffen. Sie sagte ihm Gegenliebe zu, wenn er Gavain als Gefangenen an ihren Hof brächte und mit ihm kämpfte. Daher passte Oriol diesem auf; Oriol's Vater und seine Freunde aber, die für ihn fürchteten, schickten ihm stets zehn Ritter nach, die ihm im Notfall helfen sollten. Nach diesem Bericht wird der Verwundete unter der Bedingung freigelassen, dass er, sobald seine Wunden geheilt wären, zu Guenievre an den Hof gehe, sich im Namen der sechs Artusritter bei ihr stelle und sein Erlebnis berichte. Agloval giebt dem Verwundeten auf dessen Wunsch seinen Namen an. Dieser macht Agloval noch auf drei in der Nähe befindliche Abenteuer aufmerksam: als Oriol's Mutter die Pläne ihres Sohnes erfahren hatte, dass sich dieser nämlich, um sein Liebesziel zu erreichen, an den Wegen aufstellte und die daherkommenden Ritter abpasste, sei sie hierher gekommen, um am Ende dieses Waldes ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen; sie hätte dann drei Abenteuer hingezaubert, und noch keiner, der dieselben versucht habe, sei zurückgekehrt.

§ 144. s. § 142. [f° 206.] s. § 142.

Das eine ist der furchtbare Klageschrei, der hoch aus der Luft kommt; wer ihn hört, erbleicht und fällt bewusstlos zu Boden. § 145.

Das zweite ist das an einem Kreuzweg ertönende Gebell, das zwei Riesen hören lassen, sobald ein fahrender Ritter vorbeikommt; keiner, der dahin ging, kam lebend zurück. § 146.

Das dritte ist ein verzauberter Garten, den die Eintretenden nicht mehr verlassen können, sobald sie von der Frucht eines darin stehenden Apfelbaumes gekostet haben. Drei Männer werden diesen § 147.

Abenteuern ein Ziel setzen, von denen der eine ein Kaiserssohn, die anderen beiden nahe Verwandte sein werden.

§ 148. Obgleich schon viele diese Abenteuer vergeblich versucht haben, schrecken Agloval und seine Gefährten nicht davor zurück und sie wollen ihren Weg nicht aufgeben. Über Helaes weiss der Verwundete nichts zu sagen; daher muss es die Erzählung hier berichten: als Oriol in Helaes' Land eingefallen war, wusste sie sich nicht zu helfen; ihr Bruder Clapor war noch ein Kind; ihn schickte sie zu ihrem Onkel Meleager, um diesen zu sich zu bitten. Oriol, der viel von ihrer Schönheit gehört hatte, brachte eine Zusammenkunft mit ihr zustande, verliebte sich in sie und bat sie um Erwiderung seiner Liebe. Die Bedingung, dass er Christ würde, schlug Oriol aus; da verlangte sie von ihm drei Tage Bedenkzeit, die ihr gewährt wurden. Inzwischen kam Meleager zu seiner Nichte Helaes und riet ihr, Oriol folgende Bedingung zu stellen: er sollte sie an dem von ihr gehassten Gavain rächen und ihn ein Jahr lang suchen; fände er ihn nicht, so sollte er Sagremor, weiter [f° 207.] dann eventuell Yvain aufsuchen. Diese drei Ritter wären an dem seinem (Meleager's) Vater zugefügten Unrecht schuld. Wenn Oriol auf diese Bedingung einginge, sollte sie, um Ritter anzulocken, vor dem Saal jeden Abend ein grosses Feuer brennen lassen, keinen aber beherbergen, der nicht zuvor den Ritter niedergeschlagen hätte, den er (Meleager) ihr zusenden würde. Mit dem Sieger sollte sie dann ihr Lager teilen, aber im Augenblick, da dieser sie ganz würde besitzen wollen, würde ihre Cousine, die Dame mit der Harfe, dazukommen und ihn fortführen. So könnte man Oriol lange hinhalten. Helaes folgte dem Rate Meleager's, sie teilte Oriol diese Bedingungen mit und dieser nahm dieselben an.

§ 149. Agloval und seine Gefährten reiten den ganzen Tag, ohne dass ihnen ein Abenteuer begegnet. Da klagt er, dass er seinen s. § 141. Brüdern und seiner Mutter zu Hülfe gehen müsse; das wenige Land, welches ihnen ihr Onkel Joseph hinterliess, sei vom König Agripe vollständig zerstört worden. Die Gefährten wollen mit ihm gehen, was Agloval gern annimmt. Abends kommen sie zu einer Einsiedelei, wo Agloval's Wunden untersucht und verbunden werden.

§ 150. s. § 139. Gavain wird unterwegs durch ein heftiges Gewitter überrascht; er reitet trotzdem weiter bis zu einem Hügel, von wo aus in ziemlicher Entfernung ein grosses Feuer zu erblicken war. Dorthin will er, um sich zu trocknen und Obdach zu finden. So gelangt er zu einem grossen Palast, in dessen Saal zahlreiche Teilnehmer an einem Mahl versammelt sind. Eine Dame frägt nach seinem Be- s. § 148. gehr und macht ihn auf die dort herrschende Sitte aufmerksam: Er müsse mit einem Ritter in der Nähe des mitten im grossen Saal brennenden Feuers einen Zweikampf eingehen; besiege er diesen

Ritter, so werde er ein Unterkommen finden und sogar das Lager der Schlossbesitzerin teilen; werde er aber von diesem Ritter besiegt, so werde er auf der Wange ein Brandmal, rot wie eine Erdbeere, davontragen, daran man ihn allezeit erkennen werde; ausserdem müsse er im letzteren Falle seine Waffen und sein Pferd abgeben. Nachdem sich Gavain vergewissert hat, dass sein Gegner nicht dem Hofe Artus' angehört, erklärt er sich zu dem Kampfe bereit.

§ 151. [fº 208.] Es gelingt ihm, den Gegner vom Pferde zu stossen; dieser fällt ins Feuer, wird aber glücklich herausgezogen und zu Bett gebracht. Gavain wird nun, da er die ihm gestellte Bedingung erfüllt hatte, im Palast aufgenommen. Beim Mahle sitzt Gavain neben der tief verschleierten Dame[1]; zu essen giebt's genug, doch zu trinken bekommt er erst etwas, nachdem er seiner Nachbarin versprochen hatte, ihr jederzeit zu folgen, wohin sie ihn führen würde. Gavain lässt es sich gut schmecken, er denkt mehr an die Abenteuer dieses Tages als daran, dass er noch das Lager der Schlossherrin teilen sollte. Gegen das Ende des Mahles holt die Dame ihre Harfe herbei und entlockt den Saiten wunderbare Weisen. Gavain hört zunächst aufmerksam zu; bald aber fröstelt er in seinen nassen Kleidern, er setzt sich daher ans Feuer und dort schläft er, ermattet wie er war, ein. Helaes kommt dann zu ihrer Cousine, der Dame mit der Harfe, und die beiden halten sich über den schlafenden Gavain auf. Bevor sich Helaes zur Ruhe begiebt, bittet sie ihre Cousine, ihrer zu gedenken, da es sich um ihre Ehre handele. Die Dame mit der Harfe ermahnt ihrerseits Helaes, sich mit dem Ritter (Gavain) nicht zu vergessen; denn die Aufgabe, die sie von ihm erwarte (die Befreiung von Oriol), werde er lieber vollenden, wenn er sie mit ungestillter Sehnsucht verlasse. Sobald der Ritter bei ihr liegen und sie ganz werde besitzen wollen, solle sie die Glocken am Bett läuten, darauf werde der Zwerg, der in ihrem Auftrag wachen werde, ein Horn blasen und sie (die Dame mit der Harfe) werde erscheinen, um Gavain an sein Versprechen zu erinnern[2]. Sie möchten wissen, wer der fremde Ritter eigentlich ist und mutmassen richtig, dass er der Tafelrunde angehören müsse, weil er sich, bevor er auf den Kampf mit dem ihm gestellten Gegner einging, danach erkundigte, ob dieser ein Mitglied der Tafelrunde wäre. s. § 148.

§ 152. Die Dame mit der Harfe führt dann Gavain an Helaes' Bett und sagt ihm, dass er der erste Ritter sei, der das Abenteuer soweit durchgeführt habe; von jetzt an würden hinzukommende Ritter

[1] Die verschleierte Dame ist, wie sich das aus dem folgenden ergiebt, die Dame mit der Harfe; vgl. § 143.

[2] d. h. um Gavain aufzufordern, ihr seinem Versprechen gemäss zu folgen.

freien Einlass in das Schloss haben, keiner aber von ihnen würde das Lager mit der Dame teilen. Nachdem sie sich noch davon überzeugt hatte, dass Helaes wirklich fest schlief, verlässt sie das Gemach. Gavain schläft ein und erwacht erst gegen Mitternacht zugleich mit der Dame. Sie erwidert zuerst seine Liebkosungen; als er aber mehr zugestanden haben will, zieht sie die Glocke; alsbald bläst der Zwerg so stark in das Horn, dass alles erzittert. Dies wiederholt sich, als Gavain trotzdem seinen Willen durchsetzen will. Beim dritten Mal ertönt das Horn so laut, dass alles im Umkreis von einer halben Meile davon erschrickt. Auch Gavain frägt entsetzt, was das zu bedeuten habe. Helaes verspottet und beschämt Gavain wegen seiner Furcht. Da erscheint Helaes' Cousine und erinnert Gavain an sein Versprechen. Widerstrebend nimmt dieser von Helaes Abschied.

§ 153. Er folgt der Dame mit der Harfe und sie verlassen, vom Zwerg begleitet, das Schloss. Unterwegs spottet die Dame: er sei wohl müde, die Dame habe ihn wohl nicht genug schlafen lassen. Kaltblütig antwortet Gavain und setzt seine Begleiterin durch seine Ruhe in Staunen; sie frägt ihn nach seinem Namen; er will denselben erst nach 8 Tagen angeben. Sie gelangen an eine Furt; die Dame thut, als ob sie erschrecke; denn diesseits hält dort ein Ritter, jenseits verwehren ihrer zwei den Durchgang. Die Ritter lassen wohl die Dame und den Zwerg unbehelligt durch, nicht aber Gavain, der sich einen Weg suchen solle. Gavain will das thun, er fordert aber die Dame und den Zwerg zurück. Da ihm dies verweigert wird, kommt es zum Kampf, in welchem Gavain die drei Gegner besiegt. Da bläst der Zwerg dreimal in sein Horn und kündet so Helaes an, dass das Abenteuer der gefahrvollen Furt überstanden ist. Helaes macht sich auf und erfährt von den Verwundeten, wie wacker ihr Gegner (Gavain) gekämpft habe; sie hofft, dass dies der Ritter sei, der sie von Oriol, dem roten Ritter, befreien werde und sie fordert die Verwundeten auf, mit ihr zu reiten.

s. § 148.

§ 154. Inzwischen gelangen Gavain, die Dame mit der Harfe und der Zwerg an eine Quelle; diese ergiesst sich in der Nähe in einen Fluss, an dessen Ufer ein grosses Zeltlager aufgeschlagen ist, das man aber von der Quelle aus nicht sehen kann. Da kommt mit blutigen Waffen ein Ritter herangeritten, begleitet von einer verschleierten Dame, in der Gavain Helaes zu erkennen glaubt. Die Dame mit der Harfe rät Gavain, sofort aufzusitzen, um sich und sie zu verteidigen. Er thut es, vermag aber seinen Blick nicht von der verschleierten Dame abzuwenden, sodass der Gegner auf ihn einschlägt und ihn verwundet[1]); nun erst erwidert Gavain die

[f° 211.]

[1]) Ein ähnlicher Zug findet sich bekanntlich im *Lancelot*.

Schläge und schilt den Gegner, dass er halbtot den Kampf mit ihm gewagt habe. Da ergreift die verschleierte Dame die Zügel von Gavain's Pferd und dieser ergiebt sich ihr auch auf ihre Aufforderung. Der Verwundete reitet zu den Zelten.

Gavain verspricht, demnächst mit einem gesunden Ritter zu kämpfen, sei es mit dem, der sie eben verlassen hat oder mit irgend einem anderen. Er war inzwischen mit den beiden Damen und dem Zwerg in ein schön ausgestattetes Zelt getreten, wo er gewaschen wird. Gavain bedauert, des Schleiers wegen das Antlitz der Dame, der er sich ergeben, nicht sehen zu können. Nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Mahl legt sich Gavain in das mittlere der drei im Zelt aufgeschlagenen Betten. Als er schläft, begeben sich auch die Damen zur Ruhe; die Dame mit der Harfe hatte sich nicht vollständig entkleidet aus Furcht vor dem Ritter, der ihr schon lange nachstellte und sie mit Gewalt zu seinem Weibe machen wollte. **§ 155.**

Nach Mitternacht weckt der Zwerg die Dame mit der Harfe und meldet ihr das Herannahen einer Reiterschaar, geführt vom *rous de la faloise.* Gavain hört wohl ihr Angstgeschrei und die Worte, mit denen sie ihn um Hülfe bittet, allein schlaftrunken erwacht er erst völlig, als der Eindringling die Dame an den Haaren aus dem Zelte gezogen und sie entführt hatte. Gavain will ihr nach. Helaes erinnert ihn nochmals an das ihr gegebene Versprechen; sie gestattet ihm, ihre Cousine zu befreien, dann aber solle er zu ihr zurückkehren. Gavain wappnet sich rasch, eilt dann zu Pferd den schon ziemlich weit entfernten Räubern nach, die sich in drei Abteilungen getrennt hatten. Der Trupp an der Spitze führt die Dame in seiner Mitte. Endlich erreicht Gavain die letzte Schaar; er kämpft mutig und tötet den grossen Ritter, ihren Führer. Glücklich schlägt er sich auch durch die zweite Abteilung hindurch, erreicht die Dame aber erst in der Stadt, in welche man sie geschleppt hatte; er war nahe daran, sie zu befreien, da stürzt er, von den Bürgern der Stadt angegriffen, mit seinem Pferd. Doch rasch erhebt er sich, er lässt sein Pferd stehen und folgt, rechts und links wuchtige Hiebe austeilend, der entfliehenden Dame in einen starkbefestigten Turm, den er hinter sich verschliesst. **§ 156.** s. § 155. [f° 213.]

Er steigt die Treppe hinauf und erblickt im Mittelstock eine schöne Dame, die sich mit einem elfenbeinernen, mit Gold verzierten Kamm ihr Haar kämmt[1]); vor ihr kniet ein Mädchen mit einem Spiegel in der Hand, ein anderes steht hinter ihr, kämmt und schmückt sie. Gavain ist von der Schönheit der Dame ergriffen. Sie will ihn willkommen heissen, wenn er nicht der Ritter sei, der **§ 157.**

---

[1]) Vgl. hierzu P. Paris, *Romans* III. 293.

in der Nacht die Hülferufe der Dame mit der Harfe nicht gehört habe. Das Mädchen, welches den Spiegel hält, verspottet den s. § 152. Ritter, der eine ganze Nacht bei Helaes gelegen habe, ohne ihr etwas anzuthun; das andere Mädchen fügt hinzu, dass derjenige, der vor einer Jungfrau Angst gehabt habe, sich wohl vor zehn Rittern sehr fürchten werde[1]). Gavain entgegnet dazu nur, sie wüssten ja nicht, ob er nicht einer anderen Dame Treue geschworen hätte, übrigens sei er der, den sie meinten. Die Damen weisen ihn an die Dame mit der Harfe. Diese beobachtete inzwischen von einem Fenster aus das Anstürmen der Menge. Die Leute — das sagte sie Gavain — seien empört und wollen Gavain gefangen nehmen, weil er den Herrn des Schlosses, ihren Verfolger, den Bruder der Jungfrau mit dem Elfenbeinkamm, getötet habe[2]); ein Entkommen sei für ihn unmöglich, sie selbst sollte nach einer Bestimmung ihres Verfolgers im Falle des Todes des letzteren frei ausgehen. So lange die Jungfrau mit dem Elfenbeinkamme in seiner (Gavain's) Nähe sein werde, werde er nicht angegriffen werden, noch werde es ihm an dem nötigen Unterhalt fehlen; er solle nur genau darauf achten, dass sie nicht aus dem Turme entkomme oder die Feinde einlasse. Sie selbst (die Dame mit der Harfe) wolle bei [f° 214.] Helaes Hülfe zu seiner Befreiung holen. Gavain weist sie an Artus' Hof und nennt ihr seinen Namen mit der Bitte, denselben geheim zu halten. Als die Dame mit der Harfe den Namen hört, ist sie bestürzt; sie entfernt ihren Schleier und bittet knieend für s. § 152. sich und Helaes wegen ihres Benehmens um Verzeihung. Nachdem s. § 154. sie Gavain aufgehoben, teilt sie ihm noch mit, dass der rote Ritter, s. § 148. mit dem Gavain kämpfen solle, Oriol, der Sohn Aminaduf's sei, der ihr Land verwüstet und sich dann in ihre Cousine verliebt s. § 143. 144. habe; diese hätte ihm ihre Liebe zugesagt unter der Bedingung, dass er ein Jahr lang mit allen ihm begegnenden Rittern kämpfte; ihre Cousine hätte nämlich gehofft, dass auch Gavain in diese Gegend kommen würde. Auf Gavain's Fragen teilt die Dame mit der Harfe Gavain noch mit, dass Oriol durch Agloval, einen anderen Ritter der Tafelrunde, so schwer verwundet worden sei. s. § 142. Agloval hätte ihn sogar getötet, wenn dem Schwerverwundeten nicht zehn Ritter zu Hülfe gekommen wären. Sie wolle nun zu ihrem Onkel Meleagan[3]) und zu ihrer Cousine gehen, um Hülfe zu holen. Gavain solle sich von jener Schönen mit dem Elfenbeinkamm

---

[1]) Man erfährt nicht, woher die geschmückte Dame und ihre beiden Vertrauten diese Abenteuer kennen.

[2]) Einige Züge dieser Episode erinnern einigermassen an ähnliches in Crestien's *Conte du Gral*, s. V. 7259 ff.

[3]) Meleagan; vorher lautet der Name Meleager, s. § 148.

hüten; denn sie entstamme dem verräterischen Geschlecht Giromelant's. Von diesem Tadel will Gavain Guinganbresil's Schwester ausgenommen wissen. s. § 80. § 72.

Durch einen geheimen Gang verlässt die Dame den Turm und § 158. die Stadt; sie eilt dann zu Helaes, die rasch Gavain eine Truppe von 500 Mann unter der Leitung ihrer Cousine zu Hülfe schickt.

Sagremor[1]) hat, nachdem er sich von Artus und Gavain § 159. s. § 139. getrennt hatte, mehrfach Gelegenheit, Opfer des furchtbaren Geschrei's zu sehen, welches die Menschen, die es hören, in Angst und Schrecken versetzt, sie ihres Verstandes und ihres Gedächtnisses [f° 215.] beraubt, sodass sie schliesslich sterben. Ein auf der Flucht begriffener Mann giebt Sagremor über die furchtbare Erscheinung die nötige Aufklärung. Sagremor hört dann selbst das scheussliche Geschrei, das von einem unerträglichen Gestank begleitet ist; doch er erträgt das und reitet unverdrossen weiter, bis er in das Thal kommt, an dessen Ausgang er in der Höhe ein wohlbefestigtes Schloss erblickt. Er nähert sich einem schönen Zelt, aus welchem ihm lautes Klagegeschrei entgegentönt; im Zelte findet er eine jammernde Dame, Senehaut, die ihm, nachdem er ihr zu helfen versprochen, erzählt, sie sei hier von ihrem Geliebten Blios in unschuldigem Zusammensein mit einem ihrer Vetter angetroffen worden; Blios habe diesen, der keine Waffen bei sich trug, übel zugerichtet und ihr geraten, sich binnen Monatsfrist einen Ritter zu suchen, der für sie im Kampfe mit ihm eintreten solle: siege der Fremde, so dürfe sie frei ausgehen; im anderen Falle werde er sie töten.

Nachdem Sagremor noch erfahren, dass Blios in jenem in der § 160. Höhe liegenden Schlosse wohnt, reitet er hin, um diesem sein Betragen Senehaut gegenüber vorzuwerfen. Es kommt zum Zweikampf, [f° 216.] in welchem Blios von Sagremor besiegt wird; Blios muss versprechen, dass er Senehaut, falls diese es wünsche, um Verzeihung bitten werde. Sagremor teilt dies der Dame mit, allein diese zweifelt an der Richtigkeit seiner Aussagen und sie wünscht als Wahrheitsbeweis Blios' Schwert zu sehen. Sagremor verlangt dasselbe erfolglos von seinem Gegner, der in einem zweiten Kampfe unterliegt und nun sein Schwert Sagremor aushändigt. Der Sieger übergiebt dasselbe Senehaut. Senehaut reitet nun in Sagremor's Begleitung zu Blios und mitleidig redet sie diesem zu, die Niederlage nicht zu schwer zu nehmen. Blios schwört, sich nach Sagremor's Fortgang in dessen Namen mit Senehaut bei der Königin Guenievre

---

[1]) Gelegentlich der nun folgenden Abenteuer Sagremor's sei bemerkt, dass sich in der *Vulgata* des *Livre d'Artus* (vgl. P. Paris, *Romans* II, 372 f.) ein Verweis auf ein besonderes Buch über diesen Helden und seine Gefährten vorfindet; das wird nicht ganz aus der Luft gegriffen sein.

zu stellen, ausserdem aber will er nie mehr gegen seine Geliebte solch unbegründeten Verdacht hegen.

§ 161. [f° 217.] Bei dem darauf von den Dreien gemeinsam eingenommenen Mahle verliebt sich Senehaut in Sagremor. Da erscheinen vier bewaffnete Ritter, die von Blios' Vetter dazu abgesandt waren, um das demselben zugefügte Unrecht zu bestrafen. s. § 159. Sie suchen Blios; dieser aber holt, sobald er sie erblickt, sein Schwert und ergreift die Flucht. Vergebens versichert Senehaut den Rittern, dass Blios Sühne versprochen habe; sie wird, da sie nicht freiwillig mit ihnen gehen will, von ihnen entführt. Sagremor waffnet sich, eilt den Rittern nach und besiegt sie, sodass er sich auch hier wieder Senehaut zu Dank verpflichtet.

§ 162. Sie reitet dann mit Sagremor in den Wald, in dem sie sich wohl geborgen fühlt; Sagremor verneint die an ihn gerichtete Frage, [f° 218.] ob er bereits eine Geliebte besitze. Sie löst ihr schönes Haar auf, singt Liebeslieder und führt ihren Begleiter absichtlich vom Wege ab an einen schattigen Platz, wo sie von den Pferden steigen, um auszuruhen. Auf ihre Frage, wie sie ihm alles das, was er an ihr gethan, vergelten solle, bittet Sagremor um ihre Liebe; sie giebt sich ihm hin unter der Bedingung, dass er stets bereit sein werde, ihr zu dienen. Sie zeugen eine Tochter, die später von Guenievre erzogen wurde. Am nächsten Tage erreichen sie das Schloss Senehaut's. Da sie fühlt, dass sie empfangen hat, bittet sie Sagremor, sich dieses Tages zu erinnern. Sagremor verabschiedet sich dann von ihr und ist in der folgenden Nacht im Kloster *la petite aumône*[1]) gut aufgehoben.

§ 163. Am Morgen reitet er weiter bis zu einer von Wassergräben umgebenen Veste. Er betritt die Brücke und durch das Klirren von Ketten stutzig gemacht, erblickt er mehr als 60 Ritter, deren Füsse an den Turm ringsherum angekettet waren; aus Rinnen floss [f° 219.] dreimal am Tage und zweimal des Nachts Wasser auf ihre Köpfe. Der Anblick der unglücklichen zerlumpten Gefangenen ergreift Sagremor. Da sprengen ihm sechs bewappnete Reiter entgegen, von denen ihm einer mitteilt, dass alle jene Gefesselten dort im Kampfe besiegt worden seien; wenn Sagremor sie und ihre Geliebten, die zur Arbeit gezwungen würden, befreien und dadurch die dort herrschende Sitte abschaffen wolle, so müsse er 6, dann 4, darauf 2, endlich einen grausamen Ritter, den Herrn dieser Veste, besiegen; unterliege Sagremor im Kampfe, so müsse er das Loos jener Ge-

---

[1]) Zur Herkunft dieses Namens vgl. P. Paris, *Romans* V. 320 f. Die an dem eben genannten Ort mitgeteilte Episode erinnert an den Anfang einer Episode, die Walter Map in seinen *Nugae curialium* von Cadoc, dem König von Wales, erzählt. S. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, S. 30.

fesselten teilen; wolle er das Abenteuer nicht erst wagen, so müsse er, da er das Eingangsthor bereits überschritten habe, dem Brauche gemäss seine Waffen und sein Pferd abgeben. Sagremor wagt das Abenteuer. Er macht die ersten 6 Gegner kampfunfähig, ohne sein Schwert gezogen zu haben. Die gefesselten Gefangenen, die das sehen, bitten Gott, er solle dem wackeren Streiter weiterhin Kraft verleihen. Nun gilt es, die zweite Gruppe der Gegner zu bekämpfen; zwei von ihnen stehen am Eingang, die beiden anderen am Ausgang des grossen Saales. Auch hier bleibt Sagremor Sieger; [f° 220.] er reitet durch den Saal und gelangt in den Garten, wo ihn schon zwei andere Ritter zum Kampfe erwarten; der eine wird bald schwer verwundet, der andere stürzt mitsamt seinem Pferde. Sagremor steigt rasch ab, reisst dem unter dem Pferde Liegenden den Helm vom Kopfe und wirft denselben mit aller Macht in einen Bach, sodass die am Ufer sitzende Geliebte Greomar's ganz bespritzt wird und laut aufschreit; Greomar, der sich wappnet, hört sie. Sagremor will an dem baarhäuptigen Ritter Gnade üben, wenn er sein Gefangener werden wolle. Dieser ist darüber erfreut, auf diese Weise sein Leben zu retten und er rät Sagremor, sofort wieder sein Pferd zu besteigen und sich zum Kampfe gegen den grausamen Greomar, den Bruder des Outredoute, zurecht zu machen. Sagremor befolgt diesen Rat und reitet dann zur Geliebten Greomar's, um sie zu begrüssen; sie wagt es nicht, seinen Gruss zu erwidern, wünscht ihm aber leise Gottes Beistand. Da kommt Greomar hinzugesprengt; er tadelt Sagremor, dass er seine Geliebte angesprochen habe; Sagremor wirft Greomar sein Verhalten gegen die Gefangenen vor, die doch Christen seien und ihm nichts zugefügt hätten. So kommt [f° 221.] es zwischen den beiden zu einem äusserst heftigen Kampfe. Während einer Pause macht Sagremor einen Vermittelungsvorschlag: er, Sagremor, wolle Greomar überall hin folgen unter der Bedingung, dass dieser alle seine Gefangenen frei lasse und mit ihm zu König Artus komme. Greomar lehnt dies ab, weil Gavain seinen (Greomar's) Vetter, den Bruder des Karacados, getötet habe; Sagremor solle als s. §§ 104. 70. Mitglied der Tafelrunde nicht das Loos der am Turm gefesselten Ritter teilen, sondern den hungernden Löwen vorgeworfen werden, die sonst mit den in seiner Veste getöteten Rittern gefüttert würden. Der Kampf wird also fortgesetzt; endlich siegt Sagremor und er tötet Greomar, der noch einen furchtbaren, in der ganzen Umgegend hörbaren Schrei ausgestossen hatte. Greomar's Geliebte Helyap erzählt nun Sagremor, sie sei von Greomar zur Liebe gezwungen worden, in Wirklichkeit sei sie die Geliebte eines der gefesselten Ritter. Greomar habe sie ihm fortgenommen, weil sie ihm besser als die anderen Damen, die dorthin gekommen seien, gefallen habe. Sie macht Sagremor noch auf einen anderen grausamen von [f° 222.]

Greomar dort eingeführten Brauch aufmerksam. Die Geliebten der Gefangenen überliess Greomar seinen Leuten zu freier Verfügung. Sagremor entsetzt sich beim Anblicke der unglücklichen entblössten Damen, zu denen ihn Helyap geführt hatte; Helyap erklärt ihm noch, dass sie für diese Unglücklichen nichts habe thun können; denn hätte sie es versucht, so wäre es ihr wie jenen gegangen oder sie wäre den Löwen vorgeworfen worden. Helyap holt dann die Kleider der Damen, die sie aufgehoben hatte und giebt sie diesen wieder. Mit Hülfe eines der von ihm besiegten Ritter befreit dann Sagremor die Gefangenen; auch sie werden mit Kleidern versehen. [f° 223.] Ein heiteres von Helyap hergerichtetes Mahl vereinigt die glücklich befreiten Ritter und Damen; die Damen sind zahlreicher, weil mehrere von ihnen ihre Ritter im Kampfe gegen Greomar verloren hatten. Die Leichen der von Sagremor erschlagenen Gegner werden in den Löwenkäfig geworfen; die Löwen aber werden dann in den Wald gejagt.

§ 164. Helyap und ihr Geliebter *Laudon de Rognes,* der sich unter den Befreiten befand, erhalten von Sagremor die Veste zugesprochen und huldigen Sagremor. Die übrigen schwören, diesen beiden im Notfall zu helfen und alle verpflichten sich dazu, sich an Artus' Hof bei Guenievre zu stellen und ihr über das Geschehene Bericht zu erstatten.

§ 165. s. § 140. Alyer, ein Mitglied der Tafelrunde, hatte sich gleichfalls auf die Suche nach Artus, Gavain und Sagremor aufgemacht. Acht Tage war er erfolglos umhergeirrt; endlich erfuhr er, dass einige Ritter in der Richtung nach Roestoc gegangen waren; er wandte sich daher auch dorthin. Am *pui de Malohaut* findet er das Land s. § 115. verwüstet; die Sachsen waren unter Soryonde eingefallen. Unerkannt wechselt Alyer in der Stadt seine Waffen und er späht von einem Söller aus nach der Strasse, in der Hoffnung, zufällig dorthin gekommene Gefährten zu erblicken. Tags zuvor hatte dort nämlich ein grösserer Kampf stattgefunden und nun sind König Clarion, Escaut von Cambenic, der Schlossherr Helys von Roestoc und andere dort versammelt. Auch vierzehn Söhne Alyer's sind anwesend; der fünfzehnte, ein Knabe noch, und eine kleine Tochter waren bei der Mutter in Taningues geblieben. Alyer ist hocherfreut, seine blühenden Söhne wiederzusehen, allein er giebt sich ihnen nicht zu erkennen, er will sie erst kämpfen sehen. Gern hätte er noch den König oder einen seiner Gefährten erblickt, aber sein Wunsch bleibt unerfüllt.

§ 166. Als Soryonde mit seinem Sachsenheer heranrückt, werden die christlichen Truppen durch Clarion und Escaut eingeteilt. Das sechste Treffen führt Securades, der die Dame von Roestoc schon zu Lebzeiten ihres Mannes liebte und später ihr als Wittwe Anträge

machte. Sie aber wies dieselben zurück, weil sie ihn nicht für ebenbürtig hielt. Dafür verursachte ihr Securades später viel Kummer; denn sie hatte niemand, der Securades im Kampfe zu trotzen wagte, bis Gavain hinkam und mit Securades kämpfte[1]).

Am frühen Morgen zieht Alyer, wohlbewaffnet, ganz allein aus und reitet in das feindliche Lager, wo er niederschlägt was ihm in den Weg kommt. Auf diese Weise werden die Sachsen auf den bevorstehenden Angriff durch das Heer vorbereitet. Das von Helys von Roestoc geführte erste Treffen kann der feindlichen Übermacht gegenüber nichts ausrichten und es hat starke Verluste. Da fallen auch die vierzehn tapferen Söhne Alyer's vor den Augen ihres Vaters, der ihnen nicht zu Hülfe kommen kann; auch der Führer Helys stürzt tötlich verwundet zu Boden. Alyer sucht den Tod seiner Söhne zu rächen und thut unerkannt Wunder der Tapferkeit. **§ 167.** s. § 165. [f° 224.]

Das war ein heftiger Kampf am *pui de Malohaut*, an derselben Stelle, wo später die grosse Schlacht zwischen Artus und Galaot ausgefochten wurde und die Gefährten der Tafelrunde so viel zu erdulden hatten[2]). — Den Christen, die schon zu weichen angefangen hatten, setzt noch Oriol besonders zu, bis sie endlich durch einundzwanzig Gefährten der Tafelrunde[3]) wirksame Hülfe erhalten. Alyer giebt sich denselben zu erkennen und wird vergeblich gebeten, sich zu schonen; er tötet Soryonde, wird aber selbst verwundet und muss von den Gefährten in die Stadt Malohaut getragen werden. Nach heftigem Kampfe werden die Sachsen endlich geschlagen und bis zur Nacht verfolgt. **§ 168.** [f° 225.] [f° 226.]

Die Ritter der Tafelrunde, die so noch zu rechter Zeit wackere Hülfe geleistet hatten, werden alsdann von Clarion und Escaut herzlich begrüsst und geehrt; am nächsten Tage aber schon setzen sie ihre Suche nach Artus, Gavain und Sagremor fort. Der schwerverwundete Helys von Roestoc übergiebt vor seinem Tode sein Land der Obhut seines Bruders, des Zwerges Mobonagrain; zugleich trägt er ihm auf, für seine Frau und für eine Nichte zu sorgen[4]). — Alyer überwies, nachdem er von seinen Wunden geheilt war, seinen kleinen Sohn der Dame von Roestoc; er selbst aber wurde Einsiedler im Walde zwischen Norgales und Sorelois[5]). **§ 169.** s. § 140.

---

[1]) Dieser Zweikampf wird im Prosa-*Lancelot* erzählt; s. P. Paris, *Romans* III. 307 ff.

[2]) Der Sauerne-Fluss war durch das viele hineinfliessende Blut länger als einen Tag ganz rot gefärbt.

[3]) Zu ihnen gehören nicht weniger als sechs verschiedene Yvain, nämlich ausser Yvain dem Grossen, Urien's Sohn, und ausser Yvain dem Bastard (s. oben S. 25 Anm. 2) noch *yuains lesclains, yuains du cinel, yuains du lionel, yuains as blanches mains.*

[4]) S. dazu P. Paris, *Romans* III. 294 ff.

[5]) Im Prosa-*Lancelot* ist noch von Alyer die Rede; s. l. c. IV. 7.

§ 170. s. § 137. Bretel, Urfin und Jordain, die Artus in Logres mit dem Auftrag zurückgelassen hatte, an seiner Statt das Schiedsrichteramt auszuüben, waren täglich zu Gericht gesessen und hatten für die Sicherung und Bewachung des Landes Sorge getragen. Sie begaben sich dann mit der Königin Guenievre nach Kardoil, wo ihnen die Meldung zugeht, dass Herrant, der Sohn Magaat's, mit einem Heer ins Land eingefallen sei und dasselbe verwüste. Sofort werden die bedrohten Städte von Kardoil aus dazu aufgefordert, sich gehörig abzuschliessen und abzuwarten; die feindlichen Übergriffe würden nach der Rückkehr des Königs gebührend bestraft werden.

§ 171. s. § 97. Aus Tharmelide trifft ein Bote mit der Nachricht vom Tode Leodegan's ein; Guenievre betraut bis zu Artus' Rückkehr den Seneschall Cleodalis mit der Verwaltung des Landes, auch stellt sie ihm die erbetene Hülfe in Aussicht.

§ 172. s. § 170. s. § 69. 67. Arrant rückt an die Stadt Karduel heran und fordert die Übergabe derselben, die verweigert wird. Da steckt er die Stadt in Brand. Guenievre und Lorete, die Tochter Doon's von Karduel, entkommen nur mit Mühe und werden von Giflet, Loretens Bruder, in einen Wald geführt. Ihre Flucht sieht Lohot, Artus' Sohn. Sie treffen Kei, Guionmar und Sadoine und beschliessen, sich nach Bedingan in Cornoaille zu begeben.

§ 173. s. § 5. [f° 228.] Arrant kann Karduel auch trotz des Brandes nicht einnehmen; er wendet sich daher nach Karadigan und belagert es. Karadigan hatte Lysianor zu Lehen, mit der Artus den Lohot gezeugt hatte. Lohot erzählt in Karduel die Flucht Guenievrens und beruhigt dadurch Do de Carduel und die Bürger, die sich schon um die Königin und um Lorete grosse Sorgen gemacht hatten.

§ 174. [f° 230.] Diese und ihre Begleiter waren auf fünfzig Sachsen gestossen, welche Gaheriet als Gefangenen gefesselt bei sich hatten. Es kommt zu einem Kampfe, während dessen Guenievre den Gefangenen befreit. Dieser beteiligt sich nicht an dem Gefecht, sondern reitet eilig fort, nachdem er die Königin darum gebeten, ihre Begleiter möchten ihm nach beendigtem Kampf folgen. Dies geschieht. Die 50 Sachsen waren alle getötet worden bis auf fünf, die entflohen. Guenievre und Lorete reiten den vier Rittern Giflet, Kei, Guionmar und Sadoine langsam nach. Gaheriet war 120 Sachsen nachgeeilt, die zum Heere Arrant's gehören, und er befreit, als er durch Giflet, Kei, Guionmar, Sadoine unterstützt wird, seine Brüder Guerrehier und Agravain aus den Händen der Feinde. Die Befreiten nehmen am Kampfe teil, der endlich siegreich für sie ausfällt, nachdem sie auch noch in Guivret de Lambale einen tüchtigen Helfer erhalten hatten. Guenievre hatte ihn auf die Gefahr, in welcher die sieben Gefährten der Tafelrunde schwebten, aufmerksam gemacht.

§ 175. Die Sieger freuen sich darüber, der Gefahr so glücklich entgangen zu sein. Gaheriet erzählt ihnen und Guenievre und Lorete, wie er und seine Brüder in die Gefangenschaft Arrant's gelangt seien. Keiner weiss etwas näheres über den Verbleib Artus', Gavain's und Sagremor's. Guivret erzählt den anderen, was ihm von den Einfällen der Feinde unter Oriol, Soryonde und Agrippa bekannt war: dass nämlich Oriol das Land der Helaes beunruhige (s. § 148.) und dass alle dorthin kommenden Ritter daselbst bleiben müssen, dass Soryonde in der Umgegend von Roestoc grossen Schaden anrichte (s. § 165.) (der oben erzählte Kampf war damals noch nicht ausgefochten (s. § 168.) worden) und endlich dass König Agrippa das Land der Mutter (s. § 141. 149.) Agloval's verwüste. Wenn König Artus davon wüsste, thäte er gut daran, hinzugehen. Kei, Guionmar, Guivret beratschlagen dann, was nun zu thun sei; sie kommen zunächst überein, Guenievre nach Bedingan zu führen; hier angelangt, wird auf Kei's Vorschlag beschlossen, Abgesandte nach Clarence zu Alon, ferner zu Neutre, (s. § 71. 1. 7. 106.) Ydier und noch zu anderen zu senden, um sie zu schleuniger Hülfe aufzufordern, da man Arrant's Truppen, so lange dieselben noch nicht vereinigt wären, leichter besiegen könne. [fº 231.] Während sie noch so Rat pflegen, meldet ein Bote die Belagerung Karadigan's durch Arrant. Die gewünschten Hülfstruppen der brittischen Könige langen an und werden in Treffen eingeteilt. Kei will die Truppen von Logres führen und das königliche Banner tragen, wie ihm das (s. S. 11.) zukomme.

§ 176. (s. § 139.) Nachdem sich Artus von Gavain und Sagremor getrennt hatte, wurde auch er von dem heftigen Regenwetter überrascht; er kam gegen Abend in eine Einsiedelei und fand daselbst gute Aufnahme. [fº 232.] Als er bei Tagesanbruch erwachte, sah er hinter der Einsiedelei eine Dame daherreiten; diese beklagte laut ihre Schwester, für welche sie vergeblich an Artus' Hofe hätte Hülfe holen wollen und die daher von dem Tyrannen, der ihr Land verwüstete, nicht würde befreit werden. Die Dame stieg von ihrem Maultier und setzte sich unter einen Baum. Vier Räuber, die ihre Klage gehört hatten, stürzten auf sie zu, beraubten sie ihrer Kleider und wollten ihr Gewalt anthun.

§ 177. Da kam ihr Artus zu Hülfe, dem der Eremit beim Anlegen der Waffen behülflich gewesen war; er besiegte und tötete die vier Räuber, welche an einer Eiche aufgehängt wurden. Ihre Pferde überliess er dem Eremiten. Die Dame erzählte ihm, dass alle Ritter sich von Artus' Hof entfernt hätten, um Artus, Gavain und Sagremor (s. § 140.) zu suchen; ihre Schwester wäre die Gräfin von Orofoise, sie würde von einem Riesen aus Hanguis' Geschlecht bedrängt. Dieser Riese besässe in geringer Entfernung von Orofoise ein Schloss und lebte vom Raube. Das Land ihrer Schwester und ihr eigenes hätten

seinen Neid erregt; er hätte ihren Schwager, den Grafen von Orofoise, [f° 233.] im Walde getötet und wollte dessen Witwe dazu zwingen, seine Geliebte zu werden und ihm ihr Land zu überlassen. Da die Gräfin diese Zumutung zurückgewiesen, hätte der Riese ihr Land verwüstet, bis ihm die Gräfin schliesslich nachzugeben versprochen, unter der Bedingung, dass er ein Jahr lang alle ihm von ihr zugesandten Ritter besiegte; bis jetzt wäre der Riese stets Sieger geblieben und bald liefe der Termin ab. Artus liess sich über die Lage von Orofoise[1]) Auskunft geben und erklärte, für die Gräfin im Kampfe gegen den Riesen eintreten zu wollen; freilich wünschte er vor dem Kampfe eine Nacht im Schlosse der Dame verbleiben und den Kampf erst gegen Mittag beginnen zu dürfen; ausserdem bat er noch darum, vor dem Kampfe nicht nach seinem Namen gefragt zu werden.

§ 178. Artus verabschiedete sich von dem Einsiedler und ritt mit der Dame fort; sie gelangten in die Ebene vor dem Schlosse Levezerp, wo gerade ein glänzendes Turnierspiel abgehalten wurde. Escaut von Cambenic, dem das Schloss gehörte, hatte soeben seinem Sohn den Ritterschlag erteilt und wollte nach dem Feste seine Leute s. §§ 165. 168. nach dem *pui* von *Malohaut* gegen Sorjonde führen. Artus nahm unerkannt am Kampfspiel teil und warf nicht weniger als 7 Gegner ab. Er ritt dann mit der Dame fort und Escaut hielt diejenigen, die ihm nacheilen wollten, davon zurück, indem er darauf hinwies, dass jener unbekannte Ritter (Artus) tüchtig sein müsste und vermutlich eine Aufgabe zu vollbringen hätte.

§ 179. [f° 234.] Artus und die Dame hörten unterwegs ein schreckliches Klagegeheul, das eine Löwin ausstiess. Sobald dieselbe Artus bemerkte, sprang sie auf ihn zu, wedelte mit dem Schweif und lief ihm voraus. Artus folgte dem Tier, bis er in einem Dickicht zwei Schlangen erblickte, die im Begriff standen, einen jungen Löwen zu erdrücken. Er tötete die Schlangen, rettete dadurch den Löwen, dessen Mutter Artus nachlief und ihn von einem Hügel aus noch lange mit den Augen verfolgte; dann erst kehrte sie zu ihrem Jungen zurück. Die Löwenmutter und ihr Junges sollten sich später Artus, nachdem er heimgekehrt war, für die ihnen bewiesene Wohlthat erkenntlich zeigen[2]).

---

[1]) Orofoise liegt *uers sorelois en la fin du roiaume de norgales.*

[2]) Vermutlich wollte der Autor unseres ja nicht vollständigen Textes später selbst diese Episode bringen; denn sie findet sich m. W. sonst nirgends auf Artus übertragen, wohl aber auf Perceval; vgl. *Queste de St. Gral ed. Furnivall* S. 82 ff; s. auch noch *Thomas Malory* III. part. chap. 54 f. — Dieselbe Sage kommt auch anderwärts vor; vgl. W. Foerster's kleine *Yvain*-Ausgabe (Halle 1891.) S. VIII; ich verweise noch auf das mhd. *Lied von Michael Wyssenher*, s. Bartsch, *Herzog Ernst*, S. CXVI ff.; ferner auf den *Ugone d'Avernia*, Bd. I. S. 193 ff. Zum Androclus-Motiv, das sich ja nicht völlig mit dieser Episode deckt, vgl. A. Marx, *Griechische*

Artus traf dann gegen Abend mit seiner Begleiterin 12 Räuber bei einem Gelage an; sie setzten sich mit an den Tisch. Die Räuber ängstigten die Dame durch die Bemerkung, dass sie nun ja auch das, was ihnen noch gefehlt, zur Verfügung hätten, nämlich eine Frau. Artus hörte dies, liess es sich aber trotzdem gut schmecken; er behauptete, die Zeche später bezahlen zu wollen; als er aber ohne weiteres den Krug des Räuberhauptmannes auf einen Zug geleert und dies, wiewohl es ihm verwiesen wurde, wiederholen wollte, kam es zu einem Streit. Der Räuberhauptmann ergriff einen ledernen Weinschlauch, der gefüllt war, und wollte Artus damit schlagen; Artus wich geschickt aus und auch die Brotstücke und das Geschirr, mit dem die anderen Räuber nach ihm warfen, schadeten ihm nichts. Artus hatte wohlweislich seine Waffen nicht abgelegt und tötete acht der unbewaffneten Räuber; die zwei übrigbleibenden entflohen, wurden aber von Artus erreicht und gleichfalls niedergemacht. Artus schonte einen Jüngling, der dann die Pferde besorgte und für Artus und die Dame das Lager herrichtete. Die Leichen der Räuber wurden ins Feuer geworfen. In dieser Nacht und in den folgenden teilte Artus das Lager der Dame. Am nächsten Morgen wurden die Pferde mit einem Teil der Habe der Räuber bepackt, die in einem unterirdischen Raum aufbewahrt war; das übrige erhielt der Jüngling. **§ 180.** [f° 235.]

Artus brach dann mit der Dame auf und sie erreichten nach 8 Tagen Orofoise, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden. Die Dame berichtete ihrer Schwester, der Gräfin von Orofoise, ihre Erlebnisse. Dem Riesen wurde, da Artus seine Hülfe in Aussicht gestellt hatte, für den nächsten Tag der Entscheidungskampf angesagt. Nachdem Artus in der Nacht nochmals mit seiner Dame der Liebe gepflogen,[1]) rüstete er sich am nächsten Tage für den Kampf, den er erst Nachmittags aufnehmen wollte. Er verabschiedete sich von der Geliebten und liess sich von ihr für die kommende Nacht ein Quartier angeben, da er stets nur eine einzige Nacht an ein und demselben Orte zubrächte; er beschenkte sie mit der den Räubern abgenommenen Habe und verwies sie, die ihn später wiedererkennen oder sich nach ihm erkundigen möchte, auf seine Waffen. Darauf hatte Artus noch eine Unterredung mit der Gräfin von Orofoise; auf seine Frage, ob sie ihr Land zu eigen oder als Lehen hätte, erwiderte sie, sie wäre Artus' Lehnsmännin[2]); als solche hätte sie an Artus' Hof um **§ 181.** s. § 177. [f° 236.] [f° 237.]

Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes. Heidelberger Diss. Stuttgart 1889. S. 56 ff.

[1]) S. dazu *Zs. f. r. Ph.* XVI. 115, wo ich bez. der durch Artus' Wunden entstandenen Blutflecken auch auf Crestien's *Lancelot* (vgl. *Romania* XII, 478) hätte verweisen können.

[2]) Es ist doch merkwürdig, dass die Gräfin ihren Lehnsherrn, der vor ihr steht, nicht kennt oder nicht erkennt.

Hülfe bitten lassen, allein ohne Erfolg, denn Artus wäre abwesend gewesen. Artus suchte sie zu trösten. Endlich stellte sich der Riese zum Kampfe ein; er war mit einer indischen Schlangenhaut bekleidet, die ihn schier unverwundbar machte. Der ungeschlachte Geselle, der zu Fuss daherkam, da ihn kein Pferd hätte tragen können, schlug mit seiner Keule gegen das Schlossthor und rief laut aus, dass nunmehr der Tag gekommen wäre, da er die Gräfin von Orofoise in seiner Gewalt haben würde; ihre Schwester würde er dem gemeinsten Knecht überlassen; weder ihr Gott, der sich hätte schlagen und kreuzigen lassen, noch Artus würden sie schützen können. Artus waffnete sich rasch fertig, er ritt hinaus und machte dem Gegner Vorwürfe, welche von diesem mit Hohn aufgenommen [f° 238.] wurden. Der Zweikampf, dessen Verlauf vom Schlosse aus durch die beiden Schwestern aufmerksam verfolgt wurde, war heftig; da gelang es Artus, dem Riesen erst seine rechte Faust, dann die linke, endlich ein Bein abzuschlagen, so dass er mit furchtbarem Schrei zu Boden stürzte und alsbald starb. Artus ergriff den Schild des Toten und ritt eilig davon. Im Schlosse von Orofoise herrschte über den Ausgang dieses Kampfes grosse Freude. Die Leiche des Riesen wurde in einen Fluss versenkt. Die Damen hätten wissen wollen, wer ihr Ritter eigentlich gewesen wäre; sie beschlossen, ihm 4 Diener nachzusenden um ihn zu suchen. Sollten diese ihn nicht finden, so wollte die Dame, der Artus seine Liebe geschenkt hatte, sich selbst auf die Suche machen. Das that sie denn auch später.

§ 182. Artus hatte die Richtung nach Sorelois eingeschlagen und [f° 239.] begegnete am zweiten Tage einem Knappen, der nach Karadigan eilte, um gegen Arrant mitzukämpfen. Der Knappe erzählte Artus (s. §§ 175. 173.) noch, dass Kardoil verbrannt worden sei und er forderte ihn (s. § 172.) (dasselbe hatte er seiner Aussage nach gegenüber allen ihm begegnenden Rittern gethan) dazu auf, sich an dem Kampfe zu beteiligen. Artus versprach, dies zu thun, vorher müsste er jedoch noch den Weg von Norgales überschreiten. Artus gelangte auch bald dorthin, allein es wurde ihm von einem dort aufgestellten Ritter das Weitergehen nach Sorelois verboten, falls er nicht zu Galaot gehörte. Da Artus trotzdem weiter vordringen wollte, musste er dem dortigen Brauche gemäss mit dem Verteidiger kämpfen. (s. § 119.) Der Zweikampf blieb lange unentschieden; endlich wurde Artus während einer Pause von seinem Gegner (es war das Ydier) an seinem Schwert erkannt. (s. § 140. 175.) Ydier war auf der Suche nach Artus an diesen Ort geraten; er wurde trotz Artus' Widerspruch für besiegt erklärt, weil er zuerst seinen Helm abgenommen hatte. Artus und Ydier überschritten den Weg, und blieben 3 Tage im Turme, bis sie ein von Galaot abgesandter Ritter in der Verteidigung des Ortes ablöste.

Artus teilte Ydier mit, er plane an einen Ort zu gehen, wo 2 Grafen und 2 Herzöge alle ihnen bisher entgegen getretenen Ritter besiegt hätten. Ydier erklärte, Artus begleiten zu wollen, vorher aber wollten sie am Kampfe gegen Arrant teilnehmen, wo sie gewiss Gefährten der Tafelrunde finden würden; Artus wollte dabei unerkannt bleiben. § **183.** [f° 240.]

Am fünften Tage begegneten Artus und Ydier zwei wohlbewaffneten Rittern, mit denen sie sich alsbald in einen Kampf einliessen; die beiden Ritter waren niemand anders als König Neutre von Garlot und König Urien; der erstere kämpfte mit Artus, Urien mit Ydier. Da Ydier, der kleiner war als sein Gegner, zu unterliegen schien, schlug Artus vor, mit den Gegnern zu wechseln. Ydier wollte davon nichts wissen und so wurde denn fortgekämpft; Artus kämpfte besonders wacker. Urien wunderte sich über die Güte des Schildes Artus', das alle Schläge aushielt[1]). Er frug Artus nach seinem Namen; dieser antwortete, er wäre ein Abenteuerritter; doch die Erkennung liess nicht lange auf sich warten. Neutre und Urien schlossen sich Artus und Ydier an und sie zogen gen Karadigan. Auch dort wollte Artus noch unerkannt bleiben; denn er wollte noch mit Ydier das Abenteuer auf der sich drehenden Insel bestehen, welche auch die Goldinsel der vier Ritter genannt wurde. Neutre und Urien wollten sich auch an diesem Abenteuer beteiligen; die vier ritten also zusammen, machten vier Meilen vor Karadigan in einem Kloster Halt und blieben dort bis zu dem Tage der Schlacht; unterdessen liessen sie sich ihre Waffen ausbessern. § **184.** s. § 1. 7. 50. 71. 114. [f° 241.]

In der Schlacht bei Karadigan, in welcher Arrant's Heer den Truppen der Begleiter Guenievrens gegenübersteht, trägt Kei das Banner im ersten Treffen. Die vier Helden Artus, Ydier, Neutre und Urien kommen unkenntlich in die Nähe des Schlachtfeldes, wollen sich aber erst im Notfalle mit frischen Kräften beteiligen. Sie bewundern die Thaten Keiens, Agravain's, Guerrehier's und Gaheriet's. Ausser diesen zeichnen sich noch andere besonders aus. § **185.** s. § 175.

Bei Guenievre, die in Bedingan geblieben war, hatten sich inzwischen Blios und seine Geliebte eingestellt, die Sagremor's Grüsse ausrichten; gleich darauf meldeten sich bei der Königin die Ritter und Damen, welche Sagremor aus den Händen Greomar's befreit hatte. Guenievre schickt alle Ritter nach Karadigan zur Schlacht. § **186.** [f° 243.] s. §§ 172. 175. s. § 159 ff. s. § 164.

An dieser nehmen nun auch Artus, Ydier, Neutre und Urien teil. Artus tötet die Könige Gorhan und Arrant und wird an seinem Schwert von Giflet erkannt. Artus verleugnet sich ihm gegenüber nicht; er erhält auf seine Fragen Auskunft über die § **187.** s. § 185.

---

[1]) Es war das der Schild, den Artus dem Riesen fortgenommen hatte. S. § 181. Der Schild war mit Schlangenhaut überzogen.

Ereignisse am Hofe seit seinem Weggang; er bittet Giflet, Grüsse an Guenievre auszurichten und beauftragt ihn mit noch anderen Bestellungen, wie dass Kardoil wieder aufgebaut und befestigt werden solle u. s. w. Artus und Giflet kehren dann in den Kampf zurück, der endlich mit dem Siege der Christen endet. Giflet entledigt sich seines Auftrages zur grössten Freude Guenievrens.

§ 188. s. § 184. Artus übernachtet mit seinen Gefährten Ydier, Neutre und Urien in jenem Kloster, welches sie vor der Schlacht 3 Tage lang beherbergt hatte und die vier machen sich dann auf den Weg nach der sich drehenden Insel.

§ 189. s. § 141. Giflet und seine Genossen ziehen nach der *gaste forest soutaine*, um über ihre Gefährten neues zu erfahren.

§ 190. [f° 245.] s. § 149. Nachdem der Klausner Agloval's Wunden verbunden hatte, war Agloval mit seinen Gefährten in das Land seiner Mutter geritten; in der Nähe des Wunderschlosses *(chastel de la merveille)* fanden sie alles durch König Agripe verwüstet.[1])

§ 191. Sie kamen vor das stark befestigte Schloss von Agloval's Mutter; hier befanden sich die 14 Brüder[2]) Agloval's, ferner sein Vater. Dieser lag noch immer schwerkrank darnieder infolge der Wunde an den beiden Schenkeln, welche ihm die rächende Lanze durchbohrt hatte. Auch der jüngste Bruder Agloval's, Perceval, war im Schlosse; er war noch ganz klein und lernte erst laufen. Agloval und seine Gefährten werden endlich, nachdem sie sich als zu Artus' Hof gehörig ausgegeben hatten, eingelassen und als man sie dann erkennt, herrscht grosse Freude. Agloval's Mutter ist besonders glücklich, ihren Sohn wiederzusehen und auf seine Fragen nach s. § 117. dem Befinden seines Vaters und seines Onkels Pelinor von Corbenic und Alain antwortet sie, einstweilen könnten dieselben nicht gesunden,[3]) denn die Gralabenteuer zeigten sich noch nicht; erst wenn die Gralwunder sichtbar würden und die gefahrvollen Gralabenteuer glücklich bestanden wären, würden die Verwandten

---

[1]) In mehreren Graltexten wird die Unfruchtbarkeit oder eine Verwüstung des Grallandes hervorgehoben und verschieden motiviert; s. dazu Heinzel, *Gralromane*, S. 14, 29, 68 ff. In unserem Text wird, wie so manch anderes Unheil, auch diese Verwüstung den Nationalfeinden zugeschrieben; freilich wird dieselbe in einen Zeitpunkt verlegt, der mehrere Jahre hinter der eigentlichen Gralsuche zurückliegt.

[2]) Nach der *Vulgata* des *Livre d'Artus* hätte *Pelinor de la sauvage forest* vor Perceval's Geburt 12 Söhne gehabt; vgl. die von Heinzel, l. c. S. 81, citierte Stelle. Im Prosa-*Tristan* (s. Löseth l. c. S. 234, § 302) wird von 5 Söhnen Pelinor's erzählt.

[3]) f° 245c: *car il ne poent garison auoir tant que li saint graaux cheminera. et saparistront les merueilles par mi ceste terre de cels qui en la queste entreront por acomplir les auentures perilleuses qui doiuent aparoir u roiaume de logres ....*

genesen. Auf seine weiteren Fragen erfährt Agloval noch, dass nicht nur das umliegende Land, sondern auch die Nachbarländer unter der Verwüstung durch Agripe, den Onkel des Königs Rion, stark gelitten hätten; in der Nähe ihres wunderbaren Schlosses wäre zwar Giromelant, aber der wolle nicht helfen, sondern wünsche den Untergang aller seiner Nachbarn; auf den nächsten Tag seien sonst alle Nachbarn aufgeboten. Den Abend verbringt Agloval mit seinen 14 Brüdern, die alle jünger waren als er.

s. § 21.

s. §§ 157. 84. 79. 53.

§ 192. [f°246.] Als König Agripe am nächsten Morgen die Übergabe der Stadt verlangen lässt, stürzen sich die 14 Brüder Agloval's, ohne diesen zu wecken, mit 4000 Mann hinaus in den Kampf, werden aber hart bedrängt. Agloval und seine Gefährten erwachen infolge des Lärmes; sie waffnen sich rasch und reiten hinaus; allein die 14 Brüder werden getötet[1]). Agloval sucht den Tod seiner Brüder zu rächen, doch er vermag wenig gegen die feindliche Übermacht; er wird verwundet, kämpft aber weiter und lässt sich auch durch die Bitten seiner Gefährten nicht davon zurückhalten. Da erhält er von verschiedenen Seiten Hülfe, zunächst durch eine grosse Schaar von Landleuten, dann durch 10 herumziehende Ritter. Unter diesen befinden sich Yvain der Grosse, Urien's Sohn, Yvain der Bastard, Yvain mit den weissen Händen, ferner Ales von Raguindel, Meraugis de Portlesguez. Zum Glück kommen dann noch weitere 17 herumziehende Ritter zu Hülfe, nämlich Kei, Raolais d'Estremore, der rote Ritter, Laudon de Gamelide, der Enkel des Seneschalls Cleodalis u. a., auch Nascien, der Sohn der schönen Dame von der weissen Wolke, der dem Geschlecht Joseph's von Arimathia angehört.

s. § 68.

§ 193. Dieser letztere hütete lange den heiligen Gral, den er von Sarras, der christlich gewordenen Stadt, nach Logres gebracht hatte. Diese Stadt Sarras verliess der gequälte König und er gab sein Erbe und sein Königtum auf; an den Felsen wurde er oft vom Teufel in Frauengestalt versucht und auch er kam später in das Königreich Logres, wo der heilige Gral gehütet wurde, dessen man sich beim heiligen Sakramente bediente. Magdrain, der einer Sünde wegen krank war, fristete 400 Jahre lang sein Leben allein mit der Hostie, die ihm ein Engel täglich brachte; er starb schliesslich in den Armen des glorreichen Ritters, der die Gralabenteuer bestand, wie das noch erzählt werden wird. Zu diesem Geschlecht gehörte Nascien, der so gottesfürchtig war, dass er himmlische Thaten verrichtete. Er gab später, wie ihr noch hören werdet, im besten Mannesalter das Rittertum auf.

[1]) Das erinnert an die § 167 erzählte Episode, in welcher von dem Tode der 14 Söhne Alyer's die Rede ist.

§ 194. s. § 192. In dem Kampfe am Rande der *gaste forest soutaine* zeichnen sich die 17 zuletzt hinzugekommenen Ritter aus; endlich neigt sich der Sieg den auf Agloval's Seite Kämpfenden zu. Agloval selbst tötet den König Agripe[1]) und als das Banner der Sachsen herabgeschlagen wird, wenden sich diese zur Flucht; bis auf 700 gehen alle diese Sachsen dort unter. Die von der Verfolgung zurückkehrenden Sieger erkennen sich dann als Gefährten der Tafelrunde; sie preisen Artus' Hof, von welchem der kommen wird, der die Gralabenteuer zu Ende führen wird.

§ 195. [f°249.] Während der herrschenden Freude fällt Agloval, durch seine Wunden ermattet, wie tot hin; da erhebt sich ein allgemeines Klagen und von allen Seiten wird Agloval's Mutter bedauert; s. § 192. nachdem sie bereits 14 Söhne verloren hatte, sollte ihr nun auch noch Agloval[2]) genommen werden; nur er und der kleine $1^1/_2$ jährige Perceval blieben ihr noch. Ihr Gatte lebte zwar, aber seine einzige Erholung bestand darin, in einem Schiff auf den grossen, tiefen Flüssen herumzufahren, um seine Schmerzen allein oder im s. § 117. Verein mit seinem Vetter Alain und mit Pelles von Corbenic zu vergessen.

§ 196. Man nannte Agloval's Mutter die Wittwe, *la vueve dame de la gaste forest soutaine,* und zwar aus folgendem Grunde: Ihr Gatte Pelinor, Perceval's Vater, zweifelte einst an dem Gralwunder. Da wurde er durch eine flammende, vom erleuchteten Himmel herabkommende Lanze an beiden Schenkeln verwundet, so dass er mit dem Bett, in welchem er lag, am Boden feststak. Während die Lanze herausgezogen wurde, sagte ihm eine Stimme: „Das ist die Strafe für deinen Unglauben. Dein Geschlecht war über alle erhoben worden, da ich dir mein Blut und mein Fleisch anvertraute; und du zweifeltest! Täglich sollst du zeitlebens dafür büssen und an dem Tage, da du genesen wirst, wirst du auch sterben. Du,

---

[1]) Eine Tochter Agripe's wird im Prosa-*Lancelotroman* durch Bohor aus qualvoller Lage befreit; vgl. P. Paris. *Romans* V. 147.

[2]) Agloval, Perceval's Bruder, tritt noch in verschiedenen Texten auf, so im mndl. Roman *Moriaen*, wo der Vater des Titelhelden so heisst; ferner im *Merlin-Huth* und im Prosa-*Tristan*. Vermutlich haben die Verfasser der beiden zuletztgenannten Romane diese Person jener verlorenen afz. *Queste de St. Gral* entnommen, welche uns nur in einer portugiesischen Umarbeitung erhalten ist. Was Perceval's Vater betrifft, der also nach einigen Texten zugleich Agloval's Vater ist, so wird dessen Name gar verschieden angegeben. Auch hier gehen unsere Version P, der *Merlin-Huth*, der Prosa-*Tristan* und die portugies. *Demanda* zusammen; in allen diesen Texten heisst Perceval's Vater Pelinor, s. dazu schon oben § 117, Anm. In anderen Texten wird sein Name verschieden angegeben; Robert von Boron nennt ihn Alain le Gros; in der erhaltenen, Walter Map zugeschriebenen afz. *Queste de St. Gral* heisst er Pellehem; Manessier endlich nennt ihn Gloval li Galois (s. *Conte d. Gral* V. 44762).

der du bis jetzt König der *gaste forest soutaine* hiessest, sollst fortan Fischerkönig *(rois peschierres)* heissen; denn nur wenn du dich auf dem Flusse befinden wirst, wirst du einige Linderung deiner Schmerzen empfinden. An demselben Tage, an dem dein Vetter Pellinor gesunden wird, wirst auch du gesund werden und alsbald sterben. Deines Zweifels wegen wird dein Sohn Perceval den Gral erst nach dem Tode von Pelles' Enkel hüten dürfen, nicht vorher.“ Nach diesen Worten verschwand die Lanze. Da Pelinor so schwer verwundet war, dass er sich nicht zu helfen wusste, wurde seine Frau vom ganzen Volke die Wittwe vom Walde genannt.

§ 197. s. § 195. Agloval kommt wieder zu sich; man verbindet seine Wunden, legt ihn auf eine Bahre und bringt ihn seiner Mutter, die ihre Klagen mit Rücksicht auf Agloval unterdrückt. Sie lässt es sich angelegen sein, die Ritter der Tafelrunde in gebührender Weise zu ehren. — Als Pelinor den Tod seiner 14 Söhne erfuhr, wollte er (s. § 192.) nicht mehr in seinem Schlosse weilen; er nahm seinen Aufenthalt im Wunderschloss, wo er mit Artus' Mutter[1]) zusammen war, die Merlin dorthin gebracht hatte. Das wusste niemand ausser den Gralhütern. Auf seinem Schiffe fuhr Pelinor oft bis zum Schlosse Corbenic und bis zum Schlosse Alain's.[2])

§ 198. s. § 194. Am dritten Tage nach der Schlacht verabschieden sich die Ritter der Tafelrunde von Agloval und dessen Mutter. Von Agloval nach ihren Absichten befragt, antworten sie, sie wollten Gavain und Sagremor suchen; denn betreffs Artus hätten sie durch Giflet er- (s. § 187.) fahren, dass er den König Arrant getötet habe und mit drei Begleitern nach der sich drehenden Insel gegangen sei. Agloval verspricht an Artus' Hof zu kommen, sobald er wieder imstande sein werde, Waffen zu tragen.

§ 199. Die Gefährten der Tafelrunde (es sind ihrer 42) gehen direkt in der Richtung von Galaot's Land; in einem Walde erscheint ihnen ein grosser, weisser Hirsch, der ein rotes Kreuz auf der Stirn hat; zwei Kerzen brennen auf seinem Geweih, auf dem Rücken trägt er ein mit einem wertvollen Tuch bedecktes Gefäss. Hinter dem Hirsch läuft ein weisser Hund, der von Zeit zu Zeit leise bellt; dem Hunde folgen zwei kleine weisse Tiere, die man nicht recht erkennen kann; sie werden von einem jungen, schönen Mädchen an silbernen Ketten geführt. Hinter dem Mädchen ziehen vier kleine Pferde eine Bahre, auf welcher ein Ritter liegt, der laut klagt. In den Lüften ertönen helle Stimmen; von dem, was diese Stimmen singen und

[1]) In der ersten Fortsetzung von Crestien's *Conte d. Gral* kommt Gavain in ein Schloss, in welchem sich Artus' Mutter befindet, s. V. 10859; vgl. noch Heinrich's v. d. Türlin *Krône* V. 20380 ff.

[2]) Hier folgt noch die von mir *Zs. f. r. Ph.* XVI. 106. Anm. 3 mitgeteilte Stelle.

sprechen, versteht man nur die Worte: „Ehre, Ruhm, Macht und ewige Freude sei dem Zerstörer des Todes“.

§ 200. [f° 250.] Die Ritter sind über diesen wunderbaren Zug so erstaunt, dass keiner von ihnen nach der Bedeutung desselben fragt; und als er sich ihnen nähert, rührt sich keiner. Nur Nascien springt vom Pferde; er kniet nieder und betet: „O Gott, der du die Welt erschufst, den Glauben hernieder sandtest und der du am Tage von Joseph's Bischofsweihe in Sarraz deinen Dienern anempfahlst, dein heiliges Sakrament in dem heiligen Gefäss vorzunehmen *[faire]*: so wahr ich glaube, dass dies das heilige Gefäss ist, in welchem dein Leib geopfert wurde und noch täglich geopfert wird, lass mich so lange leben, dass ich dereinst zu der Gemeinschaft derer gehöre, deren Herz von der heiligen Tafel, an der einst Joseph von Arimathia sass, erquickt wird. Bewahre mich vor Sünde; denn kein Sünder kann diese Wunder sehen.“ So lange Nascien den vorüberziehenden Zug sehen kann, bleibt er auf den Knieen liegen. Die anderen aber erstaunen und rühren sich nicht. Sie begreifen das Wunder nicht, weil sie Sünder sind. Aus demselben Grunde konnten die Ritter der Tafelrunde auch sonst noch den Gral, selbst wenn sie ihn sahen, nicht erkennen. Damit ist nicht gesagt, dass kein Ritter der Tafelrunde danach fragte, allein er förderte sein Ziel nur insoweit, dass die Beendigung der Gralabenteuer dadurch erleichtert wurde. Zu dieser wahren Beendigung der Abenteuer gehörten aber drei Männer, zwei jungfräuliche und ein keuscher; andererseits musste ein Ritter von Artus' Hof einen Teil der Abenteuer ausführen; denn ohne mit Artus verwandt zu sein, gingen von seinem Hofe diejenigen aus, die den Abenteuern allen ein Ziel setzten. Gavain, Artus' Neffe, hat zwar viele Abenteuer bestanden, aber seiner Sinnlichkeit wegen konnte er nicht zu denen gehören, die die Gralabenteuer zu Ende führten.

s. § 192.

s. § 118.

§ 201. Nascien teilt seinen Gefährten auf ihre Frage mit, dass das, was sie gesehen hätten, der heilige Gral unseres Herrn gewesen sei, in welchem sein Leib täglich geopfert und gesegnet wird durch die Hand Jesu Christi; den Gral brachte Joseph von Arimathia auf den Befehl einer göttlichen Stimme von Sarras her in dies Land. Die Gefährten Nascien's machen sich selbst die bittersten Vorwürfe, das Heiligtum nicht angebetet zu haben. Sie alle suchen darauf drei Tage lang den Gral; allein ohne Erfolg. Am vierten Tage trennen[1]) sie sich, um einstweilen Gavain und Sagremor zu suchen; später wollen sie sich vereint auf die Gralsuche machen.

[1]) Die Trennung erfolgte an einem Ort, an welchem sieben verschiedene Wege auseinandergingen; der erste führte nach dem sich drehenden Schlosse, der zweite nach dem Schloss des Wunders, der dritte

Nascien reitet allein dahin, in Gedanken versunken über den Gral, über die Schlechtigkeit der Welt u. s. w. Nach langem Umherirren gelangt er zu einem greisen Einsiedler, der ein härenes Gewand trug und sich seit zwanzig Jahren ausschliesslich von Früchten genährt hatte. Nascien nennt sich ihm und berichtet über seine Herkunft, ferner über das Gralwunder, das er kürzlich gesehen habe. Der Eremit fordert Nascien dazu auf, alle Thorheiten zu unterlassen, seine Sünden zu beichten um dereinst zu den Gralhütern zu gehören. Nascien erklärt sich dazu bereit und giebt zu, vom christlichen Glauben, vom Leiden Christi, von dessen Liebe zu Joseph von Arimathia nie die ganze Wahrheit gehört zu haben. Der Eremit will ihn darüber aufklären und ihm die Beichte abnehmen, sobald Nascien gehörig ausgeruht sei. Die ganze Nacht überlegt der Greis, wie er den Jüngling am besten auf den richtigen Weg führen könne. **§ 202.**

Als der Eremit am nächsten Morgen wie gewöhnlich den Gottesdienst abhält, sieht Nascien, wie eine weisse Hand über dem Altar dem Eremiten fortwährend behülflich ist; der Jüngling wird davon tief ergriffen. Er unterzieht sich dann der Beichte und erhält die Absolution. Der fromme Greis belehrt ihn dann über die göttliche Herkunft Christi, über seine Geburt; er berichtet ferner von der Anbetung durch die drei Könige, vom Neid des Herodes, vom Kindermord, von den Wundern Christi als Kind, und fängt darauf wörtlich zu erzählen an von der heiligen Woche, gleichwie es im Evangelium geschrieben steht. **§ 203.** [f° 251.]

Es folgt eine Übertragung des *Evangelii Nicodemi*[1]). **§ 204.**

---

nach Edyope, wo König Alain wohnte; weiter führte 4. ein Weg nach dem Schloss der Jungfrauen, 5. einer nach dem Lande der Weiden *(terre des pastures)*, der sechste leitete nach Corbenic, der siebente endlich in das Königreich Noargue.

[1]) Diese Übersetzung des *Evangelii Nicodemi* reicht von f° 251—f° 254, dann von f° 287—f° 290 v°. Es sind nämlich die folgenden Lagen unserer Handschrift, worauf moderne Verweise aufmerksam machen, falsch gebunden; die richtige Reihenfolge ist folgende: f° 287—294; f° 279—286; f° 271—f° 278; f° 255—270.

Ich habe es für unnötig gehalten, den Inhalt unserer Version des *Evangelii Nicodemi* wiederzugeben. Folgendes sei über dieselbe immerhin gesagt: die vorliegende Version enthält beide Teile des *Evangelii Nicodemi* vollständig, d. h. bis zum XXVIII. Kapitel incl.; es fehlen nur die beiden letzten Sätze dieses Kapitels (in Thilo's Ausgabe: *Codex apocryphus novi testamenti . . . opera et studio J. C. Thilo. Lipsiae* 1832. S. 795). Diese beiden Sätze fehlen auch im Hallenser Codex der lateinischen Version. Der erste Prolog (s. Thilo S. 491 ff. und Tischendorf's erste Ausgabe der *Evangelia apocrypha. Lipsiae* 1853. S. 312 f. Die zweite Auflage, 1876 erschienen, war mir nicht zugänglich.), desgleichen der in mehreren Handschriften an den Text hinzugefügte Brief des Pontius Pilatus an

§ 205. [f° 290 v°.] Der Eremit erzählt dann weiter noch von den Leiden Joseph's von Arimathia, von dessen Gefangenschaft und seiner Befreiung durch Vespasian, den Joseph von der Miselsucht heilte, dann davon, wie Joseph mit seinem Geschlecht in fremde Länder zog und die heilige Schale mitnahm, deren sich Jesus beim Abendmahl bediente, und das heilige Gefäss, welches in Orcaus am Tage, da Josephe, Joseph's Sohn Bischof wurde, das heilige Sakrament enthielt. Weiter berichtet der Eremit, wie Joseph und sein Sohn Sarraz und andere Städte bekehrten und ihr Werk in der Bretagne fortsetzten, wie Mogdanis [Mordrain] sein Königtum aufgab und ihnen folgte; ferner erzählt er von Nascien, der dies heilige Wunder im heiligen Gefäss sah. Mit diesem sei Nascien (der Zuhörer des Eremiten) verwandt; denn durch seine Mutter gehöre er zum Geschlecht Joseph's, durch seinen Vater zum Geschlecht Celidoine's, des Sohnes des älteren Nascien. Diesem Bericht fügt der Eremit Ermahnungen hinzu: Nascien solle den Geist, den Gott in ihn gesetzt habe, nicht auf-

---

Tiberius (Thilo S. 801 f., Tischendorf S. 411 f.) fehlen in unserer Version. Eine flüchtige Vergleichung unseres Textes mit den lateinischen Versionen in den beiden genannten Ausgaben zeigt schon, dass die lateinische Vorlage unserer altfranz. Version entschieden dem Texte Thilo's näher stand, als demjenigen Tischendorf's. Thilo's Text beruht (s. S. CXXXV) auf einem *codex Einsidlensis;* dieser ist aber schon darum sicher nicht mit der Vorlage unseres Textes identisch gewesen, weil unsere Version das XXVIII. Kapitel enthält, das im *cod. Einsidl.* fehlt. Überhaupt scheint mir, dass keine der lateinischen, von Thilo und Tischendorf herangezogenen Texte die Vorlage unserer Version gewesen ist. Mit der Version des Hallenser codex scheint die Vorlage etwas näher verwandt gewesen zu sein; ich schliesse das nicht nur aus dem gleichartigen, schon erwähnten Schluss des XXVIII. Kapitels, sondern unter anderem auch aus der Übereinstimmung einer der kurzen in unseren afrz. Text aufgenommenen lateinischen Stellen. An der Stelle, der Thilo's Text S. 717, Zeile 2 ff. und Tischendorf's Ausgabe S. 376, Cap. V. (XXI) § 2 entspricht, heisst es in unserem Text f° 288 v°: *et quant li saint oirent ce. si distrent as deables. chaitif ourez uoz portes si enterra li rois de gloire. dont ne profetizai ie quant ie estoie uis en terre. si dis quia hec est dies quam fecit dominus. exultemus et letemur in ea.* Diese lateinischen Worte finden sich, so viel ich sehe, nur im Hallenser Codex (vgl. Thilo S. 716 unten). Es muss hier, wie auch sonst noch, in unserem Texte oder vielleicht schon in der lateinischen Vorlage desselben einiges ausgefallen sein. Diesen absichtlichen oder oft auch unabsichtlichen Kürzungen stehen eine Reihe von Zusätzen gegenüber, von denen einige deswegen schon in der lateinischen Vorlage unseres Textes vorhanden gewesen sein können, weil es sich dabei um Reminiscenzen aus den kanonischen Evangelien, namentlich aus dem Evangelium Matthaei handeln wird. Doch das lässt sich nicht bestimmen und ist schliesslich von untergeordneter Bedeutung. Eines aber scheint mir bemerkenswert, dass diese Zusätze nach meinem Dafürhalten hie und da ganz angebracht sind, wie in dem folgenden Falle: Tischendorf S. 329 § 3 (und fast genau so Thilo S. 545) heisst es: *Jussit vero praeses Judaeos foras exire de praetorio, et*

geben; Nascien sei dazu bestimmt, zu den dreizehn zu gehören, die in ihrem Leben erleuchtet sein und nach dem Tode ewige Freude haben würden.

§ 206. Nascien bekehrt sich und wird Einsiedler; er empfing noch weitere Belehrung durch den Eremiten, sodass er sehr weise wurde und dass Gott durch ihn grosse Wunder geschehen liess, so (davon wird noch berichtet werden), als er Artus den Traum deutete und ihm einen guten Rat erteilte, zur Zeit, da dieser mit Galeot Krieg führte[1]).

§ 207. Er war es auch, der Galaat, Lancelot's Sohn, den späteren Gralhüter, erzog[2]). Dort, wo Nascien wirkte, erstand später ein treffliches Kloster, in das zahlreiche Männer des Landes eintraten.

§ 208. [f° 291] s. § 157 f. Die Erzählung kehrt nun zu Gavain zurück. Die Dame mit der Harfe war zu ihrer von Gavain geliebten Cousine, zur Dame von Limos[3]) geeilt, um dort Hülfe zu holen. Am folgenden Tage wird der im Turm gefangene Gavain durch das frische Grün und durch den Gesang der Vögel an seine Liebe erinnert; er wünscht

---

advocans Jesum dixit ei Quid faciam tibi? Dicit Jesus Pilato Sicut datum est. Dicit Pilatus Quomodo datum est? Dicit Jesus Moyses et prophetae praeconizaverunt de morte et resurrectione mea. Audientes autem haec Judaei dicunt Pilato .... Pilatus liess also die Juden hinausgehen und spricht mit Jesus; die Juden hören das; wie und durch wen, wird nicht gesagt. Unser Text lautet an dieser Stelle f° 252 v°: *Quant pilates oi ce si mena ihesum dune part. si li dist. Je ne sai que ge face a toi. et ihesus li dist einsi com il est destine a moi et a toi. et moyses et li prophete profecierent de ma passion et de ma surrection. quant pilates loi. si nunca as iuis totes les paroles de ihesu. et tantost distrent tuit li iuif a pilate* .... Statt des blossen *audientes* des lateinischen Textes weisen die griechischen Hss. eine Reihe von Varianten auf; Tischendorf entschliesst sich (s. S. 221) für *παριστορήσαντες δὲ οἱ Ἰουδαῖοι καὶ ἀκούσαντες*.

Ob unsere altfranzösische Prosaversion mit einer der von Wülcker (*Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur*. Paderborn 1872, S. 27) angeführten afz. Prosaversionen identisch ist, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls scheinen diejenigen Versionen, deren Anfang Wülcker mitteilt, mit unserer Version direkt nichts zu thun zu haben. Dass endlich die Vorlage unseres Textes mit den Vorlagen der drei afz. Versionen in Versen (*Trois versions rimées de l'évangile de Nicodème par Chrétien, André de Coutances et un anonyme* p. p. G. Paris & A. Bos. Paris 1885. Publikation der *Soc. d. a. t. fr.*) nicht näher verwandt ist, ergiebt sich daraus, dass die letzteren im Gegensatz zu unserem Text das XXVIII. Kapitel nicht enthalten, wohl aber den oben schon erwähnten Brief.

[1]) Darüber findet sich nichts an den entsprechenden Stellen bei P. Paris, *Romans d. l. t. r.*

[2]) Nach der Walter Map zugeschriebenen *Queste du St. Gral* wurde Galaad in einem Nonnenkloster erzogen. Vgl. Birch-Hirschfeld, *Sage vom Gral*, S. 36. — Doch vgl. *Arthour and Merlin*, ed. Kölbing, V. 8906.

[3]) So wird Helaes, die Geliebte Gavain's, von jetzt ab genannt.

in seinem Innern, er könnte an Artus' Hof einige Gefährten dazu auffordern, mit ihm dies Schloss zu erobern, um es dann seiner Geliebten zu schenken. Einige laut ausgesprochene Worte, die diesen Wunsch betreffen, bezieht die Jungfrau mit dem Kamme auf sich, in der Meinung, Gavain liebe sie; sie verspricht, ihm den
s. § 156. Tod ihres Bruders zu verzeihen und ihn freizulassen, wenn er ihr jene Worte deute. Er thut dies endlich; sie ist enttäuscht und will zwar ihr einmal gegebenes Versprechen halten, nie aber werde sie ihm verzeihen, dass er ihr das Schloss habe nehmen wollen. Sie lässt Gavain frei ausgehen und giebt ihm ein Pferd, in der Hoffnung, er werde ihr diesen Dienst dereinst noch erwidern können. Gavain reitet durch eine Schaar der Feinde unangefochten hindurch und trifft in der Nähe des Schlosses die Dame mit der Harfe und ihre Hülfstruppe. Die Dame mit dem Kamme, der sich Gavain genannt hatte, ruft, als sie Gavain mit jener Dame zusammen reiten sieht, laut seinen Namen aus und schreit, er habe sich auf
[f° 292.] betrügerische Weise entfernt. Gavain reitet, als er das hört, zurück, um im Hinblick auf diesen ungerechten Vorwurf sein Handeln jedem gegenüber zu rechtfertigen. Das aber macht einen solchen Eindruck auf die Jungfrau mit dem Kamme, dass sie ihm alles verzeiht.

§ 209. Gavain reitet nun zur Dame mit der Harfe und zu deren Gefolge zurück und er erklärt den Sachverhalt. Gegenüber seiner Begleiterin äussert er dann den Wunsch, zu seiner verschleierten Geliebten, der Dame von Limos, zu gehen. Jene schickt ihre Truppen fort, befiehlt aber dem Connétable Cladinas mit der Truppe in der Nähe zu bleiben und ihnen versteckt zu folgen, um eventuell, wenn Oriol im Kampfe gegen Gavain durch seine Leute unterstützt würde, diesem zu Hülfe eilen zu können. Sie kommen zu Gavain's Geliebten, die, als sie Gavain's Namen erfährt, hocherfreut ist. Sie macht ihn auf die Gefahren des bevorstehenden Kampfes mit Oriol aufmerksam; trotzdem will Gavain den Kampf unternehmen. Die Dame mit der Harfe teilt ihrer Cousine mit, wie ehrenvoll sich Gavain bei der Dame mit dem Kamme benommen habe, ferner dass sich der Connétable mit seinen Leuten auf ihren Befehl in der Nähe versteckt habe.

§ 210. [f° 293.] Da Oriol acht Tage auf sich warten lässt, geht die Gräfin von Limos zu ihm und meldet ihm die Ankunft des von ihr
s. § 148. Gehassten; Oriol solle nun zeigen, ob er sie rächen wolle; wenn Oriol den Gegner töte, so werde sie ihm ganz angehören. Oriol verspricht, am nächsten Morgen den Kampf einzugehen. Die Gräfin von Limos bleibt den Rest des Tages und die folgende Nacht bei Oriol, ohne dass dieser jedoch ihr Lager hätte teilen dürfen. Oriol macht sich dann am nächsten Tage auf und benachrichtigt seine

Leute, im Hinterhalt zu bleiben und ihm im Notfalle zu helfen. Gavain erhält durch einen von der Gräfin abgeschickten Boten die Nachricht vom bevorstehenden Kampf. Die Dame mit der Harfe lässt ihrerseits Cladinas diesbezügliche Ordre zugehen. Gavain, der in Begleitung der Dame mit der Harfe das Zelt verlassen hatte, sieht Oriol mit der Gräfin von Limos, er glaubt, seine verschleierte Geliebte wiederzuerkennen und will auf sie zueilen; allein Oriol verbietet ihm das und so kommt es zwischen den beiden Rittern zum Zweikampf, in welchem Gavain siegt. Bald aber kommt Oriol eine grosse Schaar zu Hülfe. Gavain verteidigt sich tapfer und [f° 294.] schlägt mit seinem trefflichen Schwert Escalibor zahlreiche Gegner nieder. Es war inzwischen Mittag vorüber; Gavain's Mut war daher doppelt so gross als vordem. Oriol feuert seine Leute an, die nun Spiesse und Lanzen nach Gavain werfen. Dieser hätte schliesslich trotz seines ihn schützenden doppelmaschigen Panzerhemdes unterliegen müssen; da erscheint der Connétable Cladinas mit seiner Truppe und verhilft zum Sieg. Oriol weicht eine Zeit lang dem Kampfe aus; er sieht nun ein, dass ihn die Gräfin von Limos hintergangen hat, er schimpft auf die Falschheit der Frauen und schwört, dass er die Gräfin, wenn er sie je in seine Hände bekäme, als Gefangene in sein Land führen und sie allen Trossknechten überliefern würde. Inzwischen kämpft Gavain unermüdlich weiter, bis endlich die Sachsen, obwohl sie in der Mehrzahl sind, in die Flucht geschlagen werden. Der schwerverwundete Oriol muss mit Gewalt durch die Seinen vom Kampfplatz fortgeführt werden. Gavain wird von den Damen geehrt; seine Geliebte entschleiert sich und beide versichern sich ihre Liebe. Die Gräfin verspricht, ihm ganz anzugehören, sobald sie in ihrem Schloss angelangt sein werden.

§ 211. [f° 279] Am nächsten Morgen wird dorthin aufgebrochen. Fünf Tage bleibt Gavain bei der Geliebten, die sich ihm ganz hingegeben hat. Am sechsten Tage verabschiedet sich Gavain. Er irrt tagelang umher und reitet schliesslich in der Richtung des Gartens, den die Königin von Dänemark durch Zauberkunst mit Luft umgeben hatte[1]). Daselbst giebt es nur einen Eingang und einen Ausgang.

§ 212. s. §§ 72 ff. 80. 84 f. Da Gavain so lange vom königlichen Hofe fernbleibt, macht sich auch sein Knappe Eliezer auf, um ihn zu suchen. Er durchstreift viele Länder und erkundigt sich überall vergeblich nach seinem Herrn. Eines Tages wollen ihn in einem dichtem Walde drei Raubritter seiner beiden Pferde berauben. Eliezer protestiert vergebens und bittet, ihm wenigstens eins zu lassen. Davon wollen

[1]) Hierzu sei auf die Episode der *joie de la cort* in Crestien's *Erec* verwiesen, V. 5739 ff.; s. dazu G. Paris, *Romania* XX. S. 152 ff.

aber die Ritter nichts wissen. Eliezer steigt ab, thut so, als ob er die gleichfalls von ihnen verlangten Waffen ablegen wolle, besteigt aber behend das andere Ross, den Gringalet[1]), auf dem er unter Spottreden eilig davonreitet. Einer der Ritter ihm nach; von Zeit zu Zeit wartet Eliezer, dem auch sein anderes Pferd fortwährend nachgelaufen war; sobald ihm aber der Verfolger ziemlich nahe gekommen ist, entwischt er wieder. Endlich schlägt er den Ritter nieder. Nun setzen die beiden anderen Ritter hinter ihm her, bis endlich Gaheriet und Guerrehier dazukommen und Eliezer sowie den Gringalet sofort erkennen. Nachdem ihnen Eliezer den Sachverhalt auseinandergesetzt hat, wenden sich die beiden Brüder [f° 280.] gegen die zwei Raubritter, werfen sie zur Erde und reiten mehrmals über sie hin. Eliezer teilt dann Gaheriet und Guerrehier auf ihre Fragen mit, dass er schon lange vergebens ihren Bruder Gavain s. §§ 194. 192. suche. Sie erzählen ihrerseits, dass sie im Lande von Agloval's Mutter, wo ein grosser Kampf stattgefunden hatte, nichts über Gavain erfahren hätten. Eliezer hatte die Thaten eines Ritters bei der Dame von Limos rühmen hören; er will sich nunmehr dorthin wenden. Gaheriet und Guerrehier wollen nach Cornoaille reiten.

§ 213. Eliezer begegnet einer reich gekleideten Alten mit aufgelöstem s. § 163. Haar; sie singt und klagt. Es ist die Mutter Greomar's. Sie frägt Eliezer nach Sagremor, der ihren Sohn getötet und dessen Land den Feinden überlassen habe. Eliezer erwidert, er habe Sagremor seit zwei Monaten nicht gesehen. Als sie hört, dass Eliezer Gavain's Knappe ist, verlangt sie seine beiden Pferde und sie will ihn schlagen. Der Knappe lässt sich mit ihr als mit einem Weibe nicht ein und reitet fort. Die Alte eilt ihm nach ohne ihn zu erreichen; sie hetzt daher ihren Sohn Outredoute, der just Eliezer entgegen kam, auf den Knappen. Dieser lässt sein zweites Pferd, einen Braunen, los, um mit seinem Gringalet allein rascher entkommen zu können. Als Outredoute einsieht, dass er Eliezer nicht einholen würde, will er wenigstens den Braunen mit sich führen; allein dieser schlägt aus, bringt Outredoute zu Fall und rennt dann dem laut wiehernden Gringalet nach.

§ 214. Eliezer kann nun, da Outredoute zurückbleibt, langsamer [f°281.] s. § 211. reiten und er trifft am Abend auf dem Schlosse der Gräfin von Limos ein. Die Gräfin, hocherfreut, den Knappen ihres Geliebten vor sich zu haben, teilt Eliezer mit, dass Gavain sich wohl nach der namenlosen Stadt begeben hätte. Sie fürchtet sehr für ihn; denn noch keiner kam diesen Weg zurück und das gleiche Los kann ihm zu teil werden, wenn er den verbotenen Hügel besteige.

[1]) Zu dem Namen *Gringalet* s. Zimmer in dieser *Zeitschrift*, Bd. XIII, S. 18 ff.

Die Thränen treten ihr bei diesen Worten in die Augen. Eliezer versichert, seine Suche am nächsten Morgen fortzusetzen. Die Gräfin übergiebt ihm Geschenke für Gavain und trägt ihm Grüsse und die Bestellung auf, Gavain solle sobald als möglich wieder zu ihr kommen. Sie frägt Eliezer dann nach Namen und Herkunft. Der Jüngling nennt sich den Sohn des Königs Pelles vom Schlosse Corbenic[1]). Hätte die Gräfin früher seine vornehme Abkunft gekannt, so hätte sie Eliezer noch mehr geehrt.

§ 215. Am nächsten Tage verabschiedet sich Eliezer von der Gräfin. Er irrt mehrere Tage umher, bis er zum *esplumeor*[2]) Merlin's gelangt, wo die Jungfrauen die Fragen hinzukommender Ritter unbeantwortet lassen. Eliezer schreit laut, ohne Auskunft zu erhalten, bis ein Ritter, der Hüter des *esplumeor,* hinzutritt, der des Knappen Pferd verlangt; er wiederholt seine Forderung um so nachdrücklicher, als er erfährt, dass Eliezer Gavain sucht. Obgleich sich Eliezer selbst als Knappen bezeichnet und die Bemerkung macht, dass es für den Ritter nicht ehrenvoll sei, sich mit ihm einzulassen, will jener auf ihn losschlagen; allein Eliezer reitet auf seinem trefflichen Renner davon, ohne von dem Ritter eingeholt werden zu können.

§ 216. Nach acht Tagen trifft er in einem Walde zu seiner grössten Freude seinen Herrn Gavain, der eben fünf Ritter in die Flucht jagt und vier andere getötet hat. Eliezer erzählt, was seit Gavain's Fortgang vom Hofe Guenievre passiert war, ferner was er von Artus und seinen Begleitern Urien, Neutre und Yrien weiss, dass nämlich diese nach der sich drehenden Insel wollten. Von Sagremor kann er nur so viel sagen, dass sich in dessen Namen eine Anzahl Ritter und Damen bei Hofe gestellt haben. Endlich berichtet er noch seine eigenen Erlebnisse. Auf Gavain's Wunsch begiebt sich Eliezer an den Hof, um dort mitzuteilen, dass Gavain sobald als möglich heimkehren werde. Bald darauf verlässt Eliezer den Hof wieder und macht sich auf den Weg nach der sich drehenden Insel; denn dorthin wollte sich Gavain, wie er ihm mitgeteilt hatte, begeben, nachdem er noch eine andere Angelegenheit würde besorgt haben.

s. § 188.
s. § 186.
[f° 282.]

§ 217. Gavain, der mit Eliezer das Pferd gewechselt hatte, war auf dem Gringalet den fünf Rittern nachgeritten, die vordem im Verein mit den vier schon von ihm getöteten Rittern sein Pferd und seine Waffen verlangt hatten. Er besiegt die fünf Gegner

---

[1]) *Deuers la terre foraine.*

[2]) Es muss auffallen, dass in unserem Texte, in welchem Merlin doch wahrlich keine untergeordnete Rolle spielt, vorher von diesem geheimen Aufenthaltsorte des Zauberers nicht die Rede ist.

s. § 80. und kommt zu dem Schloss, in welchem Guingambresil's Schwester weilt. Das Thor ist verschlossen. Eine Gefährtin der Dame verhandelt mit ihm; sie hat Gavain am Gringalet erkannt, lässt aber nichts davon merken. Sie macht Gavain auf die Gefahr aufmerksam, dass Guingambresil hinzukommen und ihm als einem Ritter von Artus' Hofe feindselig begegnen könne; trotzdem bittet Gavain um Unterkunft. Endlich wird er eingelassen; das Thor wird hinter ihm aus Furcht vor Guingambresil sorgfältig verschlossen. Gringalet soll reichliches Futter erhalten, damit er nicht wiehere; denn sein Wiehern ist weithin hörbar. Die Jungfrau eilt dann zu Guingambresil's Schwester und teilt ihr mit, dass Gavain da sei. Diese begrüsst Gavain herzlich und erkennt nun, dass er bereits im vorhergehenden Jahre bei ihr gewesen ist; sie wirft ihm vor, dass er sich ihr damals nicht zu erkennen gegeben habe. Er erinnert sie an sein früheres Versprechen, dass er nämlich Gavain von ihrer Lage mitteilen und ihn zu baldigem Herkommen veranlassen wolle; er s. § 78. sei nun um ihrer Liebe willen da. Sie weist auf die Tochter des Königs von Escavalon hin, die, wie man sagt, von ihm schwanger [f° 283.] sei; sie selbst wolle ihn darum nicht hassen, nur warnt sie ihn vor ihrem Bruder, der nunmehr um so ergrimmter auf Gavain sei, weil er selbst jene Königstochter liebe; Gavain's wegen habe er die Geliebte verloren und ihr Vater, der König von Escavalon, habe geschworen, dass er seine Tochter Guingambresil nie zum Weibe geben würde. Nachdem Gavain mit Guingambresil's Schwester noch lange geplaudert hat, legen sie sich zu Bett, Gavain in einem prächtig ausgestatteten Raum fern vom Zimmer der Dame. Die Vertraute der letztgenannten wacht auf der Laube, um gegebenen Falls Guingambresil's Ankunft zu melden. Gavain sucht dann das Lager der Dame auf und zeugt mit ihr einen Sohn, der später ein sehr tüchtiger und schöner Ritter wurde. Als Guingambresil später erfuhr, dass dieser sein Neffe ein Sohn Gavain's war, hätte er ihn und die Mutter vor Wut beinahe erschlagen. Er brachte dann seine Schwester in ein Schloss in der Nähe des Wunderschlosses, weil dieses das Ziel vieler Ritter war und weil er dort Gavain zu treffen und zu töten wünschte.

§ 218. Auf den Rat der Wache haltenden Vertrauten verlässt Gavain bei Morgengrauen den Ort. Er ist zwei Meilen geritten, da trifft er zwölf Leute Guingambresil's, die ihm mitteilen, dass ihr Herr mit vier Begleitern alsbald nachkommen werde, in der Absicht, seine s. § 133. 79. Schwester zu besuchen. Gavain setzt trotzdem seinen Weg ruhig [f° 284.] fort und begegnet denn auch Guingambresil mit seinen Genossen Giromelant, Brandeliz, Greoreas und Yllesgaleron. Von diesen fünf Vettern missbilligte nur Yllesgaleron Guingambresil's Hass auf Gavain. Guingambresil hatte von der Ankunft eines Ritters in der

Gegend gehört; darum hatte er sich aufgemacht, denn er hoffte immer Gavain zu treffen, der sich, wie er wusste, gerühmt hatte, dass er seine Schwester besuchen würde. Die Vettern erkennen Gavain und vermuten, dass er von Guingambresil's Schwester komme; nur Yllesgaleron nimmt Gavain in Schutz und er erklärt, nicht gegen ihn kämpfen zu wollen. Guingambresil schmäht ihn deshalb. Dann ruft er höhnend Gavain zu, dass er gar früh aufgestanden sei; die Hure, bei der er gewesen, werde es nicht hindern können, dass er vor ihren Augen als Verräter gehenkt werde und dass sie selbst lebend mit seiner Leiche begraben werde. Über den ihm gemachten Vorwurf des Verrats ist Gavain empört; trotzdem bleibt er ruhig; er frägt Guingambresil nach seinem Namen und bestreitet, ihm anders als im Zustand der Notwehr Übles zugefügt zu haben. Kurz, es kommt alsbald zum Kampfe, in welchem Gavain zunächst Brandeliz, dann Giromelant zu Boden schlägt. Gavain fordert nun Yllesgaleron zum Kampfe heraus; es solle sich nun zeigen, ob Yllesgaleron sein einst gegebenes Versprechen, nie mehr gegen Gavain kämpfen zu wollen, halten werde. Yllesgaleron versichert, dass er seinem Worte stets treu geblieben sei und nie Übles gegen Gavain im Sinn gehabt habe. Er habe bisher zu seinen Verwandten halten müssen, allein wenn es ihm nicht gelänge, ihnen ihre Thorheit auszureden, so werde er die Gemeinschaft mit ihnen aufgeben. Gavain verspricht, Yllesgaleron diese Gesinnung noch vergelten zu [f° 285.] wollen. Guingambresil, der die erneuten Versicherungen der Treue von Seiten Yllesgaleron's gehört hatte, schmäht diesen und nennt ihn einen Feigling. Er reitet dann Gavain, der sich langsam entfernt, nach und höhnend fordert er ihn zum Kampfe heraus. Die abermals ruhigen Worte Gavain's beantwortet Guingambresil mit Schmähungen. Endlich reisst Gavain die Geduld; er stürzt auf Guingambresil los, verwundet ihn und bringt ihn mitsamt dem Pferde zu Fall. Unterdessen hatte Greoreas versucht, Gavain von hinten beizukommen, allein auch er liegt bald am Boden. Der Sieger reitet darauf ohne Aufenthalt fort. Yllesgaleron ist nun dem schwerverwundeten Guingambresil behülflich, erntet aber dafür keinen Dank, vielmehr verbietet ihm Guingambresil fortan jeden Verkehr mit ihm. Yllesgaleron verlässt seine Vettern. Die Verwundeten besteigen mit Mühe ihre Rosse, um sich in das Schloss zu begeben, in welchem Gavain die Nacht zugebracht hatte. Sie stossen noch allerlei Drohungen gegen Yllesgaleron aus; sie wollen ihm sein ganzes Land nehmen u. s. w. Im Schlosse hatte Guingambresil's Schwester von ihrem Bruder viel zu leiden. Nachdem die vier Vettern von ihren Wunden geheilt waren, bekämpften sie Yllesgaleron und fügten ihm grossen Schaden zu. Dieser aber verteidigte sich wacker. Guingambresil brachte dann seine Schwester in ein Schloss

s. schon § 217. in der Nähe des Wunderschlosses und richtete den Brauch ein, dass ein jeder dahinkommende Ritter mit ihm kämpfen musste.

§ 219. [f° 286.] Gavain war nach Beendigung des Kampfes lange weiter geritten und erreicht am Abend ein Kloster, in welchem er übernachtet.

§ 220. s. § 164. Fünfzehn Tage waren seit der Befreiung der Ritter und Damen aus Greomar's Gefängnis verflossen, da kam Sagremor zu dem Heereslager der verwitweten Sebile; ihren Mann hatte Baruc der Schwarze getötet, der wegen seiner Tüchtigkeit *chevaliers faez* genannt wurde. Baruc liebte Sebile seit langer Zeit und bekriegte sie, um sie zur Gegenliebe zu zwingen. Am folgenden Tage sollte Sebile einen Kämpfer zum Zweikampf gegen Baruc stellen; keiner ihrer Ritter aber wollte den Kampf wagen. Sagremor beobachtet erstaunt das unruhige Treiben und hört mit Verwunderung das Klagen im Lager. Er wird von den Leuten Sebilens für einen Spion gehalten, mit Drohungen überschüttet und angegriffen. Allein er wehrt sich wacker; schon sind zehn Gegner abgeworfen oder unschädlich gemacht, da beauftragt Sebile andere Ritter, Sagremor aufzuhalten. Sagremor frägt sie, zu wem die Truppen und das Lager gehören; allein man traut ihm nicht; er muss daher von [f° 271.] neuem kämpfen. Wiederum weiss er sich gegen den Angriff glänzend zu verteidigen und es gelingt den Gegnern nicht, ihn festzuhalten. Ein Ritter Sebilens, der endlich mutmasst, dass Sagremor kaum zu Baruc gehöre, rät seiner Herrin, zu ihm zu reiten und ihn, um weiteres Unglück zu vermeiden, zur Übergabe aufzufordern. Sebile befolgt den Rat und sagt zu Sagremor, dass er, wenn er wirklich nicht Baruc's Spion sei, unter ihren Leuten doch so viel Unheil angerichtet habe, dass er dafür büssen müsse. Sagremor weist darauf hin, dass er sich in der Notwehr befunden habe. Er ergiebt sich endlich der schönen Sebile, unter der Bedingung, dass ihm nichts Böses widerfahre und dass man an Artus' Hof über ihn das Urteil fälle. Als Sagremor im Zelte die Waffen abgelegt hat, wird Sebile von heftiger Liebe zu ihm ergriffen; sie erfährt, dass Sagremor zur Tafelrunde gehört und sie will ihm zur Seite stehen; denn sie fürchtet, dass ihre Ritter ihn des Todes würdig halten. Er will sich die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Leute verschaffen und nachdem er erfahren, wie es zwischen Sebile und Baruc steht, beschliesst er bei sich, für sie einzutreten.

§ 221. Inzwischen lässt Baruc melden, der Termin für den Zweikampf sei verstrichen; er werde nun Gewalt anwenden. Sebile ist untröstlich und auch ihre Leute verzagen. Da erklärt Sagremor, im [f° 272.] Kampfe für Sebile eintreten zu wollen und er antwortet selbstbewusst auf die drohenden Worte des Boten. Sebile und ihre Leute sind

nun von Dank gegen Sagremor erfüllt und fassen neuen Mut. Sagremor nennt dann Sebilen auf deren Frage hin seinen Namen. Sie hatte viel von ihm und den Artusrittern gehört und bedauert nur, dass dieselben einen anderen Glauben hätten; Sebile ist nämlich Heidin, Baruc dagegen ist Christ. Als Sagremor dies hört, meint er, das erkläre ihr Unglück. Sie will nun, wenn alles glücklich ausgeht, die Taufe empfangen und sich und ihr Land Sagremor übergeben. In der Nacht nähert sich Sebile Sagremor's Lager; Sagremor erwidert die Liebesbezeugungen Sebilens, wehrt aber ihre Küsse auf den Mund ab; denn sie sei noch Heidin und er wolle keine Sünde begehen. Da ergreift sie schliesslich einen mit Wasser gefüllten Kelch, sie macht das Zeichen des Kreuzes darüber und bespritzt sich dreimal mit dem Wasser zum Zeichen der Taufe. Sagremor lacht laut auf, als er dies sieht; er meint aber, es fehle zur richtigen Taufe noch das Salz und die Salbe[1]). Sebile versichert, den wahren Glauben in sich zu haben; sie werde sich später noch richtig taufen lassen und werde, da schon der grössere Teil ihrer Unterthanen Christen seien, mit Leichtigkeit auch die übrigen dem Christentum zuführen. Sagremor lässt das endlich gelten und beide pflegen der Liebe.

Am nächsten Tage kämpfen die beiden Heere mit einander. **§ 222.** [f° 273] Sagremor schlägt mutig zu und vernichtet viele Feinde, sodass sich ihm endlich Baruc selbst entgegenstellt; allein Sagremor verwundet ihn und als Baruc sieht, dass seine Leute weichen, sucht auch er sein Heil in der Flucht. Sagremor verfolgt ihn wohl vier Meilen weit bis zur Brücke des Schlosses Trion. Hier stürzt zunächst Baruc's Pferd, dann auch dasjenige Sagremor's. Die beiden Ritter kämpfen nun zu Fuss auf der Brücke. Sagremor, der durch Leute aus dem Schlosse und durch hinter ihm herkommende Feinde umzingelt zu werden fürchtet, nimmt alle Kraft zusammen und schlägt Baruc zu Boden. Schon wollen ihn die Feinde ergreifen, da fasst er Baruc und stürzt sich mit ihm von der Brücke ins Wasser herab. Sagremor zieht Baruc ans Ufer, wo Sebilens Leute den beiden vollends heraushelfen. Baruc wird entwaffnet und zu Sebilen geführt. Sagremor besteigt ein Pferd und beteiligt sich wieder an der Schlacht, die alsbald siegreich zu Ende geführt wird. Zahlreiche Feinde werden ins Wasser geworfen und ertrinken. Wer sich [f° 274.] nicht ins Schloss Trion retten kann, oder sich nicht ergeben will, wird ohne weiteres niedergemacht. Die Gefangenen werden ins Lager geführt. Sagremor wird gepriesen und geehrt. Sebile geht Sagremor entgegen, kniet vor ihm nieder und preist Sagremor und den Gott der Christen; sie verspricht aus Liebe zu ihrem Retter

[1]) *Sel et cresme.*

das Christentum anzunehmen und auch ihre Unterthanen zur Taufe zu zwingen. Sagremor will sie aufheben, aber Sebile bittet ihn, ihr zuvor das ihm am vorhergehenden Tage zugefügte Unrecht zu verzeihen, ausserdem soll er ihr noch versprechen, mit ihr in ihr Land zu kommen und dort zu bleiben, bis sie dem Christentum angehöre. Sagremor erfüllt ihren Wunsch; Sebile erhebt sich und reitet freudig mit ihm zu den Zelten.
s. § 220.

§ 223. Sagremor bringt die Nacht bei Sebile zu; sie klagt darüber, dass er sich bald von ihr trennen wolle, um seine Suche fortzusetzen. Sagremor will nach glücklich vollendeter Suche zu ihr zurückkehren, um sie dann an Artus' Hof zu führen, giebt aber ihren Bitten nach und verspricht, zunächst noch in ihr Land mitzukommen, um ihrer Taufe beizuwohnen. Baruc geht mit den freigelassenen Gefangenen nach Trion, um sich dort von den Strapazen zu erholen und die Wunden heilen zu lassen; alsdann will er, wie er versprochen, mit grossem Gefolge zu Sebile zurückkommen. Sagremor, Sebile, ihr Seneschall Lioines und ihre Leute brechen am nächsten Tage auf und kommen nach Sarmenie in eine mächtige Stadt, wo sie als Sieger ehrenvoll aufgenommen werden. Am nächsten Tage lässt sich Sebile taufen, desgleichen bekennen sich diejenigen ihrer Unterthanen, die bis dahin noch Heiden gewesen waren, willig zum Christentum. Fünfzehn Tage lang herrscht grosse Freude an Sebilens Hofe, ebensolange bleibt Sagremor bei ihr.
[f° 275.]

§ 224. s. § 212. Nachdem Gaheriet und Guerrehier von Eliezer Abschied genommen, reiten sie noch eine Weile zusammen und trennen sich dann an einem Kreuzweg.

§ 225. Gaheriet trifft eine klagende Dame, deren Schwester von einem Ritter gefangen gehalten wird. Gaheriet verspricht, ihr zu helfen. Sie reiten zusammen bis an das befestigte Schloss dieses Ritters. Die Dame will aus Furcht vor dem Ritter nicht weiter; Gaheriet aber versichert sie seines Schutzes und so reiten sie in den Schlosshof. Sie steigen von den Pferden ab und betreten einen Saal, in welchem vier starke Männer auf Gaheriet's Fragen antworten, ihr Herr werde bald von einem Ausflug zurück sein. Gaheriet lässt sich von der Dame den Ort, wo ihre Schwester gefangen ist, angeben und er erfährt, dass einer der Männer den Schlüssel dazu bewahre. Derselbe weigert sich, der Aufforderung Folge zu leisten, das Gefängnis zu öffnen. Gaheriet zieht sein Schwert; der andere nimmt eine Axt von der Wand und ruft laut zu den Waffen. Die vier Männer gehen nun auf Gaheriet los; allein dieser teilt wuchtige Schläge aus und macht drei der Gegner unschädlich. Der vierte will entfliehen, wird aber von Gaheriet eingeholt, zu Boden geworfen und gezwungen, das Gefängnis der Dame zu öffnen. Die beiden Schwestern danken hocherfreut dem Retter.
[f° 276.]

Eilends besteigt Gaheriet dann sein Ross und setzt eine der **§ 226.** Damen vor sich, während die andere das zweite Pferd besteigt; sie wollen in das nicht weit entfernte Schloss der Damen reiten. Allein der Ritter, dessen Besitz sie eben verlassen hatten, verfolgt und erreicht sie. Ein heftiger Zweikampf entspinnt sich. Gaheriet haut schliesslich dem Gegner den linken Arm ab und bringt ihn zu Fall. Da sich der Schwerverwundete auf die Bedingungen, die ihm Gaheriet stellt, nicht einlassen will, wird ihm das Haupt abgeschlagen. Die Damen freuen sich, von diesem ihrem Feinde befreit zu sein und reiten mit Gaheriet in ihr Schloss, wo sie ihren Retter ehren.

Gaheriet setzt seinen Weg am nächsten Tage fort; er findet **§ 227.** [f° 277.] bei einem mächtigen Ritter freundliche Aufnahme, kommt dann an einen befestigten Turm, in dessen Nähe eine Dame um ihren gefangenen Geliebten klagt. Sie erzählt Gaheriet, dieser Turm heisse *chastel de la mort,* weil alle darin Gefangenen stürben; sie sei eines Tages mit ihrem Geliebten hier vorbeigeritten, da sei Kaol über sie hergefallen, er habe ihren Geliebten im Kampfe bezwungen und in jenen Turm einsperren lassen. Gaheriet ist bereit, ihr zu helfen; sie begeben sich daher an das Schloss, dessen Besitzer alsbald gewaffnet heransprengt. Auch hier hat Gaheriet einen blutigen Strauss auszukämpfen, endlich aber hat er Kaol besiegt. Er tötet ihn, da Kaol lieber mit Ehren sterben, als in Unehren leben will. Der [f° 278.] Gefangene wird befreit und erhält von Gaheriet Kaol's Schloss als Lehen von Artus. Am nächsten Morgen verlässt Gaheriet das Schloss.

Die Erzählung wendet sich nun wieder zu Gavain. Von der **§ 228.** s. § 219. Einsiedelei aus hatte sich Gavain direkt nach der sich drehenden s. § 216. Insel aufgemacht, wohin sich auch, wie er wusste, sein Oheim Artus mit Ydier, Urien und Neutre gewandt hatte. Er begegnet nach einigen Tagen einem Zwerg, der ihn gering schätzt und nicht für fähig hält, den Weg erfolgreich fortzusetzen. Vergebens drängt Gavain in ihn, die in der Nähe befindlichen Gefahren zu nennen. Er verlässt daher den Zwerg und reitet furchtlos weiter. So kommt er an ein Zelt und erfährt dort von einer schönen Dame, dass dasselbe einem Ritter gehöre, der mit allen Rittern kämpfe, welche die von ihm aufgestellten Schranken betreten. Wer dieselben nicht betrete, könne unangefochten weiter ziehen; gegenwärtig halte der Ritter den Agravain gefangen, den er auf ihre Bitten am Leben gelassen habe. Gavain ist von dem Wunsche beseelt, seinen Bruder zu befreien; er vernimmt, dass der Ritter im Zelte mit dem Gefangenen Schach spiele. Die Dame hält es für überflüssig, in Gavain's Auftrag die Ankunft eines neuen Kämpfers zu melden; denn sobald jemand die Schranken überschritten habe, erscheine der Ritter von selbst. Gavain betritt den begrenzten Raum und alsbald stürzt der wohl-

bewaffnete Gegner zu Pferde aus dem Zelt hervor. Gavain besiegt ihn; der Besiegte bittet um Gnade, um vor seinem bevorstehenden Ende noch beichten zu können. Gavain hat Mitleid mit ihm. Er begrüsst dann recht herzlich seinen Bruder Agravain und beide reiten zusammen fort. Am nächsten Tage trennen sie sich.

§ 229. [f° 255.] Agravain[1]) begegnet einem Liebespaar, das seinen Neid erregt. Der zärtliche Ritter ist über die Störung unwillig, er schilt Agravain und weigert sich, ihm Rede zu stehen. Agravain verlangt nun, der Ritter solle ihm seine Dame überlassen. So kommt es zum Zweikampf. Der Gegner wird am linken Arm schwer verwundet und besiegt; er fleht um Gnade, die ihm Agravain mit Rücksicht auf die Bitten der Dame gewährt. Agravain reitet fort, nachdem er der Dame seinen Namen angegeben hat; diese nimmt sich vor, einstens noch an Agravain für die schwere Verletzung des Geliebten Rache zu nehmen. Jammernd machen sich die beiden auf den Weg; sie erzählen das Geschehene einer ihnen bekannten Dame und ihrem Ritter, welch letzterer sie zu rächen verspricht. Er holt mit seiner Dame Agravain ein, fordert diesen zum Kampfe heraus, wird aber übel zugerichtet und abgeworfen. Die Dame schilt Agravain, der sie zu beruhigen und mit sich zu führen sucht. Da sie Agravain nicht folgen will, zwingt er sie dazu und in einem dichten Walde angelangt, will er ihr Gewalt anthun. Da sieht er, dass ihr rechter Schenkel ganz aussätzig ist. Entsetzt springt [f° 256.] Agravain auf; er verflucht die Dame, die, darüber empört, dem Fortreitenden nachruft, er würde später gern eins seiner Glieder dafür geben, dass sein Schenkel nicht noch mehr aussätzig wäre als der ihrige. Sie kehrt dann zu ihrem verwundeten Geliebten zurück.

§ 230. Als Agravain den Wald verlässt, erblickt er einen befestigten Turm; er betritt den denselben umgebenden Obstgarten und gelangt an ein Zelt, wo ihm ein Ritter entgegenkommt und eine Dame s. § 147. ihm einen roten Apfel reicht, den er, bevor er den Garten verlassen, kosten müsse; wolle er das nicht, so müsse er mit zehn Rittern kämpfen; siege er, so sei er frei, im anderen Fall werde er gefangen gehalten, bis er durch einen Ritter mit Gewalt befreit würde; koste er den Apfel, so könne er den Garten verlassen, wann es ihm beliebe. Agravain entschliesst sich dazu, den Apfel zu versuchen, allein er kann ihn nicht aufessen, er steigt vom Pferde und wünscht im Garten zu bleiben. Hier wird er bald von Blioblieris

---

[1]) Diese Episode wird auch in der *Vulgata*-Fortsetzung berührt; s. P. Paris, *Romans* II. 282 f. Über die Erkrankung und Heilung Agravain's s. ibid. III. 323 ff. IV. 47 f. Von einem ähnlichen Heilverfahren ist auch im *Merlin-Huth* II. 16 ff. die Rede; ferner in der *Queste de St. Gral*, s. Birch-Hirschfeld, *Die Sage vom Gral*, S. 48; vgl. dazu noch Heinzel, *Gralromane*, S. 157.

und von neun anderen Rittern der Tafelrunde[1]) erkannt, welche alle hier nach dem Genuss der Frucht ihre ursprüngliche Aufgabe vergessen hatten, nämlich Artus, Sagremor und Gavain zu suchen.

Gavain entfernt sich immer mehr von Logres und kommt in eine wenig bewohnte, wilde Gegend, deren Bewohner eine schwer verständliche Sprache haben. Von einem Ritter, der ihn bei sich aufnimmt, erfährt er, dass seit dem Bestehen der Tafelrunde bis vor kurzem kaum drei Ritter in dies entfernte Land gekommen seien; Tags zuvor aber seien 4 Ritter vorbeigeritten, die sich direkt nach der zwei Tagereisen entfernten, im Westen gelegenen Insel im Meere begeben wollten. Dort kämpften Formiz d'armes[2]) und vier andere Ritter mit allen, die hinzukämen und setzten diese gefangen. Die sich drehende Insel ist vierzehn Tagereisen von derjenigen entfernt, wohin, wie die Erzählung früher berichtet, Nascien von Orberique in einer Wolke gebracht wurde. — Es folgt nun eine lange physikalische Erörterung über den Ursprung, die Lage und die Ausdehnung der Insel.[3]) Schliesslich gewann die Insel unter dem Einfluss der in den Tiefen ruhenden Magneten an Festigkeit, sie nahm an Grösse zu und die Drehungen hörten auf. **§ 231.** s. § 228.

Die Insel war lange unbewohnt, bis zur Zeit, da Abinor, Herzog von Schottland und Island, mit Uterpendragon Krieg führte. Uterpendragon erlitt grosse Verluste und bat Merlin um Rat, der ihm zum Siege verhalf. Der Herzog von Schottland und Island wünschte nun, Merlin in seine Gewalt zu bekommen und ihn zu **§ 232.** [f° 258].

---

[1]) Es sind das Kalogrenant, Galescondet, Osenains cors hardiz, Li laiz hardiz, Estors li fils Ares, Gornains Cadruz, Meraugis, Lucans li boteilliers, Giflez li filz Do. Ydier, der in der Handschrift an dritter Stelle genannt ist, ist zu streichen; er befindet sich ja in Artus' Begleitung und kommt erst später in den Garten; s. § 188 und § 233. — Der Zaubergarten, der von der Königin von Dänemark geschaffen ist (s. § 242), ist offenbar derselbe wie der schon oben § 211 genannte; freilich ist hier § 230 das dort hervorgehobene Charakteristikum nicht erwähnt, dass nämlich der Garten von Luft, oder sagen wir lieber, von einem zauberhaften Nebel umgeben ist. Auch in Crestien's *Erec* V. 5739 ff. spielen in der Episode der *joie de la cort* oder des *Clos de la Nue* (s. *Romania* XX. 155.) Zauberfrüchte eine gewisse Rolle; auch dort macht ihr Genuss ein Entkommen aus dem Garten unmöglich. Es handelt sich dabei um eine alte, weitverbreitete Sage; vgl. G. Paris, *Romania* VIII. 50 f. Zauberäpfel, deren Genuss von gleichen oder anderen merkwürdigen Folgen begleitet ist, kommen öfters vor, so in der *Chanson d'Esclarmonde* (s. Schweingel's oben S. 72 Anm. erwähnte Diss. S. 46); s. ferner Zimmer, *Zs. f. d. A. u. d. L.* Bd. XXXIII. S. 168. 263. Zu dem Zaubergarten vgl. Bojardo, *Orlando innamorato* I. X. 72 f., XII. 37 ff.

[2]) Der Name wird für griechisch ausgegeben: *et autant ualt cist nons a dire en greu formiz darmes come cremuz as armes en franceis.*

[3]) Diese Schilderung und Erörterung (f° 256d—f° 257d) stimmt mit der im *Grand St. Graal* enthaltenen überein; s. P. Paris, *Romans* I. 218 ff.

töten. Merlin der allwissende wollte den Herzog dafür bestrafen; er entführte dessen Tochter nach jener Insel und bestimmte, dass sie zeitlebens dort bleiben sollte. Der Herzog starb vor Kummer. Merlin erbaute auf der Insel eine Festung und schloss die Insel ab, sodass nur eine sehr schmale Brücke dahin führte; am Zugang zur Brücke befand sich eine Schiebethür, welche allen, die ohne Willen der Inselbewohner hinein wollten, den Tod brachte. Merlin zauberte, um jedes Entkommen und jede Befreiung der Dame unmöglich zu machen, so viele Abenteuer hin, dass kein Ritter auch nur den zehnten Teil davon bestehen konnte. Der Zauber sollte andauern, bis Uterpendragon's Sohn in Begleitung des tüchtigsten Ritters hinkäme; würde er in Begleitung anderer Ritter erscheinen, so sollten sie vor der Brücke mit ebensoviel Gegnern kämpfen. Jenseits des Thores war dann noch ein Kampf zu bestehen gegen so viele Ritter als hinkamen. Wenn der beste Ritter nicht siegen würde, so könnten die Abenteuer überhaupt nicht bestanden werden. Nach glücklichem Ausgang der beiden Kämpfe stand den Siegern endlich noch eine weitere Aufgabe bevor, nämlich sich am Eingang des Turmes mit fünf Rittern in den Waffen zu messen. Vier dieser Ritter waren aus Liebe zu Formiz dahin gekommen und hatten ihre Geliebten mitgebracht. Formiz d'armes selber, der die gefangene Dame liebte, erhielt von Merlin die Erlaubnis, dort zu weilen und so viele Ritter mit sich zu führen wie er wollte, unter der Bedingung, mit allen denen zu kämpfen, die hineinkommen würden. Die vier Genossen des Herzogs Formiz d'armes waren der Herzog Gloales li adurez, die Grafen Feramans, Pignares und Grandoine, die tüchtigsten Ritter der westlichen Inseln.

§ 233. s. § 188. Die Erzählung wendet sich nun zu Artus. Dieser war, nachdem er die Abtei verlassen hatte, immer in Begleitung seiner Gefährten Urien, Neutre, Ydier hier- und dorthin umhergeirrt, bis sie endlich in die Nähe der sich drehenden Insel gelangten. Sie lassen sich durch die Berichte, die sie daselbst über die Abenteuer vernehmen, nicht abschrecken und Artus sagt, er werde die Gefangenen auf der Insel mit Gewalt befreien. In einer Klause ruhen sie sich nochmals gründlich aus und machen sich am nächsten Tag auf den Weg. Am Brückenkopf angelangt, wird ihnen durch vier kräftige Ritter der Durchgang verwehrt, es sei denn, dass sie mit ihnen [f° 259.] kämpften. Bald streiten die vier Paare mit einander. Artus und seine Genossen halten sich wacker; allein der auf beiden Seiten hartnäckig geführte und bis zum späten Abend andauernde Kampf bleibt zu Artus' grösstem Verdruss unentschieden. Artus und seine Gefährten kehren daher in die Klause zurück. Der Eremit ist über ihren Bericht erstaunt, denn seit dem Bestehen des durch Merlin eingerichteten Brauches seien sie die ersten, die überhaupt

aus dem Kampf zurückgekehrt seien. Als sie erfahren, dass es sich hierbei um ein durch Zauberkunst eingerichtetes Abenteuer handelt, sehen sie ein, dass sie noch manches zu ertragen haben würden, bis sie dasselbe zu Ende führen könnten und dass sie dabei Gefahr liefen, das Leben oder die Freiheit zu verlieren. Sie übernachten in der Klause und machen sich am nächsten Morgen wieder nach der Insel auf, die man übrigens darum zu Pferde erreichen konnte, weil Merlin seinerzeit durch Bauern vom Festlande bis zur Insel einen langen Damm hatte errichten lassen. Der Damm war durch eine Brücke mit der Insel verbunden. Als Artus und seine Gefährten die Brücke betreten wollen, kommen ihnen schon die vier Ritter vom vorhergehenden Tage entgegen. Artus zeigt beim nunmehrigen Zusammentreffen weit mehr Ausdauer als seine Genossen, die gegen Mittag den Kampf unterbrechen müssen, sodass Artus eine Zeit lang den vier Gegnern allein gegenübersteht.

Gavain empfahl sich frühmorgens von dem Ritter, der ihm so **§234.** [s. §231.] freundliche Unterkunft geboten hatte, und ritt eilig in der Richtung der Insel. Gegen Mittag trifft er bei dem Klausner ein und erfährt von ihm, dass Artus und seine Gefährten die letzte Nacht bei ihm zugebracht haben und den unentschieden gebliebenen Kampf haben fortsetzen wollen. Gavain lässt sich den Weg zeigen und bittet Gott, ihm die nötige Kraft zu verleihen, um noch zu rechter Zeit dorthin gelangen zu können. Der Gringalet trägt ihn im Galopp zum Kampfplatz. Hier [f° 260.] waren Urien, Neutre und Ydier bereits so matt, dass sie nur mühsam zu Atem kommen konnten und schier zu erliegen schienen. Artus that sein Möglichstes, um ihre Schwäche auszugleichen. Er hatte seinen Schild fortgeworfen, sein treffliches Schwert mit beiden Händen erfasst und focht wie ein Wütender. Allein er sollte den Kampf ohne die Hülfe des besten Ritters nicht zu Ende führen. Da kommt Gavain herangesprengt und nähert sich bereits der Brücke, als ihm ein Ritter entgegenrennt. Nach heftigem Kampfe durchbohrt ihn Gavain und stürzt ihn mitsamt dem Pferd von der Brücke herab. Dann steigt Gavain ab, zieht sein Schwert Escalibor und tötet alsbald zwei andere Gegner. Artus, über die unerwartete Hülfe hocherfreut, erkennt seinen Neffen schliesslich an seinem Schwert. Endlich siegen Artus und die Seinen dank der kräftigen Hülfe Gavain's. Nachdem sie die Brücke und das Thor überschritten haben, kommen ihnen fünf grössere und stärkere Ritter entgegen; drei reiten voraus, die beiden anderen hinterher. Urien, Neutre und Ydier vermögen ihren Platz nicht zu behaupten; allein Artus und sein Neffe verhelfen zum Siege. Als die Sieger nun weiter vordringen, tritt ihnen eine von Formiz gesandte Jungfrau mit der Weisung entgegen, dass der Kampf für diesen Tag ein Ende habe; die Ritter (Artus, Gavain u. s. w.) sollen im Turm an der Brücke übernachten,

wo sie alles Notwendige vorfinden würden; am nächsten Tage stehe ihnen noch ein Kampf gegen vier Ritter bevor; siegten sie dann, so könnten sie über die Dame und über die Insel verfügen. Artus und die Seinen kommen dieser Weisung nach und finden im Turme gute Unterkunft. Nach dem reichlichen Mahl ergehen sie sich in [f° 261.] dem schönen Garten und begeben sich dann zur Ruhe. Als sie sich am folgenden Morgen sorgfältig gewaffnet haben, fordert sie ein Bote des Formiz auf, zum Kampfe zu erscheinen. Gavain antwortet, es sei nicht so eilig; denn noch vor Mittag oder bald darauf werde der Kampf zu Ende sein. Als Formiz diese Worte Gavain's mitgeteilt werden, ist er über den Hochmut einigermassen aufgebracht; er lässt sich durch den Boten Gavain's Waffen beschreiben, um sich gerade ihm im Kampfe gegenüberzustellen. Unterdessen waren Artus und seine Gefährten auf dem Kampfplatze erschienen. Formiz und seine Genossen lassen nicht lange auf sich warten und so beginnt der heftige Kampf. Formiz ficht mit Gavain, wird aber mit seinem Pferd zu Boden geworfen. Gavain wartet zu Fuss, bis sich sein Gegner erhoben haben werde. Artus und der Herzog Gloales sind beide mit ihren Pferden gestürzt. Urien und Feraman[1]) kämpfen schon zu Fuss, desgleichen bald Graf Pignares und Neutre. Ydier und der Graf Grandoine haben sich die Lanzen zersplittert, hauen lange mit den Schwertern auf einander los, stecken diese dann ein und packen sich bei den Armen, bis beide von den Pferden stürzen und nun zu Fuss weiterfechten. So kämpfen die Paare bis zum [f° 262.] Mittag, als wegen der Hitze und wegen des Blutverlustes bei fast allen eine gewisse Ermattung eintritt. Artus ist am meisten im Vorteil; denn sein Partner Gloales hat seinen Schild verloren und pariert mit dem Schwerte. Formiz hält Gavain derartig Stand, dass ihre Aussichten gleiche sind. Gavain frägt daher seinen Gegner nach seinem Namen und fordert ihn auf, Frieden zu schliessen, da es doch bedauerlich wäre, wenn der eine oder der andere von ihnen im Kampfe bliebe. Formiz und seine Genossen sollen die Dame freilassen und sich der Gnade Artus' übergeben; die Geliebte solle ihm darum nicht verloren gehen. Formiz lässt sich auf diesen Vorschlag nicht ein, er verlangt vielmehr, dass sich Gavain und seine Genossen ihm ergeben sollen. So wird denn der Kampf fortgesetzt. Artus hat seinen Gegner beinahe besiegt; ebenso sind die drei anderen Gefährten im Vorteil. Da schämt sich Gavain, dass er nicht weiter ist. Mit doppelter Kraft — Mittag war ja vorüber — stürzt er sich auf Formiz und bringt ihn zu Fall. Formiz muss sich endlich ergeben und bedingt sich nur aus, dass man ihm seine Geliebte nicht nehme. Auch Artus besiegt bald

[1]) Der Name ist hier Pheramus geschrieben.

darauf seinen Gegner und dieser ergiebt sich ihm auf Zureden Formiz'. Endlich müssen sich auch die drei anderen Gefährten Formiz' für bezwungen erklären. Die zehn Ritter begeben sich nun zusammen in den Hauptturm, wo ihnen die Dame und ihre Gefährtinnen freundlich begegnen, weil sie wissen, dass sie den besten Ritter und den Sohn Uterpendragon's vor sich haben und dass nun der Zauber von der Insel gewichen sei. Die Damen verbinden den Rittern die Wunden und waschen ihnen Kopf, Hals und Hände. Die Fremden erscheinen nun den Damen jung und schön; Gavain ist der jüngste von ihnen, Urien der älteste. Doch auch Formiz und seine Genossen sind schöne, kräftige Menschen. Nach Tisch probieren die Ritter ihre Kräfte, indem sie einen Stein zu heben versuchen; gar mancher Ritter und mancher Knappe hatte schon vergebens dies Kraftstück versucht. Nach Formiz müht sich Ydier damit ab[1]). Gavain's Leistung setzt die anderen so in Erstaunen, dass Formiz wissen möchte, wen er vor sich hat; er bittet Gavain um seinen Namen. Die Ritter stellen sich einander vor. Formiz erkundigt sich nach Merlin, dem er zu grösstem Dank verpflichtet sei, weil er durch ihn mit seiner Geliebten vereinigt worden wäre. Artus sagt, er habe Merlin noch vor einem halben Jahr gesehen. Formiz wünscht, Merlin vor dessen Tode nochmals wiederzusehen, ferner Guenievre kennen zu lernen. Er verspricht, mit seinen vier Gefährten an Artus' Hof zu kommen; dort wollen sie dann Hochzeit feiern. Die Leute in der Umgegend freuen sich, dass der Zauber geschwunden und dass die Insel nunmehr jedermann zugänglich ist. Nach acht Tagen freudigen Zusammenseins brechen Artus und seine Gefährten auf. Die Ritter der Insel geben ihnen das Geleit bis zum Hause des Ritters, bei welchem Gavain auf dem Hinwege Aufnahme gefunden hatte. Artus und seine Gefährten wollen direkt nach Logres, trennen sich aber nach drei Tagen, und zwar so, dass Artus und Gavain zusammen reiten, während Urien, Neutre, Ydier einen anderen Weg einschlagen.

s. § 232.

[f° 263.]

s § 231.

Sagremor blieb bei Sebile, bis alle ihre Unterthanen getauft waren. Als er sich zu ihrem grössten Leidwesen verabschieden will, um, wie er sagt, dorthin zu gehen, wo der grosse, Tod bringende Schrei zu hören ist, teilt ihm Sebile mit, dies durch einen Zauber hervorgerufene Abenteuer sei, seitdem Sagremor das Land betreten habe, verschwunden; der Schrei sollte unterbleiben, sobald

§235[2]). s.§223.

s. § 138.

---

[1]) An dieser Stelle muss in der Handschrift einiges ausgelassen sein.

[2]) Unsere Handschrift scheint im XIV. Jh. im Besitz oder in Händen eines Francoprovenzalen gewesen zu sein; ich schliesse das aus zwei in dieser Zeit geschriebenen Randbemerkungen f° 218 v° und f° 263 v°, von denen die letztere folgendermassen lautet: *Cant Sagremors no volc mangier del pom. que mudava los coratges dels caualliers.*

der Sohn eines Kaisers in die Gegend käme. Aber er solle sich vor einem anderen ganz in der Nähe hörbaren Schrei hüten, dem alle dahingekommenen Ritter zum Opfer gefallen seien. Die Frau des Sachsenkönigs Aminadue, die drei Tagereisen von hier einen befestigten Turm bewohne, habe nicht weit davon in einem anderen Turm drei Riesen damit beauftragt, dort zu schreien, sobald sich ein umherziehender Ritter in der Nähe blicken lasse. Das Geschrei, das ähnlich schalle wie das Bellen von Jagdhunden, locke dann die Ritter, die von dem Abenteuer nichts wissen, heran und bringe ihnen Verderben; denn noch keiner sei von dort zurückgekommen. Ausserdem macht Sebile Sagremor auf weitere Gefahren aufmerksam und bittet ihn, sich davor zu hüten: in der Nähe des eben besprochenen abenteuerlichen Ortes befinde sich ein Obstgarten mit allerlei Bäumen; ein Apfelbaum hänge stets ganz voll mit roten Äpfeln. Derjenige, der den Garten betrete und von diesen Äpfeln esse, habe keine Lust mehr, den Garten zu verlassen; wer aber den Genuss der Frucht ablehne und fortgehen wolle, müsse unter dem verzauberten Apfelbaum mit zehn Rittern kämpfen; besiege er dieselben, so müsse er am Garteneingang einen Kampf mit zehn anderen Rittern wagen; bleibe er auch hier Sieger, so könne er frei ausgehen und der Zauber des Ortes sei verschwunden. Sagremor verspricht Sebilen auf ihren Wunsch, dass er, falls er zu dem Garten käme, den Apfel nicht essen, sondern lieber den Kampf wagen werde; sobald als möglich wolle er zu ihr zurückkehren; käme er nicht binnen Jahresfrist, so solle sie an Artus' Hof Nachrichten über sein Leben oder seinen Tod erwarten.

(Margin notes: ... § 146. / [f° 264.] / . § 230.)

§ 236. Nach sechs Tagen kommt Sagremor in jenen Garten, wo er zwölf Gefährten der Tafelrunde erkennt und herzlich begrüsst.[1]) Während der Freude über das Wiedersehen tritt eine Jungfrau heran und bittet Sagremor im Namen ihrer Dame, den Apfel, den sie ihm darbietet, zu essen. Sagremor erkundigt sich bei den Gefährten, ob auch sie davon gegessen hätten, und als diese es bejahen, erfährt er auf seine weitere Frage, dass sie den Garten nicht mehr zu verlassen wünschen. Er sucht ihnen nun klar zu machen, dass dies die Folge des Apfelgenusses sei und er weist den ihm gebotenen Apfel zurück. Die Jungfrau teilt ihm die Bedingungen mit, unter welchen er nunmehr den Garten verlassen dürfe: nach zweimaligem Kampfe gegen je zehn Gegner müsse er noch gegen drei am Turmfuss angekettete Riesen streiten; würde er schon vorher besiegt, so käme er in ein qualvolles Gefängnis; unterliege er erst im Kampfe gegen die Riesen, so würde er von ihnen in

[1]) Dies erinnert einigermassen an eine Stelle im *Lai de Guingamor*, V. 519 ff.

Stücke gerissen werden. Nach drei Tagen müsse er sich entschliessen, ob er diese Aufgaben wagen oder lieber den Apfel essen wolle. Er erfährt noch, dass die Zahl der Gegner nicht steige, wenn er selbst Hülfe erhielte, freilich dürften ihm nicht mehr als vier Ritter beistehen; alle Abenteuer müssten an demselben Tage bestanden werden. Sagremor wagt den Kampf, streckt aber bis zur Vesperstunde nur einen der zehn Gegner nieder. Vergebens [f° 265.] reden ihm die Gefährten zu, von dem Apfel zu essen. Sagremor nimmt nach dem Mahle an allerlei Unterhaltungen teil und übernachtet im Zelt nahe bei dem Apfelbaum.

§ 237. s. § 234. Artus und Gavain reiten eine Zeit lang zusammen, bis sie an einem Scheideweg angelangt ein lautes Gebell von drei Jagdhunden zu hören meinen. Sie warten auf die Tiere, allein vergebens, und doch nimmt das Gebell mehr und mehr zu. Gavain, den Artus bittet, baldmöglichst zurückzukehren, will zusehen, was die vermeintlichen Hunde verfolgen; er sieht aber drei hässliche Riesen, die mächtige Keulen tragen und die Aufgabe haben, mit allen vorbeikommenden Rittern zu kämpfen. Gavain steigt auf den Sattel Gringalet's und stösst den ersten Riesen zu Boden; er steigt nun ab, um ihn zu töten, allein die beiden anderen Riesen hauen auf ihn ein. Es gelingt ihm jedoch nach schwerem Kampfe, zwei der Gegner zu töten; dem dritten hat er schon beide Arme abgeschlagen, da stösst dieser Gavain mit dem Fusse, sodass der Getroffene weit wegfliegt und zu Boden fällt. Der Riese will nun Gavain zertreten, allein dieser erhebt sich, behend wie er ist, und tötet den Riesen. [f° 266.] Gavain wäscht sich dann an der Quelle, die am Kampfplatz vorbeirauscht und kehrt nach dem Ort zurück, wo er Artus verlassen hat.

§ 238. Eine auf einem Maultier dahersprengende Dame hatte sich inzwischen Artus genähert und hat ihm, als sie auf ihre Fragen erfährt, dass er der Tafelrunde angehöre, erzählt, dass Sagremor im verzauberten Garten einen Kampf mit 20 Rittern auszufechten habe, s. § 236. weil er sich weigerte, den ihm dargereichten Apfel zu essen. Auf seine Bitten führt die Dame Artus bis zum Eingang in den Garten. Artus überschreitet denselben und reitet bis zu dem Zelt, wo sich Sagremor gerade waffnet. Seine Gefährten hatten ihn so lange als möglich hingehalten und hatten ihn zu überreden versucht, doch den Apfel zu kosten. Artus steigt ab und wird von den Gefährten der Tafelrunde mit Jubel empfangen. Die Jungfrau reicht ihm im Namen der Königin von Dänemark einen schönen Apfel und die Gefährten der Tafelrunde reden Artus zu, denselben zu kosten; er will eben hineinbeissen, da springt Sagremor hinzu, schlägt ihm die Frucht aus der Hand und erklärt ihm den Zauber. Artus will nun mit Sagremor davonreiten, allein es treten ihnen 10 Ritter zum Kampf entgegen, dem sie nicht ausweichen.

§ 239. s. § 237. Als Gavain am Scheideweg Artus nicht antraf, war er besorgt. Da kommt ihm dieselbe Dame, welche Artus in den Garten geführt hatte, klagend entgegen und bittet ihn flehentlich, den beiden Rittern zu Hülfe zu eilen, die mit 10 Gegnern zu kämpfen hätten. Sie teilt ihm noch mit, dass einer der Ritter Sagremor sei, der andere derjenige, der eben hier gewartet habe, ferner giebt sie ihm über den Zaubergarten die nötige Auskunft. Diese Dame aber s. § 235. war eine Nichte der Sebile, von dieser Sagremor nachgeschickt, um, falls der Geliebte den Zaubergarten beträte, die am Kreuzweg vorbeikommenden Mitglieder der Tafelrunde zur Unterstützung Sagremor's aufzufordern und sie über den Zaubergarten aufzuklären.

§ 240. Gavain lässt sich von der Jungfrau bis zu dem Garten führen und beteiligt sich alsbald am Kampfe, nachdem er barsch den ihm dargebotenen Apfel zurückgewiesen hatte. Nach hartem Kampfe besiegen Artus, Sagremor und Gavain die 20 Gegner. Sofort verschwindet der Zauber. Die 12 Gefährten der Tafelrunde, die bis dahin von demselben befangen waren, erhalten auf ihre Bitte ihre Waffen wieder und wünschen den Garten zu verlassen. Sie erhalten dazu von der Dame die Erlaubnis, und sind nicht wenig über die Gesinnung erstaunt, die sie vorher hegten. Es herrscht dann grosse Freude.

§ 241. Artus erfährt von der Dame, die jeweils den Apfel angeboten hatte, dass die Dame von Dänemark in der Nähe weile. Der König möchte sie gleich bestrafen, wird aber von der Jungfrau darauf aufmerksam gemacht, dass die drei Sieger noch drei Riesen bekämpfen müssten. Als Gavain berichtet, dass diese Aufgabe schon s. § 237. gelöst sei, sagt die Dame, der Ritter Gavain sei zur Ausführung dieser That bestimmt gewesen.

§ 242. Artus reitet mit all den Gefährten aus dem Garten heraus, s. § 239. wo sie die Nichte Sebilens treffen. Diese richtet Sagremor den Auftrag ihrer Tante aus, wonach er sobald als möglich zu ihr kommen sollte. Sagremor verspricht, am nächsten Tage hinzugehen; die Botin ist gern bereit, bis dahin auf ihn zu warten. Sagremor begiebt sich nun wieder zu Artus und seinen Gefährten und sie alle gelangen alsbald zu dem stark befestigten Turm. Sie steigen ab, betreten und durchschreiten den grossen Saal, an dessen Ende auf kostbarem Sessel eine greise Dame sitzt. Dieselbe erwidert Artus' Gruss nicht, sondern macht ihm und seinen Gefährten Vorwürfe, dass sie ihre Leute getötet, und nicht die ihnen in ihrem Namen angebotenen Äpfel gegessen haben. Auf Befragen erzählt sie, dass sie all den Zauber sowie auch das Abenteuer des grossen Geschreis geschaffen habe, um Artus zu schaden. Hätten Artus und die anderen alle von den Äpfeln gegessen, so hätten sie nie den Zaubergarten verlassen wollen, das Königreich Logres wäre ohne seinen

Herrscher geblieben und sie würde das Reich und die schöne Guenievre ihrem Sohn Oriol übergeben haben; denn Artus habe ihr in den Schlachten bei Vandeberes, Clarence und Karadigan grossen Schaden zugefügt. Wäre Artus kämpfend im Garten besiegt worden, so hätte sie sein Haupt ihrem Gemahl, dem König von Dänemark zugesandt. Sagremor meint, es wäre richtiger, der Alten jetzt gleich den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Er frägt sie noch nach dem Wesen des grossen Schreies. „Es war dies“, so sagte sie, „ein Feind, der durch die Lüfte dahinfuhr und allen, die sich ihm näherten, durch das Entsetzen, das er erregte, und durch den Gestank, der ihn begleitete, den Untergang brachte; nur ein Kaisersohn konnte ihn vertreiben“. Sagremor rät der Alten, sich schleunigst zu entfernen, sonst würde sie ihren Kopf verlieren. Auf ihre Frage nennt er seinen Namen Sagremor le desree. Sie giebt demjenigen Recht, der ihm den Beinamen desree zugeteilt habe. Als sie dann noch erfährt, dass Artus und Gavain vor ihr stehen, findet sie ihre einstige Prophezeiung bestätigt. Darauf entfernt sie sich, um in ihr Land zu gehen.

s. § 144. s. §§ 48f. 51. 54. 173. 185 ff. [f° 268.] s. § 55.

§ 243. Auf den Vorschlag der entzauberten Ritter überlässt Artus das Schloss der Alten den Jungfrauen, die dort ihre Geliebten verloren hatten und im Zaubergarten geblieben waren. Es sind ihrer mehr als 100, die weinend herbeikommen. Artus hat Mitleid mit ihnen und tröstet sie[1]. Sie huldigen Artus und das Schloss heisst seitdem das Jungfrauenschloss *(chastiaus des puceles).*[2] An diesem Abend hält Artus grossen Hof ab.

§ 244. Am nächsten Morgen bricht er mit den Gefährten der Tafelrunde auf und sie kommen nach kurzer Zeit in eine Gegend, die Sagremor als das einstmals Greomar gehörende Gebiet wiedererkennt. Eine Dame kommt ihnen laut klagend entgegengeritten und erzählt, dass Outredoute das ehemalige Schloss Greomar's belagere und vermutlich bald zur Übergabe zwingen werde; endlich erwähnt sie, dass sie Sagremor suche. Als sie hört, dass dieser zugegen ist, bittet sie ihn im Namen der Belagerten um Hülfe. Sagremor erzählt Artus, wie grausam Greomar gegen die Ritter

s. § 163. s. § 213 f.

[1]) Die Art und Weise, wie er dies thut, ist etwas merkwürdig; der König sagt nämlich zu den Jungfrauen, sie sollten die Trauer lassen, sie würden noch genug Liebhaber finden.

[2]) Ein *château des pucelles* kommt in mehreren Artus- und Graltexten vor; so im *Conte du Gral* V. 36553 ff.; im *Yder* (s. *Hist. litt.* XXX. 202); in der *Queste de St. Gral* (s. Birch-Hirschfeld, *Sage vom Gral* S. 39); in der *Lancelot*compilation (s. P. Paris, *Romans* V. 114 ff.) Doch schon weit früher begegnen wir diesem Namen, nämlich bei Gottfried v. Monmouth I. 7 *castellum puellarum* und demgemäss bei Wace, *Brut* 1564 ff.

und Damen gewesen ist. Man beschliesst zu helfen und es werden zwei Damen[1]) in der Gegend umhergesandt mit dem Auftrag, alle Gefährten der Tafelrunde, die ihnen etwa begegnen würden, zur Hülfe aufzufordern. Auf Sagremor's Vorschlag wird die Dame, die ihnen von Outredoute erzählt hatte, beauftragt, den Belagerten die Ankunft Artus' und seiner Gefährten mitzuteilen. Diese gelangt auf geheimem Wege in das Schloss und richtet ihren Auftrag aus. Die Belagerten, hocherfreut, legen die Waffen an und machen einen Ausfall, während Artus und seine Gefährten Outredoute in den Rücken kommen. Outredoute kämpft mit Agravain; beide stürzen zu Boden, erheben sich aber bald wieder.

§ 245. [f° 269.] s. § 198. s. § 212. Die eine der beiden ausgesandten Damen, nämlich Sebilens Nichte, trifft Agloval an, der lange krank gewesen war und nun nach Logres will, um Neues über Artus zu erfahren; die andere begegnet Guerrehier und Gaheriet und schickt sie zum Kampfplatz.

§ 246. s. § 244. Das heftige Treffen dauert dort bis tief in die Nacht. Outredoute ist über die Ritter, die ihm viel zu schaffen machen, sehr erstaunt. Noch mehrere Tage wird der Kampf fortgesetzt und es kommen immer mehr Gefährten der Tafelrunde, von den Damen dazu aufgefordert, hinzu, sodass es schliesslich ihrer dreissig sind. Am neunten Tage macht Artus einen erneuten Ausfall.[2]) Das Zelt Outredoute's wird zerstört und alsbald entspinnt sich eine grosse Schlacht, in welcher sich die Ritter der Tafelrunde auszeichnen. Outredoute wird durch Gavain vom Pferde gestürzt, erhält aber Hülfe und steigt wieder auf. Er erfährt durch einen von ihm ausgeschickten Spion, wer die Gegner sind, ferner dass binnen vier Tagen eine beträchtliche Truppe zu ihnen stossen werde. Outredoute beratschlagt mit seinen Freunden, was zu machen sei, und er beschliesst, in der kommenden Nacht möglichst unbemerkt aufzubrechen, um die Belagerung ein anderes Mal, wenn Artus nicht dort wäre, wieder aufzunehmen. So zieht denn Outredoute ab.

§ 247. Als Artus davon Kunde erhält, ruft er seine Leute zu den Waffen. Unterdessen aber hatte Outredoute mit seiner Schaar einen ziemlichen Vorsprung gewonnen und er begegnet vier Rittern in Begleitung der beiden Damen, welche sie zu dem belagerten Platz

---

[1]) Die eine der beiden Damen ist Sebilens Nichte; wer die andere ist und woher sie kommt, lässt sich nicht ersehen.

[2]) Es ist im Text nicht deutlich klar gelegt, dass Artus, der doch Outredoute in den Rücken gekommen war, die feindliche Linie durchbrochen und in die Stadt Eingang gefunden hatte; es heisst nur, dass die Gefährten der Tafelrunde hocherfreut waren, als sie ihre Genossen erkannten.

führen wollen. Es sind das Agravadain des vals de Galorre, Adragais der Braune, Abaholais von Estremore und Guivret de Lambale. Outredoute will sich die Ritter nicht entgehen lassen, allein diese verteidigen sich wacker.

Die beiden Damen hatten sich inzwischen nach der belagerten **§ 248.** Burg aufgemacht, um dort die Gefahr, in welcher die vier Ritter schwebten, zu melden. Sie begegnen vier anderen Rittern, die sich gerade an einem Kreuzweg trennen und nach Logres reiten wollen. Die Damen veranlassen sie, jenen von Outredoute's Leuten angegriffenen vier Rittern zu Hülfe zu eilen. Sie sind dazu bereit und lassen sich von der einen Dame zum Kampfplatz führen, [f° 270.] während die andere ihren Weg fortsetzt, um Artus in der Burg zu benachrichtigen. Die vier von der ersten Dame geführten Ritter sind Dodinel le sauvage, Greu dalenie, Guionmar de Tharmelide und Minoras. Als sie zum Kampfplatz kommen, fechten zwei der vier Gefährten der Tafelrunde schon zu Fuss, während die anderen beiden sie zu schützen suchen. Die neu Hinzugekommenen helfen nun den beiden wieder auf ihre Pferde und die acht Ritter leisten wackeren Widerstand. Doch hätten sie schliesslich unterliegen müssen, wenn nicht Artus, Gavain und bald darauf die anderen Gefährten der Tafelrunde hinzugekommen wären. Sobald Outredoute Gavain erblickt, stürzt er auf ihn zu, allein er wird abgeworfen. Doch seine Leute kommen ihm zu Hülfe. Gavain schlägt mutig drein und tötet einen Vetter Outredoute's. Schliesslich gewinnen Artus und die Seinen die Oberhand. Outredoute selbst wird schwerverwundet von seinen Leuten fortgeführt, von denen wohl 200 auf dem Schlachtfelde liegen bleiben. Die übrigen ergreifen die Flucht und erreichen unter schweren Verlusten einen Wald, der sie vor weiterer Verfolgung schützt.

Artus kehrt mit den Seinen zur Burg zurück, wo die acht **§ 249.** Ritter, welche sich mit Outredoute's Truppen so tüchtig herumgeschlagen hatten, hochgeehrt werden. Letztere sind hocherfreut, die Gefährten der Tafelrunde wiederzusehen. Artus befiehlt, die gesamte Beute in die Burg zu bringen, das Schloss solle stark befestigt werden und solle den Namen *chastel des dames* führen[1]).

Eines Morgens sieht Gavain vom Fenster aus, wie drei Ritter **§ 250.** eine Dame und ihren Ritter verfolgen. Er waffnet sich schnell, besteigt den Gringalet, befiehlt seinem Knappen, niemand etwas von seinem Plan zu sagen, und reitet den Bedrängten zu Hülfe. Er

---

[1]) f° 270 scheint lange das letzte Blatt der falsch gebundenen Handschrift gewesen zu sein; die Schrift ist auf dem *verso* derartig verblasst, dass sie stellenweis ganz unleserlich ist.

sieht, wie die Dame von einem der Ritter an den Haaren geschleift wird und wie die anderen auf ihren Ritter losschlagen. Dieser verteidigt sich so gut er kann.

Ende des Fragments.

Nachträge:

1. Zu § 37. Zur Unterschiebung in der Brautnacht ist noch zu verweisen auf Löseth, *Prosa-Tristan*, S. 35. — Eine ähnliche Unterschiebung, wenn auch nicht in der Brautnacht, bildet ein wesentliches Moment in jenem verbreiteten Sagenstoff, von welchem G. Paris, *Romania* XVI. 98 ff. eine interessante Version, ein tartarisches Märchen, mitgeteilt hat.

2. Zu S. 56, Anm. Merlin gilt auch anderwärts für den Schöpfer von Quellen; vgl. Ariosto, *Orl. fur.* XXVI. 30:

Era una delle fonti di Merlino,
De le quattro di Francia da lui fatte.

P. Rajna, der diese Stelle in seinen trefflichen *Fonti dell' Orlando furioso* S. 333 ff. bespricht, verweist auf Bojardo, *Orl. innam.* I. I. 27, wo es heisst:

Nel verde prato, a la fonte del pino,
Dove si dice al petron di Merlino.

Die so geschilderte Quelle ist m. E. der Wunderquelle in unserem Text sehr ähnlich; denn auch nach unserem Text (s. § 94) befindet sich eine Fichte an der Quelle; der *perron* ist gleichfalls von Merlin hingezaubert. Dazu kommt, dass auch nach Bojardo (s. I. I. 28) an der Quelle ein Kampf stattzufinden hat und dass derjenige, der den Quellenverteidiger besiegt, als Preis eine Dame (Angelica) zugesprochen erhalten soll. Angelica ist gleichwie Lunete in unserem Text in Zauberkünsten erfahren. Vielleicht beruht es nach alledem nicht auf einem blossen Zufall, dass bei Bojardo dem Quellenverteidiger Argalia der Name Uberto *dal Lione* beigelegt wird, was an den Löwenritter erinnert.

3. In der Anmerkung S. 70 ff., in der von der *Laide Semblance* die Rede ist, hätte ich noch auf die Medusenepisode bei Bojardo, I. XII. 30 ff. hinweisen sollen. Zur Medusensage s. jetzt noch Goldstaub's Ausführungen in den soeben erschienenen Abhandlungen, Tobler zu seinem Jubiläum dargebracht, Halle 1895, S. 374 ff.; durch dieselben wird es erklärlich, dass die Entfernung der *Laide Semblance* in unserem Text mit Hülfe einer Beschwörungsformel gelingt, und dass ein Zauberer (Merlin) das Wesen unschädlich macht.

Der Direktion der Pariser Nationalbibliothek, welche mir die Handschrift f. f. 337 nochmals für kurze Zeit nach Bern sandte, spreche ich hierdurch dafür meinen wärmsten Dank aus.

Bern. E. Freymond.

Mitteilungen aus Carl Ebenau's Tagebuch.

Nachdem H. E. Scriba[1]) und E. Stengel[2]) auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Fr. Diez und Carl Ebenau hingewiesen hatten, hat uns W. Foerster durch seine Veröffentlichung eines grossen Teiles des Diez-Ebenau'schen Briefwechsels[3]) einen Einblick in die gegenseitigen Beziehungen der beiden Freunde ermöglicht. Als „ein schönes Denkmal edler erhebender Freundschaft" wird dieser Briefwechsel mit Recht von seinem Herausgeber bezeichnet; für den Diez-Biographen ist er von besonderem Wert deshalb, weil aus anderen Quellen wenig Zuverlässiges aus der Jugendzeit des Altmeisters bekannt geworden ist. Eine nicht unwichtige Ergänzung dessen, was die Briefe an biographischem Material enthalten, bilden die Tagebuchaufzeichnungen Ebenau's, die ich im folgenden, soweit sie auf Diez Bezug haben, zum Abdruck bringe[4]).

„Carl Friedrich Ludwig Christian Ebenau aus Florstadt in der Wetterau, studiert Theologie und Philologie, logiert bey H. Syndykus Dr. Oeser", so lautet Ebenau's eigenhändiger, am 12. Mai 1813 gemachter Eintrag in das Album der Giessener Universität[5]). Aus demselben Jahre, in dem Ebenau's Aufnahme in die Reihen der akademischen Bürger in Giessen erfolgt, datiert wohl auch dessen erste Bekanntschaft mit Diez. Das Tagebuch enthält einen *„Bruchstücklichen Nachtrag aus der Vergangenheit bis zum Februar 1815"*, worin Diez' unter dem Jahre 1813 zum ersten Mal gedacht wird, mit den Worten: „Der Herbst naht heran . . .

---

[1]) *Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Grossherzogtums Hessen im neunzehnten Jahrhundert.* 2. Aufl. Darmstadt, Jonghaus. 1843. S. 852.

[2]) *Erinnerungsworte an Friedrich Diez.* Marburg, Elwert. 1883. S. 104.

[3]) *Freundesbriefe von Friedrich Diez.* Bonn, Georgi. 1894.

[4]) Frau Rechtsanwalt Jöckel in Friedberg, Tochter Ebenau's, hat mir freundlichst die Veröffentlichung dieser Mitteilungen aus dem Tagebuche ihres Vaters gestattet, wofür ich derselben auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche. Mein Dank gebührt ferner Herrn Prof. Ad. Tobler, der mir die in seinem Besitz befindlichen von Diez selbst gemachten Aufzeichnungen über eine von den beiden Freunden gemeinschaftlich ausgeführte Lahn- und Rheinreise bereitwilligst zum Abdruck überlassen hat.

[5]) Vergl. über Ebenau Scriba *l. c.* S. 851 ff.

Der Jude Baruch[1]), den ich oft bei Diez sehe und Renner[2]) zugleich mit letzterem". Etwas jüngeren Datums ist ein Erinnerungsblatt von Ebenau, das sich in Diez' Stammbuch befindet. Es lautet:

Heil unserm Bunde, Heil!
Dem deutschen Bunde Heil,
Heil Deutschland, Heil! —

Zur Erinnerung an Deinen
aufrichtigen Freund und Bruder
Ebenau, d. Theol. und Ph.
Befl[issener]
aus der Wetterau.

Giessen, d. 16. Decbr.
1813.
Symb.:
Deutscher Sinn!

Über den Verkehr der beiden Freunde im Jahre 1814 und dem grössten Teil des Jahres 1815 haben wir keine andere Nachricht als die Andeutungen, welche in dem ersten der in Förster's Sammlung abgedruckten Freundesbriefe enthalten sind:

„Da sitz ich, Du innigst Geliebter, und lese die fromme, liebevolle, heilige Genoveva, tief ins Innere dringen mir ihre trefflichen Stellen und erregen noch mächtigere Gefühle in meinem Herzen, wie vormahls. Wehmüthig süss kehrt mir die rosige Zeit zurück, wo wir zusammen unsere Seelen labten und weiheten an diesem herrlichen Werke, es führt mich jetzt wieder in den Wald, ich bin bey Dir, ich lese die göttlichen Stellen

---

[1]) Dürfen wir darin den später unter dem Namen Ludwig Börne bekannt und berühmt gewordenen Schriftsteller erkennen? Vergl. Alfred Bock, *Börne in Giessen.* (Feuilleton der Frankfurter Zeitung. Jahrgang ?) Danach wurde Börne unter seinem ursprünglichen Namen Baruch ein erstes Mal am 4. Juni 1800 an der Giessener Universität immatrikuliert: „*Lion Baruch, natif de Francfort, fils de J. Baruch, agent de S. A. E. de Cologne, étudiant en médecine élève de l'instistut de Mr. le professeur Hezel.*" lautet dessen eigenhändiger Eintrag. Ein zweites Mal wurde er am 10. Mai 1808 in die Reihen der Giessener Studenten aufgenommen (Louis Baruch, Sohn des Handelsmannes Jacob Baruch aus Frankfurt a. M., studiert die Rechte). Von späteren Beziehungen zwischen Diez und Börne ist nichts bekannt geworden. Ebenau gedenkt im Tagebuche Börne's nur einmal ausdrücklich, indem er unter dem 27. April 1827 bemerkt: „An Jügels Laden, wo Börne's Bildniss, der interessante, schlecht gekleidete Mensch". — Wahrscheinlich ist es, dass der im Tagebuch erwähnte Baruch identisch ist mit dem im Universitätsalbum verzeichneten unter dem 24. Okt. 1810 immatrikulierten Studiosus der Medizin Heymann Baruch aus Dietz. Wohl zur Gewissheit wird diese Annahme erhoben durch ein im Diez'schen Stammbuch befindliches Gedenkblatt eben dieses H. Baruch [nicht Th. Berndt, wie ich in den Anmerkungen zu meiner Diez-Rede fälschlich angenommen habe]: Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

Gedenke beim Lesen dieser Worte
Deines Dich recht herzlich liebenden Freundes
H. Baruch aus Dietz.

Im 2. Jahre
wiedererstandener
Freiheit. — Jan. 1814.

[2]) Karl Friedrich Renner aus Wischhafen im Bremischen, studiert Medizin . . . (Universitätsalbum unter dem 14. April 1813).

laut, als wenn Du sie hören solltest; ich musste, ehe ich Dich wirklich sehen und umarmen kann, noch einmahl mit Dir reden, dass diese kostbare edele Zeit, die noch zu der verflossenen gehört, in welcher ich nur scheinbar, nicht wirklich von Dir getrennt bin, nicht leer und ungenützt schwinde. Seit wir die letzten Rosen in Deinem Garten hohlten, hatte ich keine gesehen, und ungeheuer war der Eindruck, den ein ganzer Strauss auf mich machte, den mein Vater heute aus dem Garten brachte, noch recht frisch erhalten und lieblich duftend. Tausend Erinnerungen strömten mit ihrem Wohlgeruch mir durch die Seele; es waren freylich Erinnerungen einer vergangenen Zeit; — doch es wird, wenn unsere Herzen länger fortschlagen, nach einer langen trüben Nacht, wohl eine ähnliche widerkehren, und uns Wonnen, wie die vergangenen, zuführen; und dann schwebt mir noch tröstend und erhebend der Gedanke an die seligen Wochen vor, die wir noch zusammen in süsser Freyheit, Poesie und Liebe zu erleben haben. Diese Tage sollen eine Lust und Lebenswürze seyn. O wie träume ich mich schon mit Dir an dem Rheine, auf Bergen und Burgen, mit vollem Herzen hingegeben der prächtigen, erhabenen, göttlichen Natur! Wie soll ihr Anschauen unsere Seelen stärken und begeistern, wie will ich Dich lieben! — Vergiss ja nicht, noch recht viel schönes und edeles mannichfacher Art für unsern Gebrauch zusammen zu bringen und in unsere Sammlung einzutragen, da Dir mehr zu Gebothe steht, wie mir. — Gegen unseren Plan fand ich bey meinen Aeltern wenige Einwendungen, am meisten von Seiten meiner Mutter. Die Schwierigkeiten sind indessen glücklich überwunden, und wehrt es der Allmächtige nicht, so bin ich in wenigen Tagen bey Dir. Er sey uns gnädig.

Dein K.

(nicht: „ewig treuer“, denn ich kann nicht mir selbst untreu werden).

An Herrn Studiosum Friederich Diez Wohlgeboren in Giessen in den neuen Bäuen. frey.

Dieser Brief war ursprünglich nicht datiert. Von Diez' Hand rührt eine nachträgliche Bemerkung „(October 1815)“ her. Die Zeilen müssen vor dem 6. Oktober geschrieben sein, denn an diesem Tage haben, wie wir aus dem Tagebuch erfahren, die Freunde ihre gemeinschaftliche Tour, von der im Briefe als einer beabsichtigten die Rede ist, bereits angetreten. Von diesem Zeitpunkt ab sind mit Unterbrechungen die Tagebuchaufzeichnungen bis in das Jahr 1843, das Todesjahr Ebenau's, fortgeführt.

Zur vorläufigen Orientierung schicke ich in chronologischer Anordnung eine Übersicht der wichtigeren auf Diez bezüglichen Angaben des Tagebuches vorauf:

1815. October: Lahn- und Rheinreise. Fouqué's Märchen. Ossian. Heftiger Streit über die französische Sprache. Fouqué's Todesbund. [1])

1816. Mai. Diez giebt Ebenau seine Liederübersetzung.

Juni: Diez in Westfalen.

Juli: Zoëga. Diez übergiebt Ebenau ein Gedicht, welches er in Westfalen an ihn gerichtet hat.

September: Lektüre von Axel und Walborg. Abschreiben in die geweihte Sammlung. Diez und Pistor beschliessen die schnelle Abfassung

[1]) Ebenau's Schilderung der Lahn- und Rheinreise bringe ich im folgenden nicht zum Abdruck, da von Diez eine ausführliche Beschreibung derselben Reise uns erhalten ist. S. oben pg. 129, Anm. Diez Aufzeichnungen lasse ich als Anhang den vorliegenden Tagebuch-Mitteilungen folgen.

eines in Frankfurt unterzubringenden Buches. Diez leidet sehr an Augen- und Kopfschmerzen.

October: Werner „Der 24. Februar". Sintram. Fussreise von Frankfurt nach Florstadt und weiter nach Giessen. Ariost in der Uebersetzung von Gries. Diez benennt Ebenau die Schmetterlinge. Lieder der „Cöllner Sammlung." Abschreiben der geliebtesten Lieder in das geweihte Erinnerungsbüchlein. Ausflug auf den Gleiberg. J. Pauls Campanerthal. Heftiger Streit über die Weise der beiden Schlegel. Münzenberg. Scheidekuss.

1817. Juni: Zusammenkunft auf Münzenberg. Darmstadt. Tasso. Die lustigen Weiber von Windsor. Heinrich IV. Rezension aus den Heidelberger Jahrbüchern. Uebersetzung des Pet[rarka]. Ossian. Goethe's Eugenie. Ausflug auf den Feldberg. Lectüre mehrerer Ossian-Gesänge am Brunhildenstein. Faust. Die französich redenden Kinder in Friedrichsdorf. Zerrüttung der Vermögensverhältnisse. Tabelle der Geschichte der Malerei.

Juli: Umrisse zum Faust.

August: Gedruckte Proben der spanischen Romanzen.

September: Diez kommt nach Darmstadt. Er beschäftigt sich mit orientalischen Sprachen.

1818. Mai. Reise nach Darmstadt. Diez besucht Ebenau in Rödelheim, wo dieser Lehrer am Hofmannschen Institut geworden ist. Titan. Pandora.

Juni: Darmstadt. Ausflug auf den Königsstein. Götz von Berlichingen. D. schickt J. Paul seine Romanzenübersetzung. Besuch bei J. Paul, der D. zur Fortsetzung seiner spanischen Uebersetzungen ermahnt.

Juli: D. beabsichtigt sich auf unbestimmte Zeit im Odenwald niederzulassen. Rödelheim. Plan einer italienischen Reise mit Adrian und Ebenau entworfen. Uebersiedelung nach Frankfurt. Von hier aus öftere Besuche in Rödelheim. Bei Adrian wird die Theaterkritik geschrieben.

August: Die unsichtbare Loge. Die Gründung einer aesthetischen Zeitschrift beschäftigt Diez und Adrian. Kein Buchhändler will darauf eingehen. Ausflug auf den Feldberg. Ossian. Calderon „Das Leben ein Traum". Darmstadt.

September: Odenwald. Rödelheim. Mainz. Savigny. Frankfurt.

1819. Jan.: Verhandlungen wegen der Hauslehrerstelle in Holland. Diez Plan, über Paris zu reisen.

Juni: Ebenau bei Diez in Giessen. Letzterer ist durch häusliche Zerrüttung und die Vorbereitungen seiner Abreise nach Holland verstimmt. Diez in Florstadt, auf der Durchreise nach Holland. Tasso.

1822. Januar: Es ist entschieden, dass D. mit dem Frühling nach Bonn geht, um dort an der Universität eine Lehrerstelle zu bekleiden. Dante. Uebersetzung von Scott's Kloster. Fr. von Metting, Diez' Freundin. Manfred.

März: Diez bringt wegen Sprechübungen im Italienischen einige Wochen in Frankfurt zu.

April: Diez nach Bonn.

1825. Zusammensein der Freunde in Giessen. Diez hat sich wenig verändert im Aeussern, doch schien er E. noch älter und trockener geworden. Petrarca's Sonett. D. sagt E. viel Belehrendes über Dante.

1827. Januar. Geschichte der Troubadours.

April. E. macht D. mit Platens Ghaselen bekannt. Reise auf die Frankfurter Messe. Schwenk, Welcker, Thudichum.

1829. Dez. Diez' Troubadours.

1838. Oktober. Dr. Simrock überbringt E. einen Brief von D.

1839. September: D. auf der Bibliothek zu Darmstadt.

1815.

In Ebenau's Aufzeichnungen aus dem Wintersemester 1815/16 begegnet „Fritz“ selten. Eine im Tagebuche angedeutete aber nicht weiter motivierte Verstimmung war im Laufe des Winters zwischen den beiden Freunden eingetreten. Am 4. November war E. auf die Universität zurückgekehrt. Das Tagebuch berichtet:

Nov. 5: Misvergnügter Tag. Das neue spricht mir nicht an. Herumlaufen nach den Freitischen etc. Abends kommt Fritz, wir gehen in den Rappen und von allem bin ich geheilt. — 7.: Fritz sehe ich selten. Der alberne Abend auf dem Einhorn den 11 . . . — 27.: Abends ein bischen bei Fritz. — 28.: Das Leibregiment rückt ein. Jubel und Freude überall[1]). Die Landwehr ihm ent-

[1]) Seinem Patriotismus hatte Diez im Jahre vorher dadurch den schönsten Ausdruck gegeben, dass er mit einem Teil seiner Freunde dem hessischen freiwilligen Jägercorps beigetreten war. Leider schweigt das Tagebuch völlig über die Vorgänge im Jahre 1814. Über diejenigen im Herbst 1813 enthält es einen längeren Passus, der hier mitgeteilt sei: „Bald nachher Reise nach Frankfurt. — Jetzt tritt Bayern zum deutschen Bunde. Durch bayerische Zeitung erhalten wir in Frankfurt die ergötzlichsten Nachrichten von an jedem Tage gelieferten und für die Franzosen völlig verlornen Schlachten. Bei Berlin und . . . . . hatte der schwedische Kronprinz sie schon vorher gehörig gezüchtigt. Jetzt kommen die Sieges-Nachrichten von den am 16. 17. 18. October bei Leipzig und in der Gegend gekämpften furchtbaren Riesenschlachten, dem ungeheuren Verluste und der völligen Flucht der Franzosen durch das Fuldische. Oestreichische und Bayerische Heere eilen ihnen voran und hemmen den Rückzug. Man erwartet jeden Tag Deutsche an den Thoren von Frankfurt, das von einigen französischen Regimentern noch besudelt ist. Diese halten die Thore, wie die abgetragene Sachsenhauser Brücke mit Kanonen besetzt und stehen beständig schlachtenfertig. Der . . . . [?] Franzose in Neuburg's, den ich mit den Kosacken-Nachrichten so aufbrachte. Briefe meines Vaters, und Ungewissheit, wie es in dieser Gegend, wo man vor den durchziehenden Heeren das kostbarste verborgen hatte, ergehen und was Franzosen und Kosacken machen würden, bestimmen mich im grössten Getümmel, Unruhen der Sachsenhäuser etc., noch vor dem Einzug der sehnlichst erwarteten Deutschen Frankfurt zu verlassen. Viel französisches Lumpengesindel begegnet mir auf der Strasse, in nicht geringer Angst und Schrecken. Kein deutscher Wagen, wie Post etc. ist mehr zu sehen. — Nach Bergen zu sehe ich auf der Höhe französische Reiterei stehen. In den Dörfern umringen mich die Bauern, um Nachrichten von den Zuständen in Frankfurt zu erhalten. Ich höre den Nachmittag schon heftig kanonieren nach Hanau zu. Bayern

gegen. Rede der beiden Zimmermänner. Wir suchen die Officiere

---

und Oesterreicher haben da im Lamboi-Wald die Franzosen, aus Garden hauptsächlich bestehend, mit ihrem Kaiser abgeschnitten. 3 Tage dauert der blutige Kampf. Die Franzosen mit 80,000 gegen 30,000 kämpfen, schlagen sich durch und gehen über den Rhein. Hanau wird beschossen, die Vorstadt brennt ab. Auch bei Frankfurt wird sich geschlagen. Nachdem so ganz Deutschland von den Franzosen gesäubert ist, rasten die erschöpften Armeen am Rheine. In jammervollem Zustande kommen Verwundete und Flüchtlinge hungrig durch unsere Dörfer. Die Mutter labt sie den ganzen Tag über mit Suppe etc. Ganze Schaaren werden von Kosacken in den Feldern zusammengetrieben. Das Wittgensteinische Hauptquartier ist in Friedberg, und viele Russen und Kosacken in der Gegend. Den Tag nach der Hanauer Schlacht erscheint Czernitzeff mit 6000 Kosacken in Staack. Da wird viel gestohlen und geplündert, der Grossvater kommt sehr gut weg.

Ich gehe nach Friedberg und sehe unterwegs die ersten Cosacken. Uebernachten in Fauerbach. Bivouak der Cosacken bei Friedberg. D. 2 Abends im Fauerbacher Pfarrhause ankommenden. Wir erhalten in Florstadt bald oesterreichische und nach diesen russische Einquartierung. Der russische Dr., der Fresser genannt, bleibt mit noch 2 andern und 5 Bedienten, vielen Pferden 8 Tage da. Häufiges Reiten und Fahren mit seinen Pferden nach Staack etc. —

Die preussischen Freiwilligen, die regelmässigen Kosacken, der Hauptmann mit seinem artigen Weibchen bei uns. Reiten auf die Jagd etc. Die gefangenen Franzosen, Gesang der Kosacken und Baschkiren. Züchtigen derselben durch Schläge. — Russische Jäger, ungesittete Menschen, das Gezänk mit den Officieren. Der schweinische Pope. Das Schicksal mit dem Kutschchen, das mir der Vater nach Giessen schreibt. Blücher war indess da durchgekommen, die ganze Stadt voll Soldaten und Pferde und die Vorlesung weit zurückgestellt. Doch nehmen sie jetzt ihren Anfang und ich reiste über Friedberg mit der Post nach Giessen. Späte Ankunft daselbt. Die Studenten-Anzahl ist sehr klein. Die meisten waren zu Hause geblieben. — Ich höre Exegese über Math. bei Schmidt. Die Seminar. Vorlesungen. — Jetzt erhebt sich mächtig der Geist der Freiheit, bisher in Fesseln geengt."

Aus dieser Zeit sind uns eine Anzahl Blätter in Diez' Stammbuch erhalten, die in gleicher Weise die Stimmung zum Ausdruck bringen, die den Freundeskreis, dem D. angehörte, beherrschte und daher hier wiedergegeben werden mögen:

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer, vor'm Feind erschlagen
Auf grüner Heid' in freiem Feld,
Darf nicht hör'n gross Wehklagen.

Giessen, d. 18. Dec. 1813.

Symb.: Fluch dem Cumkabischen Geschlecht!

Zu festem Angedenken, in Freud' und Leid, Noth und Tod schrieb Dir diese Zeilen Dein treuer Freund und academischer, und, wenn das Glück uns wohl will, Waffenbruder

Georg Thudichum
aus Nidda in der Wetterau.

auf. Abends mit Weidig[1]) und Freund[2]), Zühl[3]), Lotheisen[4]), Fritz,

---

L. Dieffenbach wählt als Denkspruch:

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reisst in Todeswunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Ist der Geist mir fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Giessen im December 1813. Dein treuer Freund
L. C. Dieffenbach.

So lang noch Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor,
So lang noch Lieder schallen,
Des Herzens Flammen wallen,
Zum Gott des Lichts empor,
Und hohe Forscher, denkend,
Die ew'gen Wunder sehn,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder senkend,
Wird deutscher Geist bestehn.
Denke Deines Karl Fohlen.

Giessen im November 1813.

Wahrer Muth zeigt sich nur in der Gefahr.
Dieses schrieb zum ewigen Andenken Dein Dich liebender Freund und academischer Bruder

Giessen, den 30. Novemb. 1813. E. P. E. Eysing,
Stud. theol. et philol. aus Hachenburg.

Symb.:
Religion, Vaterland, Freyheit.

Zum Zweykampf überwinden ist Gewinn,
Für's Vaterland zu siegen ewig Ruhm. v. Goethe.

Giessen, 30. Novbr. 1813. Zur freundschaftlichen Erinnerung an Ihren Sie liebenden Freund
Karl Groos.

C. F. Schulz aus Giessen nennt sich Diez' „Freund und Vetter". Er wählt als Denkspruch: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben" und als Symb.: „Gut teutsch oder an Galgen!" — Denselben Geist atmen einige weitere Einträge aus dem Jahre 1814.

[1]) Unter dem 13. Mai 1813 inscribirten sich in das Album der Universität Ludwig Weidig aus Butzbach und Ludwig Weidig aus Darmstadt. Zu letzterem scheint Diez in ein näheres Verhältnis getreten zu

ich, Zurbuch bei Seip tüchtig gesoffen, um 11 Uhr fideliter nach

---

sein. Folgendes in seinem Stammbuch befindliches Blatt giebt davon Zeugnis:

Dem Vaterlande weihe
Ich gern mein freies Schwerdt.
Ich schwöre ewge Treue
Dem Land das jeder ehrt.

Geschrieben zur Zeit, als Deutschlands Freiheit wieder aufblühte von Deinem Freund und deutschen Bruder Ludwig Weidig (Lieutenant) aus Darmstadt.

Symb.:
Deutsch und gut
oder an Galgen mit
der Franzosen-Bruth.

Fuit Ilium.

Aus dem Tagebuch ergiebt sich, dass auch der 1808 immatriculierte Friedrich Ludwig Weidig aus Butzbach dem näheren Bekanntenkreise von Diez und Ebenau angehört hat. Derselbe hatte bereits 1811 Giessen verlassen, und eine Stelle als Konrektor, später als Rektor an der lat. Schule in Butzbach (16 Km. von Giessen) übernommen. Wegen politischer Umtriebe wurde er 1835 inhaftiert und endete zwei Jahr später durch Selbstmord. Bekanntlich war ein jüngerer Bruder unseres Diez, Eduard, wegen seiner politischen Gesinnung genöthigt worden, ins Ausland zu fliehen. Dass auch Friedrich an den burschenschaftlichen Bestrebungen in seiner Jugend Anteil genommen, beweist wohl deutlich genug sein freundschaftliches Verhältnis zu August Follen (s. meine Festrede zu Diez' 100. Geburtstag S. 5 f.). Leider giebt uns Ebenau's Tagebuch so gut wie gar keine näheren Aufschlüsse. Eine um so beredtere Sprache spricht das Stammbuch, aus dem ich hier noch zwei Denksprüche mitteile:

Deutsche Freiheit, deutsche Treue
Kehre noch einmal zurück!
Wer da thut, was recht ist, scheue
Keines Erdengottes Blick!

Giessen, den 11. März 1815.

Dies erinnere Dich, lieber Diez, oft an Deinen wahren, Dich liebenden Freund und akademischen Bruder P. Fohr stud. jur. aus Rambach bei Coblenz im Herzogthum Nassau.

Symb.:
Biederkeit, Treue,
dem Freunde die Brust,
dem Feinde die Stirn.

Memoriale.
Ruf Follen I II.
Supplic an d. G. Herzog.

Du hast, o Herr! uns retten wollen,
Wir hörten Deine Donner rollen,
Bei Leipzig, wo der Feind erlag!
Es war ein Zeichen vom jüngsten Tag.
Und dennoch wollten sie nicht hören,
Im alten Zwang uns fort bethören,

Hause. — December 19.: Spaziergang in unsern Wald; süsse Erinnerungen. Wehmüthiges Ausschauen der beiden +tze[5]).

1816.

9. Januar: Weidig hatte sich mit Heger vor der Stadt geschlagen und eine starke Wunde über der Nase und ins rechte Auge erhalten (vor Weihnacht), er ist sehr niedergeschlagen. Ich besuche ihn in dieser Woche täglich häufig. Halsgeschwüre und andere Schmerzen. Er leidet sehr. Guitarrespiel bei ihm und Gesang. Böhm, Schulz[6]), Welker[7]), Fritz etc. sind häufig da.

So komm! Die Zeit ist reif! und schlag
Nur drein mit Deinem jüngsten Tag!

Giessen, im Mai 1818,
da wir schon 5 Jahre guter Hofnung
sind und immer noch Wehen haben.

Dein treuer Freund und Vetter
K. F. Schulz.

Denkspruch des Dr. Luther:
Iss was gar ist,
Sag was wahr ist.

[2]) Johannes Freund, stud theol. aus Dorheim (Universitätsalbum 1811, Juni 11).

[3]) Carl Ludwig Zuehl aus Bingenheim, stud. jur. (Universitätsalbum 1813, Mai 14). Zuehl war Ebenau's Hausgenosse. Von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Diez erfahren wir aus dem Stammbuch. Z. wählt als Denkspruch:

Ans Vaterland, das theure schliess' Dich an
Und halt es fest mit Deinem ganzen Herzen .....

Giessen, im Sept. 1816.

Zum freundschaftl. Andenken
schrieb dies Dein wahrer Feund
und acad. Bruder C. Zuehl,
d. R. B., aus Bingenheim,
in der Provinz Hessen.

Wahlspruch:
Teutsche Freiheit,
Ehre, Treue.

Memoriale:
Die herrlichen Commersnächte im Sommer 1815.
Der Spaziergang in den Kandanen durch mein
Zimmer, und viele andere Fidulitäten auf meiner
und Ebenau's Stube.

[4]) Johann Friedrich Lotheissen aus Eichelsachsen, stud. jur. (Universitätsalbum 1813, Mai 15) ist wohl identisch mit dem späteren Darmstädter Hofgerichts-Präsidenten Friedrich Lotheissen, dem Vater des bekannten Litterarhistorikers Ferdinand Lotheissen.

[5]) Vergl. Foerster, *Freundesbriefe* S. 33, Anm. 1. Auch im Tagebuch wird das Kreuz öfter erwähnt. S. unten p. 128 die +Kappe, die hier in Verbindung mit dem schwarzen Leibrock erwähnt wird, also wohl als Abzeichen der „Deutschen Gesellschaft", der die Freunde angehört haben, aufzufassen ist.

[6]) s. oben.

[7]) Gemeint ist kaum Friedrich Gottlieb Welcker, der bekannte Lehrer und Gönner unseres Diez, der bis zum Herbst 1816 als Professor

20. Samstag: Senat. 19 vorgeladen. Es werden eine Menge relegiert . . . . und ebenso viele wenigstens consiliert . . . . Kaltes und fremdes Wesen zwischen mir und Fritz.

Diese Verstimmung dauert über die Osterferien fort und erst im Laufe des folgenden Sommersemesters stellt sich das Verhältnis allmählich wieder her. Am 3. Mai hatte E. zur Abreise auf die Univertität „den schwarzen Leibrock und die +Kappe gerüstet“ und war am Tage darauf in Giessen angelangt. Noch nie, so berichtet das Tagebuch unter dem 6., hatte ihm der Abschied aus der Wetterau so leid gethan, wie dieses Mal. „Hier [in Giessen] empfing mich alles so frostig . . , . ich passte nicht mehr in diese alten Umgebungen . . . . Alles war mir fremd und widerlich, nichts, an das ich meine Phantasie und Erinnerung der letzten Zeit knüpfen konnte, so dass mir diese erste Zeit eine wahre Höllenzeit war. Hier war niemand, an den ich mich mit meinem jetzigen Empfinden anschliessen konnte, *zu Fritz wollte ich nicht gehen* . . . .“

Mai 12.: Nur wenn ich Fritz zuweilen vorbeigehen sah, schmerzte es mich, dass ich ihm nicht wie sonst freundlich zurufen konnte, oder, ich weiss nicht warum, nicht wollte. Ich meinte schon vom Winter her thörichter Weise, ich sei ihm gleichgültig geworden, nach der langen Trennung den Winter durch, wollte ich mit verfluchter, stolzer Steifheit ihn nicht zuerst wieder aufsuchen, an einem dritten Orte dachte ich immer, würden wir uns passender einander wieder nähern. Aber ich konnte Fritz nirgends finden. An einem schönen Sonntag hoffte ich diess auf der Badenburg[1]) (19 h.), wohin ich mit Zühl etc. zog, aber vergebens. Ich sehnte mich unendlich nach Fritz. Ich besuchte seinen Garten und die Laube, in der wir im vorigen Jahre den Nachtigallenschlag hörten oder lasen. Ach! es war alles zerrissen. Wehmüthig trat die Erinnerung der vergangenen seligen Tage über die trübe Gegenwart. Das ist nun wieder hin, dachte ich. Fritz liebt dich nicht mehr wie sonst, er hätte dich sonst nicht so lange entbehren können. Ich hatte ihn freilich ebenso lange entbehrt und liebte ihn wie vormahls. Jetzt beschloss ich denn bestimmt, zu ihm zu gehen. Eines Abends begegnet er mir am Neuweger Thor mit seinem Bruder, nach langer Zeit sah ich ihn hier wieder einmahl in der Nähe und begrüsste ihn, welches er aber sehr kalt erwiederte und in die Stadt hineinging. Ein bitterer Schmerz durchbohrte mir die Seele;

---

an der Giessener Hochschule lehrte, oder dessen Bruder Karl Theodor, der ebenfalls als Lehrer an der Giessener Universität wirkte, aber bereits 1815 einem Ruf als ordentlicher Prof. der Rechte nach Kiel gefolgt war, sondern der im Universitätsalbum unter dem 8. April 1813 verzeichnete Studiosus der Theol. und Phil. Friedrich Philipp Christian Welcker aus Langgöns.

[1]) Ein noch jetzt beliebter Ausflugspunkt, eine Stunde nördlich von Giessen gelegen.

ich laufe in den Lerchenwald, über den Tripp[1]), bis in die dunkle Nacht, um mir Luft zu machen, und sehe weinend zu dem wolkenüberzogenen Himmel hinauf. Ach, dir bleibt doch nichts, rief ich laut, alles woran dein Herz je mit Liebe gehangen, es ist dir untergegangen, und da trat es mir nun alles vor die Seele, was ich im Leben schon verloren, und wie mir alle Aussicht verschlossen sei, in der Zukunft irgend grosses zu erringen. Täuschung schien es mir, was ich kurz vorher von der hohen Bedeutung des Menschenlebens geglaubt; was ist denn, dachte ich, dein ganzes Streben, wenn du kein liebendes Herz an deine Brust drücken kannst und mit ihm und durch es das Ewige fühlen? — Wie losgerissen von der ganzen Natur kehrte ich nun zurück; es zog mich zu Fritz bei dem Vorbeigehen an seinem Hause. Ich trat in Fritz' Stube, ein bekannter, theurer Geist umwehte mich, alles wie vormahls. Fritz kam und schien sich zu freuen über meine Gegenwart; wunderlich ging es in mir herum, vertraulich und liebend sehen diese Bücher, Bilder und *Schmetterlinge*[2]) auf mich herab, ich konnte nicht reden vor Wehmuth. Fritz giebt mir seine *Liederübersetzung*[3]), in denen ich noch spät lese. — Freitag Abend vor Pfingsten bringe ich Fritz seine Lieder zurück. Sein Bruder Louis war gekommen; ich verspreche Samstag, wo ich abreise, wieder noch einmahl zu kommen, um Louis zu sehen.

Juni 11.: Fritz ist in Westphalen[4]), und ich bin also wieder ganz allein, wie vorher und da ich einmal schmerzvoll meinte, ein böser Geist habe vielleicht unsere Herzen für immer geschieden, so war mir das zum Theil erwünschter Zufall, ihn gar nicht am Fenster oder an mir vorbeigehen zu sehen, wo mir denn meine Wunde immer aufs neue blutete.

Ebenau beschäftigte sich in diesem Semester viel mit Botanik und schloss sich an einen Studenten namens Busch an, der ihm nicht nur die

---

[1]) Der jetzt sogenannte „Trieb" ist eine kleine Erhebung in unmittelbarster Nähe von Giessen.

[2]) Als Schmetterlingssammler lernen wir Diez auch an anderen Stellen des Tagebuches (s. unten S. 148, 151) kennen. In seinem Stammbuch befindet sich ein Blatt, das nur die Aufschrift trägt: Zum Andenken an Deinen Freund Carl Rullmann. Giessen, den 11. Octbr. 1813. Umrahmt ist es von einigen Vergissmeinnicht, einer Raupe, einer Puppe, einem Schmetterling und einigen Fangapparaten. Rullmann stammte nach Ausweis des Inskriptionsbuches aus Erfurt und studierte Mathematik.

[3]) Gemeint sind wohl die 1817 im Druck erschienenen altspanischen Romanzen. Vgl. übrigens E. Stengel, *Diez-Reliquien*, Marburg, Elwert 1894, S. 1 ff. *Eine Diez-Hs. aus dem Jahre 1816.*

[4]) Wahrscheinlich bei seinem Oheim Richter, der, wie uns ein von ihm herrührendes Stammbuchblatt aus dem Jahre 1814 lehrt, in Olpe (Westfalen) lebte.

gefundenen Pflanzen benennt und mit ihm botanische Excursionen unternimmt, sondern ihm auch über „manches aus der Physik" Auskunft giebt. Auf die Dauer aber genügt ihm dieser Verkehr nicht. Er findet bald, dass Busch „zu wenig Tiefe" hat. „Wenn ich auch," so heisst es unter dem 18. Juni, „bei ihm hätte Ersatz für Fritz suchen wollen, welcher unermessliche Unterschied both sich mir hier dar! Wie fände ich hier die Wärme und Liebe, ohne welche mein Herz immer leer war, und die allein Fritz mir im vollen Masse gegeben! Busch war für solche Gefühle ganz fremd und hölzern und kalt, wenn ich ihn bei unserer Unterredung über die Kräfte der Natur, wohin ich einst lenkte, indem diess sein Fach war, sein Gemüth für warme, poetische, hohe Anschauungen der Dinge gewinnen wollte. Poesie war ihm ganz unbekannt, darin kannte er nicht einmal die bedeutendsten und nächsten Sachen; matt war sein Urtheil über alles, was nicht Erfahrungssache war. Wohl fragte er mich nach manchem, von dem er gehört etc. aber wie ich nachher einsah, mehr aus Neugierde, und weil er viel lernen wollte, als darum, weil ihn meine poetische Ansicht angezogen hätte; die meinige hielt er, wie ich bald merkte oder es selbst äusserte [für] überspannt."

Am 29. trifft E. Diez' Bruder Theodor und erfährt, dass beide aus Westfalen zurückgekehrt sind. Dennoch bekommt er mehrere Tage seinen lang ersehnten Fritz nur einmal aus der Ferne zu sehen. Erst am 8. Juli trifft er ihn auf der Strasse. Nach kurzer und gleichgültiger Anrede gehen sie aneinander vorbei. Mehrere Male in dieser Woche kommt E. abends um „Fritz" zu sehen an dessen Stube, kann ihn aber nie treffen und muss mit traurigem Herzen immer wieder umkehren.

Juli 18.: Voller Unruhe laufe ich Abends in Fritzen's Stube, finde ihn aber nicht. Busch war er begegnet. Traurig kehrt ich wieder nach Hause, ich fühlte mich wieder entsetzlich einsam nach den Paar frohen Tagen, und so stand der lange Sommer noch vor mir. Busch's Umgang war mir ganz leer, er war ganz anderer Natur als ich, ich mochte ihn fernerhin nur selten sehen.

19.: Auf dem Wege nach der Botanik begegne ich ganz früh Fritz, der mit *Zoega*[1]) spricht. Verlegen sagte ich ihm, dass ich ihn Abends vorher habe besuchen wollen, worauf er blos sehr kurz erwiderte, dass er hernach zu mir herüberkommen und die Numantia hohlen werde. Mit einer gewissen Scheu erwartete ich ihn. Ich vermuthete eine sonderbare Stunde. Aus Fritzens ganzem Benehmen bisher leuchtete eine unbegreifliche Kälte, sein schnelles Vorübergehn an mir, das kurze abweisende Wesen in den Paar Worten, die er zu mir sprach, das Vermeiden des Zusammentreffens mit mir, welches ich schon oft beabsichtigt, machten mir es immer gewisser, wie ihm unsere warme Liebe und Freundschaft, die reinen, geweihten Stunden des vorigen Sommers, unser ganzes, begeistertes Beisammensein jetzt nur als ein nichtiger Traum erscheine, der vorbeigezogen sei, und wie ich ihm gleichgültig geworden. Er wollte kommen um sein Buch zu hohlen, und ohne diess, das wusste

---

[1]) S. unten S. 148.

ich zuverlässig, würde er nicht gekommen sein; auch hatte er mir es selbst deutlich genug ausgesprochen. Schmerzlich ergriff mich dieser Gedanke jetzt wieder, wie mich der Freund, den ich so innig liebte, nun auch verlassen, und die steife Begegnung, wenn er nun kommen und wie von einem Fremden weggehen würde! Und von dieser Umänderung konnte ich keinen Grund auffinden. Ach! Ich sucht ihn nur in mir, mit meinem unseligen, getrübten Wesen, der gewichenen Unbefangenheit, in welchem traurigen Zustand ich oft anders erscheinen mochte, als ich wirklich bin. Selbst Fritz war also in mir irre geworden, und hatte mein gutes Herz verkannt, das ich ihm lang geöffnet? — Er kam, blieb lange, ich führte manches Vergangene jetzt zufällig in die Rede zurück. Fritz erwiederte es mit Wärme, er war wenige Stunden in Cölln gewesen, hatte die 7 Berge gesehen, was er mir feurig erzählte, und wie ihn der Anblick hingerissen und zum Gedichte begeistert. Wohl konnte ich dies glauben und begreifen! Ich zeigte Fritz, womit ich bisher mich beschäftigt, dann gab er mir das *Gedicht*[1]), das ihm in Westphalen bei der Ansicht der Rheingegend und der süssen Erinnerungen dabei entquoll, und er an mich gerichtet hatte und entfernte sich. Ein nie erlebtes Ueberraschen durchbebte schon beim Aufschlagen mein ganzes Wesen. Da standen die schönen Zeichen unseres Bundes[2]) oben an, grün und blau daneben; ich las und stand erstaunt und beschämt vor meinem Wahne, und konnte nur bereuen, dass ich meinen lieben Fritz so verkannt hatte. Fest stand die heilige Stunde unserer Liebe in seinem treuen Herzen, mit warmer Innigkeit rief er mir in seinem schönen Gedicht die edel vergangenen Tage zurück und war noch ganz unverändert der vorige.

Ebenau's Studienzeit ging mit dem Sommersemester 1816 zu Ende. Im Tagebuch heisst es unter dem

20. Sept.: Keine Vorlesungen mehr, und darum viel bei Fritz in diesen bänglichen Tagen des Abschieds. Wir lesen noch viel zusammen, eines Morgens den herrlichen Axel und Walborg[3]) etc. Abschreiben in die geweihte Sammlung[4]) etc.

21.: Pistor[5]) ist oft bei Fritz. Sie beschliessen die schnelle

---

[1]) Dasselbe ist wahrscheinlich verloren gegangen, wenn es nicht mit dem von Stengel *Erinnerungsworte* S. 32 f. mitgeteilten Gedichte sich identificieren lässt.

[2]) Vgl. oben S. 137, Anm. 5.

[3]) Trauerspiel des dänischen Dichters Adam Gottlob Öhlenschläger.

[4]) Vgl. S. 149.

[5]) Ernst Theodor Pistor, aus Bickenbach, stud. theol. (Universitätsalbum 1811, Okt. 30). Vgl. über ihn Scriba l. c. I, 304 f., II, 562 f.

Abfassung eines in Frankfurt unterzubringenden Buches[1]). Fritz wird krank, wir fürchten, dass der Vorsatz, Tags darauf, Sonntag, vom Kleiberg Abschied zu nehmen, wird vereitelt werden.

22.: Sehr trüber nebliger Tag, Fritz, zu dem ich erst Abends komme, leidet sehr an Augen- und Kopfschmerzen. Ich bin noch spät Abends bei ihm. Um neun Uhr laufe ich noch auf ein Paar Augenblicke zu Fritz, um mir da die Bewegung in mir zu mildern, die jetzt bei der immer grösseren Annäherung meines Abschieds immer heftiger wird. Zurbuch[2]) gab ein kleines Abschiedsgelag auf seiner Stube; schon lag ich zu Bette, als sie nach Hause kehrten, um 11 Uhr auf dem Breiten Platze vor Scheles [?] das Abschiedslied sangen. Wie feierlich tönten diese Klänge in der dunkeln Nacht noch einmal herauf an mein Fenster. Ich konnte mich nicht enthalten tief ergriffen laut mit zu singen. Die ganze Burschenzeit in Giessen, die nunmehr im Rechnungsbuche meines Lebens unter den starken Ausgaben stand, zog mir jetzt noch einmahl von Anfang mit meinen glänzenden Hoffnungen und Aussichten und jubelndem Ziele bis in die ernstere härtere Periode, wo ich in anderem Befriedigung suchte, wie ein grosser bunter Schatten schnell an der Seele vorüber; auch diese Rolle war nun ausgespielt, eine neue sollte vorgenommen werden.

24.: Wehmütig betrachtete ich noch einmal die Ordnung in meiner Stube, alle darin aufgestellten Geräthe, die so lange so gestanden und mir treu gedient hatten und nun für immer verlassen oder herausgerissen werden sollten mit mir aus diesem Raume, der mich mit ihnen so lange aufgenommen. Der Schratzen kommt, bringt den grossen Koffer, und heisst mich eilig einpacken, damit es nicht zu spät wird. Sehr ungelegen kommt bei der geforderten Eile jetzt Goerz und aergert mich durch dumme Spässe und Aufhalten. Alles um mich und in mir gestört, in dem Wirrwarr Besuche, und Philister, die bezahlt werden. Schändliches Regenwetter. Um 11 Uhr wird aufgeladen, voller Unruhe nehme ich Abschied in meinem Hause, dann bei Fritz und Geyers, und nun verlassen wir Giessen im heftigsten Regen, und ziehen die Friedberger Landstrasse hinab. Fritz verspricht mir den Samstag mit Pistor zu mir zu kommen.

28.: Samstag . . . Goerz mit Münch, welche mir melden, Fritz und Pistor würden nicht den Sonntag kommen, sondern über Friedberg ziehen. Ich zeige beiden den Weg nach Hanau. Ein peinliches Gefühl von Unbefriedigung quält mich oft in diesen Tagen, es scheint mir so unleidlich still um mich her. Ich sehne mich nach einer

---

[1]) Vgl. oben S. 139.

[2]) Vgl. oben S. 136.

lärmenden, wilderen Umgebung. Das Giessner Treiben hängt mir noch fest an, einen kräftigen, nährenden Umgang vermisste ich sehr, zu Fritz konnte ich nicht gehen wenns Abend wird, das machte eine harte Lücke in meiner Zeit. . . .

Am 30. September macht sich E. von Florstadt auf nach Frankfurt, um dort mit Diez zusammenzutreffen, nachdem er ihn Tags zuvor von seinem Vorhaben brieflich benachrichtigt hat. Er sucht ihn in Frankfurt im Löwen und als er ihn dort nicht findet, erwartet er ihn und Pistor bei seinem (Diez) Bruder Louis. Nachdem er sie getroffen, „Spaziergang durch die Stadt und Alleen, Einkehren und Trinken im Schwanen. Beider Plan mit dem schnell erzeugten Buche war gescheitert. Ich scheide von Fritz in dem Hirschgraben, und verspreche, ihn bis nach seiner Zurückkunft von Bickenbach hier zu erwarten“. Bickenbach, ein Dorf einige Km. südlich von Darmstadt, ist Pistor's Heimatsort. Am 3. Oktober trifft Diez von dort wieder in Frankfurt ein, während E. in der Zwischenzeit im Verkehr mit Frankfurter Bekannten nur teilweise Ersatz für den Umgang mit seinem „warm liebenden Fritz“ gefunden hatte. Im Tagebuch heisst es unter dem 2. und 3. Oktober: „. . . Ein Brief von Fritz wird mir gebracht, er erregt in mir durch den Gegensatz, den er mit den gegenwärtigen läppischen gemeinen Stunden und Herabstimmung meines Wesens stand, ein wahrhaft widriges Gefühl. Spaziergang. Lesen in der Staël. N. treffe ich nicht mehr an, erst Abends bei seinem Vater. Wir essen aus dem Haus [?]; Unterhaltung über unsere Litteratur, Schlegel, Tieck [?], mit welchem Hess sehr bekannt ist. Spät nach Hause. — Beschäftigung mit Staël Teutschland, dann bei Neuburg, mit ihm in B . . . [?] Hause. Die schönen englischen Caricaturen. Langer Spaziergang um die Stadt. Gehörige Unterhaltung mit dem verständigen und kenntnissreichen Neuburg. Wohl finde ich in solcher und ähnlicher Umgebung nicht die Befriedigung, die der warm liebende Fritz meinem Herzen und Geiste gewährte, aber, wenn ich auch diesen ferner missen müsste, so fühlt ich doch, dass mir wenigstens ein tüchtiger Umgang, dem ich mich gegenüberstellen od. anfügen könnte, wo ich meine Kräfte anwenden müsste, um mich zu behaupten, mir nöthig sei um die Schnellkraft des Geistes nicht herabzuspannen und schlaffer zu werden. Unmuth und Unzufriedenheit mit diesem unnatürlichen Zustand verknüpft, hatte ich in der Zeit, wo mir jener mangelte, häufig und bitter empfunden . . . . Sogleich nach der Oper eile ich in die Schurgasse, erst zu Kluge, um Fritz, welcher angekommen ist, zu sehen . . .“

4.: Um neun Uhr zu Fritz, mit dem ich ein Paar Stunden durch die Gassen zum Buchhändler etc. laufe. *Fritz kauft Werner 24. Febr.*[1]*), den Sintram*[2]*) etc.* Er ist missmuthig über seinen Aufenthalt in Frankfurt und unleidlich. Ich verlasse ihn bald.

Am selben Tage hat noch eine Begegnung der beiden Freunde statt, bei der die Tags darauf anzutretende Heimreise näher erörtert wird. Das Tagebuch bringt dann eine eingehende Schilderung der gemeinschaftlichen Fusswanderung:

---

[1]) Fr. Ldw. Zach. Werner, *der 24ste Februar.* Tragödie in 1 A. Leipzig 1815.

[2]) Frdr. Baron de la Motte Fouqué, *Sintram und seine Gefährten.* Eine nordische Erzählung nach Albr. Dürer.

Octob. 5.: Louis begleitet uns den Weg nach Hanau hinauf, über welches wir in die Wetterau reisen wollten. Schönes Wetter und Weg durch Offenbach, den Main hinauf. Milch und Butterbrot labt uns unterwegs; etwa um 2 Uhr langen wir in Tiesten [?] an. Von einer Flasche Wein gestärkt ziehen wir auf das Wilhelmsbad und verweilen daselbst in den schönen Anlagen bis in die Nacht. Schon zeigten sich die Spuren des Herbstes deutlich genug, unerklärt geheimnissvolle Gefühle erregten die rauschenden und sonderbar duftenden Blätter in mir, der baldige Abschied von meinem treuen Fritz, das jetzt noch letzte schwermüthige und ununterbrochene Zusammenseyn, Erinnerungen, wie uns an so verschiedenen und entfernten Orten schon zusammen das Schicksal geführet, und wir nun auch hierher gebracht waren, wo ich seit meiner Kindheit nicht gewesen. Das und anderes liess nur den wehmütigen, dunkeln Gedanken von Vergehn mir durch die Seele ziehn und mit bangem Schmerz den Traum des Lebens anschauen. -- Prächtig flammend quoll der Mond hinter der Erde hervor, als wir aus dem Gehölz traten, und wie seine Flammen verloschen, und in mildem Lichte er still und klar sich hinaufhob, bis wir nach der Stadt kamen, so ward es auch in mir wieder stiller und sanfter. Meine freudige Hoffnung, von dem Juden . . . [?] die Jean Paul Chrestomathie[1]) in Empfang zu nehmen, bleibt unerfüllt, der Student ist in Offenbach und hat daselbst seine Bücher. Im Hanauer Leihkram ist nichts zu erhalten. — Früher das Concert der Regimentsmusik oben im Saale. — Gleich nach dem Nachtessen begeben wir uns auf unser Zimmer, und lesen den *24. Febr.* von Werner. Innig ergreifende, schauerliche Dichtung. Der Stoff stark und entsetzend, die Darstellung lebendig, das Einzelne zum gewaltigen Eindruck mit Kunst und Phantasie gewählt, wie das Messer mit Blutrostflecken, das einzige, das die unglücklichen Alten noch besitzen. Von Anfang an ahnt man in den starr hingestossenen Reden des durch Angst und Unglück wie abgestumpften Vaters, der im Entsetzen gleichsam seine Bestimmung findet oder darin heimisch ist, die Weissagung eines schrecklichen Begebnisses. In bangem Grauen wird man durch die schauerliche Winternacht in die Wildnisse der Alpen zu der einzelnen ohne nachbarliche Hülfe, wie von Gott und Menschen verlassenen, öden Hütte geführt; wie niedrige Nachtgeister flattern die Raben und Käuzchen um dieselbe, und ängstigen die armen Menschen darin. Noch in dieser Nacht kommt der lang abwesende, todtgeglaubte Sohn, wie ein verirrter Fremder in die

---

[1]) Jean Paul Fr. Richter's Geist, od. Chrestomathie der vorzügl. Stellen aus seinen Schriften. 3 Bde. Weimar und Erfurt 1801—4. 2. u. 3. Aufl. 1805.

kalte Hütte. Die Eltern haben kein Holz um Feuer zu machen — es ist der 24. Feb., wo der alte Schweizer gegen seinen Vater zürnend, von diesem mit seinen Nachkommen einst verflucht ward. — Sie halten den Unbekannten für einen Räuber, sein Geld durch Unrecht erworben, scheint sie aus dem Elend retten zu können, sie morden, um den Schrecken ihrer Lebensnacht zu vollenden, den Sohn im Schlafe.

6.: Wir besuchen das höchst erbärmliche Museum, das grösstentheils aus ungeborenen Kindern und ähnlichem besteht, hierauf die französische und holländische Kirche. Um 12 Uhr bezahlen wir und brechen auf. Schöner, aber warmer, ermüdender Tag. In den nächsten Dörfern erfragen wir den Weg, den wir nicht kennen und kommen so richtig bis gegen Eichen, wo uns aber, wie man uns gesagt hatte, das über die Wiesen ausgetretene Wasser den Weg gänzlich abschneidet. Wir müssen wieder zurückgehen und versuchen nun, nach einem weiten Umweg vor dem freiliegenden Walde her, von der anderen Seite ins Dorf zu kommen; aber das Wasser, das von allen Seiten her das Dorf weit hin umströmt, drängt uns immer weiter in das sumpfige Dickicht des Waldes, von dem Dorfe ganz ab, so dass wir ganz ohne Weg garnicht wissen, wohin wir uns wenden sollen. Nach länger als 2stündigem Umherirren finden wir im Walde einen Pfad, dem wir folgen, und der uns an dem angeschwollenen Fluss hinunter gegen das Dorf führt, das uns Eichen scheint, und uns nun schon weit links im Rücken lag. Bald, als hätte ihn ein tückischer Waldgeist täuschend hingezaubert, verliert sich der verfluchte Pfad wieder, dem wir folgen, wir laufen den nach allen Richtungen sich schlängelnden Fluss entlang, gerathen immer mehr in Koth und Wasser, bis an die Waden, sehen nun links das Dickigt wieder, wo wir vor länger als 2 Stunden gewesen, finden uns abermals mitten im unübersehlichen See, abgeschnitten vom Dorfe durch den Bach, ohne allen Ausweg . . . [?] den Grimm der Noth noch zu vermehren. Zum Unglück war es auch gerade Sonntag, und so im ganzen Felde auch keine menschliche Seele zu sehen, die uns in der verfluchten Lage hätte Rath ertheilen können. Der Abend rückte heran in dieser unbekannten Gegend ohne Aussicht, ein Dorf zu erreichen, dabei auch ohne Geld, um daselbst zu übernachten. Zurück musste nun wieder gegangen werden in den alten Wald und ein anderer Weg gesucht werden. Um den schrecklichen Umweg am Ufer des Baches her zu vermeiden, sollte grade durch den Wiesensee durchgewadet werden. Muthig wird ein Stück zurückgelegt, aber schon standen wir bis an den Knien im Wasser, bei jedem Schritt mussten wir fürchten, in einen Graben zu versinken, die Hoffnung, hier über zu kommen, musste aufgegeben werden. Jetzt hörten wir Menschenstimmen vom

Bache her, und neues Licht ging uns auf. Mit grosser Anstrengung riefen wir, noch immer bis an die Kniee im Wasser, den Entfernten, die wir nicht einmal sahen, zu und fragten nun nach Bescheid, wo wir her seien, wie die Dörfer jenseits des Wassers hiessen, wie über dasselbe zu kommen und wohin der Weg nach Erbstadt gehe. Nachdem die Bestien, statt der Zurechtweisung uns mitten im Schlamme nach unserer Herkunft gefragt, erfuhren wir mit Mühe, dass links hinter uns das unselige Eichen, vor uns, weit über die Nidder, von da aus Höchst[1]) läge, und wir zurück nach dem Walde und dann an demselben auf der Höhe fortgehen und weiter unten die Stelle aufsuchen müssten, wo wir mit dem Nachen übergefahren würden. So mussten wir denn nun den alten weitläufig gekrümmten Weg eben zum zweiten Male einschlagen, und gelangten endlich, nass und schmutzig und hungrig und durstig, wieder zum Walde, und nun auf breiteren Wegen durch denselben. Bald erblickten wir, als es heller wird, jenseits des immer zu uns links weit ausgebreiteten Wassers ein Dorf, und vor demselben die Garten- oder Bosquetanlagen, wie auf einer Insel mitten im Wasser daliegend. Ungewiss, ob es das aus Eichen gesehene sei oder nicht, kommen wir endlich unten an die gesuchte Stelle, ein Bauer, der daselbst mit seinem Pferde hält, verkündet nun, dass wir Höchst, unser benachbartes, vor uns hätten. Hocherfreut, nur wieder in einer bekannten Gegend zu seyn, lassen wir uns überfahren, und neugestärkt und getröstet durch den erhebenden Anblick der weit vor uns sich ausdehnenden Wasser-Ebene mit dem tiefen Himmelsblau, der in glühender Pracht in derselben untergehenden Sonne und des schon aufgegangenen, sie vertretenden Mondes, bezahlen wir unsern Fährmann mit unsern letzten Kreutzern und eilen nun ohne Säumen durch Höchst, um recht bald an Ort und Stelle zu seyn. Nun, dachte ich, wären wir für heute hinreichend gezüchtigt und die Unfälle des Tages überstanden. Schon vor Höchst war es Nacht geworden, indessen schien der Mond hell und schön. Erst vor acht Tagen war ich den Weg von da nach Florstadt gekommen und fürchtete um so weniger nochmals hinter Engelthal irre zu gehen, doch merkte ich bald, dass wir vom richtigen Fussweg ab auf einen Fahrweg gekommen waren, der aber, wie ich glaubte, wenn auch später, doch gewiss nach Florstadt führen würde. Aber dieser zog immer weiter links, indem Florstadt rechts hinüber liegen musste, und meine immer mehr zunehmende Besorgniss, dass wir wieder verirrt seyn, wurde bald als wir aus dem langen Wald ins Freye gekommen waren, und ich nun bergunter in ein durchaus unbekanntes Thal sah, das uns nach unserm Dorf nicht begegnen

[1]) Ein kleines Dorf in der Wetterau.

konnte, eine peinigende Gewissheit hatte. Es blieb nichts übrig, als dem verfluchten Fahrweg, den uns der Satan vorgezeigt zu haben schien, zu folgen. Bald erblickten wir unten Licht und unterschieden bei der Helle der Nacht auch Häuser, Wiesengrund und rechts hinziehenden Wald. Um Florstadt herum mussten wir doch sein, und so konnte meinem Wahn nach das Licht nur in Wickstadt gebrannt haben und wir waren eine halbe Stunde zuweit seitwärts gelaufen. Bald fand sich auch ein Fusspfad, der in kurzem Wald her durch Baumstücke zog und dem Wickstädter Weg eben ähnlich war. Immer noch hoffend, wir würden vielleicht die Nidda, oder die bekannte Umgebung von Florstadt sehen, gingen wir mit starken Schritten vorwärts, aber eine völlig unbekannte Gegend erschloss sich nun immer mehr, durch Felder und Wiesengründe waren wir schon wieder gekommen und standen nun vor einem dicken schwarzen Waldberg. Schon drittehalb Stunden waren wir von Höchst weg und in der Nacht gelaufen, seit morgens nichts genossen und nicht geruht und auf mannigfach sich kreuzenden Fusswegen hier vor das Labyrinth geführt worden, von wo wir alle Richtung verloren und keine Hoffnung hatten, nur irgend Menschen zu treffen; es war begreiflich, wenn der frühere Aerger nun Wuth und Erbitterung wurde. Ergrimmt über unsere Unklugheit, dass wir nicht gleich erst in jenem Dorf uns hatten bestimmt zurechtweisen lassen, wurde nun zuvörderst umgekehrt um jenes Licht wieder zu suchen. Nach einer guten halben Stunde gelangten wir im Dorf an; es war Bönstadt, und nun noch eine gute Stunde von Florstadt. Wir rannten zum Pfarrer und baten ihn, uns bis Wickstadt einen Boten zu besorgen. Ein Trunk Wasser's war Alles, was wir bei der Abspannung des Körpers und Geistes geniessen konnten. Von da kamen wir dann endlich durch Sumpf und Dickigt um Bönstadt herumgeleitet über Wickstadt nach 9 Uhr Abends ziemlich erschöpft hier an. Fritz schien verlegen und unmuthig, dass er so spät und schmutzig in ein unbekanntes Haus gehen sollte.

7.: Ein Paar träge leere Tage. Heute ruhen wir noch von den gestrigen Anstrengungen. Pantoffeltag. *Wir fangen den Ariost von Gries zu lesen an.* Fritz ist unten meist verlegen und still. Wir bringen daher die meiste Zeit oben zu.

8.: Köhler kehrt zurück nach Höchst. Wir begleiten ihn bis da, wo der Fahrweg nach Höchst und Altenstadt sich scheidet, und gehen nach Altenstadt. Da war es sehr unleidlich, Bauern etc. Wir sind meist oben bei Fritzens Schwester, lesen im Ariost, brechen aber bald nach dem Essen mit d. Friedberger Nuss [?] auf nach dem Engelthaler Wald, wo wir oben an der Waldecke, vor uns das Lindheimer, Altenst. etc. Thal, mehrere Gesänge lesen und dann

weiter nach Engelthal ziehn und uns auf der Bank am Wald niederlassen. Gegen Abend sind wir wieder hier.

9.: *Wir besehen meine Schmetterlinge. Fritz benennt mir sie grösstentheils.* Nachmittags langes Verweilen und Lesen im Garten. Schöner Tag und Abend. Wir durchstreifen bei dem Untergang der Sonne unsern Wald. Fast um 12 Uhr nachts als wir schon schlafen, kommen d. Meinigen zurück.

Erst am 10. gegen Mittag tritt Diez die Weiterreise nach Giessen an, wohin ihn Ebenau begleitet; Bis zum 14. bleiben die Freunde in Giessen zusammen, dann kehrt E. nach Florstadt zurück und D. wird bald darauf nach Göttingen abgereist sein, wo er am 16. November immatrikuliert worden ist[1]). Das Tagebuch berichtet:

October 10. . . . . . Schöner Tag. Lagern im Münzenberger Walde. Wir lesen einige Lieder aus der Cöllner Sammlung. Einkehr und Leibeserquickung in Grüningen, eine Stunde in der Nacht kommen wir in Giessen an. Sehr freundlicher Empfang daselbst. Der geschwätzige, selbstgefällige, rothnasige Pfarrer Lauer von Wetzlar nebst Söhnchen, ebenfalls gegenwärtig. Wir schlafen in Holzapfels Schlafgemach.

---

[1]) Ueber Diez' Aufenthalt in Göttingen wissen wir wenig Näheres. Bekannt ist, dass er auf Veranlassung Welckers dorthin übersiedelte. Vergl. Stengel *Diez-Reliquien* S. 41 f., Foerster *Fiedr. Diez* S. 7 und meine Diez-Rede S. 31 f. Ueber seinen dortigen Freundeskreis giebt uns das Stammbuch Aufschluss. Sechs Eintragungen desselben rühren von Göttinger Studienfreunden her. Es sind M. A. Zoega, Studiosus der Mathematik, Sohn des berühmten Archäologen, dessen Leben Welcker geschrieben hat, E. Sartorius, der sich als Diez herzlich liebender und verehrender Freund unterzeichnet, Ph. Jac. Wild, stud. jur. aus Frankfurt (er wählt das Motto: Wahrheit — Liebe — Freyheit oder Tod!), J. [oder F.] C. V. Nemerow, stud. theol. aus Ansbach in Baiern und Hoffmann von Fallersleben. Nemerow's Erinnerungsvers trägt die Unterschrift: „Wenden Sie, mein Bester, dieses Blatt und so erscheinen Ihnen im Hintergrunde die Bäume des Göttinger Waldes, möge dieser Sie oft erinnern an Ihren Freund . . . .“ und nebenstehend die Bemerkung: „Unsere Bekanntschaft durch Zoega, — The Pless und Mariaspring. — Die Welt geht durch Wasser unter — man muss sich auf den Wall retirieren“. — Hoffmann von Fallersleben hat später ausführlich seine Studienjahre in Göttingen geschildert ohne Diez' Erwähnung zu thun. Das von ihm herrührende Blatt des Stammbuches trägt die folgenden Worte: Der Mensch hat hier drittehalb Minuten, eine zu lächeln — eine zu seufzen — und eine halbe zu lieben —; denn mitten in dieser Minute stirbt er. Aber das Grab ist nicht tief, es ist der erleuchtende Fusstritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt und der Pfeil hebt blos die Dornenkrone von seinen Wunden ab.

Georgia Augusta, am 16. März 1817.

Dem freundschaftlichen Andenken
diese wenigen Zeilen
A. H. Hoffmann, der Philolog. Befliss.
aus Fallersleben im Hannöv.

11.: Ausgang in den botanischen Garten und durch die Stadt. *Abschreiben der geliebtesten Lieder in das geweihte Erinnerungsbüchlein.* Wir sprechen auf der Parade die meisten gegenwärtigen Studenten, Weidig etc., auch den hessischen Officier Neidhard. Der Pfarrer Lauer bleibt lange da und wir essen erst spät um 2 Uhr. Weidig kommt und macht wie gewöhnlich viele Spässe. Lauer eröffnet einen Briefwechsel mit einer Berlinerin, deren Geliebter in Wetzlar gestorben und mit welcher er seitdem in schriftlichem Verkehr stand, und zeigt die in der That schönen, rührenden Briefe. Auch Weidig liest einen, macht wieder Narrenspossen, wir lachen und fahren oben in dem Beiseyn des Pfarrers, während er seine Antworten verliest, im stillen fort. Lauer verstummt plötzlich. Weidig ahnt, dass er über unser Lachen ergrimmt sei, und so war es. Im Regen bricht er, höchst erzürnt, bald nachher auf und erklärt sich bei Fritzen's Mutter für sehr beleidigt. Ich besuche Abends noch Neidhard. Weidig isst Abends mit und erzählt und windbeutelt viel spasshaftes. Lustiger Abend.

12.: Wieder Abschreiben und Lesen in Fritzes Stube. Quetschenkuchenfrass bei dem Bäcker Noll. Wir laufen noch einmal in unsern Wald und sehen nun für diese Zeit zum letzten Male zusammen den geweihten Baum und unsere theuren Plätze in demselben. Nachmittags schon spät hohlen wir Wein bei Seip und wandern auf den Kleiberg[1]). Herrlichkeit und Würde der alten Feste mit der gewiss selten schönen hinreissenden Umgebung, der getreuen entsprechenden Bruderburg, mit dem hoch und schwarz dastehenden Dünsberg und der hinter ihm, die wilde Perspective schliessende Königsberg. Rings die glänzende Lahn und dann Giessen tief unten, wie an seinen schwarzen, geliebten Tannenwäldern anliegend, die Fülle der schönen Natur, die wir viel schöner sahen, die Bilder der vergangenen Zeit, die . . . in seliger Wemuth uns schwebend zurück leiten in die holde Vergangenheit und dann wieder zurückkehren aus dem süssen Traume zur Gegenwart, und dem Erkennen, wie das nicht mehr ist, und wie das Grosse und Kleine was da war, hingesunken ist, und wie diese starken Burgen, die so ernst und mahnend dastehn, durch deren verfallne Fenster, wie starre hinaussehende, geheimnissvolle Augen, jeder Wind Lieder zu singen scheint, und wie das Gras und der Epheu an den alten Mauern so ganz anders wispert, so schauerlich leise, absichtlich,

---

[1]) Der Gleiberg, ein 313 m hoher Basaltkegel, ist mit seiner Burgruine einer der beliebtesten Ausflugsorte in der Umgebung von Giessen, von wo er in einer guten Stunde zu Fuss zu erreichen ist. Etwa eine halbe Stunde westlich vom Gleiberg erhebt sich der 308 m hohe Vetzberg mit der „getreu entsprechenden Bruderburg", hinter beiden der annähernd 500 m hohe, von keiner Burgruine gekrönte Dünsberg.

unverständlich redet, als wären wirklich die Geister der vermoderten Menschen hier herum, wenn es wahr ist, was wir glauben — und wie das alles einst gänzlich wird untergegangen sein, und hinweggerissen von der ungeheuren, entsetzlich gleichgültigen Zeit; das und viel anderes, was wir hier immer im Geist erfassten, wenn ich oben auf dem Kleiberg war, und die wiederkehrende Seligkeit, die mir Poesie und Freundschaft hier so oft gewährt, gaben meinem ganzen Wesen auf dem theuren Orte immer eine unbeschreibliche Grösse, und Reinheit, ein Verstehen und Ahnden des Höchsten und Ewigsten, das mir sonst nirgends zu Theil geworden, ich schien mir in diesen heiligen Stunden immer wie gelöst von allem, wodurch ich dem Erdigen anklebe, erhoben über allen Raum, hinaufstrebend und verschmelzend mit meinem ganzen, zeitlichen, kleinen Seyn in das unendlich Ewige. Wie mich da immer alles in seiner tiefen Bedeutung lebendig ansprach und Bäume im Thale und Berge und Wälder eine bekannte Sprache redeten und kein Ding in der Natur war, das mir nicht verwandt und theuer erschien. Hier in diesen wahrhaft hohen, grossen Lebensstunden, ist mir es recht klar geworden, wie nur mit warmem liebenden Gemüthe das grosse Räthsel des Lebens und Seyns und Gott und Ewigkeit geahndet und geschaut werden kann, und wie in Einer Stunde, in welcher wir uns mit vollem Herzen und reiner Hingebung zu dem Himmlischen und Ewigen wenden, von uns das deutlicher und vollständiger erkannt wird, als würden wir durch eine unbekannte göttliche Kraft erleuchtet, was der kalte sinnende Verstand, der nur auf seine eigenen Sätze sein Wahres gründet nie unbesiegt feststellen oder nie in dieser Fülle fassen kann. Wie reich fühlt ich mich da in meinem ganzen Wesen, welche widerliche Leere und Unbefriedigung wenn ich mir Begrifle bildete, um in der gewöhnlichen Nüchternheit und Stumpfheit des Lebens mühsam herabzuziehen, was ich dort auf einmahl klar in erhöhtem Gefühl erkannt. Nicht ohne den geliebten Herzensbruder, ohne meinen ewig theuren, edlen Friedrich, würden mir solche Stunden aufgegangen seyn, nur durch innig treue und wahre Seeleneinigung, wie die unsere, kann das empfunden werden, was wir in seliger Erhebung dort empfunden. Ewig bist Du mir werth, Du edle Feste, die auch unsere Freundschaft befestigte und unerschütterlich bist Du mit den um Dich und durch Dich erhabenen Eindrücken in meiner Erinnerung eingebaut. — Heute wollten wir dann dem geliebten Orte, an dem wir so seit langem so viel genossen, und so viel theueres geknüpft hatten, vielleicht auf immer — wenigstens so wie wir ihn bisher betreten — Lebewohl sagen. Es konnte nicht anders sein, als dass mir die Thränen aus den Augen traten, als wir zum letzten Male vor dem eingehauenen +[1]) standen, und alles

[1]) s. oben S. 137, Anm. 5.

vergangene und gegenwärtige sich noch einmal gewaltsam in mir zusammen drängte! — *Fritz las noch einige Stellen aus dem Kampanerthal*[1]) *vor,* dann gingen wir.

13.: Sonntag. Wieder Abschreiben einiger Lieder. — Ich bin recht heimisch und wohlgemuth bei den guten Leuten, sie beschämen mich oft — besonders Fritz Mutter — mit Güte. Grösstentheils sind wir zu Hause. Viel Langeweile. Nachmittags Spaziergang um die Schor, dann lange bei Zühl. Lachen und Scherzen, dann noch eine Zeitlang auf der Strasse herum. Weidig wird auf die Wache abgeholt. Laubhüttenfest. Wir gehen zu einigen Juden, sie haben aber keine Guten. [?] Weidig[2]) kommt nach dem Essen. Seine Laute wird geholt, ich spiele und singe den grössten Theil des Abends. Auch der erst heute angekommene Freund ist noch einen Augenblick da.

14.: Ich rüste mich zum Aufbruch. Fritz giebt mir Schmetterlinge[3]) mit, seine Mutter schenkt mir die Urania für Lottchen. Letztere füllt meine Flasche mit Bischoff und ich scheide ungern von den guten Leuten, die mich auch gern noch länger zurückgehalten hätten. Es war ein schöner Tag. — Ueber Weges *entwickelt sich noch ein sehr heftiger Streit über die Weise der beiden Schlegel zwischen uns.* Schon um 12 Uhr waren wir in Münzenberg. Unten im Wirthshaus hielten wir Mittag und zogen dann hinauf auf die Burg. Es war bestimmt, dass wir hier uns trennen wollten für ungewisse lange Zeit. Nur bis 2 Uhr konnten wir verweilen. Ich war so beklommen, dass ich kaum reden, noch weniger etwas von unsern liebsten bei Ossian und der Sammlung lesen konnte. Wir umgingen die Burg, sahen nach der Gegend von Giessen noch einmahl hin, versuchten an der vorderen Wand der Burg nach dem Wald zu ein + einzuhauen, aber der Stein war undurchdringlich. Ein vergänglicheres wurde in einer Halle schnell eingegraben. Es ward mir entsetzlich bang, als die schwere Stunde immer näher rückte, eine wahre Schwäche durchzog mein ganzes Wesen, als sollte ich von mir selbst geschieden werden. Jetzt so lange ununterbrochen bei dem theuren Friedrich, eben darum jetzt so ganz eins mit ihm geworden, wenn es auch nicht immer schön, und nun ganz losgerissen von ihm! — Wohl musste meine ganze Seele bluten, als wir uns unter heissen Thränen den Scheidekuss gaben und mir nun dieser schöne Stern des Trostes und der Lust am Himmel meines Lebens untergegangen, und ich nun im eignen Herzen, das ich mit

---

[1]) Jean Paul Fr. Richter, Das Kampaner-Thal, od. die Unsterblichkeit der Seele. Erfurt 1798.

[2]) s. oben S. 135 f.

[3]) s. oben S. 139.

meinem Freunde getheilt hatte, das mit ihm verloren gehende Licht, oder heilige Feuer allein nähren sollte, welches in seiner Nähe so schön gebrannt. Im bittersten Schmerze durcheilte ich Wald und Feld, traurig und öde erschien mir alles. Abends kam ich glücklich an. . . . — Ich lese noch ein Stück von Fiesko vor, und ende ihn andern Tages.

15.: Ich fühle mich sehr einsam. Wehmütige Anklänge zogen durch meine Seele. Das gestern vergangene umschwebte mich wie ein Traum. Gegen Abend ging ich nach Staack; ein herrlicher Abend umzog golden die Erde. Nach langem ein schöner Sonnenuntergang — aber jeder Sonnenstrahl und Goldpunkt verkündete mir nur Abgeschiedenheit, es war mir, als könnte ich ohne Fritz die Herrlichkeiten der Natur nicht mehr fühlen.

Im dem nun folgenden Monaten, die Diez in Göttingen verbrachte, ist naturgemäss von ihm im Tagebuch nicht viel die Rede. Aus dieser Zeit (vom 19. März) datiert ein von Foerster l. c. abgedruckter ziemlich umfangreicher Brief Ebenaus an Diez, dessen auch im Tagebuch unter dem genannten Datum Erwähnung geschieht.

1817.

17. März: Ganz unerwartet kommt der Commissionsrath Diez mit dem Pfarrer von Ossenheim. . . . In seinem Vater sah ich den längst entbehrten theuren Fritz wieder einmal und hörte von ihm; auch von Giessen und Follen dem Aelteren[1]), aus Heidelberg und dem Badenlande verwiesen. Fritz hatte überhaupt wenig geschrieben, sollte im Mai zurückkommen und ich ihn dann sehen. Der alte Diez versprach mir einen Brief an Fritz mitzunehmen und an ihn einiges schliessen, indem er nächstens an ihn schreiben werde. Er war um die Bauern wegen des Waldprocess in Ruhe zu verweisen, hergekommen, blieb die Nacht bei uns. Abends recht lustig.

18.: Die bestellten Vorsteher kommen, wir suchen ihnen einzureden, aber alles ist vergebens. . . .

19.: Die meiste Zeit im Garten. Schreibe an Fritz[2]) . . .

Mai 6.: Schreibe an Dr. Klein[3]) und Fritzens Mutter; ersterem schicke ich sein nicht gefordertes philosophisches Buch von Klein zurück, letztere frage ich nach Fritz, ob und wann er kommen werde.

Juni 2.: Bei meiner Ankunft finde ich zwei Briefe von Fritz[4]).

---

[1]) Etwas ausführlicher schreibt Ebenau in einem am 19. März an Diez gerichteten Briefe (W. Foerster, *Freundesbriefe* No. 2). „A. Follenius ist aus Heidelberg und dem Badenlande wegen Zweikampfe mit Pistolen verwiesen, und soll sich in der Schweitz herumtreiben“.

[2]) s. W. Foerster, *Freundesbriefe* No. 2.

[3]) Valentin Klein war Lehrer am Giessener Pädagog, seit dem Jahre 1822 auch ausserordentl. Prof. an der Universität. Vergl. Scriba l. c. I, 174—176.

[4]) Diese beiden Briefe fehlen in Försters Sammlung.

Er bestellt mich am Mittwoch nach Münzenberg. Ich konnte mich im Augenblick des Wiedersehens nicht freuen, so war ich zerrissen in meinem ganzen Wesen.

3.: Den ganzen Tag brachte ich in peinlicher Spannung hin; ich hoffte durch Goethe's Leben gefesselt werden zu können, aber schmerzlich unstät riss es mich aus mir selbst heraus. Ich sehe dem grossen ergreifenden Tage, mit Ungeduld und Unruhe entgegen.

4. Juni: Früh Morgens nach Münzenberg. Der Himmel bedeckt, und die Hitze recht gross. Es drängten sich die Gefühle mir in meiner Brust, je näher ich der befreundeten Burg kam. Ich kam heran und sah Fritz oben auf der Mauer. Brennend stürmte ich zu ihm hinauf — mir war als träumt ich, als ich ihn da wiederfand, wo ich von ihm geschieden, mich alles wieder umgab, wie vor 8 Monaten, als wäre die ganze Zeit nicht gewesen. Er war nicht verändert; wir sprachen gar viel von unserem Treiben in der vergangenen Zeit, es war ein reicher Tag, der mir viel wiedergab, was mir weit weggeschwunden war; der grosse Schatz der Seele, den ich neben Fritz in Jahren gesammelt, die schöne Welt der Poesie und himmlischen Liebe, die sich nur in unserm Bunde erschlossen, ging mir in diesen Tagen seiner edlen Gegenwart wieder in der ganzen oft empfundenen Fülle und innigen Wahrheit auf, ich fand mich selbst mit meiner Natur ganz wieder. In Scherz und Lust löste sich der Drang der Stunden auf, wir kamen voller Freude hier an. Fritz wollte nach Darmstadt ins Museum, ich hätte ihn gern begleitet, um in seiner Nähe die längst ersehnten Schätze doppelt zu geniessen und zu verstehen.

5.: Morgens schlappern wir im Garten herum, den Nachmittag bringen wir sehr anmuthig im Walde hin. Gleich nach unserer Rückkehr nach Hause kommt die Muhme von Oberwetz mit ihren Mädchen und Karls Braut. Wir waren dadurch gestört, und auch die Aussicht auf Darmstadt mir damit abgeschnitten. Der Spätabend und die Nacht war nun noch unser. Fritz erzählte mir noch viel, wir sprachen noch lange manches von dem Schönsten und Edelsten des Lebens, und fühlten das recht reich und kräftig. Ach! dass mir die Wärme solcher Stunden nimmer erkaltete, dass ich sie festhalten könnte die grossen kräftigen Gefühle und das Bewusstsein meiner selbst, die mir der Drang anderer Begebnisse so leicht wieder nimmt und mit ihm meinen Frieden!

6. Juni: Fritz geht bald weg, ich begleite ihn nebst Heinrich bis Wickstadt . . . .

12. Juni: Mittags, als meine Eltern schon weg sind, kommt Fritz von Darmstadt zurück. Eben als wir den *Tasso* lesen, und einige schöne Stunden gewinnen wollten, kam der unleidliche Pfarrer Freuer [?], und zerstört die Aussicht auf den ganzen Tag . . . —

Spät, als der Pfarrer ging, und Vater und Mutter wiederkamen, konnten wir noch für uns zusammen sein und mit einigen Blättern des schönen kunstreichen Tasso, den Sinn läutern und heben.

13.: Ein lustiger anmuthiger Morgen. *Wir lesen die Weiber von Windsor und Heinrich IV., der liederliche Fallstaff gewährt uns herrlichen Spass.* — Ich seh mit klopfendem Herzen einem vierten Tag entgegen.

W. sollte heute auch noch kommen, und so hatte ich die zwei geliebtesten Seelen auf dem Erdenrund zugleich in meiner Nähe. Nach dem Essen zogen wir aus dem Garten in den Wald, dem schönen Platz nach Altstadt zu, und endigten dort den Tasso. Warmer Anklang vergangener schöner Stunden bei Fritz schlugen in mir an, der schöne Wald stand in vollem Grün vor uns, und der blaue Himmel, der auf ihm ruhte, rief mir neben dem edlen Freunde so manches grosse ahnende Gefühl zurück, das wir durch die wärmste Liebe verbunden, gemeinsam gleichen Sinnes nach dem Ewigen uns aufsehnend bei den heiligen Tönen der Poesie oft lebendig empfunden.

14.: Fritz geht weg . . . .

17.: . . . . Ich sehnte mich nach Fritz[1]) . . . .

24.: . . . . den 24. kommt Fritz gegen Abend. Er hat die *Rezension aus den Heidelberger Jahrbüchern*[2]) *nebst seiner Uebersetzung des Pet.* bei sich. Wie ich gehofft, so geschah mir, ich wurde wieder reich und einig in mir durch die Gegenwart des gleichgesinnten, innig geliebten Freundes. Eine wunderbare Gewalt hatte er wieder über mein Wesen geübt, mir war seit der Zeit, als ich ihn wieder gesehn, als wäre das, was bisher still in mir gebrütet und weiter entfaltet, jetzt auf einmal mächtig und klar hereingebrochen. Und wenn ich schwankend und ungewiss war zwischen der Wahl eines fröhlichen Lebens, worin man frisch und unbekümmert die Gegenwart ergreift, und der Erde lebt und dem Fortstreben und Ringen meines Geistes nach der Sonne des Ewigen und Schönen, dem alles andere nur dienstbar, und der Freude des Lebens und der Gesellschaft untergeordnet . . [?] , so schloss ich mich mit neuer Liebe nun wieder an die hohe Welt des Schönen und Wahren an, fühlte mich von ihrem ewigen Geist erhoben und gross und erkannte, wie ich hierher gehöre, und nur im über-

---

[1]) Vgl. Foerster, *Freundesbriefe* No. 3 und 4.

[2]) Diez' Besprechung von J. Grimm's *Silva de romances viejos* (s. H. Breymann, *Friedrich Diez' kleinere Arbeiten und Recensionen*, München 1883, S. 1 ff.).

[3]) 1819 veröffentlicht D. in den Heidelb. Jahrbüchern eine eingehende Rezension von K. Förster's Petrarka-Übersetzung (s. Breymann l. c. p. 17 ff.).

irdischen, das ich ahndete, meinen Frieden und das Bild des Lebens und meines Ich's, das mir vorschwebte, hier finden könne. Fritz hat mich dem Himmel wiedergewonnen, die Ideale, der ich aus Liebe zu den Menschen und der Wirklichkeit, mich fast entschlagen, um den Widerstreit und Anstoss zu enden, in welchen ich so oft mit ihr stand, und mich lieber auch der Gemeinheit oder Alltäglichkeit zu ergeben, als den Zwiespalt länger zu ertragen. Durch die Liebe des Ewigen, gestärkt und hinaufgezogen, Herr zu werden über die Härten des Lebens, und nicht von ihnen sich umstricken und fangen lassen, das Idol nur zu umfassen, d. . . mit Ruhe und Hast vorübergehen seiner eigenen Grösse sich bewusst, das erkannte ich als das wahre weite Ziel meines Strebens, welchem ich immer näher zu kommen betend und vertrauend hoffte, und einer schönen goldenen Zukunft entgegensah.

25.: Wir gehen nach Staack, *mit Ossian und Goethe's Eugenie.* An dem freien Platz am Teiche, die Landschaft vor uns, lesen wir *Darthula.* Ich folgte in die Felsen-Gegenden, und hörte das Brausen des Windes um mich her, wie ein herrlicher Traum lag die Reise auf den Feldberg vor mir. Im Gebüsch fingen wir auch die Eugenie an, brachen aber um 12 Uhr ab, und eilten nach Altstadt. Als wir Nachmittags schon weggegangen, begegnete uns auf dem Wege nach Engelthal noch Holzapfel, und nimmt uns wieder mit zurück. Zu Hause giebt er uns die Wege an, die wir auf den Feldberg machen sollen; wir verweilen bis gegen Abend, Habicht kommt noch, und wir gehen nach Engelthal oben an den mir so werthen Platz, und endigen da die Eugenie, deren gebildete, ruhige Darstellung bei der schönen Sprache mir einleuchtete. Es war schon Nacht, als wir durch den Wald zogen. Der Mond begann zu scheinen. Die Erinnerung so mancher hohen Empfindung, die ich durch diesen Wald getragen, kehrt mir jetzt recht lebhaft zurück, ich empfand alles in vielfacherem Masse wieder in der Nähe dessen, dem ich so viele schöne Lebensstunden verdankte.

26.: Früh um 4 Uhr brachen wir auf, herrliches Wetter, ganz heiterer Himmel weissagte einen glücklichen Tag. Die Fülle des Sommers quoll mir in diesen Tagen besonders merklich entgegen, ich fühlte mich so leicht und glücklich! Durch die Saatfelder zogen wir an Friedberg vorbei nach Rossbach, wo man uns den Weg nach Köppern wies. Anklänge alter Ritter- und Geisterzeit regten sich in uns hier in der unbekannten waldigen, felsigen Gegend. Es ging immer höher, wilder und unbestimmter wurde die Natur, mit den einzelnen Dörfern; in Köppern kehrten wir bei dem Pfarrer ein, der uns einen besseren Reiseplan machte, und uns mit einem Fernrohr versah. In Dornholshausen halten wir Mittag, voll schöner Hoffnung betrachten wir den Berg aus dem Fenster der Wirthsstube

und ziehen nun mit Wein versehen durch die schönen Anlagen des Homburger Gartens, die zauberischen Schattengänge, hohen Tannen etc. immer weiter. Wir eilten sehr, weil ein Gewitter heranzog, das wir vielleicht oben zu geniessen dachten. Der Schuhmacher aus Reifenberg begegnete uns sehr gelegen, um uns als Wegweiser in den verwirrten Wegen in dem Gebirge zu dienen. Wasser rauschte manchmal neben uns und stimmte die Saiten der Seele immer höher in der gewaltigen Natur. Wir waren etwa die Hälfte von Dornholshausen im Gebirge, als die Gewitter über uns zogen, der Donner majestätisch in den Bergen wiederhallte um uns herum, als würde er hier oben geschaffen. Ein starker Gussregen nöthigte uns, mit dem Reifenberger im Gebüsch uns unterzulegen, bis jener vorüber war. Nur für Bezahlung wollte dieser nun weiter mitgehen, und durchnässt zogen wir nun weiter hinauf. Uralte Riesenzeit, der Helden Widerstreiten umwehte uns immer mehr, es war mir so klar, so gross im Gemüthe. Die Sonne brannte indessen immer stärker nach dem Gewitter und versengte uns sehr, als wir den steilen Berg hinaufklommen. Etwas erschöpft erreichten wir den Gipfel, die Gegend war trübe geworden; wir lagerten uns bei Brunhildenstein, ohne zu wissen, dass dieses Felsstück es sei, gingen nach der andern Seite, wo der Telegraf stand und sahen hinüber nach dem Altkönig; auf einer Ebene am Fusse desselben glaubten wir eine grosse Reihe riesenhafter Gräber zu erblicken, die wir für Hünengräber nahmen. Sehr erlecht stürzten wir unsern Wein hinunter, lasen einige unserer geweihten Lieder und taumelten nun, da die Aussicht sehr beschränkt war, wie trunken den Berg hinunter nach dem schönen Reifenberg zu, das aus der Ecke links sehr bedeutsam hersah. Die Kapelle, noch eine weite Strecke von dem Dorf in die Höhe, von welcher eine doppelte Baumreihe, alte Kiefern den Gang hinunter sehr feierlich und schön einschloss, rief uns aus unserer schwärmenden Trunkenheit, und überseligem Lachen. zum Ernst zurück, das meiste darin war zerfallen und zerschlagen, das grosse Bild des Gekreuzigten machte einen tiefen Eindruck. Ich lebte Jahrhunderte zurück, ich sah Ritter und Frauen heraufziehen den Baumgang und empfand tiefe Gefühle des Ewigen, wie die grossen Vergangenen deren Geister uns umschwebten und mit denen im grossen Vereine wir einst seyn würden . . . . . . In solchen reichen Stunden hinüber zu schweben ins selige Land unvergänglicher Himmelslust, das wünscht ich mir als den grössten Gewinn im Leben; Tod und Nichtsein waren mir gehaltlose Worte. — Ankunft in Reifenberg. Es war alles überzogen und keine Aussicht auf einen schönen Sonnenaufgang. Ziemlich müde nach den zurückgelegten Stunden Weges legten wir uns auf unsere Streu.

27.: Wir essen noch die übrige Milchsuppe und Brot und besteigen etwa um 6 Uhr nochmals den Feldberg. Sehr warm, wir lesen mehrere Ossian-Gesänge am Brunhildenstein. Reifenberg und das vielfach durchkreuzte und gespaltene Gebirge, mit Felsen und Gesträuch unter uns. Der Gedanke der nahen Hünengräber mit dem alten römischen Mauerwerk erfüllte mit geheimnissvollen Bildern unsere Seele. Wir brechen auf nach dem Altkönig und gehen nach dem Hünengräberthal, am Fusse desselben, tief hinunter den Feldberg. Die Auflösung war prosaisch genug, es waren weit neben einander gestellte Wellen. Die Hitze wurde immer grösser, wie unser Durst, und kein Wasser rundum, ausser dem Thau, den wir aus dem Grase leckten. Wir erreichten den riesenhaften Altkönig, an Höhe dem Feldberg fast gleich. Die Burgen Falkenstein und Königstein traten jetzt hervor, wir lagerten uns, Fritz las einige Stellen aus dem Faust. An der römischen Mauer und Strasse zogen wir hinunter, bis wir gegen Mittag in Falkenstein ankamen, durch dunkle Wälder und Schattengänge. Dort erfrischten wir uns an Milch, bestiegen die Burg, wo wir mehrere Stunden theils wachend, theils schlafend verweilen, um Nachmittags nach Oberursel zu gehen. Ueberall ungemeine Gegend. Dante, ... [?] etc. Hinter Ursel besuchen wir den Kupferhammer. Cyclopenhafter Eindruck. Ankunft in Homburg im Engel. Freundliche anmuthige Stadt. Wir bestellen Zurbuch, der uns besonders mit Geld unterstützen soll, das uns zu Ende gegangen war. Er kommt gegen Abend. Wir schlafen, indem durch grosse Gesellschaft, die den Feldberg besteigen wollen, alles besetzt ist, in der Wirthsstube.

28.: Zurbuch führt uns in dem schönen Landgräflichen Garten herum und begleitet uns dann durch den Wald von Homburg. *Wir kommen durch das schöne neue Friedrichsdorf, beobachten die französisch redenden Kinder*[1]*, oder reden sie an.* In Köppern begegnen wir dem Pfarrer vor dem Dorf, und halten erst in Niederrossbach an. Von da nach Friedberg gehen wir häufig unrichtige Wege. Gegen Abend kommen wir in Florstadt an. Die lang gehoffte Lust war vorüber, und wir waren nicht ganz befriedigt. Thudichum war da, ging aber nach dem Essen wieder weg.

29.: Fritz war auffallend unruhig und beklommen, er suchte häufig allein zu sein und machte mich ebenfalls bang und unmuthig. Wir sassen im Garten zusammen, während man dem eben begrabenen Eidam des Försters in der Kirche das Totenlied sang, das auf mich nicht minder als auf Fritz einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Fritz sprang plötzlich auf, und bat mich, ihn kurze Zeit auf meiner Stube allein zu lassen. Ich war sehr erschreckt, be-

[1]) Vergl. diese *Zs.* XIII. S. 255 f.

gleitete ihn hinauf, und konnte kaum seinen dringenden Bitten, ihn nur kurz zu verlassen, weil er etwas schreiben wolle, nachgeben. Endlich kam er herunter in den Garten und forderte mich auf, oben zu lesen was er geschrieben habe. Ich war nicht wenig bestürzt, als er mir hier eröffnete, wie er auf lange von mir scheiden müsse, vielleicht auf ewig, weil eine gänzliche Zerrüttung [?] seiner Vermögensverhältnisse ihn in kurzem nötigen würde, alles seinem Herzen theure so ziemlich aufzugeben, und nach der andern düstern Hälfte des Lebens sich hin zu wenden. So unerwartet hatte mich lange nichts getroffen; jenes hatte ich schon erfahren, aber es immer als leere Lüge betrachtet. Ich bath um nähere Erklärung des Letzteren. Fritz schwieg. In allem war ich ja für ihn da, wo ich es vermochte. — Der Tag blieb gestört und unruhig; nachmittags lesen wir noch Faust, indem Fritz heute nicht wegging, aber ich konnte ihn nicht verstehen.

30.: Schon früh brachen wir auf. Ich begleitete Fritz bis hinter Dorheim[1]). Der Abschied war schmerzlicher als sonst, es war so ungewiss. *Ich schrieb die Tabelle der Geschichte der Malerei von Fritz ab etc.*

Juli 3.: . . . Abends kommen die erwarteten *Umrisse zum Faust*[2]) *von Fritz gesandt.* Unvergänglicher Eindruck dieser Kunstwerke, die die Grösse Faust's mir noch mehr aufschlossen, und alle meine Vorstellungen verklärten und sogleich so fesselten, dass ich mehrere Tage mich nicht von ihnen trennen konnte. . . .

Aug. 22.: Ein Schreiben von Fritz[3]) überrascht mich sehr. *Er schickt mir gedruckte Proben seiner spanischen Romanzen,* er schrieb mir so theure Worte, ich war ihm wieder so nah, ich hörte seine Worte, ich sah seine Gestalt. —

Sept. 4.: Ich schreibe noch an Fritz[4]) etc.

9.: Ich schickte die faustischen Bilder und Briefe an Fritz.

12.: Fritz Vater kommt, er hat noch immer mit den Bauern zu verhandeln. Von Haus wusste er wenig, ausser dass *Fritz nach Darmstadt komme*[5]), *sich viel mit orientalischen Sprachen beschäftige,* freilich kam er dadurch 8 Stunden weiter von mir, und ich dachte doch im freieren Treiben recht viel bei ihm zu sein. Abends ritt Diez wieder weg.

---

[1]) An der Wetter, unweit Friedberg.

[2]) Vgl. W. Foerster, *Freundesbriefe* No. 6.

[3]) Vgl. W. Foerster, *Freundesbriefe* No. 5.

[4]) Vgl. W. Foerster, *Freundesbriefe* No. 6.

[5]) s. meine Diez-Rede S. 33 f., Foerster l. c. No. 9.

Sept. 15.: Ich schrieb an Fritz[1]), dass er kommen möge, um mit nach Darmstadt zu reisen.

Sept. 20.: Der erwartete Fritz kommt nicht, vergebens gehe ich ihm bis Dorheim[2]) entgegen.

Sept. 22.: [in Frankfurt]. Ich erhalte einen empfindlichen Brief von Fritz[3]).

Vom 22. Sept. 1817 bis zum 20. Mai 1818 enthält das Tagebuch keine auf Diez bezügliche Notiz. Ebenau hatte in dieser Zeit eine Anstellung in Rödelheim an der Privatschule des Dr. Hofmann erhalten[4]).

1818.

Mai 20.: Abends kommt Fritz von Giessen, um nach Darmstadt zu reisen, und übernachtet bei mir.

21.: Chocolade-Frühstück bei Röder, nacher ein lustiger Morgen mit Fritz in der Stadt Frankfurt; Mittagessen in dem elenden Kaffeehause; nachmittags bei dem Architecten Rumpf[5]), bei dem ich

---

[1]) Dieser Brief ist verloren gegangen.

[2]) s. oben S. 158.

[3]) W. Foerster, *Freundesbriefe* No. 7 (hier ist statt Erfurt Frfurt d. i. Frankfurt zu lesen).

[4]) Vgl. W. Foerster l. c. No. 8.

[5]) Ich vermute in Rumpf jenen „ehedem so hoch gehaltenen Freund", dessen Diez in einem einige Tage vorher (15. Mai 1818) gerichteten Briefe an Ebenau (s. Foerster l. c. No. 9) in etwas mysteriöser Weise Erwähnung gethan hatte, indem er schreibt „Damals, als ich von Dir mich getrennt hatte bei Rödelheim, erlebte ich noch einen seltenen Abend mit einem ehdem so hochgehaltenen Freunde, der aus dem Bezirke seines jetzigen Lebens, über dem eine Todeswolke schwebt, wesshalb er mich gewaltig zu sich hinüberzieht, mich auf die herrlichen Auen erster Jugendlust zurückführte. Es war ein wunderbarer mondlicher Abend zu Bornheim! Wie die Vergangenheit ihre unvergesslichen Bilder mit der Zauberlaterne herüberwarf, wie die Schatten der Zukunft uns nebelhaft umwandeln, so stieg Lust und Schmerz abwechselnd auf der Wagschale bis zu den Sternen, die uns geleiteten. Das ganze sonst so poetisch laute Leben dieses Freundes hat ein entsetzliches Verhängnis, ein blosser Zufall in die Brust zurückgedrängt, aus der es immer noch in Umrissen hervorquillt, die sich am liebsten und reinsten in bildender Kunst darstellen . . . ." Rumpf (1795—1867) hatte mit Diez zusammen das Giessener Pädagog besucht. Ein vom 9. Juni 1809 datiertes Gedenkblatt von Diez befindet sich in R.'s Stammbuch. Eine handschriftliche Selbstbiographie Rumpf's befindet sich bei den vom Senator Dr. Gwinner gesammelten Materialien zu einer Kunst- und Künstlergeschichte d. St. Frankfurt a. M. Hier einige Notizen daraus, die ich Herrn Dr. Holzapfel verdanke:

Friedrich Rumpf ist geboren den 1. März 1795 zu Frankfurt a. M., woselbst sein Vater Tapezier war, auch mehrere städtische Ehrenämter bekleidete. In seinem achten Jahre kam er zu seinem Oheim, dem Professor Rumpf, nach Giessen und besuchte daselbst bis zum fünfzehnten Jahre das Gymnasium. Ein Versuch, den er aus freiem Antrieb im

die herrlichen Baurisse und Zeichnungen der vorzüglichsten Werke der Baukunst aller Zeiten sehen konnte, zu den Stunden musst ich wieder herrennen und von Fritz mich trennen, heisser, eckelhafter Tag.

30.: Am Abend dieses Samstags kommt Fritz von Darmstadt, er ist sehr unzufrieden dort und will nicht bleiben, er übernachtet bei mir.

31.: Adrian nimmt den Haufen[1]) mit nach Königsberg und so ist der ganze Sonntag ungestört unser. Frühstück im Kasino, wo wir einige Zikeln aus dem Titan[2]) lesen. Nachmittags die herrliche, himmlische, zarte Pandora an der vertrauten, grünum-

---

architektonischen Zeichnen machte, veranlasste seinen Vater, ihn seinem Freunde, dem Professor Coudray, nachmaligem grossherz. Weimarischen Oberbaudirektor, nach Fulda mitzugeben, der ihn während eines zweijährigen Aufenthaltes daselbst die Anfangsgründe der Baukunst lehrte und auf dessen Anregung der Entschluss in ihm zur Reife gedieh, sich ganz derselben zu widmen Die drei darauf folgenden Jahre verlebte er grösstenteils in seiner Vaterstadt, mit Zeichnen und Entwerfen von Plänen beschäftigt. Im Jahre 1815 brachte ihn sein Vater nach Paris; es wurde ihm gestattet, die dort befindliche Kunstschule zu besuchen und unter der Leitung des ausgezeichneten Architekten Le Bas an der Bearbeitung der Preisaufgaben sich zu beteiligen, welche den Eleven regelmässig gestellt werden. Bei einer derselben erhielt er die erste Medaille. — Als er im Herbst 1817 nach Frankfurt zurückgekehrt war, wurden ihm zuerst kleinere, dann bedeutendere Aufträge im Baufach zu Theil. Er entwarf die Pläne zu dem Hauptbau des naturgeschichtlichen Museums und zu dem Versorgungshaus, dessen erste Abteilung er auch ausführte, baute mehrere Privathäuser, sowie das Portal und die Gruftenhalle des christlichen und das Portal und den Vorhof des israelitischen Friedhofs. Im Winter 1827 und 1828 durchreiste er Italien. Er verheiratete sich im Frühjahr 1831, aus welcher Ehe ihm eine zahlreiche Familie ward. Der von ihm entworfene Plan zu dem neuen Fremdenspital zum heiligen Geist wurde zur Ausführung angenommen und ihm dieselbe übertragen, welche er auch zu Ende führte, soweit das Gebäude ein geschlossenes, regelmässiges Ganze bildete. Das Vertrauen, dessen er sich von mancher Seite zu erfreuen hatte, setzte ihn fortwährend in den Stand, theils neue Gebäude, unter denen das Landhaus des Herrn C. von Rothschild auf der Günthersburg mit Dependenzen das hauptsächlichste ist, theils Restaurationen, worunter das Landhaus des Herrn von Rothschild an der Bockenheimer Landstrasse und die nahe dabei an der Promenade fast ganz neuerbaute Villa des Grafen von Schönborn zu erwähnen sind, wie auch verschiedene innere Dekorationen auszuführen, so dass es ihm vergönnt war, in seiner Kunst über vierzig Jahre lang praktisch thätig zu sein.

Aus einem Familienbriefe scheint hervorzugehen, dass Diez und Rumpf auch später noch Beziehungen unterhalten haben. R.'s im Jahre 1867 erfolgtes Ableben wurde D. durch seinen Bruder Louis mitgeteilt.

[1]) Die Zöglinge des Instituts.

[2]) Jean Paul Fr. Richter, *Titan.* 4 Bde. 8°. Berlin 1800—1803.

schatteten Bank. — Wir fühlten uns recht innig gestärkt und geläutert, wie schmerzlich empfand ich den Verlust meiner ehemals so freien Zeit, wie gern hätte ich ungestört und ununterbrochen der holden Empfindung nachgelebt, und in der reinen Welt mich erhalten! Abends begleitete ich Fritz in die Stadt und besuchte ohne ihn Fiesko, welchen aber ein eckelhafter Gastspieler Stein verkümmerte, und überhaupt aus dem Ganzen wenig Genuss für mich quoll. — Fritz begegnete mir nach dem Theater noch am Thor, als ich hinaus wollte, und liess sich bestimmen, nach einem kurzen Nachtessen im Rosse mit nach Rödelheim zu gehen.

1. Juni: Fritz kehrt zurück nach Darmstadt.

2.: Ich schreibe an Fritz[1]) und schlage ihm vor, hierher nach Rödelheim zu kommen, und bei uns einige Zeit zu leben.

4.: Brief von Fritz[1]), worin er mir seine und seiner Eltern traurige Lage weitläuftiger erzählt; er versprach halb, oder wies wenigstens den Vorschlag, hierher zu ziehen, nicht gerade ab; ich hoffte ihn zu bestimmen, und für uns beide einen edleren Sommer zu gewinnen. Ich gab Adrian den Brief, auch er wünschte sehr theilnehmend Fritz hierher.

4—5.: Ich rannte noch um 7 Uhr Abends in die Stadt, Fritz wollte heute kommen; ich fragte bei seinem Bruder, aber er war nicht da.

7.: Fritz kommt schon früh aus der Stadt, wir beschliessen, da Adrian zu Hause bleibt, auf den Königstein[2]) zu gehen. Drückende Hitze, erquickende Milch in Heckstadt[3]) manche schöne Stelle begegnet uns, und rief alte Gefühle herauf, so das milde Wiesenthal mit dem sanft sinnig umschatteten Bache, und von Kronenburg nach Königstein hinauf an dem Baumbewachsenen Abhange. In Königsberg brachten wir den Nachmittag oben auf der Burg zu; wir wollten den *Götz von Berlichingen* lesen, aber es wollte nicht recht gelingen. Lustige Stunde unten im Wirthshause, als das letzte Geld aufgewendet wurde. Halb unsinnig taumeln wir Abends nach Hause; die volle hochblühende Wiese nach Kronenburg, wo ich kurze Zeit lagerte.

8.: Der Doctor[4]) zurück [von Florstadt], doch ohne meine Aeltern gesprochen zu haben. Die Mutter in Büdingen. Ich schrieb an Thudichum, und meldete ihm die Anwesenheit Jean Paul's.

---

[1]) Die beiden hier erwähnten Briefe fehlen in Förster's Sammlung.

[2]) Städtchen im Taunus, überragt von den Trümmern der Bergfeste Königstein.

[3]) Hochstadt?

[4]) Dr. Hofmann, Vorsteher des Instituts.

Gestern war er selbst hier bei Brentano gewesen. Auch an Jean Paul schrieb ich ein Paar Zeilen, und fragte um eine freie Viertelstunde an, in der ich ihn sprechen dürfe? Fritz kam Abends wieder hierher, und *es ward nun beschlossen zu Jean Paul zu gehen.*

9.: Ich fuhr Morgens um 7 Uhr mit Heinrich in die Stadt, in der Hoffnung, heute gleich noch Jean Paul zu sehen; doch lautete die Antwort, die Kluge's Bediente zurückbrachte, auf Mittwoch Abend. Fritz versprach bis dahin zu bleiben, und ich eilte nach Rödelheim zurück.

10.: Morgens ein Stück im Titan gelesen, doch wollte nichts eindringen. Nach 3 Uhr ging ich durch den eckelhaften Unwillen des giftigen Doctor's verstimmt, nach Frankfurt. *Fritz hatte Jean Paul seine Romanzen nebst Schreiben übersandt,* und unter meiner Adresse die Antwort erhalten, die wir erst verstanden, als wir ihn Abends in Wenner's [?] nicht trafen. Er entschuldigte seine Abwesenheit mit dem grossen Gelehrten Essen, wohin er, wie wir wussten, aufs Forsthaus eingeladen war. Wir liefen noch Abends dahin und fanden ihn, wie wir gehofft, im Freien unter den Bäumen. Der erste Eindruck der Gestalt, die grösser als die umstehenden, mit langem, hellen Ueberrock bekleidet, mit langem Haar und Käppchen darauf, dick und ansehnlich, sogleich ihn verrieth, mit Bild und Beschreibung übereintraf, war stark und erfreulich. Wie wir anfangs uns scheuten, ihm uns zu nähern, so hörte diess bald auf, als wir die Schaaren der zudringlichsten Dummköpfe dreist ihn umlagern und mit Reden bestürmen sahen. Wir traten auch an den Tisch heran, wo er sass und ohne Ablass gütig genug die unverschämten Vögel mit Erwiderungen und unbedeutenden schlechten Reden sättigte. Wangenheim sass ihm zu Seite, er machte um die Wette mit ihm dumme Spässe. Er schien sehr ermüdet, als er Abends endlich zurückfuhr und der widrige Haufe sich verlor. Ich blieb bei Fritz in Kluge's die Nacht über, um andern Morgens ihn zu besuchen, da wir uns heute natürlich ihm nicht hatten nennen und vorstellen wollen. Noch ein paar Stunden durchstreiften wir die Allee, und zerrten uns über den Stand unserer Zeit herum.

11.: Um acht Uhr zu Jean Paul. Er schien noch erhitzt von gestern, war aber dennoch freundlich und gesprächig. Sein bekannter weisser Spitz lag an seiner Seite auf dem Canapee, er schien heute kleiner und dicker als gestern. Er war zum ersten Mahl in Frankfurt, und hatte, wie er uns erzählte, keines der Orte und Länder, die er beschrieben, früher gesehen, selbst Nürnberg nicht. Hermine etc. waren Voraussagungen seines Lebens. Ueber Goethe sprach er sehr liebreich, desto verächtlicher von dem Hund [?] Kotzebue. *Fritz ermahnte* [er] *zur Fortsetzung seiner spanischen Uebersetzungen*, und entliess uns sehr mild mit der Aufforderung

ihn nochmals während seiner Anwesenheit zu besuchen. Fritz begleitete mich noch ein Stück nach Rödelheim, wo wir schieden.

15.: Schreiben an Fritz[1]), dringende Aufforderung hierher zu kommen, Erklärung warum ich es auch für ihn wohlthätig glaube. Ich hoffte, dass wir einen edleren Sommer uns hier schaffen würden.

July 13.: Nach langer Zeit wieder ein Brief von Fritz[2]), Antwort auf meine wiederhohlte Bitte, hierher zu ziehen. Sein eckiger Griesgram, und leibliche wie geistige Schwerfälligkeit hoffte ich hier an einem regsameren Leben zu mildern. Er erwiederte mir darauf nach seiner Art in schwerem, nichts bedeutendem Ernst, und schlug es aus, hierher zu kommen. Er wollte im Odenwald wohnen auf unbestimmte Zeit.

25.: Abends kam Fritz von Mainz, wir sprechen von den weiten russischen Aussichten[3]). — Der Garten wird mit farbigen Lampen erleuchtet, der lange Gang glänzte recht schön, das Feuerwerk wurde abgebrannt, an der Hofseite des Hauses Lichter an die Fenster gestellt; wir blieben aber zusammen oben und nahmen an allem wenig Antheil. Fritz war wieder finster und ungeniesbar.

26.: Schönes helles Wetter. *Im Garten lasen wir Göthe's Euphrosine.* Fritz kam in dieser Woche täglich, gewöhnlich Abends und blieb Nachts bei mir. Ich that noch weniger als sonst, und auch die Zeit, die Fritz hier war, verdarb oft genug sein Unmuth und Eigensinn. Der Sonntag wurde auf meiner Stube verfaulenzt, und in dummen Spässen herumgebracht. — Dienstag Abend Fritz wieder hier, wir sind Abends unten bei Adrian zusammen, Schweitzer kam auf ein Paar Augenblicke, und hoffte, im Frühling oder Herbst noch Italien zu besuchen. Wie ein Blitz fuhr es, als dieser weg war, durch uns, den Sommer noch nach einigen Wochen durch die Schweiz nach Genua abzureisen. Wir berechneten Weg, Zeit, Geld genau, nichts hatte Schwierigkeiten. Adrian und ich wollten 4 Wochen Freizeit vom Doctor verlangen, und ganz entschieden darauf bestehen, und sollte er nicht einstimmen, lieber brechen als diese beseligende Reise unserer 3, ziemlich gleichgesinnten aufgeben. Ich sah das Meer an dem herrlichen Golf von Genua, an den die göttliche Stadt sich anschmiegt, lang hinaus in die unendliche Fläche, Italien, Mailand, Schweiz in so kurzer Zeit, eine Himmelssonne, ein Paradies ging in dem herrlichen Gedanken auf. Auch war diess denn auch gleichsam nöthiges Vorspiel von der weiten Reise in die Welt, was wurde da erst noch gesehen und erfahren,

---

[1]) s. Foerster l. c. No. 10.

[2]) Dieser Brief befindet sich nicht in Foerster's Sammlung.

[3]) Ebenau.

ich brachte den grossen, unauslöschlichen Eindruck des Meeres mit zurück etc. Die halbe Nacht wurde der entzückende Reiseplan noch fortgesetzt, mit Wein wurde der Vorsatz besiegelt. 100 fl. reichten für einen hin. 200 Stunden weit war die Reise. Ich wollte Tag's darauf mit Bernstein reden und diesen vermögen, die Zeit unserer Abwesenheit hier einzutreten, damit war unserer Pflicht genug gethan, denn ein Unternehmen derart liess sich hier nicht für Ferien aufsparen, die einzige taugliche Zeit war jetzt, der Dr. musste das einsehen, und ich hoffte auch, dass er uns beide nicht zugleich aufgeben würde, wenn aber, wäre ich ein Paar Monate früher nach Hause gekommen, um mich auf die künftigen Jahre noch vorzubereiten. Leider ging alles, wie ein süsser Duft, vorüber, es blieb bei dem glühenden Vornehmen des Abends. Bernstein, den ich Tags darauf in Frankfurt aufsuchte, hatte mit dem ersten des nächsten Monaths sich schon dem Bergen zugesagt, und konnte, so gern er wollte, nicht leicht ändern, doch versprach er Abends zu kommen und zu antworten. Aber Adrian war schon kälter und bedenklicher geworden, es liess sich vermuthen, dass nichts daraus würde. Scherzend trugen wir es dem Doctor vor, der es garnicht wie Ernst annehmen wollte, als sei ein solcher Vorsatz unmöglich. — Fritz war nicht wenig aufgebracht über diese Unfestigkeit und Täuschung. Ich hatte nicht so zweifellos getraut. — Donnerstag erhielt ich endlich von Wichterich [?] eine unbestimmte, nichtssagende Antwort wegen der russischen Stelle, er konnte jetzt auf einmahl nichts darin thun und sagen, auch hätten sich schon mehrere in Offenbach gemeldet. Auch das schien zu Wasser werden zu wollen, oder war wenigstens sehr schwankend geworden. — Montag sah ich mit mehreren anderen das musikalische Geberdenspiel die Waise und der Mörder. Schwarz spielte gut und wurde in der nächsten Recension gelobt. Samstags wurde ein Päckchen mit allen Geräthen, Nägeln, nebst Briefen über Florstadt nach Höchst befördert. Mittags kam Fritz wieder, bei Adrian wurde die Theaterkritik geschaffen. — Doctor wollte mir abermahls drei lateinische Stunden mehr geben.

Aug. 2.: Wir liessen vom Justizrath die unsichtbare Loge[1]) holen, und lasen darin einige Stunden des Morgens. Uebrigens der Sonntag schlecht und leer, wie der vorige. Ich hatte mit Adrian Aufsicht, abwechselnd waren wir in meiner Stube oder unten herum wandelnd. Abends wurden Gedichte gemacht, jeder trug abwechselnd eine Zeile bei, indem er nur den Reim des andern kannte. — — Fritz kam auch diese Woche fast täglich, aber immer war er schroff

---

[1]) Jean Paul Fr. Richter, *Die unsichtbare Loge*, eine Biographie. Berlin 1792.

und eckig, welches manchen Kampf und Tadel veranlasste. Im Garten wurde zum Beispiel ein ganzer Morgen in solchen Reden über unser gegenseitiges Verhältniss und Streben und Wollen vergesprochen, wo ich seine finster launenhaften Grundsätze zu besiegen hoffte. Einen schönen Abend liess er ungetrübt, es stieg lebendig warm Erinnerung der vergangenen, zusammen verlebten Träume herauf, die Töne der Laute, die schöne warme, sternenhelle Nacht rief das schwärmerische Zusammensein in Giessen zurück. Es war eine Lebenszeit und Empfinden, die so nimmer wiederkehrte und die wehmüthig mild aus der Ferne in die Gegenwart blickte. Oft badeten wir Nachts zusammen, wenn es, wie meist, hell und warm war, oder sassen mit Adrian zusammen, wo Pläne zu Büchern, Stellen etc. entworfen wurden. Adrian wollte bald nach Basel [?] bald nach Göttingen, Italien[1]), Darmstadt. Wegen letzterem musste Fritz dahin an Schleiermacher schreiben. Ich hoffte noch auf Russland, konnte auch nach Schwaben, Ludwigsburg gehen, aber nach Süden, nach dem Meer hin, war doch aller Sinn gestellt, nach Italien, wohin ich durch Adrian kommen konnte. Mit Schwenk's Abzug aus Utrecht wurde auch da eine Stelle offen; *eine aesthetische Zeitschrift beschäftigte die beiden besonders lang, ihr Erscheinen bestimmte Fritzens Verweilen in Rödelheim od. Frankfurt, doch wollte kein Buchhändler darauf eingehen.* — Montag gegen Abend ging ich mit mehreren Grossen in die Stadt, um Don Carlos zu sehen, wo der edle Löwe als Marquis Posa zum letzten Mahle auftrat. Es wurde von allen gut gegeben, Becker als Don Carlos war sehr liebenswürdig, wie gewöhnlich, Patzkowcka, als seine Mutter war freilich nicht reitzend genug. Löwe trat seltener auf, weil man seine Rolle auch noch abgeschnitten, war aber vollkommen der edle Marquis. Auch Weidner stellte mit vieler Kunst den König dar. Spät kamen wir nach Hause. — Ich schrieb an Thudichum, den ich die ganze Zeit vergebens her erwartet hatte, und der nicht kam und nicht antwortete. — Tasso's Leben und Fischer's Reiseabentheuer neben der Mythologie in der Vorlesestunde. — Ueber die letzte Theaterkritik war in Frankfurt grosser Lärm entstanden, Adrian hatte die schlechte Wahl des Stückes besonders gerügt, Sauerländer war in Verzweiflung. Es wurde beschlossen, nächsten Sonntag auf den F e l d b e r g zu gehen, ich und Fritz. Mares und Joung gingen weg, 2 neue Engländer, Morten mit [?] kamen. In der lateinischen Stunde las ich mit Labouchère den Virgil, den dieser ins französische übersetzt. Es wurde mir erst in dieser Zeit einleuchtend, dass Virgil ein grosser Dichter sei, die alten wurden mir immer lieber, erschienen mir immer grösser, wahrer, herrlicher.

[1]) Adrian war 1819 in Italien. S. Scriba l. c. I.

Schiller's Uebersetzung der 2 Bücher näherte mich wieder Virgil. Samstags Abends kam Fritz; es wollte schon dämmern, als wir aufbrachen und durch die Nacht gegen den Feldberg zogen. In Kronenburg wurde übernachtet, andern Tag's an einem schönen, hellen Morgen frohen Sinnes weiter gegangen. Die grosse Natur that sich wie im vorigen Jahr immer mehr auf, manche warme Erinnerung, die Rückkehr nach Florstadt und die ganze Zeit erwachte nebst andern geisterhaften Anklängen der Natur und Vergangenheit. Es wurde wenigstens Ossian droben wieder einmal empfunden. Erst gegen Abend verliessen wir den grossen, erhebenden Riesen der Natur, mit seiner Burg, Kapelle etc., nicht minder Zeugen eines untergegangenen, grossen Menschenlebens. Nach mancher Verirrung kamen wir wieder in Kronenburg, und spät um 10 Uhr müde wieder hier an. Alles war voll Kirmeslärm und Musik.

10.: Fritz wieder in der Stadt. Ich Mittwoch's da, um unter anderem die längstersehnte Büste Apolls zu kaufen. Bei Wimpfen fand ich den Pastor von Wakefield, eine teutsche Ausgabe mit Wörterbuch zum Selbstgebrauch; Apoll wurde erst Samstag fertig. Regnerig kalt.

11.: Donnerstag Vorbereitung zur Fahrt nach Wiesbaden. Ich bekam Halsweh und blieb darum hier. Fritz war die Nacht da, ging aber andern Morgens bald weg.

12.: Nur $^1/_3$ meist grosse[1]) gingen mit, es war kalt und windig und regnerisch, ich verliess ausser dem Essen das Zimmer nicht, um meine Erkältung auszubrüten. Fast den ganzen Tag wurden Noten abgeschrieben, meist italienische Musik, die mich in diesen Tagen besonders ansprach. Ich musste dem Doctor die Aufsicht überlassen, worüber er ziemlichen Aerger hatte. Abends kamen die anderen nass von Wiesbaden zurück. Ich fühlte mich ziemlich wohl und wollte darum am anderen Morgen Apollo's wegen in die Stadt gehen, da war der Doctor unverschämt und grob genug, mich zu fragen, wie ich in die Stadt gehen könne und gestern ihm die Aufsicht hätte überlassen können. Ich antwortete darauf nichts, als dass ich solches nicht beantworten könne, und ging erst spät in die Stadt, von wo ich nach mannigfachem Herumlaufen, erhitzt und nass Nachmittags wieder zurückkam. Auf Apoll hatte ich gebothen, ihn aber nicht erhalten; auf der Zeil nach mehreren Jahren Karl Rauch wieder einmahl gesprochen, und war recht freundlich von ihm eingeladen worden. Schon zeigte sich die Nähe des Herbstes in dieser Zeit, bedeutsam sehnsüchtig sprachen oft die Blumen zu mir, so eines Abends als ich auf dem grünen Hang Fritz entgegenging.

[1]) Zöglinge der Anstalt.

16.: Ein langer, eckelhafter Aufsichtstag. Abends kam Fritz wieder, wir lasen andern Morgens *Calderons Leben ein Traum*, das ich von Frankfurt mitgebracht.

17.: Abends kam Fritz wieder aus der Stadt hierher und hörte die Neuigkeit[1]), wir hatten einen heiteren Abend bei Adrian. Der Mittwoch morgen war leer, Fritz blieb bis gegen Mittag, ich konnte ihn für mich nicht anwenden, und mit Fritz war nichts anzufangen.

24.: Fritz begegnete mir noch nach dem Theater; er war zu bedauern in seinen unseligen Launen, die ihn unerträglich machten; er nahm einen frostigen Abschied und wollte anderen Tages nach Darmstadt abreisen.

Sept. 6.: Unterwegs begegnete mir Fritz, der im Odenwald gewesen war, und der den Sonntag über hier blieb. Nachmittags kam Prof. M . . . [?] zu Adrian (v. Würzburg), wir sassen in dessen Stube zusammen, ich hatte eben die Aufsicht und musste im Haus herumlaufen. — Fritz schlief bei mir und ging Montags wieder nach Mainz.

Am 10. erhielt ich einen Brief von Fritz[2]), indem er mich an den herrlichen herbstlichen Rhein lud, nach Mainz etc. Sonntag sollt ich kommen. — Leider musst ich eine abschlägige Antwort geben. — Savigny war auch gegenwärtig. —

Oct. 13.: Fritz hatte schon gestern von Frankfurt aus geschrieben, und zu kommen versprochen; ich eilte um 11 Uhr in die Stadt, unter andern, ihn dort abzuhohlen. . . . . Fritz, den ich bei seinem Bruder fand, und letzterem einen Brief an den Vater mitgab, begleitete mich nach Rödelheim. Morgens der verfluchte Unfall auf dem verbothenen Weg . . . Fritz schied noch vor Tische, doch konnte er es nicht ohne Bitterkeit und grundlose widrige Kälte.

Nachgetragen im Feb. 19.—May 19. [Florstadt.]

. . . . Ich machte Pläne, eine unbestimmte Anzahl Jahre mich in der Welt herumzutummeln . . . . Fritzens Aufforderung zu der Stelle nach Holland gab eine Aussicht, ich arbeitete vorbereitend mancherlei und nichts ins Blaue hinein . . . .

1819. Nach dem 12. Januar[3]).

. . . In der andern Woche kam eines Tages Fritzens Vater, mit einem kurzen Schreiben[4]) von jenem wegen Holland . . . Ich schrieb

---

[1]) Ebenau hatte eine Auseinandersetzung mit dem Dr. Hofmann gehabt und seine Absicht, die Anstalt zu verlassen, zu erkennen gegeben.

[2]) Dieser Brief fehlt in Foersters Sammlung.

[3]) Ebenau befindet sich wieder im Elternhause in Florstadt.

[4]) s. Foerster, *Freundesbriefe* No. 13.

an Fritz[1]) und schickte ihm Abschriften von jenen Briefen, aus den letzten bedrängten Tagen. Wegen Holland wurde viel verhandelt. Fritz wollte über Paris dahin, ich schlug vor, dies erst auf der Rückreise aufzusuchen. . . .

Febr. 3.: [Ich erhielt zwei Briefe] — der andere war von Fritz[2]), der noch nichts bestimmtes über die holländischen Stellen wusste.

März 3.: [Florstadt] . . . Ich fand 2 lustige Briefe von Rödelheim, von Fritz[3]) und Adrian geschrieben; ersterem antwortete ich heute noch. —

Fritz hatte mir geschrieben, dass die Holländer Aussichten aufgegeben seyen, und ich war froh, nun einmal ein sicheres und entschiedenes für die nächste Zukunft zu wissen.

21.: Um einen Pass[4]) zu erhalten, musste ich durch Regen und Dreck nach Friedberg gehen, um dort vom Amtmann mich

---

[1]) s. Foerster, l. c. No. 14.

[2]) s. Foerster, l. c. No. 17.

[3]) s. Foerster, l. c. No. 18 und 19.

[4]) Ebenau gebraucht diesen Pass, um nach Weimar zu reisen (s. Foerster l. c. No. 22). Von seinem Versuch, Goethe zu sehen, enthält das Tagebuch eine interessante Schilderung. Ich glaube, dieselbe hier wiedergeben zu sollen, obwohl sie zu einer Lebensgeschichte Diezens in keiner direkten Beziehung steht:

Weimar. Samstag, d. 3. April. [1819.]

Ich hatte mir es glänzender, städtischer gedacht, während es von dieser Seite sehr klein und dorfmässig erschien, fast ganz mit Ziegeln gedeckt. Ich kehrte im Elephanten? ein, und bekam ein schlechtes Zimmer in den Hof. Göthe's Wohnung; unweit das Frauenthor, wo ich herein gekommen. Oben an seinen Fenstern standen die Büsten von Zeus und Apollo. Es war ein heller, sonnlicher Morgen; ich lief in den Park, um Goethe zu begegnen. Schon hier meint ich an allen diesen grossartigen Anlagen Goethen zu erkennen: das schöne Orangeriehaus etc. Nach Tische auf Belvedere. Herrlicher, heiliger Geist der Kunst, der über Weimar ausgegossen scheint. — Bei der Rückkehr nach Weimar sah ich Goethen am Fenster, in einem grauen Kleide (zwischen den beiden Büsten am Fenster), sein Haar war kurz geschoren. Don Juan, italien.; erhabene Gewalt und Fülle dieses grossen Werkes ganz neu und anders in der fremden Sprache.

Sonntag Morgen. Ich schrieb an Goethen. „Eine schnelle unerwartete Gelegenheit führte den unterzeichneten Unbekannten — einen Theologen aus der Wetterau — hierher nach Weimar und der Erfüllung eines lang gehegten Wunsches näher. Verzeihen Sie ihm die Dreistigkeit, wenn er von der dankbarsten Verehrung und Liebe gegen Sie erfüllt, es wagen will, Sie hiermit zu fragen, ob Sie vielleicht geneigt wären, ihm ein paar freie Augenblicke zu vergönnen? Die Angabe des Ortes und der Zeit, in welcher er Sie sehen dürfte, wäre ihm das Zeichen, dass Sie ohne Beschwer seine Bitte gewähren könnten." K. E. Goethe bestellt mich auf 12 Uhr, lässt sich aber bald nachher durch den Bedienten ent-

signalisieren zu lassen, diess schickte ich an Fritz, der mir bis zum Samstag einen Pass besorgte. . . .

April 27.: Kommt unvermuthet Fritz. Ich war nicht wohl, aber er war mir eine belebende, theure Erscheinung. Er schien heiter und verändert seit dem halben Jahre, in welchem ich ihn nicht gesehen. Wir sahen dem Zusammentreffen in Giessen mit vieler Sehnsucht entgegen.

28.: Morgens schied er wieder, weil Vater und ich der Darmstädter Reise wegen nach Höchst gingen.

Rückblick (geschrieben Jan. 1821).

---

schuldigen und sagen, dass er nach Hofe müsse. Ich esse in dem nahen Schwanen, um ihn bei dem Einsteigen in den Wagen zu sehen. Vergebens. Ein Unterofficier hohlt mich zur Polizei, wo man mich um die Absicht meines Hierseins, und über meinen Wunsch, Goethe zu sehen, befragt. Ich solle mein Anliegen an Goethe schriftlich hier abgeben, weil ihm unpässlich sei. Bald nachher werde ich des Passes wegen nochmal abgehohlt. Ich merkte, dass die Kotzebue-Begebenheit dies leider verursacht. Ich brach sogleich — Nachmittags — nach Jena auf. Hell und warm. Einkehr in Hohlstädt. Unten liegt Jena, hinter dem Schneckenberg. Viele kahle Spitzen, mannigfach wechselnd.

Jena, Montag d. 5. Ich besuche Vogt, der mich eingeladen, um mit ihm die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu besehen. Das mineralische Cabinet, wo ich Goethe's Bildniss gemahlt an der Wand fand. Es war vor mehreren Jahren gemahlt. Welche göttliche Bildung! und ich darf Deine lebendige Gestalt nicht sehen, Du hoher Mensch! die Töne Deines Mundes nicht hören, das Feuer Deiner Seele nicht aufnehmen in meine Seele, und bin Dir so nah! — Dann auf den hohen Kirchthurm, der die ganze mannigfaltige Umgegend Jena's übersehen liess; in der Kirche war der messingne Luther merkwürdig. Bei Vogt sah ich des Griechen Pepadopolos Uebersetzung der Iphigenie ins neugriechische, das dem alten sehr gleich ist. Die Griechen, fast die einzigen, die noch gegenwärtig, schienen mir den . . . . [?] ähnlich. — Nach Tische, wo die Baireuther mir viel von J. Paul erzählt, zurück nach Weimar. Windiger Weg.

Weimar. Der schöne Park. O hier den Frühling aufblühen zu sehen, ja, es ist war, ich bin in dem heiligen Weimar, ich bin wirklich da!

Morgens zu Jagemann, 30. Ich sehe sein grosses Kirchenstück nach Karlsruh, d. an die Figuren Leonardo's erinnert. Wir sprachen viel und gedachten Goethe's, dessen letzt gemahltes, in der Zeitung erwähntes Gemählde er mich sehen liess. Wie alle seine Portraite war es sehr sprechend und lebendig, doch gar ein anderes Bild, als das Jenaer. Weisse Haare, alte Züge, nur noch die stille Glut des schönen Auges. Auch die Durchzeichnung Bossi's der Figuren Leonardo's sah ich hier. Ich erzählte meine Geschichte mit Goethe, und er erstaunte, dass ich es sei, dem jenes geschehen. Er versprach, Goethen selbst darüber zu sprechen, und ihm zu erzählen, was ich ihm von mir und meiner vereitelten Hoffnung gesagt. Er hatte offen gestanden, dass die Kotzebue-Ermordung Ursache sei, dass ich nicht zu Göthe gelassen worden.

Mit schwerem Herzen an Göthe's Wohnung vorüber das Erfurter Thor hinaus.

Sommer 1819. Juni.

Mit grossen Hoffnungen und freudiger Sehnsucht ging ich wieder einmal nach Giessen; sie blieben sehr unerfüllt. Fritz war für meinen Sinn und Wünsche nicht empfänglich; er war durch häusliche Zerrüttung[1]) und die Vorbereitungen seiner Abreise nach Utrecht verstimmt; und das alte glückliche Freundschaftsleben und Treiben konnte nicht zurückgerufen werden. Nur auf Badenburg[2]) war für uns beide noch eine gute Stunde; auf den geweihten Gleiberg lief ich sogar, um nur gleichsam meine Schuldigkeit zu thun, sogar allein; es war alles verdorben; mit wenig Ausnahmen sah ich an diesem theuren Orte nur die Formen der verschwundenen Jahre, das Leben wollte dem Geiste nicht wiederkehren. — Ich sah Böhm[3]) zum letzten Male; auch waren wir an einem schönen Tage im Tannenwäldchen, wo sich die +tze noch zeigten. Auf Louis Diezen's Pferde kehrte ich zurück; schöner Anblick des aufsteigenden Gewitters aus dem Busch-Garten, in dem wir vor dem Abschied bei einer Flasche Wein den Regen vorübergehen liessen. Mehrere Tage vorher auch noch ein lieber, bemerkenswerter Abend mit Fritz und Zühl in der Hütte des Busch-Gartens. Die Professoren meist gegenwärtig, ein dankbares Gefühl der Zuneigung an den Ort erwachte mir im Innern. Besonders Willbrandt hätte ich gern begrüsst, kam aber weder zu ihm, noch Klein[4]). In Oeser's[5]) fand ich keine besondere Erbauung. Zühl war herunter gezogen, sonst die Zimmer unverändert die alten. Der Karzerknecht kannte mich noch mit Nahmen, auch der Bücherjude, und sonst bekannte. So war das freundliche Wiedersehen dieser bekannten Gegenstände und Gesichter mein Gewinn und Genuss von dieser Reise, während das Wiedererwecken jenes warmen Fühlens und Strebens, das mit Fritz aufgegangen und gegründet war, nicht gelingen wollte, meist durch das unglücklich düstere Wesen, das jenen fortwährend und zunehmend

---

[1]) s. oben S. 158.

[2]) s. oben S. 138.

[3]) Im Universitätsalbum habe ich seinen Namen nicht gefunden. In D.'s Stammbuch findet sich ein Blatt mit der Aufschrift:

Dort oben am Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Dass die Kutt' in die Höh' springt.

Giessen, Mai 1818.

Denken Sie bei dieser Stimme vom alten Rhein in guten Stunden an Ihren
Boehm.

[4]) s. oben S. 152.

[5]) Beim Syndikus Oeser hatte E. als Student gewohnt. S. oben p. 129.

gefangen hielt. Ich ritt bis Rockenberg, wo ich den alten Diez mit Versteigerung der Effecten des Prälaten beschäftigt fand, und sandte das Pferd zurück. Von da gings zu Fusse, und zwar mit wunden, gedrückten Füssen an Obberhof einer schönen Wiesen und Erlenbache nach, an Steinfurt vorbei nach Hause, wo ich Nachts 11 Uhr eintraf.

Wenige Tage nachher kam Fritz ganz spät Abends, um von hier weiter nach Utrecht zu reisen; er blieb einen Tag, an welchem wir Nachmittag weit bis über Engelthal von der rechten Seite den Wald durchstreiften bis oben an die . . . . . bank und weiter vor nach Eichen hinunter. Oben an der Bank vor Engelthal wurde Tasso gelesen und Abends erst zurückgekehrt. — Ich fühle mich um diese Zeit schon unwohl, düster und unkräftig zu Leben und Arbeit. —

1822.

Die grosse Lücke in den Aufzeichnungen des Tagebuches wird in etwas ausgefüllt durch die erhaltenen Freundesbriefe. S. Foerster l. c. No. 27—34.

Rückblick ins Jahr 1822.

Januar: . . . . Da war ich wieder in Giessen. Fritz hatte mich nicht mehr erwartet. *Es war entschieden, dass Fritz mit dem Frühling nach Bonn ging, um dort an der Universität eine Lehrerstelle zu bekleiden. Er bereitete sich auf Dante vor, übersetzte für die Zwickauer Ausgabe Scott's Kloster.* —

Ich tauschte mit Fritz meinen Dante gegen den Koran von Boysen[1]), nachdem ich bisher getrachtet.

Wir besuchten noch Fr. v. Metttingh[2]), welche als Fr. Freundin

---

[1]) *Der Koran, oder Gesetz für die Muselmänner durch Muhamed* . . ., übers. von F. C. Boysen. Halle 1773. 2. Aufl. 1775.

[2]) Philippine von Mettingh, Tochter des fürstl. Sayn-Wittgensteinschen Geheimen Rates v. M., Verfasserin einer Anzahl Novellen und Romane (Des Schicksals Tücke, Quedlinburg 1818; Opfer des Zeitgeistes ib. 1821 u. s. w.). S. Scriba l. c. II, 482 f. Ein nicht datiertes Blatt in Diez' Stammbuch trägt von ihr die folgende Aufschrift:

Seit einst Psyche niedersank
Aus des Himmels Auen,
Sehnt sie sich Aeonenlang
Wieder aufzuschauen;
Und dem Flügel, den sie regt,
Den sie, ach zerknickt, bewegt,
Mag sie nimmer trauen.

Möge Ihrem regen Streben, Ihrem rühmlichen Durst nach Kenntnissen volle Befriedigung werden, und möge ein günstiges Geschick alle die reichen Gaben Ihnen spenden, welche Ihnen wünscht

Ihre

ergebene Freundin und Cousine
P. v. Mettingh.

abermals sehr zuvorkommend war. Sie besorgt uns einige Bändchen Uebersetzungen v. Byron, nahmentlich Manfred, den wir auf der Rückreise über Butzbach mitzunehmen gewünscht. Nachmittags brechen wir auf; der Tag war unbeschreiblich mild und lenzlich und so schlenderten wir nach Butzbach in den Engel, wo wir so bequem als möglich und behaglich zum Lesen Manfreds uns einrichteten. Seine Aehnlichkeit mit Faust und Verwandschaft fiel auf, doch überhaupt wollte es an dem zerstreuten Abend mir nicht zu Sinn. Morgens schieden wir vor Butzbuch; nicht ganz befriedigt. Fritz war fortwährend leidend, rauh, unklar im Innern, es konnte zu keiner Uebereinstimmung kommen. Er versprach, bei naher, erforderlicher Reise nach Frankfurt und Verweilen daselbst über Florstadt zu kommen. Nebeliges Wetter, über Steinfurt nach Hause.

März. Fritz D. war hier; er *kommt nach Bonn und will wegen Sprechübung im Italienischen einige Wochen in Frkt. zubringen.*

10. März: Besuch in Frankfurt, besonders bei Fritz D.
(Florstadt.)

April: Nach Ostern mit Fritz D. und Thudichum, welche beide hier eintreffen, nach Frankfurt. Fritz reist weiter nach Bonn.

Ocober 8.: Rückkehr von Giessen. Schöner Tag. Fritz begleitet uns[1]) bis in den Giesser Wald, wo er scheidend es noch ungewiss lässt, ob er über Florstadt nach Mainz nach Bonn zurückkehren wolle. Sein Eigensinn verdross mich, ich lehnte ein — vielleicht von Fritz beliebtes — Zusammentreffen in Ossenheim ab.

1823.

Jan. 2.: Auch die treffliche Corinne, die mich so sehr entzückte, in die Zwickauer Ausgabe zu übersetzen, dachte ich als eine angenehme und dabei einträgliche Beschäftigung, und liess deshalb Thudichum später an Fr. Diez nach Bonn schreiben.

März 26.: Fr. Diez, der in einem Brief Thudichum bemerkt, dass er mich, vielleicht Charfreitag, besuchen wolle, schrieb ich[2]) über meinen Zustand, und was er hier zu erwarten habe, und dass er, wenn ja, später kommen solle.

April 13.: Eine dem Briefe Thudichums beigelegte Antwort von Fr. Diez auf meinen Vorschlag, die Corinne zu übersetzen, anmasslich vornehm abgefasst, veranlasste mich, bei Gelegenheit eine Erklärung wegen meiner früheren Briefe an Fritz, wie ich sein Herkommen verbath, darauf verdientermassen zu erwiedern[3]); diess ward mit einem Briefe an Müller, in dem ich die neue Fortsetzung des Conversationslexikon forderte, abgeschickt.

---

[1]) Ebenau und Thudichum.

[2]) S. Foerster, *Freundesbriefe* No. 37.

[3]) S. Foerster, *Freundesbriefe* No. 38.

August 15.: Er [Ludwig Thudichum] bringt einen Brief von Fr. Diez, an Thudichum geschrieben mit, verspricht einen nahen Besuch in Büdingen.

16.: Schreiben an Thudichum auch wegen Fritz, und dass er mich in Nidda besuchen könne.

1824.

Ebenau war in diesem Jahr zur Kräftigung seiner sehr angegriffenen Gesundheit längere Zeit zur Kur in Ems. Das Tagebuch enthält nur eine auf Diez bezügliche Notiz unter dem 30. Juni: „Schreiben an Fritz nach Bonn. Frage, ob ich ihn nicht vielleicht in Coblenz sehen könne". Dieser Brief ist erhalten und von Foerster l. c. unter No. 41 zum Abdruck gebracht. Die Begegnung der Freunde scheint nicht stattgefunden zu haben.

1825.

April 14.: Fritz D. war dagewesen[1]), zu meiner Ueberraschung und Betrübniss. Ich schrieb sogleich an ihn[2]), um einen zweiten Besuch bittend, da ein Wiedersehen hier vortheilhafter schiene. Bestimmung auf den nächsten Mittwoch, wo ich bis Butzbach fahren und ihn mit hernehmen wollte.

18.: Wieder kein Brief von Diez, sowie den 19. Doch bleibt die Fahrt beschlossen, da er auf blosse Nachricht dahin kommen zu wollen dem Vater zugesagt hatte.

20.: Noch immer rauhes und unfreundliches Wetter zur Fahrt. Mittag in Butzbach; wir essen bei Zühl[3]). Vergebens frage ich in der Post nach Diez; daher ich nach Tische weiter gen Giessen wandere, fahrend bis gegen Grossenlinden; Regen und kalter Wind. Ich begegne Zühl auf der Höhe vor Giessen. Einkehr im Löwen, wohin ich Diez berufe. Er kommt und es erklärt sich, dass seine Antwort auf meinen Brief unterwegs liegen geblieben sein müsse[4]). Zusammensein den Abend im Löwen, wo ich zu übernachten beschliesse. Diez hat sich wenig verändert im Aeussern, doch schien er noch älter und trockener geworden. Ach, wie war es sonst gegen jetzt! Doch öffneten wir uns gegenseitig und näherten uns.

21.: Bei Adrian, nachdem Fritz mich nach seinem Hause abgehohlt hatte. Ein über Erwarten angenehmes Wiedersehen. Adrian war unverändert, noch liebenswürdiger und gediegener, schien mir, wie sonst. Seine Wohnung und ganze Umgebung freundlich und behaglich. Nachmittags trafen wir im Buschgarten zusammen, wo ich mir ein paar schöne Stunden versprochen hatte, die aber in der

---

[1]) In Florstadt.

[2]) s. Foerster, *Freundesbriefe* No. 42.

[3]) s. oben S. 137.

[4]) s. Foerster, *Freundesbriefe* No. 43.

faden rauchenden Gesellschaft der Professoren, die sich um uns sammelten, sehr leer und albern hingingen. Ich lernte den Rector Stickel, Hildebrand etc. kennen. Gegen Abend nach Hause und dann aufs Kolleg, wo ich in dem geliebten Giessen mich zuerst frei und wohl zu fühlen hoffte. Bis spät 10—11 blieb ich und wurde dann nach alter Sitte in die Neustadt begleitet.

22.: Spatziergang durch das Wallthor, rechtsum über den Wiesengrund nach dem Philosophenwald und unserm Amphitheaterplatz. Welche Welt stieg in meiner Seele wieder herauf! Wenn ich immer hierher kommen könnte, sobald mein Verlangen mich triebe! Wie selig war man oft an dieser herrlichen Stelle! — Ueber den Trieb nach Hause. Der Frühling drang lebhaft aus den Zweigen. Abends bei Adrian, wo wir zu Nacht assen. Er erfreute mich durch das interessante Geschenk mehrerer Briefe von Matthisson, Kotzebue und andern dergleichen. Adrian wird ins Einhorn gerufen, daher wir auseinandergehen.

24.: Der träge oder zögernde, unentschlossene Fritz war endlich zu einem Gang nach unserm Wäldchen zu bringen, so dass ich doch diesen Ort wenigstens noch wiedersah. *Mehrere der herrlichsten Sonette Petrarca's hatten uns schön gestimmt*, der Tag war warm und lieblich. *Fritz sagte mir viel belehrendes über Dante*, während wir im traulichen Tannenwald lagerten. Mittagessen bei Eckstein; es ward ausgemacht, dass wir zusammen einen Wagen nehmen und nach Oberau fahren wollten, Krach übernahm die Bestellung. — Ich schied früh, weil wir nach dem Schiffenberg[1]) zu wandern gedachten. Aber es verzögerte sich und ward nichts daraus. Gegen Abend noch ein wenig bei Adrian, heiter und spassend, wie gewöhnlich; dann noch einige Spatziergänge um die Schor und Stadt.

Am Colleg erfuhr ich, dass man keinen Wagen erhalten und wir also nochmals bis zum Dienstag warten mussten.

1827.

Janr. 10.: Er[2]) sandte Diezens Brief und seine Geschichte der Troubadours, ein treflich gelehrtes Werk. — Satyrische Nachschrift, die ich in Erwiederung mehrerer wunderlichen Phrasen seines Briefes der Antwort Thudichum unterzusetzen beschloss.

Febr. 13.: Die Troubadours von Diez . . . .

April 22.: Diez, etwas mager und blasser und, auch abgesehen von Uebelbefinden und der Reisestrapaze, gealtert.

Mehrere Tage gegenseitigen Mittheilens mancher Art, die

---

[1]) Einer der heute besuchtesten Ausflugsorte in der Nachbarschaft von Giessen, von wo er in einer Stunde zu Fuss zu erreichen ist.

[2]) Thudichum.

neuen Ghaselen Platens, mit dem ich Diez erst bekannt mache, werden wiederhohlt mir zur wachsenden Lust, gelesen, auch mancherlei Gedichte, Aphorismen und dergl. Aeusserungen von mir. Ich erfahre, dass Schwenk (unter dem Zeichen Ll.) in der Iris mitarbeitet. .... So kam der Mittwoch, an dem ich Thudichum entgegen, nach Lindheim zu fahren zugesagt. Diez entschloss sich zu bleiben und diese abzuwarten.

25.: Wir fuhren über Altenstadt[1]), wo Diez bis zur Rückkehr blieb. Minchen begleitete mich, Georg und L. erwarteten in Jordans. So kamen wir am Abend zusammen nach Florstadt. Ich entwerfe einen Plan gemeinsamer Reise in die Messe, welcher andern Mittags ausgeführt wird.

26.: Die Doctoren gehen zu Fusse, L. und ich fahren nach der Chaussee. Bald fällt und plagt uns ein heftiger, bis Ilmstadt anhaltender Regen, dass wir ziemlich durchnässt, in N. Wöllstadt zu den andern, auch Ludwig, der von Rödelheim gekommen war, treffen. Ueber Vilbel, wo Menschen und Pferd sich erquicken, gegen Abend nach Frankfurt, in welches Diez und ich einziehen, während die andern mit dem Fuhrwerk weiter nach Rödelheim ziehen. Unarten des Pferdes, welche L. und besonders um ihretwillen auch mich, beunruhigen. Freundlicher Empfang bei Hinkels; Winkler und Frl. Koch, waren noch in der Stadt.

27.: Umherschlendern in der Messe die folgenden Tage, einzelne Einkäufe: Salzfässchen, Butterschale ... J. Paul's Bildniss, Strohdecken, Leuchterchen und dergl., sonst wenig erhebliches begegnet. Mit L. und den andern nachdem wir uns zusammengefunden, in dem naturhistorischen Kabinet etc. ... An Jügel's Laden, wo Börne's Bildniss[2]), der interessante, schlechtgekleidete Mensch. Im Kasino die Bruchstücke von Jean Paul.

28.: Um Diez, welcher abzureisen Sinnes war, zu finden, suche ich Schwenks Wohnung auf, und treffe dort, sehr überrascht, ausser Thudichum und Diez auch Prof. Welker. Sein freundlich. Entgegenkommen und theilnehmend Wesen, war mir, in der Art, so unerwartet, als meine Freude ihn wiederzusehen, und der ganze Eintritt in diesen Kreis; obgleich die Schwäche der Unterhaltung, der Urtheile (über Platen, dessen Lobpreiser und Verkündiger, eigentlich ich und Thudichum erst wurden) mir auffallend und merkwürdig war. Mir bestätigte sich der Glaube, wohin das eigentlich gelehrte Handwerk führe, zu Pedantismus, Trockenheit, Nüchternheit; keine rechte Frische des Lebens begegnete mir, obgleich hier lauter geist- und kenntnissreiche Leute waren; ich fühlte,

---

[1]) In A. wohnte Diez' Schwager Holzapfel.

[2]) s. oben S. 130.

dass Thud. und ich uns wirklich auszeichneten. Gleichwohl zog mich Welker lebhaft an, und die wieder oder neugemachte Bekanntschaft war mir die ganze Messereise werth. Auch mit Schwenk verstand ich mich bald, sodass ich ihn wider Erwarten, lieb zu gewinnen anfing. Nachmittags wieder zusammen; nach kurzem Spaziergang mit Welker und Thud. ins Theater, wo 2 kleine, schlechte Lustspiele, gut gegeben (Lindner, Natur und Kunst) uns unterhielten. Herzlicher Abschied von Welker.

29.: Beschluss, über den Sonntag zu bleiben. Schreiben nach Rödelheim. Ich suchte Diez auf und begleitete den Weggehenden bis ans Thor.

1828.

Mai 10.: Brief von Thudichum, u. Diez, Aufforderung, mit nach Bonn zu reisen. Der Gedanke beschäftigt mich lebhaft.

12.: Erwiderung an Thudichum, wegen der Bonner Reise . . .

1829.

October: Diez, den ich erst noch erwartete, kam nicht.

December 22.: Diez Troubadours.

1831.

Mai 1.: Zu Giessen, Spaziergang mit der Familie Diez in den Philosophenwald. Das holde Mädchenwesen in Ottilien's[1]) Erscheinung. Fritz in dieser Nacht fort.

Mai 7.: Schreiben an Fritz.

1833.

April 26.—4. Mai in Frankfurt bei Hinkel. Schreiben und Verhandeln mit Schwenk wegen des Verlags der Erzählung. Alle Versuche vergeblich. Diez sucht mich auf. Das politische Ereigniss und die Gespräche veranlassen mich zu pol. Aufsätzen in Briefen. 2mahl in Höchst. Diez kommt von Darmstadt zurück; wir essen bei Schwenk.

1835.

November 8.: Gegen Abend, nachdem den Tag über am Kundschafter gearbeitet, Briefe geschrieben worden, an Thudichum, Diez, T . . . .

1838.

October 7.: K. Simrock von Bonn, mit einem Brief von Diez. Einige sehr angenehme Abende. Er vergleicht und excerpiert die älteren Ausgaben der Volksbücher zum Zweck einer neuen Ausgabe. Eine recht werthe, ansprechende Bekanntschaft. Er nahm einige Zeilen mit an Schwenk nach Frankfurt und an Diez.

1839.

Sept. 25.: Diez auf der Bibliothek.

[1]) Diez' jüngere Schwester.

Auf einer Lahn- Rhein- und Main-Reise.
Herbst 1815[1]).
[Von Friedrich Diez].

Auf der Reise.

St. Goar, den 16. Octbr. 1815.

I.

Es war bei dem fröhlichen Klingen der Becher, als wir eine Reise an den Nieder-Rhein zu unternehmen übereinkamen. Dieses herrliche Vorhaben unterhielt uns mit seinem Reiz die ganze zweite oder sinkende Hälfte des Sommers, wir betrachteten es als den Hafen, worin unsre verbundenen Schiffe nach einer Fahrt durch das Meer des Entzückens, die Welten des Höchsten und Heiligsten, die prachtvoll im Abendroth scheinenden Klippen des Ungeheuren landen möchten — die Krone, welche unser Kreuz schmücken und verherrlichen sollte.

Den 23. Septbr. 1815, Samstags Abends schieden wir, um uns nach wenigen Tagen, den 4. Octbr. wieder zu vereinigen; den 5. wurden alle Anstalten getroffen, und dann die Fahrt begonnen.

(Den 6. nach Weilburg. $7^1/_2$ Stunden).

O, wie wohl wollte uns der Himmel, wie liess er seine Lüfte uns umspielen, seine Erde unter uns grünen, seine ach schon halb vom herbstlichen Hauch gebleichten Eichen säuseln, und seine hohe goldne Krone im azurnen Felde ihre ewigen Lichter ausgiessen. Ihm wollte es gefallen, uns die ganze Reise im himmelblauen goldgestickten Hintergrunde darzustellen.

Die heimathlichen Berge begannen uns glückwünschend Lebewohl zu sagen, noch einen Blick in die schönen freundlichen Thäler: denn Wezlar erschliesst uns seine Pforten. Dort traf uns Autenried[2]) bei einer Flasche Wein und begleitete uns unter mancherlei Gesprächen eine gute Strecke. Das erste was uns nun Herrliches erschien, wie ein Vorspiel, eine Andeutung des noch Erscheinenden, war Braunfels, welcher hohe Ort, wie ein Hort, gebieterisch, doch freundlich in die Gegend blickt. Welche unermüdende herrliche Abwechselung von Berg und Thal, welche Fülle der Wälder. Wir betraten einen heiligen erhabenen Buchwald, wo unser

„Windes Rauschen, Gottes Flügel
Tief in dunkler Waldes-Nacht"

wie ein gothischer Tempel uns umfieng. Am Ausgang erblickten wir am Felsen liegend Weilburg, zu seinen Füssen der ersehnte

---

[1]) S. oben pag. 129, Anm. 4 und pag. 131, Anm. 1.

[2]) Franz Friedrich Autenried aus Wetzlar, studiert die Rechte ... (Universitätsalbum 1813, Nov. 13).

Fluss. Hier zuzubringen nur drei, vier Jahre, man könnte eine Ewigkeit darum geben. Doch deuten die Sterne auf noch seeligre Erscheinungen, wenn schon trübe Wolken sie eben entzogen haben. Im Bette lasen wir noch Fouqué's Galgenmännchen und schliefen getröstet ein. Mitternachts aber fiel ein Traum auf uns, wie vom Prasseln des Regens. Erwacht erkennen wir das traurige Ereigniss. O wie gern hätten wir alle Gluth des Herzens gegeben, den Himmel zu läutern, die Erde zu trocknen!

(d. 7. Oktbr. nach Limburg. 6 Stunden.)

Wir lasen noch einige Erzählungen von Fouqué, und gingen dann 1½ Stunden durch den Regen. In Nebel gezeichnete Berg- und Burggestalten. Gastfreundlicher dunkler, dunkler Buchwald. Etwas von Oranienstein gesehen. Limburg. Schöne Aussicht von der Lahnbrücke. Und die Sterne zogen wieder auf in der gewohnten Pracht, und wollten uns einen glücklichen Tag zuwinken.

(d. 8. Octbr. nach Nassau. 6 Stunden).

Eigene Bauart der Kirche zu Limburg. Diez, schön gebaut; Bewirthung mit Roussilloner Wein und Zwetschenkuchen. Neue Berge; links überm Hügel Fachingen. So wandelten wir weiter, bis uns in seine geheiligte Stille ein wilder, noch dunkelgrüner Buchwald aufnahm. Welche schönen Wälder, Haine und Büsche. Zierlich gebautes Dorf Holzapfel. Unglückseelige Schmelze[1]. Glorreiche Aussicht in die fernsten Berge und Bergthäler. Versöhnt und trunken lagern wir uns im heiligen Schatten, bei einer Labung Wein lauschend den Tönen Ossians und Fr. Schlegels. O wie leib- und seelgestärkt stiegen wir nun den Berg hinab, wie voll seeliger Ahndung. Und sie sollte nicht trügen. Denn zwischen grauen und grünen Urfelsen ergoss sich schäumend der Lahnstrom, immer und immer vollendeter entfaltete sich die Aussicht, unter dem Klingen von mannigfaltigen Liedern that sich unsern Herzen ein Thal auf, so dicht von Felsen eingeschlossen, und unten gleitete der geliebte Fluss, fern stieg Kloster Arnstein hervor, und tiefer hinein überfüllten Burg Langenau und der herrliche herbstliche Kranz der Bergfelsen die träumende irre Seele, die schon unter den Anregungen der glorreichsten Poesie hin und herfluthete.

II.

Rüdesheim, d. 17. Octbr.

Wieder ein Tag des Paradieses zerronnen und Herrliches gesehen; Felsen, Burgen, Dörfer, Städte, Weinberge, Inseln, Klöster, Schiffe, sanfte und brausende, gähnende Fluthen gehen wie ein Schattenspiel, ziehen wie Wolken an dem Aether der Seele vorüber.

---

[1]) Der entsprechende Passus in Ebenau's Aufzeichnungen lautet: „Die Schmelze und Bergwerke bei Holzapfel. Der Krieg über letztere“.

Sie muss sich fassen und ihre Blicke wieder zurück in das Lahnthal werfen.

Unfern der Burg Langenau ist ein starrer nackter Fels hineingeworfen; ihn erklommen im Brausen des Wind- und Wasserstromes: Höher herauf zu mir! rief uns Golo aus nebeldunkler Ferne:

„Hör wie der Waldsturm unten braust und schäumt".

Unglückseelig zerschmetterter, dir wird ein Denkmal auf diesem Golosfelsen errichtet, das uns in den heiligen Irrgängen der seeligen Genoveva immer neu vor die Augen trit. Voll dieser Gedanken erweckte uns die hohe Burg Nassau überm Flecken gleiches Namens. Wir assen und tranken recht gut, lachten dabei ganz unmässig am Tisch über die Weise eines dicken und bedächtigen Herrn, den wir zu Coblenz wieder antrafen. O wie seelig schliefen wir im „ewigen Rauschen sanfter Wellen", das den Schlummer mit Lilien und Rosen bestreute.

(d. 9. Octbr. nach Coblenz. 5 Stunden.)

Frühmorgens sezten wir über die Lahn und erstiegen die sehr hochliegende Burg Nassau, Stammfeste des Naussauischen Hauses. Wie toben die Stürme, wie lieblich breiten sich die Wiesen an den frischen Bächen, wie ragen die Felsen, wie riesenhaft ziehen die Wolken gleich Gespenstern über die Matte. Kampf der Sonne. Ossians Selma und Oinamorul. Unten die Burg Stein. Ueberfahrt. Ewig neue Thäler. Bad-Ems mit warmen Quellen. Auf dem rechten Lahn-Ufer steile Wände mit Gebüsch und Reben. So erreichten wir den Fuss des höchsten Berges: ahndend schlug das Herz, und immer höher, je tiefer das Auge hinabsah; er war überwunden; eintraten wir in den anmuthigsten Eichwald mit seinen Schlangenpfaden: eine kurze Strecke weiter und zu unsern Füssen lagen die Thürme und Zinnen von Coblenz, röthlich war die Mosel, auf die Heide gemahlt, das Thal hat sich lieblich erschlossen, wie man wohl aus dem Klippensturm und Geisterkampf der hochnordlichen Lieder gern wieder in den milden Garten des Romantischen tritt. Wir stehen mit Einem Mal in Ehrenbreitstein, und rechts thut sich uns die Feste kund. Ueberfahrt im Nachen 12 Kr., auf der fliegenden Brücke $1^1/_2$. Schöne Häuser und Anlagen. Mosel und Rhein von Stein. Umfang beider Ströme: Farbenabstich. Moselbrücke. Wir erstiegen Abends noch die Feste Ehrenbreitstein. Gigantische Trümmer. Glorreiche Aussicht: denn Rhein und Mosel lagen in ihrer liebenden Umarmung so friedlich unter uns, geduldig unter dem Bauch der Schiffe; die beiden Städte an ihren Stranden, die blühendsten Felder mit dem Schmelz ihrer Kräuter, Wälder, Dörfer, Bäche und über uns das reinste umfangende Blau: wir sogen all die Seeligkeit dieses Himmels, als auf einmal uns eine ungeheure Erscheinung hinriss: ein ferner Berg brennend in den Flammen des

Abendroths — —. Das Erhabendste hatte sich vollendet, nichts war zu wünschen übrig, heiter und ruhig die Brust.

(d. 10. nach Wersling. 14$^1/_2$ Stunden.)

III.

Rüdesheim, den 18. Octbr.

Für das Schiff von Coblenz nach Bonn bezahlte jeder 2 fl. 6 Kr. und 24 Kr. Trinkgeld. — Stille Fahrt im Morgenschein. Rückblick auf Ehrenbreitstein: weit und breit leuchtete uns dieser Stein der Ehre noch nach. Blühende Dörfer und Felsufer. Tiefer im Land liegt das freundliche Schloss Engers. Neuwied. Links das alte ruchtbare Andernach, wo wir ausstiegen. Und hier war es, wo uns das enge Thal in seine ewigen Felssäulenhallen aufnahm. Burg Hammerstein rechts, ebenso die Stadt Bruyl: links Höningen und Burg Reinecke. Mittagsessen zu Linz (7 Stunden). Rolandseck rief uns die Geschichte vom Ritter Toggenburg vor, die sich dort zutrug. Gothesburg [Godesberg]. Das Siebengebirg thut sich auf. Drachenstein. Wolkenburg. Bonn steigt aus der Fluth. Unbedeutende Kirche, doch an manchen Orten artig gebaute Stadt. Wir gingen zu Lande weiter unter der Gunst der prachtvoll aufsteigenden Sterne, die uns mancherlei Empfindungen vorriefen: alles ein Nelken- und Lilienfeld: denn der Mond milderte das Gold. Ostwärts blinkt der röthliche Mars: vor uns rollte der ewig glorreiche Wagen seine silbernen Räder in schweigender Pracht: wie still ist es drüben in den Sphären der Unsterblichkeit! — —

Wersling, ein artiges Dorf. Freundliche Leute. Dunkle Morgengluth der Sonne am Himmel und in den Wellen.

(Den 11. nach Kölln. 2$^1/_2$ Stunde).

Anblick der thurmreichen Stadt. Ob ich den Oheim antreffen werde. Eintrit. Rheinberg: vereitelte Hoffnung. Wir kehren im goldenen Karpfen ein, und fliegen, Köllns Herrlichkeit zu sehen. Ungeheurer Eindruck des wie zerstückten Doms, wir besteigen den Thurm und übersehen die Anlage des Ganzen. Köllns bedeutender Umfang. Ueberfahrt auf der fliegenden Brücke nach Deuz. Wanderung in der Stadt. Lustiger Anblick des Hafens mit seinen tausend Wimpeln auf den Masten sehr bedeutender Schiffe. Schauspiel. Körners herrliches Gedicht „Hedwig“ verzerrt in ein tragicomisches Schimpfspiel. Besser stellten sie dar ein Nachspiel desselben Dichters. — Schlechtes, elendes Abendessen, das aus dreierlei Sorten von faulem Fleisch bestand. Unmuthig zu Bette gegangen.

(Den 12. nach Wersling zurück.)

Die Einwohner [von Köln] sind zwar gefällig, aber doch glaubensdumm und dennoch spöttisch, reden elend, sind französisch gesinnt, mit Einem Wort, recht italiänisch, wie Schreiber bemerkt.

Das Rathhaus ist gothisch artig. Das Bild von Rubens, die Kreuzigung St. Peters hat mir eine wahrhafte Vorstellung von ächter Kunst erregt: dieser Ausdruck des Schmerzes und des verklärten Trostes im Gesichte des Märtirers: denn ein Engel reicht ihm Krone und Palme: die grinsenden Gesichter der Schergen, die ganze Anordnung der Gruppe ist hinreissend. Man hat diess Gemälde der Räuberhöle Paris entrissen und den 18. wird es wieder in die Peterskirche gebracht. Die übrigen Gemälde sind nicht der Erwähnung werth. — Lange Weile, Ankunft des Königs von Preussen. Feierlicher Empfang. Mittags im Rheinberg. Abgegangen um 4 Uhr. Unterwegs trafen wir einen lustigen Schiffer an. Wersling. Neue Morgengluth prachtvoll.

(Den 13. nach Hunf [Honnef]. 5 Stunden.)

— und diess genug für heute: denn der Jahrestag der Völkerschlacht ist herangerückt, und alle Zeit sei seiner Feier geweiht.

IV.

Frankfurt, d. 20. Octbr.

Da siz ich nun in der hochgepriessenen teutschen Bundes-Stadt, und überdenke die Lehrheit der beiden vorigen und noch kommenden Tage. So elend dachte ich den 18. nicht zu feiern. Sollte dies vielleicht eine ahnende Andeutung eines schlechten Friedens sein? — wovor Gott uns schirmen wolle, so sehr auch jezt der böse Feind darauf arbeitet! Mit einem immer noch schimmernden Stern der Hoffnung und des Trostes fahr ich weiter fort.

Fröhlich brechen wir von Wersling auf, im Geiste die Bilder des heutigen aufsteigenden Tages. So trafen wir zu Bonn[1]) ein, wo wir einige schöne Strassen fanden, den Wein aber furchtbar theuer bezahlen mussten. Die Ueberfahrt auf das rechte Ufer kostete $1^1/_2$ Kr. Königswinter, mit welchem Namen wir durch mannigfache Veränderung Spass trieben, liegt am Fusse des Drachenfelsen und ist klein doch artig. Dieser aber ragt mit seiner ungeheuren Höhe wie eine Säule des Himmels, ein Denkstein oben drauf des alten teutschen Ruhmes, siegprangend über seine Brüder in das Blau des Himmels. Die Burg ist mit undenklicher Adler-Kühnheit auf die schroff herausstarrenden Felswände gefügt: diess vermochten nur die geharnischten Geister des teutschen Ritterthumes, kühn erkohren sie sich zum Horst diese allem Sturm trozenden Felsen-Nester, wohl wissend, dass dem Ungeheuren Ungeheures ziemt. Welche

[1]) Ebenau schreibt unter dem 13.: Schmutzig, wie Tags vorher; in einem nahen Dorfe lässt Fritz sich Schnürstiefel, die ihn drücken, in Schuhe umwandeln. Wir erfrischen uns ein bischen in Bonn in einer Weinkneipe, werden geprellt und prellen sogleich auch gebührender Massen (die 24 Stüber).

Kräfte wachten an den Ufern des alten Rheines, an seinen Steinwänden Burgen, Kapellen, die er nimmermehr wegzuspülen vermöchte: denn in undenkliche Zeiten weht und haucht ihr Geist fort in diesen alten Behausungen. Und diess fühlten auch wir, als wir den Geist erhoben, den Blick versenkt in die reichen Erscheinungen auf einem Gesteine ruhten. Wie klein erschienen uns die Menschen mit ihren Kähnen und flossend, die ihnen das geduldige Element trägt; wie ein Bach floss der Rheinstrom mit seinen hundert Windungen da. Eben streute das Abendroth seine ersten Nelken aus, gerührt und erschüttert und gestärkt verliessen wir diesen Thron des Gewaltigen; doch im Herzen den ewigen Stachel der Sehnsucht. O warum muss das Schöne nicht bleibend sein, warum so zurücktreten in den Schatten des Nichts — wie weit ist es schon entflohen, als wir dort oben lagen, ermuthigt durch den Geist der Alten, den wir in jedem Gedicht, das wir lasen, immer stärker fühlten; ermuthigt, aber auch wie durch die Einklänge der Musik gerührt! So lebt denn wohl, ihr schönen schönen Bilder auf ewig: denn was hoch und herrlich ist, kann nicht wiederhohlt werden: es kann nur Einmal geschehen! — — — Tiefer unten ragt das Denkmal, welches der hiesige Landsturm dem tapfern gefallenen preussischen Obristen Genger [?] gesezt hat: ein edler Gedanke, es hierher zu sezen, wo es den Rheinstrom überblickt als eine ächte Säule unsrer Herrlichkeit. Die gegenüberliegende Wolkenburg ist noch mehr zerfallen, denn der Drachenfels, und liegt etwas tiefer. Verirrung beim Hinuntersteigen. Im Lichte des Mondes angekommen zu Hunf. Der wackere Zollaufseher (?).

(Den 14. nach Ehrlich [Irlich]. 7 Stunden).

Rückblick auf Drachenfels. Dorf Erpel. Städtchen Linz. Ueberfahrt. Wir verirren uns im Weidenwald (!) vor Senzig [Sinzig], einem eben nicht schönen Städtchen. Anblick von Höningen. Burg Reineck. Unser wunderlicher Schiffer bewirthet uns mit Wein. Schloss Hammerstein, gegenüber auf dem rechten Rheinufer Stadt Andernach. Römischer Thurm und Mauer. Wie sehr bedauerten wir, den $2^1/_2$ Stunden entlegenen See nicht sehen zu können, sammt der Kapelle der heiligen Genoveva. Ueberfahrt. Ankunft im Dorf Ehrlich.

(Den 15. nach Rens. 5 Stunden).

$^1/_2$ Stunde weiter lag Neuwied, eine recht schön gebaute freundliche Stadt. Trefflicher Wein, die Flasche für 24 Kr. und . . . . kuchen [?]. Kunstgarten und Schloss des Fürsten. Herrnhutische Erziehungs-Anstalt und Kirche. Ueberfahrt. Ehrenbreitstein erscheint uns zum zweitenmal. Furchtbar durchnässt schon bei Neuwied, doch unter süssen Erinnerungen an frühere poetische Zeiten und mancherlei Anregungen der Schuljahre standen wir vor

Koblenz. Moselbrücke. Herrliche Gegend bei Lahnstein, einem Schloss an der Mündung der Lahn, rechts und links alte Burgen. Ankunft im Städtchen Rens, wo wir unsere Kleider trockneten. Nicht einladendes Nachtlager.

V.

Ortenberg in der Wetterau, den 23. Octbr.
(Den 16. nach St. Goar. 6 Stunden).

Anfangs schmuziges Wetter. Städtchen Poppert [Boppard]. Glorreiche Entfaltung der Gegend. — Und nun ruf ich euch hervor, ihr ungeheuren Bilder des Vergangenen, so sehr mir der Geist schauert in freudig-tiefer Versenkung, wenn ihr an ihm vorbeizieht mit all eurer stillen Pracht. Eine unendliche Rührung umfängt ihn mit . . [?], wie durch die Einklänge eines aus den tiefen Hallen der Erde steigenden Liedes. Und was bist du anders, du stolzer Rheinstrom, als ein altergrauer ruhmherrlicher teutscher Heldensang: Deine Wasser winden sich, wie Klänge aus den bemoosten Runensteinen; Du magst es allein deuten, was vom Urbeginn an Wahres, Geheimnissvolles in ihnen verschlossen liegt: wie seelig fühlen sich die eisernen Geister deiner Burgen, die im Morgengolde glühen, oder gleich Nebelsäulen im Monde heraussteigen, wie trozig und still horcht ihre Riesenseele dem aufsteigenden Brausen!

„Diess sind die alten Klänge,
Helden- und Klaggesänge
Aus ferner Riesenzeit".

O was liegen wir Thoren auf dem Grabe der Vorzeit und klagen und sehnen uns nach der untergegangenen: Hierher den kranken Blick gerichtet, und er wird gesunden, der Geist muss aufleben, und eine herrliche Blume des Wahren und Göttlichen treiben. Hier ist es, wo die kühnen Nibelungen den Thron ihrer Herrlichkeit hatten, hier, wo der adeliche Siegfrid und der wackre Dietrich ihre Kämpfe durchfochten. Hier ist es, auf dem Drachenfelsen, der Wolkenburg, Reineck, Ehrenfels, Sonneck, Hammerstein, wo die Alten über den listigen Drachen unsrer Freiheit siegprangend ihre Ehremberge schwangen, hier, wo auch Sickengrad [?] und Bernhard den alten Ruhm aufhielten! O du edle Pflanze des Teutschen Ruhmes, wie hast du wieder glorreich dein adlig stolzes Haupt in den reinen Aetherhimmel erhoben; wie strahlst du prächtig in den Diamanten der auf dich geweinten Thränen, wie purpurn aber auch in den Rubinen des dir geopferten Blutes: Dein Haupt mit einer stolzen, über den Bliz erhabenen Sternbinde geziert: Deine Knospen Kronen, deine Blätter Tafeln des Ruhmes, deine Zweige Sprossen, die den Himmel stürmen. Aber hier, an den Ufern des Rheinstromes steigt dein Stamm aus den Felsen, sie sind deiner Festigkeit Grundsäulen, Bürgen deiner ewigen Dauer.

Wie brausen die Wasser an die Fels-Eilande, wie vielfach runden sich die Wogen-Stürme durch die steinernen Thale, gleich wie der Geist sich durch die Nacht seinen Weg ungeregelt bahnt, und dann milder ans Licht trit. Hier braust es, als wollte er, jede Welle eine eherne Zunge, die Felsen wild ablecken, dass die Töne herausfliegen, dort gleitet er so mild, so eben die breitere Bahn: welch ein Bild des Ewigen, welch ein Abglanz unserer Seele! So gestimmt kamen wir an den Bornhofer Schlössern und der Maus vorbei nach St. Goar. Rechts liegt an der Stadt die von den Franzosen zerstörte churhessische Feste Rheinfels auf dem rechten Ufer an St. Goarshausen die Kaze. Wir kehrten im schöngelegenen Gasthaus zur Lilie ein, wo wir uns mit einer Flasche guten Weines noch höher stimmten. Auf dem Bette liegend, lasen wir Ossians Krieg von Karos, eine wunderherrliche Sage. Dann bestiegen wir die steile Feste und lasen, in einem Fenster sitzend, unsere edlen Lieder. Aus dem Fenster unseres Gasthauses aber saugen wir bis zum Abendlichte des Mondes die glorreichste Aussicht. Am Rhein gewandelt unter Mond und Sternen, unter der ewigen Anregung unserer geliebtesten Lieder:

„Füllest wieder Busch und Thal — —
„Fliesse, Fliesse lieber Fluss — —
„Seelig, wer sich vor der Welt — — —
oder „Dicht von Felsen eingeschlossen — — —
„Wer stand am See Tiberias — — —
„Freiheit, so die Flügel — — —

Beseeligt gingen wir zur Tafel, die uns ein Preussischer Obrist mit Kunden aus Paris würzte. Halb trunken legen wir uns nieder.

(Den 17. nach Rüdesheim. 6 Stunden.)

Zu Fuss gingen wir auf dem linken Ufer fort bis Oberwesel, einer sehr alten Stadt, über die herrschend die Schaumburg ragt. Hier fuhren wir über und gingen bis Kaup [Caub], den Vaterort eines edlen Weines, den wir dort kosteten. Auch über diess Städtchen ragt eine zerfallene Burg. Eingeschifft für 24 Kr. Die unbekannte dicke Frau. Auf einer Insel liegt die Pfalz, ein altes, steinernes Haus. Das wilde Gevierte (brausende Wasserstrudel). Anblick von Bacherach. Fülle von Burgen, welche die ewig neue Gegend an beiden Enden, wie Wächter behüten. Burg Sonneck. Kalter Wind. Asmannshausen. Burg Ehrenfels. In dem Nebel des Abends fuhren wir durch das Binger Loch; ein unerhörter Anblick: das furchtbare Toben des wilden Elements, schäumende Wogen, auf einer Klippe der Mausthurm, fernerhin im Schweigen des Abends Bingen, ein blutrothes Wölkchen fern über

der unendlichen Fläche des Stromes, das sich zulezt in den Mond auflöst; darunter der Donner der Kanonen, der den 18. Octbr. andeutet, und alles diess in der Hülle des nächtlichen Schweigens. So kamen wir zu Rüdesheim an, wo uns die Bilder des Tages, wie betäubende Lieder seelig in Schlaf wiegten.

(Den 18. nach Mainz. 6 Stunden).

Frühmorgens erstiegen wir den Niederwald, wo uns die Försterin durch die armseeligen Schrecken der Zauberhöhle führte, an deren Ausgang ein Häuschen steht, durch deren drei Fenster man durch den lichten Strahl, der in die Bäume gehauen ist, drei verschiedene Burgen oder Örter sieht. Von der nachgekünstelten Burg hat man einen prächtigen Anblick von Bingen, und den Umgebungen. So gross die Tiefe ist, so hörbar rauscht dennoch das Loch. Prächtige Aussicht vom Tempel über den ganzen Strom bis nach Mainz — und hiermit nehmen die Schönheiten ihren Abschied. Durch die Weinberge und verbotene Wege zurück nach Rüdesheim. Städtchen Ellenfeld. Zu Wallof fuhren wir über den breiten Strom. Oesterreicher. Kanonendonner. Musikalischer Wald. Mainz. Pässe. Schöne Strasse. Die Bleiche. Nach langem Suchen wiess uns ein Bürger in das Gasthaus zum goldnen Rädchen.

„Ei du Mainz mit dem goldnen Rädchen!" Der Erzherzog Karl im Theater, wo Hermann und Thusnelda sammt dem Titus schlecht gegeben wurde, so schön auch die Bühne erleuchtet war. Auch viele Häuser der Stadt waren erleuchtet. Vergeblich suchten wir auf der Rheinbrücke nach dem Kranz der Freudenfeuer: nur zwei oder drei leuchteten mehr traurig herüber. Leer, wehmüthig legten wir uns nieder.

(Den 19. nach Frankfurth. 7 Stunden).

Regen. Der Dom eine Fruchtniederlage. Kampf. Trauriger Tag. Hochheim: guter Wein. Höchst. Bolongarisches [?] Haus. Prachtvolle Abendröthe vor Frankfurth. Eingekehrt im goldnen Löwen, wo ich den Abend mit Ludwig zubringe.

(Den 20. zu Frankfurth).

Mit Karln und Ludwig die Stadt durchstrichen. Dom erstiegen und betrachtet. Russen. Zurbuch[1]), Zeile, Buchhändler, Fouqué's Todesbund. Abends in den theuern und schlechten Kaffeehäusern. Unterhaltung mit Ludwigs Nachahmungskunst. Traurige Empfindungen im Bette.

(Den 21. nach Altenstadt. 6 Stunden).

Den Todesbund ausgelesen. Abschied von Ludwig. Abschied

[1]) S. oben S. 136, 142.

von Karln. Trüber Tag. Karoline [Diez' Schwester] in Altenstadt. Trübseeliger Abend, wo ich zuviel jungen Aepfelwein trank.

(Den 23. nach Ortenberg. 3 Stunden).

Schöner Tag von Ortenberg. Ankunft um 12 Uhr. Freundlicher Empfang von Seiten des H. Hofr. K. Pilger und des Vaters. Landwehr. Papiermühle. Nachts Krankheit.

(Den 23. zu Ortenberg zugebracht).

Prächtiges Wetter. Spazierfahrt.

VI.

Abends.

O wie herrlich mild war heute der Himmel; wie hätte ich froh sein wollen, wenn mich nicht diess Uebel mit seinen kalten Armen umschlungen hielte!

Himmel, heute vor 8 Tagen trafen wir zu St. Goar ein, lagen am Fenster. Wo wird K. sein? Wie unseelig wären wir, hätten wir nicht den himmlischen Trost der Erinnerung, alles in Nichts versunken, doch die milde Göttin will uns tröstlich die dunkeln Nebelbilder in edler Klarheit vor die Augen stellen — und geniessen wir nicht wirklich, solange wir sie schauen, wie wieder unter ihnen, von ihnen befangen?

VII.

Giessen, den 29. Octbr.

(Den 24sten zu Ortenberg).

Ueble Nacht. Der Himmel umzogen. Wiedererholung.

(Den 25. nach Steinberg bei Giessen).

Im Regen geritten über Echzel nach Steinberg, wo die Dunkelheit und der Regen als Hinderniss der Fortsetzung unserer Reise eintraten.

(Den 26. nach Giessen).

Ankunft zu Giessen um 11 Uhr Morgens. Völliges Ende der Reise.

Erwärmt von der Sonne fröhlichster Gefühle dachte ich damals heimzukehren, wie so anders ist es geworden, ein bleicher Mond scheint mir in das blutige Gefild des Herzens, wilde Stürme brausen durch die zerrissenen Saiten der Seele, dass eine tödtliche Nachtmusik herausfährt — dürre, welk starren da die Kränze unsers Körner, die ich zu jener fernen Zeit blühend um ihn gewunden: nichts bringt das Verflossene zurück! Als ich gestern auf Schiffenberg war, und die weite Flur wie von Gott verlassen dalag, was musste ich fühlen, als ich an der Wand die Verse las:

„Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!"

Da muss ich denn ewig zurückkommen auf meine geliebten Zeilen, die wie eine ferne Musik durch das Leben klingen:

„Ich besass es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!"

Und so sei es denn:

„Es ist ja unser, mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen".

Die Entwickelung des Suffixes -ārius im Französischen[1].

Wenige Fragen der französischen Lautlehre sind Gegenstand einer so vielfachen Behandlung geworden und haben eine so verschiedenartige Beantwortung erfahren, wie die Frage nach der lautlichen Entwickelung des Suffixes *-ārius*. Es ist dies begreiflich genug, denn jede der beiden Lautgestaltungen, in denen dieses Suffix französisch sich darstellt — *-ier* und *-aire*, [bezw. *-air*] (*primārium* > *premier* und *primaire*, [*varium* > *vair*]) — setzt der lautlichen Erklärung erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Was aber von dem Französischen gilt, das gilt mehr oder weniger auch von den übrigen romanischen Sprachen, so dass durch die Vergleichung derselben die französische Entwickelung des Suffixes keineswegs ohne weiteres verständlich gemacht wird.

Wenn ich auf den nachstehenden Seiten die vielerörterte Frage einer nochmaligen Erörterung unterziehen will, so schmeichle ich mir nicht mit der Hoffnung, dass das von mir zu gewinnende Ergebnis ein endgültig befriedigendes sein und die einwandsfreie Lösung des alten Rätsels geben werde. Wohl aber wage ich zu glauben, dass der Gang meiner Untersuchung den Fachgenossen, namentlich den jüngeren, manche Anregung zu weiterer Verfolgung der einschlägigen Fragen darbieten werde. Überdies dürfte die kritische Besprechung der bisherigen Erklärungsversuche, mit welcher ich beginnen will, einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der romanischen Philologie abgeben[2].

Ehe ich *in mediam rem* eintrete, habe ich eine Bemerkung vorauszuschicken, deren Inhalt von der Sache scheinbar weit abliegt, in Wirklichkeit aber in engster Beziehung zu ihr steht, wie weiter unten sich ergeben wird.

---

[1]) Es ist selbstverständlich, dass bei der Behandlung des obigen Themas die Entwickelung von *-ārius* auch in den anderen romanischen Sprachen berücksichtigt worden ist.

[2]) Ich erfülle nur eine Pflicht, wenn ich dem Herausgeber dieser Zeitschrift, Herrn Collegen **Behrens**, für manche schätzbare Nachweise und Mitteilungen, welche er mündlich und brieflich mir hat zukommen lassen, hiermit auch öffentlich meinen aufrichtigsten Dank ausspreche.

Bei oberflächlicher Betrachtung kann es scheinen, als ob die Entwickelungsgeschichte der lateinischen Nominaldeclination im Romanischen ein höchst einfaches Ding sei, das sich etwa mit den Worten abthun lasse: „Von den lateinischen Casus leben in den gegenwärtigen romanischen Sprachen nur noch der Accusativ und (aber bloss innerhalb sehr enger Grenzen) der Nominativ beider Numeri fort; alle übrigen Casus sind bereits in vorromanischer Zeit abgestorben". Fügt man dem noch hinzu, dass im Altfranzösischen und im Altprovenzalischen der Nominativ noch in verhältnismässig weitem Umfange vorhanden war (wenn auch zum grossen Teil nur in analogischer Neubildung) und dass infolge dessen in diesen Sprachen eine Zweicasusdeclination, wenigstens für einen grossen Teil der Nomina, bestand, so kann man glauben, im wesentlichen alles gesagt zu haben, was über das Schicksal der latein. Declination im Romanischen sich überhaupt sagen lässt. Es ist dies aber eine grundverkehrte Anschauung, grundverkehrt mindestens, wenn man vom Standpunkte der geschichtlichen Grammatik oder — was hier auf dasselbe hinauskommt — von demjenigen der Sprachgeschichte aus urteilt. Die praktische Sprachlehre freilich mag mit Recht von dem Schwunde des lateinischen Genetivs, Dativs, Locativs und Ablativs reden. Die wissenschaftliche Grammatik vermag nur anzuerkennen, dass diese Casus verhältnismässig früh (aber doch viel später, als man gemeinhin glaubt) aufgehört haben, als solche zu fungieren, nicht jedoch, dass sie schlechthin und spurlos verschwunden seien. Wie sollte man auch ein solches Verschwinden erklären können? Kein Sachverständiger wird leugnen wollen, dass die lateinische Declination bis tief in die Kaiserzeit hinein, also bis nahe an die Schwelle der romanischen Zeit[1]), voll lebendig war, und zwar lebendig nicht nur

[1]) Für die sprachwissenschaftliche Betrachtung bilden Lateinisch und Romanisch eine unlösbare Einheit: Romanisch ist nichts anderes, als die letzte der verschiedenen, geschichtlich aufeinanderfolgenden Erscheinungsformen des teils in Italien teils in den römischen Kolonialländern gesprochenen Lateins. Die Entwickelung des Lateins zu der sogenannten romanischen Stufe ist durchaus allmählich und organisch verlaufen, kein sprachgeschichtliches Ereignis lässt sich nachweisen, welches als epochemachend betrachtet und demnach als ein zeitlicher Grenzpunkt zwischen dem Latein (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) und dem sogenannten Romanisch angesehen werden könnte. Selbst der Einwirkung des Germanischen auf das Latein, welche mit der Besitzergreifung der römischen (namentlich der weströmischen) Provinzen durch die Germanen zwar nicht begann — denn das war bereits geschehen, seitdem Römer und Germanen in nähere, teils kriegerische teils friedliche, Beziehungen zu einander getreten waren —, aber doch erst damals in nachhaltiger Weise erfolgte, selbst dieser Einwirkung lässt eine derartige Bedeutsamkeit sich nicht beimessen. Die Scheidung zwischen Latein und Romanisch besitzt lediglich eine praktische Berechtigung, diese

in der Schriftsprache, sondern auch in der Volkssprache[1]), mag man immerhin annehmen, dass die letztere von der ersteren auch in dieser Beziehung sich schon damals wesentlich unterschieden habe, eine Annahme, welche übrigens des Beweises bedürfen würde. War aber die Declination in der späteren Kaiserzeit auch volkssprachlich noch lebendig, so ist doch als selbstverständlich vorauszusetzen, dass die Herabminderung des Casusbestandes nur sehr langsam sich vollzog, dass die Formen des Genetivs, Dativs, Locativs u. Ablativs nicht ohne weiteres und ebensowenig durchaus schwanden, sondern wenigstens zu einem Teile und wenigstens für gewisse Zeit sich noch behaupteten, aber freilich — abgesehen von wenigen Ausnahmefällen — nur dadurch, dass sie in die Function eines der beiden lebensfähigen Casus (Nominativ und Accusativ) eintraten. Wenn dies aber geschehen ist, so ist die Vermutung berechtigt, dass unter den romanischen Nominalformen, welche als Nominative

---

aber allerdings in solchem Grade, dass auf den Begriff und die Benennung „Romanisch" nicht wohl verzichtet werden kann. Folglich wird für die Ziehung einer zeitlichen Grenze zwischen Latein und Romanisch auch nur ein praktischer Gesichtspunkt in Anwendung kommen dürfen. Und wenn man demgemäss verfahren will, so empfiehlt es sich, die Benennung „Romanisch" von da ab zu brauchen, wo es sich um das nach der Sprengung des (west)römischen Reiches volksmässig gesprochene Latein handelt. Die Ansätze zu einer provinzialen und landschaftlichen Spaltung des über das weströmische Gebiet (und das untere Donauland) verbreiteten Lateins reichen ja ganz zweifellos viel weiter hinauf. Ebenso zweifellos aber war es doch erst eine Folge der durch die germanische Eroberung herbeigeführten Auflösung der Reichseinheit und der daran sich anschliessenden Entstehung von germanisch-romanischen Einzelstaaten, dass jene Ansätze zu lebenskräftiger Entwickelung befähigt wurden. Jede Sprache setzt ein Volkstum voraus, von welchem sie getragen wird und welchem sie ihrerseits als Organ des geistigen Lebens dient. So auch das Romanische, wenn man es als eine vom Latein, wenigstens verhältnismässig, gesonderte Sprache betrachtet, wie man dies vom praktischen und auch vom völkergeschichtlichen Standpunkte aus zu thun berechtigt, gewissermassen sogar verpflichtet ist. Das romanische Volkstum aber ist, bezw. die romanischen Einzelnationalitäten sind hervorgegangen aus der Mischung der römischen (römisch-keltischen, römisch-iberischen etc.) Provinzialbevölkerungen mit den im weströmischen Gebiete sich sesshaft machenden germanischen Stämmen. Insofern besitzt die Eroberung des weströmischen Reiches durch die Germanen auch sprachgeschichtliche Bedeutung. Auch sonst werden ja, und zwar ganz mit Recht, politische Geschehnisse zur Abgrenzung verschiedener Sprachperioden benutzt. So z. B. die Eroberung Englands durch die Normannen.

[1]) In Bezug auf das Verhältnis der lateinischen Volkssprache („Vulgärlatein") zu der Schriftsprache teile ich im wesentlichen die Anschauung, welche Bonnet im vierten Kapitel der Einleitung zu seinem klassischen Werke über die Sprache Gregor's v. Tours so lichtvoll dargelegt hat. Eine nähere Begründung meines Standpunktes behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor.

oder als Accusative oder auch in beiden Eigenschaften fungieren, gar manche sich befinden, welche ursprünglich Genetive oder Dative oder Locative oder endlich auch Ablative waren. Und derartige Fälle werden ja in der That von der neueren Forschung mehr und mehr nachgewiesen. Man denke z. B. daran, dass die französischen Städtenamen *Cambrai, Douai, Vitry, Clugny, Beauvais* mit grosser Wahrscheinlichkeit als Locative Sing., bezw., was *Beauvais* anlangt, als Locativ Plur. erkannt worden sind *(Cameraci, Duaci, Victoriaci, Cluniaci, Bellovacis)*.[1]) So lebt, einigermassen wenigstens und gleichsam in versteckter Weise, die Vielformigkeit der lateinischen Casusbildung im Romanischen fort. Wer aber dieser Thatsache sich bewusst ist, dem wird damit nicht selten die erwünschte Handhabe geboten zur lautlichen Erklärung romanischer Nominalformen, welche als lautregelwidrig gebildet erscheinen, so lange als man in ihnen die Fortsetzung lateinischer Nominative oder Accusative erblickt.

Die Geschichte der lateinischen Declination oder — wie hier richtiger zu sagen sein dürfte, da es sich nicht so sehr um die Casusfunctionen, als um die Casusbildung handelt — der lateinischen Casusformen im Romanischen ist demnach bei weitem nicht so einfach, wie man gewöhnlich glaubt, sie ist im Gegenteile recht verwickelt und bedarf noch gar sehr der Aufhellung. Man darf mit vollem Rechte behaupten, dass die Geschichte der lat. Declination im Romanischen schwerer zu erkennen und darzulegen sei, als diejenige der Conjugation, denn die Entwickelung der letzteren liegt weit offener zu Tage, als die der ersteren. Die methodische Aufdeckung der Declinationsgeschichte ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die romanische Philologie zn lösen hat. Von der darauf hin gerichteten Forschung ist zu erwarten, dass sie nicht nur morphologische, sondern auch syntaktische, namentlich aber lautgeschichtliche Probleme entwirren werde.

Wer irgend eine Frage der romanischen Philologie behandelt, wird von dem ausgehen müssen, was Diez darüber gedacht und, sei es auch nur andeutungsweise, gesagt hat. Das gebietet die Ehrfurcht, welche jeder Romanist dem Begründer seiner Wissenschaft

---

[1]) Diese Annahme ist allerdings mit beachtenswerten Gründen bestritten worden und darf noch nicht als gesichert gelten. Will oder kann man aber an das Fortleben des Locativs in frz. Ortsnamen nicht glauben, so sind sonstige gleichsam versteinerte Casus in frz. (und überhaupt in romanischen) Orts- und Flussnamen genug nachweisbar (so z. B. frz. Namen, welche Casus obliqui auf *-ain* darstellen, vgl. G. Paris, *Romania* XXIII, 321). Man erinnere sich auch der Namen der Wochentage (*mardi* = *Martis dies* etc.) und an so manche andere Wortgruppen.

schuldet[1]). Dieses Gebot darf selbst dann nicht ausser Acht gelassen werden, wenn, wie das oft genug der Fall ist, die von Diez ausgesprochene Anschauung von der fortschreitenden Wissenschaft entweder völlig überholt oder doch wesentlich abgeändert worden ist. Und so werde auch hier mit Diez begonnen.

In dem der Wortbildungslehre gewidmeten Abschnitte seiner Grammatik (II³ 352) begnügt sich Diez damit, die Entwickelung des Suffixes-*ārius* im Roman. dadurch zu veranschaulichen, dass er den lat. Adjectiven *(adversarius)*, *contrarius* und *primarius* ihre romanischen Entsprechungen gegenüberstellt („it. *[ario, ajo, iero] primario, primajo, primiero;* sp. *[ario, ero] contrario, lechero [lactarius]*, *primero;* ptg. *[ario, eiro] contrario, primeiro;* prov. *[ari, ier] contrari, primier;* frz. *[aire, ier] contraire, premier;* wal. *[ariu] primariu)*, hinzugefügt wird die einzige Bemerkung, dass „hiernach viele neue" Adjectiva gebildet worden seien. Die lautliche Entwickelung des Suffixes deutet Diez in der Lautlehre (Gr. I⁴ 147) bei Besprechung der Schicksale des hochtonigen lat. *a* mit den Worten an: „Am wichtigsten u. häufigsten ist der Fall, wenn [sic!] *a* durch Einwirkung eines sich ihm anschmiegenden *i* oder *e* nach der Wahl der einzelnen Sprachen theils in *ai*, theils in *ei*, theils in *e* u. *ie* übergeht: pr. *air*, sp. *aire*, aus *aer;* pr. *primairan* (sonst nur *primer*, *primier*), pg. *primeiro*, sp. *primero*, it. *primiero*, von *primarius;* pr. *esclairar* aus dem gleichfalls vorhandenen *esclariar;* pr. *bais*, pg. *beijo*, sp. *beso* von

[1]) Im unbedingten Sinne des Wortes freilich kann Diez nicht Begründer der romanischen Philologie genannt werden. Denn schon lange vor ihm, ja bereits im Mittelalter, sind, wie bekannt, die romanischen Sprachen grammatischer und lexikalischer Behandlung unterzogen worden (die prov. Grammatiker, die altfrz. Anleitungsschriften, Lebrija's Grammatik [1492, vgl. Moguel, *Le futur roman et la grammaire de Lebrija*, in: *Mém. de la soc. de ling. de Paris* VI, 176], die frz. Orthoëpiker, Rechtschreibungsreformer und Grammatiker des 16. Jahrhunderts, der Sprachstreit in Italien im 16. und 17. Jahrhundert, die Sprachakademien und ihre Wörterbücher, Ménage, Ducange, Vaugelas, Sainte-Palaye, Furetière etc.) Auch die Litteraturgeschichte und die Rhythmik der romanischen Völker sind, wie ebenfalls allbekannt, schon lange vor Diez Gegenstand der Bearbeitung gewesen. Aber alles, was vor Diez auf dem Gebiete der romanischen Philologie geleistet worden ist, bezog sich meist nur auf Einzelsprachen und diente vorwiegend nur den praktischen Zwecken des Sprachunterrichtes und der Sprachanwendung. Zu einer Gesammtbetrachtung der Entwickelung des Romanischen erhob sich zuerst Raynouard, aber er that es von einem nicht nur einseitigen, sondern auch ganz verfehlten Standpunkte aus und war überdies unvermögend, über die Oberflächlichkeit des Dilettantismus hinauszukommen. Zu einer wirklich wissenschaftlichen, von richtigen Grundsätzen ausgehenden, auf fester Methode ruhenden Disciplin wurde die romanische Philologie eben erst durch Diez erhoben, und also darf Diez in einem höheren Wortsinne, als der buchstäblich verstandene es ist, als Begründer dieser Wissenschaft bezeichnet und gefeiert werden.

basium; pr. *fait,* pg. *feito,* sp. *hecho* von *factus, c* in *i* aufgelöst". Ergänzt werden diese Angaben, bei denen das Französische ganz unberücksichtigt geblieben war, durch eine weitere Bemerkung (I[4] 182, im Abschnitte über die lat. Vocale im Hiatus): „Wenn auf *r* die tonlosen Sylben *ius, ia, ium* folgen, woraus die Formeln *ari, eri, ori, uri(us)* entstehn, so wird *i* entweder von dem Tonvocale angezogen und macht einen Diphthong mit ihm, an welchem Verfahren fast alle Sprachen teilnehmen, oder *i* wird consonantiert oder es wird ausgestossen. Bei der Formel *ari* weichen die Darstellungen am meisten ab: aus *ari* wird *air, eir, er, ier,* wie dies auch zum Teil bei *s* geschieht. Das Walachische enthält sich aller dieser Formationen. Ital. *ari* mit Diphthongbildung: *argentiere (-tarius), cavaliere, primiero.* Sodann *j* für *i* nach ausgefallenem *r*, eine specifische Form dieser Sprache, analog dem span. *j* für *lj: argentajo, carbonajo, pajo (pareo), vajo (varius).* Ferner Elision des *i* in *carbonaro, varo.* — — — Im Span. wird die Formel *ari* selten durch *air*, wie in *donaire (donarium)*, gewöhnlich durch *er* ausgedrückt, d. h. der Diphthong *ai*, den die Vergleichung des Portugiesischen vorauszusetzen rät, hat sich, wie in andern Fällen, in *e* vereinfacht: *caballero, carcelero (-cerarius), enero (januarius), primero.* — — Im Port. ist die Attraction sehr wirksam. Formel *ari,* altpg. *air*, vgl. *adversairo, F Torr. 616, avessayro F Guard. 437, contrayro F Sant. 574, notairo F Torr. 614, salayro F Guard. 437, vigairo (vic.) F Mart. 603, F Ros. II 298*, neupg. *ei: cavalleiro, janeiro, primeiro, eira (area).* — — — Prov. *cavalier, primier, favieira (fabaria), Daire (Dárius), vaire.* — — Franz. *chevalier, premier, rivière (riparia), aire (area), contraire.*"

Diese Aufstellungen können für uns Neuere, die wir an eine ganz andere Behandlung lautgeschichtlicher Fragen gewöhnt sind, nur noch ein geschichtliches Interesse haben. Kritik an ihnen üben zu wollen, wäre ebenso zwecklos wie pietätslos. Nur eine Bemerkung sei gestattet: Die Diez'sche Darlegung erscheint, vom Standpunkte der jetzigen Lautwissenschaft aus betrachtet, als überaus lückenhaft, — denn es wird in ihr z. B. die ital. Gestaltung von *-arius > -ieri (cancellieri* u. dgl., vgl. *Ztschr. f. rom. Phil.* IX 521) nicht erwähnt, die Frage nach der Erklärung des frz. *ie* in *chevalier* und dgl. wird nicht einmal aufgeworfen, obwohl sie doch sehr nahe lag (denn gerade nach Diez' Angaben müsste man erwarten, dass *caballarius* frz. **chevalair, *chevaler* [nicht aber *chevalier*] ergeben hätte) u. A. m. —, diese Darlegung erscheint überdies als sehr unbeholfen, und einzelne in ihr gebrauchte Ausdrücke (wie z. B. „*i* macht einen Diphthong mit ihm [nämlich mit *á*]") muten uns altväterisch an, aber diese lückenhafte und unbeholfene Darlegung enthält nichtsdestoweniger eine bündige Zusammenfassung der

wichtigsten von den in Betracht kommenden lautgeschichtlichen Thatsachen und in den Worten „*i* wird von dem Tonvocal angezogen" einen scharfsinnigen, wenn auch freilich nicht ausreichenden, Hinweis auf die Erklärung des lautlichen Vorganges.

Der erste, der nach Diez die Frage des Suffixes *-ārius* wieder berührte (im J. 1867), war Schuchardt in seinem hochverdienstlichen Jugendwerke „der Vocalismus des Vulgärlateins". Mit dem sicheren und weitschauenden Blicke, den der geniale Gelehrte späterhin so oft noch glänzend bethätigt hat, erkannte er in der Entwickelung von *-ārius* > *airo* (altptg. *notairo*), *-eiro* (ptg. *primeiro*), *-ero* (sp. *primero*), einen Fall der Attraction[1]), wies auf die Verwandtschaft dieses Lautvorganges mit dem Umlaute hin und machte darauf aufmerksam, dass die Attraction auch in nichtromanischen Sprachen, z. B. im Prakrit und im Keltischen, sich finde; er knüpfte daran die Frage, ob das Keltische das Romanische oder dieses jenes beeinflusst habe. Diese Frage war freilich sehr entbehrlich, da ja eine Lauterscheinung sehr wohl in mehreren Sprachgebieten auftreten kann, ohne dass irgend welche Beeinflussung der einen Sprache durch die andere stattfände, und da überdies eine derartige lautliche Beeinflussung sich, wenn überhaupt irgendwo, nur ganz ausnahmsweise, aufzeigen lassen dürfte. Denn man beachte, dass es sich hier um eine Lautentwickelung handelt, nicht etwa um eine Lautentlehnung, welcher letztere Vorgang übrigens auch zu den sprachgeschichtlichen Seltenheiten gehört.

Es versteht sich von selbst, dass Schuchardt's kurze Bemerkung die Lösung der Frage nur angedeutet, nicht aber vollzogen hat. Das frz. *-ier* wurde von ihm nicht einmal erwähnt.

Im Jahre 1873 sprach sich Ascoli zum ersten Male über die Frage aus (*Arch. glott.* I 484,5). Er hat in der Folge seine Anschauung noch wiederholt zum Ausdruck gebracht (A. G. III 258 und namentlich [im J. 1886] X 104 u. 357), und neuerdings (1893) ist sie durch Bianchi weiter ausgeführt und begründet worden (A. G. XIII 191 ff., vgl. auch IX 365). Indem ich mir die eingehende Besprechung der überaus scharfsinnigen Annahme des grossen italienischen Sprachforschers für den Schluss dieser Uebersicht vorbehalte, lasse ich mir hier an einer kurzen Andeutung genügen. Nach Ascoli hat das *ā* der lat. Ausgänge *-ārius* und *-ārium* bereits in römischer Zeit infolge der Attraction des *i* in die Tonsylbe die Trübung zu *ae* (= *ä*) erfahren, und aus diesem *ae* ist dann der

---

[1]) Die betr. Stelle findet sich in Bd. II p. 528 ff. An einer früheren Stelle (p. 454), wo die romanischen Entsprechungen des lat. *cellerarius* angeführt werden, schwankte Sch., ob er roman. *e* (z. B. in sp. *cellerero*) = lat. *a* oder = *a* + *i* ansetzen sollte.

Diphthong *ie* (mit offenem *e*) hervorgegangen (also *ā* > *ai* > *ae* > *ie*). Selbstverständlich muss Ascoli für den ital. Ausgang *-ajo* eine andere Erklärung suchen.

Thomsen (1876, *Mém, de la soc. de ling.* III 123) behauptete, dass das *a* in *-ārium* durch eine Art Umlaut („*une espèce d'umlaut*") unmittelbar zu (offenem) *e* geworden, also nicht, wie Ascoli wolle, durch *ai* hindurch gegangen sei, denn dagegen spreche das prov. *ei* und *iei*; aus dem (offenem) *e* aber habe sich weiterhin der Diphthong *ie* entwickelt; übrigens sei nach dem Wandel des *a* zu *e* dem *r* zunächst als Nachwirkung des *i* ein palatales Element verbunden geblieben, so dass dem lat. *primarius* ein urromanisches **primèro* (mit palat. *r*) entspreche. Diese letztere Bemerkung muss als eine sehr feinfühlige bezeichnet werden. Unberechtigt dagegen ist Thomsen's Widerspruch gegen Ascoli, denn aus *ai* konnte sehr wohl ein *ei* (mit off. *e*) und aus diesem wieder *iei* hervorgehen. Sieht man übrigens von diesem Punkte ab, so trifft Thomsen's Erklärung mit derjenigen Ascoli's, wie dieser sie zuerst gefasst hatte (A. G. I 484), zusammen.

Ueber eine im Jahre 1877 (Romania VI 324 Anm. 3) gemachte Äusserung Havet's bezüglich des Suffixes *-ārius* s. unten S. 197 Anm. 2.

Neumann erstattete in seinem 1878 erschienenen Buche „*Zur Laut- und Flexionslehre des Altfrz.*" p. 34 Bericht über Ascoli's und Thomsen's Ansichten, stellte fest, dass sie in ihrem Kernpunkte zusammenfallen, und erklärte sich auch seinerseits damit einverstanden; überdies fügte er interessante Beobachtungen über die Gestaltung von *-ārius* in altfrz. Sprachdenkmälern hinzu.

Ten Brink in seiner gedankenreichen und anregenden Schrift „*Dauer und Klang*" (1879) p. 13, suchte Ascoli's und Thomsen's Behauptungen in der Art mit einander zu vereinigen, dass er nicht unmittelbaren Uebergang (Umlaut) des *a* zu offenem *e*, sondern eine auf partieller Attraction beruhende Zwischenstufe a^i annahm (*primarius* > *prima^i^ryo*). Ten Brink kehrte also zu Schuchardt's Annahme zurück, übrigens ohne sich dessen bewusst zu sein.

Einer ausführlichen Erörterung wurde die Frage von W. Förster unterzogen in jenem Aufsatze „Umlaut (eigentlich Vocalsteigerung) im Romanischen" (1879, Ztschr. f. rom. Phil. III 481), welcher für den Ausbau der romanischen Lautlehre so bedeutungsvoll geworden ist. Förster nimmt an (p. 510), dass *-ārium* schon in sehr alter Zeit durch Vocalsteigerung zu *-erium* (mit off. *e*) sich gewandelt habe. Für das Ital., Prov. u. Frz. ist ihm dies zweifellos, aber auch für das Span. u. Ptg. ist er geneigt, an die gleiche Entwickelung zu glauben. Freilich ist, wie mir scheinen will, seine Beweisführung in dieser Richtung hin, nicht ganz klar. Er behauptet die parallele Entwickelung von *ministerium* > **menesterio**, **misteiro* u. *primarium*

> *primeiro, -ero;* das erstere nun habe sich weiter zu *mister, mester* entwickelt, während der durch *primeiro, -ero* vertretene adjectivische Typus vermöge des von dem Femininum geübten Einflusses auf der einmal erreichten Stufe verharrt habe, indessen seien wenigstens einige Substantive auf *-eiro* zu *-er* fortgeschritten, so z. B. *mercader*. Folglich haben auch im Span. u. Ptg. *-ārium* u. *-erium* (mit off. *e*) gleiche Entwickelung gehabt, u. es stehe demnach der Annahme, dass auch in diesen Sprachen *-ārium* zu *-erium* (mit off. *e*) geworden sei, nichts im Wege[1]). So wenigstens glaube ich Förster's Gedankengang verstehen zu sollen. Befremdlich ist mir dabei, dass Förster nicht sagt, wie er den Diphthong *ei* in *-eiro* (aus *-erio* aus *-ārio*, *primeiro* < **primerio* < *primārio*) sich erklärt, denn man muss doch erwarten, dass das aus *a* entstandene offene *e* im Span. zu *ie* geworden sei (wie im Ital. u. Frz.). Möglich, dass Förster folgende Entwickelung angenommen hat: *primariu[m]* durch Vocalsteigerung zu *primerio*, sowie durch Attraction des *i* in die Tonsilbe zu *primeiro*, so dass also das Hiatus-*i* zweimal auf die Tonsilbe eingewirkt haben würde. Jedenfalls lässt uns F. bezüglich des Schicksales dieses *i* nach Vollzug der Vocalsteigerung im Ungewissen. Auch über das Verhältnis des frz. Ausganges *-aire (primaire, douaire* u. dgl.) zu *-ier* spricht sich F. nicht aus.

Der Förster'sche Aufsatz wurde von G. Paris (1880, *Romania* IX 330) besprochen mit besonderer Berücksichtigung der Entwickelungsgeschichte des Suffixes *-ārius*. G. Paris äusserte sich darüber im wesentlichen folgendermassen[2]). Man habe zwei Classen von Worten zu unterscheiden: solche, in denen man *-arius* nicht als Suffix empfunden habe, z. B. *varius* > *vair, paria* > *paire*, ebenso auch *area* > *aire* (die ausserdem von G. P. noch angeführte Verbalform *pareat* darf hier ausser Betracht bleiben) u. solche, bei denen die Suffixeigenschaft des Ausganges von den Sprechenden immer herausgefühlt worden sei. Unter den Worten der zweiten Classe

---

[1]) Nicht fasslich ist mir, wie Förster sagen kann, dass *primeiro, -ero* um eine Stufe jünger sei, als *mister*, und dass *primeiro* und *misteiro* nicht nebeneinander vorhanden gewesen sein können, sondern dass, als *misteiro* noch lebendig war, *primeiro* anders gelautet haben müsse. In der heutigen Sprache ist doch *mister* entschieden eine jüngere Bildung, als *primeiro*, eben weil es in der Lautentwickelung über dieses letztere hinausgeschritten ist. Warum *primeiro* nicht zu **primer* (vergl. *mercader*) wurde, erklärt F. in sehr einleuchtender Weise (s. oben), aber gerade wenn er Recht hat, sieht man gar nicht ein, weshalb nicht *primeiro* und *misteiro* einmal nebeneinander bestanden haben sollen. — Uebrigens sind Worte, wie *mercader*, vielleicht Entlehnungen aus dem Katalanischen, vgl. Meyer-Lübke, *Gramm. d. rom. Spr.* II § 47.

[2]) Dieselbe Ansicht hat auch Clédat (*Revue de philologie frçsc. et prov.* II 295) ausgesprochen.

aber bilden wieder diejenigen, in denen dem *-ario* ein *i* (od. *e*) vorausgeht (z. B. **viridiarium*, **extranearius*), eine wichtige Gruppe für sich. Aus *-ario* sei nun *-airo (varius > vairo)* u. weiterhin *-air (vairo > vair)*, endlich da, wo *-ārius* als Suffix empfunden wurde, *-er (primārius > *primer)* entstanden; ebenso aus *-iario* zunächst *-iairo (*viridiarium > *viridiairo)*, daraus aber „*par la pression de l'a entre deux yod*" — eine Angabe, welche, nebenbei bemerkt, nicht recht verständlich ist — *-ier*, u. nun sei durch Analogiewirkung dieser Ausgang *(ier)* auf diejenigen Worte übertragen worden, denen ursprünglich nur *-er* zukam, also z. B. *premier* für **premer* nach Analogie etwa von (altfrz.) *légier*, *estrangier* u. dgl., nur *contraire* habe sich der analogischen Umbildung entzogen, weil ein **contrier* lautliche Schwierigkeiten dargeboten hätte[1]).

Wie man aus diesem Berichte ersieht, berücksichtigte G. Paris nur das Französische, er glaubte aber, dass seine Theorie sich unschwer auch auf die anderen romanischen Sprachen anwenden lassen würde.

Indessen nicht einmal für das Französische ist G. Paris' Hypothese annehmbar, wie er selbst bald erkennen musste, Vising erhob in der *Nordisk Tidskrift for Filologi* (*Ny Räkke* VI 234) das Bedenken, dass *-iario* zu *-ieir* und schliesslich zu *-ir* hätte werden müssen. G. Paris gestand die Berechtigung dieses Einwandes zu und erklärte, seine Anschauung aufgeben zu müssen (1884, Romania XIII 472 Anm.). Es hätten sich übrigens gegen dieselbe auch andere Gründe geltend machen lassen.

Gröber in der Einleitung zu seiner hochverdienstlichen Arbeit über die vulgärlateinischen Substrate romanischer Wörter (1884, *Archiv f. lat. Lex.* I 225 ff.) sprach die Ansicht aus, dass für *-arius* in der Volkssprache *-erius* eingetreten sei, und zwar nicht infolge einer Lautentwickelung, sondern einfach durch Suffixvertauschung[2]).

---

[1]) Das Französische hat indessen Worte auf *-trier* genug (z. B. *étrier*, *meurtrier*, *arbalétrier* etc., so dass ein **contrier* durchaus keine Ungeheuerlichkeit darstellen würde.

[2]) „Hierher — [nämlich zu den Fällen, in denen das Volkslatein eigene Wege in der Wortbildung eingeschlagen hat] — sind zu rechnen drei Fälle nur durch den Consensus der romanischen Sprachen dokumentierter sog. Suffixvertauschung, deren wichtigster die Ersetzung der Endung *-arius* durch *-erius* ist". — Gegen diese Annahme hatte sich übrigens vorahnend bereits Havet (*Romania* VI [1877] p. 324 Anm. 3) ausgesprochen, indem er sehr richtig bemerkte: „*Le traitement de cerasea, qui donne cerise, ciriegia, montre que le traitement du suffixe -arium doit être expliqué par voie phonétique et non écarté sous prétexte de confusion avec le suffixe -erium*". — Neuerdings hat Gröber in einigen Anmerkungen zu einem Aufsatze Marchot's (*Ztschrft. f. rom. Phil.* XIX, 61 ff.) seine Annahme durch Hinweis auf Eigennamen — einerseits

Was G. Paris (a. a. O.) dagegen einwandte, nämlich dass Gröber die Verschiedenheit in der Entwickelung einerseits z. B. von *varius*, andrerseits z. B. von *primarius (premier)* ausser Acht gelassen habe, das ist gewiss belanglos, eben weil in *varius* das *-ārius* nicht als Suffix empfunden wurde und folglich ein Anlass zu einer Suffixvertauschung garnicht vorliegen konnte. Aber die ganze Annahme Gröber's, dass das Suffix *-ārius* mit *-ĕrius* habe vertauscht werden können, muss schon aus dem Grunde schlechterdings abgewiesen werden, weil man auch nicht den leisesten Grund zu einem so tief eingreifenden Wandel abzusehen vermag. Man vergegenwärtige sich nur das Zahlenverhältnis zwischen den Worten auf *-ario, -aria* und denen auf *-erio, -eria!* Behaupten lässt sich ja nun wohl, dass dieses Verhältnis im Vulgärlatein ein ganz anderes gewesen, beziehentlich ein ganz anderes geworden sei, als im Schriftlatein, aber eine solche Behauptung schwebt völlig frei in der Luft, entbehrt durchaus jeglicher Stütze[1]).

Personennamen, z. B. *Tiberius, Valerius, Galerius, Desiderius*, andrerseits Ortsnamen, z. B. *Maceriae* > *Mézières*, *Plomberiae* > *Plombières* u. a. — begründen wollen. Dadurch wird aber doch eben nur bewiesen, dass es eine Reihe von Namen mit dem Ausgange (so, und nicht Suffix, wird man hier sagen müssen) *-ĕrius* giebt, was auch vorher niemand bezweifelt hat, nicht aber, dass *-ĕrius* für *-ārius* eingetreten sei. Das Letztere ist eben, und zwar auch für das Vulgärlatein, entschieden in Abrede zu stellen, mindestens die Suffixübertragung; dass *-ārius* durch lautliche Entwickelung zu *-erius* (mit offenem *e*) geworden sei, darüber lässt sich reden; man nähert sich, wenn man das glaubt, der Annahme Bianchi's.

[1]) Gröber erklärt die Wortausgänge *-ārius*, *-ĕrius*, *-ōrius*, *-ūrius* für sekundäre oder Pseudosuffixe, welche durch Antritt des primären Suffixes *-ius* im Stamme auf *-ar* (z. B. *exemplar*), auf *-er* (z. B. *minister*), auf *-or* (z. B. *scriptor*) und auf *-ur* (z. B. *vultur*) entstanden seien. Indem man nun aber die daraus sich ergebenden Wortausgänge *-ārius* etc. als Suffixe empfunden habe, habe man sie auch auf nicht auf *r* ausgehende Wortstämme übertragen (also z. B. *argentārius*). Ob diese ganze Annahme richtig ist, bleibe hier völlig dahingestellt, denn es ist für die uns hier beschäftigende Frage belanglos. Gröber selbst bemerkt nun sehr richtig, dass *-erius* im Schriftlatein die Grenzen seiner berechtigten Anwendbarkeit, wie es scheine, gar nicht überschritten habe. Wenn er dann aber hinzufügt: „Im Vulgärlatein jedoch muss dies auch für *-erius* angenommen werden, auf Grund des Einklangs der romanischen Sprachen, obwohl auch hier wieder die latein. Schriftquellen versagen", so ist das eine arge *petitio principii*, ein wahrer *circulus vitiosus*. Logischerweise kann man — so scheint mir — aus der Thatsache, dass eine Uebertragung von *-erius* sich schlechterdings nicht nachweisen lässt, doch nur schliessen, dass eine solche Uebertragung eben nicht stattgefunden hat, dass also *-erius* nicht für *-arius* eingetreten sein kann. Der „Einklang der romanischen Sprachen" muss dann eben auf anderem Wege erklärt werden. Die romanischen Sprachen selbst widerlegen übrigens Gröber's Annahme durch die Thatsache, dass c vor *-ārius* sich wie in $c + a$, nicht wie in $c + e$ sich entwickelte. Wenigstens ist das anzunehmen,

Zur lautlichen Erklärungsweise des Problems kehrte Seelmann zurück, indem er in seinem bedeutsamen Buche „*Die Aussprache des Latein*“ (1885) p. 172 sich folgendermassen darüber äusserte: „Wir nehmen keinen Anstand, diesen Einfluss — [nämlich den Einfluss eines mediopalatalen *i* auf die Verschiebung des *a* zu *e*] — auch auf die Entwickelung des *a* im Suffixe *-arium* auszudehnen, nur dass hier kein reines *i*, sondern ein aus älterem *r* + *i* erwachsenes jotaziertes *r* (oder, was dasselbe sagen würde, ein *i* wie im deutschen *bin*, während dessen Articulation die Zunge wie beim *r* vibriert) die assimilierende Wirkung ausgeübt hat. Sicher ist die Entwickelung nicht als bereits lateinisch nachweisbar: kein Inschrifts- oder Grammatikerzeugnis zeigt hier das vielfach als vulgärlateinisch angenommene *-erium*. Die analoge romanische Entwickelung aber kann nur auf einen gleichen Keim, auf gleiche physiologische und historische Vorbedingungen schliessen lassen, nicht aber beweisen wollen, dass diese letzteren schon in vorromanischer Zeit in Action getreten sein müssten“.

Zu loben ist an Seelmann's Bemerkung ihre lautphysiologische Bestimmtheit und Schärfe, wobei namentlich auch anzuerkennen ist, dass S. die — von den Anderen meist ausser Acht gelassene — Einwirkung des *i* auf das vorausgehende *r* hervorgehoben hat. Dagegen ist in sprachgeschichtlicher Hinsicht S.'s Ansicht nicht einwandsfrei. Wenn die von ihm angenommene Lautentwickelung von *-ārius* wirklich stattgefunden hat, so muss das doch eben bereits in lateinischer Zeit geschehen sein, denn sonst hätte diese Entwickelung nicht in allen romanischen Sprachen nachwirken können. Seelmann gesteht das übrigens selbst ein, indem er sich in etwas mystischer Weise auf das Vorhandensein eines „gleichen Keimes“ und „gleicher Vorbedingungen“ beruft, denn das besagt trotz alles Vorbehaltes im Grunde doch nichts Anderes, als dass die fragliche Entwickelung bereits in vorromanischer Zeit begonnen habe.

Meyer-Lübke hat im Verlaufe seiner ergebnissreichen lautgeschichtlichen Forschungen die Geschichte des Suffixes *-ārius* zu wiederholten Malen besprochen. Zuerst that er dies in Gröber's Grundriss (1886, Bd. I [Lieferung 2] p. 373). Etwas wesentlich Neues brachte er freilich nicht bei; er begnügte sich vielmehr damit, Gröber's Hypothese zu wiederholen mit der Bemerkung: „Als weitere Quelle [für die Verbreitung von *-ĕrius*] wären noch die *s*-Stämme zu erwähnen, vgl. *temperies*. **Jugerium* (ptg. *geiro*).“ Übrigens erachtete er trotzdem *-ĕrius* neben *-ārius* für noch unerklärt. Anderweitige

so lange nicht die Palatalisierung des lat. *c* z. B. in frz. *vachier* auf anderem Wege erklärt worden ist, wozu allerdings, wie ich glaube und weiter unten näher begründen werde, die Möglichkeit vorliegt.

Äusserungen M.-L.'s über die vorliegende Frage werden, der chronologischen Reihenfolge entsprechend, weiter unten angeführt werden.

In Bd. X (1886) p. 104 und ungefähr gleichzeitig (die einzelnen Dispense des Archivio erscheinen bekanntlich nicht in ziffermässiger Ordnung) in Bd. IX p. 381 ff. des *Archivio glottologico* begründete Ascoli seine schon früher (*A. g.* I 484,5) angedeutete Anschauung über die Entwickelung von *-ārius* etwas eingehender. Da hierüber weiter unten ausführlich zu handeln sein wird, so werde hier nur gesagt, dass A.'s Hypothese, welche übrigens in der Hauptsache nur das Ital. in Betracht zieht, sich in zwei Formeln zusammenfassen lässt, nämlich:

1. *-ārius* und *-ārium* > *-ārii[s]*, *-ārii[m]* > *-arī[s]*, *-arī[m]* > *a*^{i}*ri* > *-aeri* > *-ieri* (wofür analogisch *-iere*), daher z. B. *argentārius* und *argentārium* über **argenta*^{i}*rī*, **argentaeri* > *argentieri* (wofür analogisch *argentiere*);
2. *-āriō* > *-ārjō* > *-a*^{i}*rjo* > *-ajo*, daher z. B. *argentariō* über **argenta*^{i}*rjō* > *argentajo*.

Ohne Ascoli's Ansicht zu kennen oder doch ohne sie zu berücksichtigen, beschäftigte sich gelegentlich einer Besprechung von Meyer(-Lübke)'s Aufsatz über die lat. Sprache in den romanischen Ländern (*Gröber's Grundriss*, Bd. I Lief. 2, s. oben S. 199), Thurneysen mit der Frage (1887, *Archiv f. lat. Lex.* IV 155). Nachdem er erklärt hatte, dass er nicht mit Gröber (an ein altes Imperf. auf *-eam*, *-iam* und ebenso wenig) an ein vulgärlateinisches Suffix *-erius*, das seit alter Zeit neben dem schriftlat. *-arius* gestanden hätte, glauben könne, fuhr er fort: „Wenn hier eine Vermutung gestattet ist, so möchte ich romanisches *-erius* [mit off. *e*] für lautgesetzlich aus *-(i)arius* entstanden halten im Norden, im nordfranzös. und francoprov. Gebiete, wo in sehr früher Zeit *a* nach *y* zu *e* (off. *e*), resp. *ie* geworden ist. Es verdrängte daselbst *-ariu* und eroberte ganz Südfrankreich, drang auch nach Italien vor, ohne aber hier über den heimischen Abkömmling von *-ārius* völlig Meister zu werden.“ In der Ablehnung der Gröber'schen Annahme muss man Th. unbedingt beipflichten, ebenso unbedingt muss man aber auch seine eigene Annahme ablehnen. Denn dieselbe ist einerseits nichts als eine Wiederholung der bereits von G. Paris aufgestellten, aber von diesen auch sehr bald wieder verleugneten Hypothese (s. oben S. 196), andrerseits aber nimmt sie einen wenig glücklichen Gedanken vorweg — den Gedanken nämlich, dass ital. *-iere* aus dem Französ. entlehnt sei —, den später d'Ovidio mit noch ungerechtfertigterer Bestimmtheit ausgesprochen hat (vgl. unten S. 202).

Der erste, welcher Ascoli's Theorie einer kritischen Würdigung unterzog, war Meyer(-Lübke). Er glaubte, sie verwerfen zu müssen, indem er (*Ztschr. f. rom. Phil.* XI [1887] p. 287) Folgendes gegen

sie vorbringt: „Die alten Texte, wie die seneser Statuten, die peruginer Chroniken u. w., belehren uns ja, dass zu *-ajo* der Plural ursprünglich *-ari* lautet, woraus mit Nothwendigkeit folgt: *-arii* giebt *-ari*, nicht *-ieri*, und *-ajo* geht auf *-arium* zurück. Damit erklärt es sich, weshalb die Monatsnamen nur Formen auf *-ajo* haben. Bei A.'s Auffassung muss man sich fragen, weshalb nirgends in der Toscana **genniere* gesagt wird. Was das prov. *hordi* beweist, kann ich nicht entscheiden; *orge* kommt daneben vor, und wie sich dieses *ordi* aus vulgärlat. *ordii [m]* mit den prov. Auslautgesetzen verträgt, ist mir nicht klar, da ja doch *autri* ein ganz anderer Fall ist." Man kann nicht sagen, dass M.(-L.)'s Polemik sonderlich zutreffend sei. Denn abgesehen davon, dass er keine Erklärung des ital. *-iere*, frz. *-ier* giebt, so sind seine Einwendungen gegen Ascoli's Annahme ihrerseits keineswegs einwandsfrei. Die Plurale auf *-ari* beweisen nicht viel und brauchen durchaus nicht auf *-arii* zurückzugehen, können vielmehr analogische oder auch gelehrte Bildungen sein. Und selbst wenn *-ari* nur = *-arii* angesetzt werden könnte, würde daraus nimmermehr folgen, dass *-ajo* = *-arium* sein müsse. Der Ausgang *-ajo* bei Monatsnamen erklärt sich leicht aus dem häufigen Gebrauche dieser Worte in ablativischen Zeitangaben *(Januariō* und dgl.). Das Vorhandensein von prov. *ordi* lässt sich nicht leugnen, und es widerstreitet übrigens keineswegs den prov. Lautgetzen, wenn man es als aus lat. **ordi* = **ordii[m]* entstanden betrachtet; ja, eine andere Auffassung ist kaum möglich, und eben das ist eine Stütze für Ascoli's Anschauung.

Auch Horning hat mehrfach die *-ārius*-Frage behandelt. Zuerst im Jahre 1887 in der Einleitung (§ 21 III p. 10) zu dem ebenso bekannten wie verdienstlichen Handbuche „*La langue et la littérature française etc.*" Er spricht sich dahin aus, dass noch keine befriedigende Lösung des Problemes gefunden worden sei, denn die bisher aufgestellten Annahmen hätten das Bedenken gegen sich, dass sowohl *-erium* als auch *-iarium* nur *(-ieir) -ir* hätten ergeben können. Eben darauf machte im gleichen Jahre auch Waldner *(Archiv f. das Stud. der neueren Spr.* Bd. 78 p. 444) aufmerksam.

Schwan hat ebenfalls wiederholt Gelegenheit genommen, die Frage des Suffixes *-ārius* zu behandeln. Freilich aber begann er damit in recht unglücklicher Weise, indem er (1888, *Ztschr. f. rom. Phil.* XII 194) sich als Anhänger der Gröber'schen Hypothese bekannte, ohne doch irgend etwas zu deren Stützung beizutragen.

In der 1888 erschienen dritten Lieferung des ersten Bandes von Gröber's Grundriss haben mehrere hervorragende Romanisten ihre Anschauung über die Entwickelung von *-ārius* ausgesprochen. Baist erklärte (p. 695, Z. 2 v. unten) span. *-ero* aus *-ārium* durch Attraction, ohne weiter auf die Sache einzugehen: Cornu bemerkte (p. 718)

bezüglich des Portugiesischen: „*e* tritt für *a* ein, wenn die folgende Silbe *i* enthält oder enthielt und keine erschwerenden Consonantengruppen die Verdünnung des *a* hindern *(janeiro)*, aber *a* bleibt erhalten in der noch heute populären Form *contrairo*, *-a* neben *contrario*, *-a.*“ Cornu schweigt also über das *i* in dem Diphthongen *ei*. Suchier stellte (p. 580, Z. 9 v. o., und ebenso in der frz. Bearbeitung „*Le Français et le Provençal* p. 38) in sehr lakonischer Weise als Regel auf, dass im Frz. und Prov. jedes palatale *r* zu *ir* werde, z. B. *moriar* = frz. *muire*, prov. *moira*. Er übersah dabei, wie es scheint, völlig, dass nicht nur eine Reihe von Einzelfällen (z. B. *serorge*) dieser Regel sich entzieht, sondern dass dieselbe auch auf das Suffix *-ārius* garnicht anwendbar ist[1]). Eingehender, aber nicht glücklicher beschäftigte sich mit der Sache d'Ovidio (p. 524). Er behauptete, dass **primairo* (nicht aber **primaerjo*) vorausgesetzt werde von span. *primero caballero* neben *cielo*, ptg. *primeiro* neben *céo*, obwaldisch *parmer* neben *tschiel* und dass ital. *-iero* wahrscheinlich eine „gallische Lehnform“ sei. Dafür spreche nämlich 1. *gennajo* (nie **genniero*) neben frz. *janvier*, 2. der Palatal in *arciere* und das einfache *l* in *cavaliere*, 3. häufiges Schwanken in der Endung z. B. *cavaliero*, *-liere*, arch. auch *-lieri*, 4. die vielfach auf Krieg, Jagd, Ritterspiel u. dgl. (d. h. auf dem französischen Kultureinflusse unterworfene Dinge) bezügliche Bedeutung der betr. Substantiva, 5. für das Sprachgefühl (des Italieners) habe *usurajo* einen heimischen Klang, einen fremdartigen dagegen *usuriere*, sowie auch die archaischen *lumiera, aciero, ministriero, opereiro, ovriere*. Etwas Gesuchtes haben auch *primiero, riviera*, etwas, das sie den unzweifelhaften Gallicismen *assemblèa, rinomèa, tornèo congedo*, *ostello* zur Seite stelle.

D'Ovidio ist ein Philolog ersten Ranges, ein genialer Gelehrter, dem sowohl die sprachgeschichtliche wie die litterargeschichtliche

---

[1]) Ganz unbegreiflich ist mir, wie Suchier (ebenda p. 576 Z. 12 v. o.) sagen kann: „Wo im Französischen *a* nicht zu *e* wurde, darf vorhergegangene Kürzung vermutet werden (*amas amat as at vas vat va)*, so auch vor *i* und vor dem *i*-Vorschlag mouillierter Laute: *amai AMAVI*, *exclar'at EXCLARIAT*“. Sowohl die angebliche Regel als auch jedes einzelne für sie beigebrachte Beispiel ist abzulehnen. Doch das kann nicht **hier** erörtert werden. Hier nur **die** Frage: warum soll denn frz. *éclairer* (dessen *ai* übrigens = offenes *e* ist!) ein lat. **exclariare* voraussetzen und nicht vielmehr Ableitung von *clair* (gleichsam *ex* + **clarare*, vgl. ital. *s-chiarare*) sein? Auch was Suchier (ebenda p. 574 unten, in der frz. Bearbeitung p. 27) über das Suffix *-ārius* insbesondere sagt, ist nicht eben sehr eindringend. Er meint, dass in frz. *-ier* ein Fall des Umlautes vorliege, dass also zwischen *-ier* und *-ārius* ein *-ęrius* (mit off. *e*) anzusetzen sei; ob man dieses *-ęrius* aber sich (nach Schuchardt's Annahme) als auf rein lautlichem oder (nach Gröber's Behauptung) auf „associativem“ Wege entstanden vorzustellen habe, das lässt er ganz unentschieden.

Forschung nachhaltige Förderung verdankt. Aber auch ein so ausgezeichneter Mann ist dem allgemein menschlichen Loose des Irrtums unterworfen. Und in dem vorliegenden Falle hat d'O. sich zweifellos arg geirrt. Die Annahme, dass ital. *-iere* dem Französischen entlehnt sei, ist durchaus haltlos. Mögen immerhin vereinzelte Substantiva, wie *arciere* u. *cavaliere* Gallicismen sein[1]) — bei *cavaliere* dürfte übrigens nur die Schreibweise mit einfachem *l* (nach *chevalier*) auf französischem Einflusse beruhen, nicht aber das Wort an sich, welches, wenn französischen Ursprunges, doch wohl **cevaliero* lauten würde[2]), — die grosse Masse der hierher gehörigen Nomina ist ganz gewiss gut u. alt italienisch. D'O. selbst bekennt, dass es schwer falle, z. B. für *pensiero*, *forestiero*, *straniero*, *preghiera*, *leggiero* fremden Ursprung anzunehmen. Freilich wohl fällt eine solche Annahme schwer, denn sie schliesst Unmöglichkeiten in sich ein. Wie sollten z. B. die Italiener von den Franzosen *pensiero* entlehnt haben können, da doch ein frz. **pensier (= *pensarium)* nicht vorhanden ist?[3]) oder warum erhielt sich altfrz. *estrangier*, wenn es in das Ital. übernommen wurde, nicht als **estrangero?* D'Ovidio erblickt in dem Schwanken zwischen den Ausgängen *-iere, -ieri, -iero* ein Anzeichen fremder Herkunft. Aber sollte man nicht gerade im Gegentheile glauben, dass, wenn das frz. Suffix *-ier* italianisiert worden wäre, es durchweg zu *-iero* gestaltet worden sein würde? Es hätte dies doch jedenfalls am nächsten gelegen, und es ist gar nicht abzusehen, wie die Sprache dazu gekommen sein sollte, zwischen verschiedenen Ausgängen zu schwanken, wobei noch dazu es ganz rätselhaft bliebe, vermöge welcher seltsamen Entwickelung neben *-iere* ein *-ieri* entstanden sein könnte. Nein, d'Ovidio's Annahme ist in bestimmtester Weise abzulehnen. Zugestehen kann man nur, dass unter den Worten auf *-iero* sich gar manche Lehnworte befinden, welche allerdings für italienische Ohren einen fremdartigen Klang besitzen, nicht aber ihres Suffixes, sondern ihrer sonstigen Lautgestaltung wegen.

---

[1]) Eine Anzahl solcher Worte führt Meyer-Lübke auf, *Gramm. der rom. Spr.* II p. 509. Ueber einzelne kann man allerdings anderer Meinung sein. M.-L. hält übrigens gleichfalls (p. 508) das Suffix *-iero* und wohl auch *-iere* für dem Französischen entlehnt („Noch häufiger [als *-ajo*] findet sich *-iere* oder seltener mit dem masc. *-o* versehen *-iero*, das nach der Qualität der Beispiele, in denen es erscheint, sich deutlich als Entlehnung aus frz. *-ier* zu erkennen giebt").

[2]) Die Annahme, dass *cavaliere* einem frz. Dialecte entlehnt sein könne, in welchem *c* vor *a* als Guttural erhalten bliebe, scheint mir zu kühn, jedenfalls aber unbeweisbar zu sein.

[3]) Man kann ja nun allerdings annehmen, dass das fremde Suffix *-ier* an italienische Stämme angefügt worden sei. Aber gerade dann muss eine Bildung, wie *pensiero*, erst recht als befremdlich erscheinen, denn man beachte die Bedeutung des Wortes!

In demselben Jahre 1888 beschäftigte sich Clédat mit der Frage nach der Entstehung des frz. Suffixes *-ier* (*Revue des patois* etc. II 294). Er meinte — ganz ähnlich, wie G. Paris —, dass *-ier* zunächst nach einem Palatalen durch dessen Einwirkung entstanden sei (*viridiarium* > *vergier*), dann aber analogische Uebertragung stattgefunden habe. Sehr bald darauf hat indessen Clédat selbst, auch hierin dem Vorgange G. Paris' folgend, seine Annahme wieder aufgegeben (vgl. Romania XX 624).

In Bd. XII (1889) p. 579 der *Ztschr. f. roman. Phil.* kam Horning abermals auf die *-ārius*-Frage zu sprechen. Für das Ostfranzösische gilt ihm Ersetzung des *-ārium* durch *-erium* (mit off. *e*) als sicher. Anders aber soll es sich hinsichtlich des Francischen verhalten. Dort könne, meint er, *-ĕrium* nicht für *-ārium* eingetreten sein, weil dann *-ir*, *-ire* habe entstehen müssen; es habe vielmehr das nach Palatal zu *-ier* entwickelte Suffix *-aris* (z. B. in *archier, bergier*) zu der Zeit, als *-erium -iery* lautete, die Function von *-erium* mit übernommen u. in Anschluss an *-eriam* sei ein Feminin *-ière* gebildet worden. Dagegen lassen sich zwei Einwände erheben. Erstlich begreift man nicht, wie *-aris* dazu gekommen sein soll, eine so wichtige Rolle zu spielen, ganz abgesehen davon, dass die Zurückführung von *archier, bergier* auf ein **arcaris* **vervicaris* (statt *arcarius*, **vervicarius*) durchaus unglaubhaft ist. Sodann aber hätte aus *-eriam* doch *-ire* entstehen müssen, es konnte also in Anschluss an *-eriam* nicht *-ière* gebildet werden, sondern dies Feminin lässt sich von Horning's Standpunkte aus nur als Analogiebildung zu *-ier* aus *-aris* auffassen.

Görlich in seiner trefflichen Untersuchung über den burgundischen Dialekt im 13. u. 14. Jahrh. (1889, Französ. Stud. VII p. 37) bemerkt über die Entwickelung von *-ārius* in der genannten Mundart Folgendes: „Die Entwickelung dieses Suffixes weicht von der gemeinfranzösischen nicht wesentlich ab; es wird regelmässig zu *-ier, -iere*; wenn wir in den Urkunden u. auch im *mans. bourg.* häufiger *-ere* statt *-iere* antreffen, so ist in dem Wandel von *ie* zu *e* weniger eine Reduzierung von *ie* zu *e*, also kein lautlicher Vorgang zu erkennen, sondern vielmehr eine Analogiewirkung. Einerseits waren es die nicht volkstümlichen Bildungen auf *-aire* (*ere* mit off. *e*) wie *contraire luminaire*, welche *menere* neben *meniere* entstehen liessen, andrerseits aber auch die besonders gegen Ende des 13. Jahrhunderts mehr u. mehr eintretende Vermengung von *ie*, das aus lat. *a* unter Einwirkung des Bartsch'schen Gesetzes entstand, mit *e* aus lat. *a* in offener Silbe. Es giebt zudem mehrere Fälle, in denen der Wandel des *a* zu *ie* unter dem Einflusse zweier Lautgesetze hervorgerufen werden konnte; in Formen wie *gaigere*, *consoillers*, *messaiger* konnte das ursprüngliche *ie* sowohl durch den vorher-

gehenden *i*-haltigen Konsonant, als auch durch die Rückwirkung des folgenden *i* entstanden sein. In *escuieirs, messeirs, vineirs, meneire* ist das offene *e* graphisch durch *ei* dargestellt, wie dieses *ei* ja gerade in ebenderselben Urkunde noch in anderen Formen gerade so aufzufassen ist: *bein* = *bien ibid.* 6, 15, 19 etc. Wandel von *ie* zu *i* wäre in *escuyr* Perr. CXXIII zu beachten, wenn man nicht vorzieht, einen Schreib- oder Druckfehler anzunehmen. In den Noei erscheint *-āria* stets als *-eire*, u. *-ārium* als *ai* = off. *e* mit abgefallenem *r*: *borgeire* W. I 3, *chaumeire* W. III 9, *ligeire* W. III 21, *borgei* W. I 3, *velantei* W. VI 30 etc."

Mit der ostfranzösichen Gestaltung von *-ārius* beschäftigt sich auch Horning in seinem lesenswerten Aufsatze „Zur Lautgeschichte der ostfrz. Mundarten" (1891, *Ztschr. f. rom. Phil.* XIV 386 f.). Er bestreitet sehr mit Recht Görlich's Aufstellungen, indem er hervorhebt, dass die Ausgänge *-er, -ere*, welche die eigentlich dialektischen seien, sich nimmermehr aus dem Einflusse der gelehrten Bildungen, wie *contraire*, erklären lassen, und dass die in Betracht kommenden Patois von einer Vermengung zwischen dem vermöge des Bartsch'schen Gesetzes aus lat. *á* entstandenen *ie* und dem aus lat. *a* in offener Silbe hervorgegangenen *e* bis auf den heutigen Tag nichts wissen. Die lothringisch-burgundische Grundform von *-arius* ist nach Horning's durchaus zuverlässiger Angabe *ey/r/, e/y/r* (beide mit off. *e*) [der Bernhard giebt *-er* neben *-ier*]; Weiterbildungen dieser Grundform sind *œ*, im Metzischen *i*, in Bourberain *ay*, auch in Tannois bei Bar-le-Duc sagt man *premay* (daneben *lay* = *lectum* etc.). Dieses lothr.-burg. *-ey, -eir* aber glaubt Horning nur aus dem von G. Paris vorgeschlagenen *-iārium* (s. oben S. 196) erklären zu können: es sei daraus zunächst *-ieir* entstanden, das sich zu *eir* vereinfacht habe.

Gegen diese Annahme ist ein Bedenken zu erheben. Da francisches (gemeinfranzösisches) *-ier* nicht aus *-ieir* = *iārium* entstanden sein kann (s. oben S. 197), so würde das Ostfranzösische, wenn sein *-eir* = *-iarium* ist, eine Sonderentwickelung eingeschlagen haben —, ist das wohl wahrscheinlich? Man wird die Frage schwerlich bejahen dürfen; wer das aber doch thun will, dem liegt die Pflicht ob, zu erklären, weshalb das Ostfranzösische seinen eigenen Weg gegangen sei, und diese Erklärung dürfte nicht leicht gegeben werden können.

In seiner Grammatik der romanischen Sprache, deren erster, hier vorzugsweise in Betracht kommender, Band im Jahre 1890 erschien, behandelte Meyer-Lübke die Geschichte des Suffixis *-ārius* an drei verschiedenen Stellen. Zunächst gab er I § 235 ff. einige aphoristische Bemerkungen über die Gestaltungen des Suffixes im Frz., Prov. und Katal. (§ 235: „Eine Stellung für sich nimmt [im

Frz.] *-ārius* ein, das frühzeitig über *-air* zu *-er* mit off. *e* und dann, wie altes *-er*, zu *-ier* geworden ist. — § 237: „im Provenz. besteht derselbe Unterschied zwischen altem und jungem *ai*, wie im Französ. . . . . , aus *-ārius* wird *-eir* mit off. *e*, daraus nun in Tarn et Garonne, Toulouse etc. *ieir*, im Katal. *i*. Daneben zeigt Suffix *-ārius* noch eine andere Entwickelung zu *-ia*: *cavalia* Milhau 55, 69, *tesauria* 72, *premia* 271, *taulia* 1495, *intias* 2171 u. s. w." — § 238: „Aus *-ariu* ist [in Südostfrankreich] ebenfalls *-eir* [mit off. *e*] in sehr früher Zeit entstanden, daraus dann zum Teil dieselbe Entwickelung, wie aus off. *e*, so im grössten Teile von Waat, in Freiburg, Neuenburg, im Wallis u. s. w. Abweichung zeigt Lacôte mit *i*, Vallorbe mit geschloss. *e* und Vallée mit *ē*". Sodann besprach M.-L. die Entwickelung des Suffixes bei Gelegenheit der Besprechung der Schicksale des lat. *ry* im Romanischen etwas eingehender in I § 519 ff.[1]). Leider kommt M.-L. aber auch hier im wesentlichen nicht über Einzelangaben hinaus, welche an sich ja recht dankenswert sind, aber doch den Mangel einer die ganze Sache klar und straff zusammenfassenden Darstellung nicht zu ersetzen vermögen. Nicht im mindesten soll übrigens dem hochverdienten Verfasser der Grammatik daraus ein Vorwurf gemacht werden: wer eine solche Fülle des Stoffes zu behandeln hatte, wie er, der konnte unmöglich jeder Einzelfrage diejenige Berücksichtigung schenken, welche bei gesonderter Betrachtung ihr gewidmet werden kann und muss. M.-L. stellt die Entwickelung des Suffixes in folgenden zwei Reihen dar:

lat. *-ariu* > rum. *-ar*, engad. *-er*, ital. *-ajo*, frz. *-ier*, span. *-ero* [hinzuzufügen ist: prov. *-eir*, *-ier* ptg. *-eiro*];

lat. *-aria* > rum. *-arie*, engad. *-era*, ital. *-aja*, frz. *-aire*, span. *-era*.

Daran schliesst sich dann eine Reihe von Bemerkungen, welche überdies in einem späteren Abschnitte des Buches (Bd. II § 467 bis einschliesslich 469) noch vermehrt werden. Als besonders wichtig unter M.-L.'s Aufstellungen seien nachstehende Punkte hervorgehoben: 1. (I § 520) Im Rumänischen standen als Masculinformen des Suffixes ursprünglich neben einander Sing. *-ariu* und Plur. *-ari* aus *-arii*, „woraus nun entweder *ar(u)*, *ari*, die gewöhnlichere Form, deren Entstehung durch *-ar* = lat. *-aris*, Plur. *-ari* begünstigt wurde, oder *-aru* (mit jotaziertem *r*), *-ar* (mit jot. *r*), das sich, so scheint es, noch heute dialektisch hält." — 2. (I § 521) „Im Italienischen sind *-arius*, *-ari* geschieden: jenes giebt *-ajo*, dieses *-ari*, dann finden zum Teil Ausgleichungen statt: *-ari* bekommt den Sing. *-aro*, *-are*; *-ajo* den Plur. *-ai*[2]), alte Texte bewahren den Unterschied. Daher haben die Monatsnamen nur Formen auf *-ajo*. Die Unterdrückung

---

[1]) *ry* ist die Bezeichnung „für die Verbindung eines gerollten Zungen-*r* mit einem palatalen *y*".

[2]) Wohl Druckfehler für *-ari*.

des *r* ist specifisch toscanisch, die anderen Mundarten, die südlichen sowohl wie die nördlichen, verlieren *i*. Man könnte annehmen, dass *-ajo, -ari* konsequent zu *-aro, -ari* ausgeglichen worden und dann auch *r* in den anderen Fällen an Stelle von *ri* getreten sei. Das ist jedoch nicht wahrscheinlich, vielmehr zeigt sich in dem Kampfe zwischen *r* und *y* in den anderen Provinzen *r* fester. Im Norden aber, im Venezianischen und Mailändischen, wird *-area* zu *-era*, *-arius* zu *-er*. Zwischenstufe ist *-aira, -airu*. Vor dem Tone zeigt auch das Toscanische *r*: *ariuolo* etc." — (I § 522) „Im Französischen werden die Sachen etwas verwickelter: *-arius* wird über *-arię* zu *-airę*, worin das alte *ai* behandelt wird wie offenes *e* (§ 150). *ę* fällt infolge des vokalischen Auslautgesetzes. Dagegen blieb *-arya* länger, erst als dann *a* zu *ę* abgeschwächt wurde, trat auch hier Attraction ein: *aire*, und dieses junge *ai* wird nun zu *ę*, nicht mehr zu *ie*. So erklärt sich der Gegensatz zwischen *-aire* und *-ier*, zwischen *heur (augurium)* und *foire (forea)*. Als Suffix hat *-ier* auch das Feminin *-ière* nach sich gezogen, umgekehrt folgt *vair* dem Femininum, *pair* ist erst von *paire* aus neugebildet. Die Attraction im Femininum ist im Altfranzösischen noch nicht vollzogen. Im Provenzalischen verhält es sich ähnlich: auch hier entsteht aus *-arius: air*, woraus weiter *-eir, -ieir* und dazu das neue Femininum: *eira*. Vom Provenzalischen und Französischen dringt das Suffix ins Italienische, von da ins Friaulische." (Vgl. hiermit Bd. II § 467: „Im Italienischen tritt zuweilen *-aro* auf: *marinaro, porcaro, somaro* neben *marinajo* etc., die vom Plural aus gebildet sein könnten, wahrscheinlicher aber einem Dialecte entstammen, da *-ajo* < *-ariu* auf Toscana beschränkt ist. Noch häufiger aber findet sich *-iere* oder seltener mit dem masc. *-o* versehen *-iero*, das nach der Qualität der Beispiele, in denen es erscheint, sich deutlich als Entlehnung aus frz. *-ier* zu erkennen giebt".

Die Ausführungen M.-L.'s entbehren der wünschenswerthen Klarheit und Bestimmtheit. Man irrt indessen wohl nicht in der Annahme, dass nach seiner Anschauung die masculine Singularform *-ārius* einen dreifachen Entwickelungsweg eingeschlagen hat, nämlich: 1. *-āriu[s]* (mit Verdrängung des *r*) > *ajo* (Toscana); 2. *-āriu[s]* (mit Verdrängung des *i*) > *-aro* (nichttoscanisches Italienisch), *-ar* (Rum.); 3. *-āriu[s]* (durch Attraction des *i* in die Hochtonsilbe) > *-airo*, woraus *-eiro, -ero* und (mit Diphthongierung des aus *ai* entstandenen offenen *e*) *-ier* (im Frz.), bezw. *-ieir* (im Prov.).

Wie es gekommen sei, dass *-ārius* im Romanischen eine derartig verschiedene Gestaltung angenommen habe, lässt M.-L. unerklärt. Auch über manches Einzelne schweigt er sich leider aus. So namentlich über die Entstehung von prov. *-ieir*. Zu diesen Unvollständigkeiten der Darstellung tritt nun noch hinzu die grund-

verkehrte Annahme, dass ital. *-iere* dem Frz. entlehnt sei. M.-L. bringt für diese Behauptung, die er aller Wahrscheinlichkeit nach von d'Ovidio (s. oben Seite 202) übernommen hat, auch nicht den Schatten eines Beweises bei. Denn, wenn er sich (II § 467) auf „die Qualität der Beispiele, in denen es *[iere, iero]* erscheint", beruft, so vermag dies Niemand anzuerkennen, welcher die betreffende höchst umfangreiche Wortsippe (zu der z. B. auch *pensiero* gehört!) sich vergegenwärtigt.[1]) Ueberdies lässt M.-L. völlig ausser Acht, dass neben *-iere* auch *-ieri* vorhanden ist, beziehentlich vorhanden war, dessen auslautendes *i* doch nimmermehr als dem Französischen entlehnt u. ebensowenig als auf Analogiebildung beruhend erachtet werden darf, letzteres um so weniger, als gerade der analogische Trieb die Endung *-i* von dem Singular hätte fernhalten müssen.

Was Meyer-Lübke in seiner ital. Grammatik (1890) über das Suffix *-ārius* sagt, enthält nichts Neues. —

Unter denjenigen während der letzten Jahre erschienenen Büchern, welche zur Förderung u. Vertiefung der romanischen Sprachwissenschaft in bedeutsamem Masse beigetragen haben, nimmt Cohn's an neuen Gesichtspunkten u. Ergebnissen fast überreiche Schritt: „Die Suffixwandlungen im Vulgärlatein u. im vorlitterarischen Französisch" (1891) eine hervorragende Stelle ein. Aber während diese Schrift so manche andere bislang dunkle Frage der Wortbildungsgeschichte in methodisch sicherer Weise gelöst hat, muss leider das, was in ihr über die Entwickelung von lat. *-ārius* zu frz. *-ier* gesagt ist, als durchaus unannehmbar bezeichnet werden u. zwar schon aus dem Grunde, weil — wie Cohn selbst (p. 278 Anm.) hervorhebt — der in Vorschlag gebrachte Deutungsversuch auf das Provenzalische nicht anwendbar ist. Da sich dies eben so verhält, so darf man von der Anführung weiterer Gegengründe, an denen wahrlich kein Mangel sein würde, ganz absehen, u. es möge folglich genügen, Cohn's Hypothese in Kürze darzulegen. Cohn geht aus von solchen Worten auf *-arius*, deren Stamm auf einen Palatal oder allgemein auf einen *i*-haltigen Laut ausgeht, wie z. B. *consiliarium* > *conseillier*, **buttiliarium* > *bouteillier*, **damniarium* > *dangier*, **stranearium* > *estrangier* etc. In derartigen Worten entspringe, meint er, *-ier* „am natürlichsten" aus der an den palatal, bezw. *i*-haltig auslautenden Stamm „sich schmiegenden Suffixform *-arum*". Denn *-arum* statt des aus *-arium* enstandenen *-arj[um]* (d. h. *-ar[um]* mit palatalem *r*) sei anzusetzen, da man eben annehmen dürfe, dass *-ary[um]* durch Einwirkung des palatalen Stammauslautes (welcher

[1]) Gegen die Annahme einer Entlehnung des ital. *-iere* aus dem Frz. hat sich auch Bianchi nachdrücklich ausgesprochen (*A. G.* XIII 229, vgl. auch ebenda X 357).

für die Suffixsilbe als Anlaut fungierte) zu *-ar/um/* entpalatalisiert worden sei. Nachdem also auf diesem Wege in allen den zahlreichen Fällen, in denen dem Suffix ein palataler oder *i*-haltiger Stammauslaut vorausging, *-ārium* zu *-ier* geworden war, wurde diese Gestaltung des Suffixes analogisch auch auf diejenigen Worte übertragen, deren Stammauslaut weder palatal noch *i*-haltig ist (wie z. B. *prim-arius*). Wie man sieht, berührt sich Cohn's Hypothese nahe mit derjenigen, welche G. Paris aufgestellt hatte (vgl. oben S. 196), u. hat folglich auch die wider diese geltend gemachten Bedenken gegen sich. Befremden muss es übrigens, dass ein so umsichtiger Forscher, wie Cohn, geglaubt hat, die Frage nach der Entstehung des frz. *-ier* ohne Berücksichtigung des ital. *-iere* lösen zu können. Oder soll man etwa meinen, dass auch Cohn ital. *-iere* für dem Frz. entlehnt hält? Schwerlich, denn Cohn erklärt für das Prov. eine solche Annahme für bedenklich, und dann musste sie ihm für das Ital. als noch viel bedenklicher erscheinen.

Schwan in seiner inhaltsreichen Recension des Cohn'schen Buches (1891, Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XIII² 192 ff.) verwarf, wie selbstverständlich, Cohn's Annahme u. versuchte sie durch einen eigenen Deutungsversuch zu ersetzen, der aber freilich nicht eben ein glücklicher war. Im Volkslatein sollen — so vermutet Schwan — die beiden Suffixe *-arjus* u. *-erjus* (mit off. *e*) neben einander u. infolge ihrer gleichen Verwendung auch bei denselben Worten unterschiedlos in Gebrauch gewesen sein, allerdings in der Weise, dass *-arjus* im Rückgang sich befunden u. auf die Bildung von Substantiven sich beschränkt habe, während *-erjus* zur Bildung sowohl von Substantiven wie von Adjectiven diente. Zu *-arjus* u. *-erjus* sei nun als ein drittes Suffix noch hinzugekommen *-arus*, entstanden aus Contamination von *-ārius* u. *-āris*. Dies *-ārus* habe das ital. *-aro* ergeben. Im Französischen hätten sich aus den drei Suffixen drei verschiedene Suffixe entwickeln müssen: aus *-arju* **air*; aus P[alatal] †*arju* mit Dissimilation *-ier* u. ohne dieselbe (ausser im Osten, wo auch hier *-ier* entstehen musste) **-ir*; aus *-aru -er* (z. B. *bacheler)*, aus P[alatal] †*aru -ier*, (z. B. *cuillier*), aus dem, wie ausgeführt, häufigen *-erju -ier* u. (ohne Dissimilation) *-ir*, ebenso aus P[alatal] †*-erju*. Der Ausgleich dieser Formen wäre im vorlitterarischen Französisch in der Weise vollzogen worden, dass das häufigere *-ier* das seltenere *-air* u. *-ir* verdrängt hätte, welches in gleicher Verwendung dafür vorkäme. So würde es sich auch erklären, warum die Palatale sich entwickelt haben, wie die Palatale vor *a* . . . . . Im Prov. wäre nun *-arjus* (ausser in einigen Dialecten) allgemein durch die Producte von *-erjus (-ier* u. *-ieir)* verdrängt worden.

Unter diesen — nicht immer recht klar ausgedrückten — Aufstellungen Schwan's ist recht beachtenswert der Hinweis auf die

Möglichkeit des Vorhandenseins eines *-arus* neben *-arius*, wenn auch die Vermutung, dass das erstere eine Contamination aus dem letzteren u. *-aris* sei, nicht eben sehr ansprechend erscheint. Durchaus verfehlt aber ist es, wenn Schwan, Gröber's irreführendem Vorgehen folgend, einen Wettbewerb zwischen den Suffixen *-ārius* u. *-ĕrius* annimmt. Man muss da eben immer wieder fragen: wie in aller Welt soll es denn möglich gewesen sein, dass *-ārius* von einem *-ĕrius* verdrängt wurde?[1])

Schwan hat seine Anschauung über die Entwickelung von *-ārius* im Frz. dann noch einmal, und zwar mit grösserer Klarheit, ausgesprochen in seiner „Grammatik des Altfranzösischen“ (2. Aufl. 1893, p. 39, § 72,2). Was er hier sagt, lässt sich etwa in folgenden Formeln zum Ausdruck bringen:

1. *-āre* (nach nicht palatalem oder palatalisiertem Cons.) > *-er*, z. B. *pilare* > *piler, baccalare* > *bacheler, singulare* > *sengler;*

2. *-ārius* (nach nicht palatalem oder palatalisiertem Cons.) > *-air*, z. B. *varium* > *vair;*

3. *-āre, -ārius* und *-ĕrius* (nach palatalem oder palatalisiertem Cons.) > *jerju* und (dialektisch) *-ir*, oder durch Differenzierung des Silbenanlautes (vgl. *jejunu* > *jëun*) > *jeru, -ier*, z. B. **cochleare* > *cueillier, consiliarium* > *conseillier*. — Der Ausgang *-ier* ist dann analogisch auch auf die ursprünglich zu 1 und 2 gehörigen Worte übertragen worden, so dass also z. B. *bachelier* für *bacheler* eintrat.

Auch diese Sätze können nicht voll befriedigen. Namentlich sieht man nicht ein, warum der Ausgang *-ier* eine so mächtige Analogiewirkung auf den Ausgang *-er* ausgeübt haben sollte, dass der letztere nahezu völlig verdrängt worden wäre. Denn in einem ganz entsprechenden Falle ist doch nichts Aehnliches geschehen. Bekanntlich gestaltet sich der Infinitivausgang *-er* (der A-Conj.) unter bestimmten Bedingungen (so namentlich nach palatalem oder palatalisiertem Cons.) im Altfrz. zu *-ier*, z. B. *manducare* > *mangier, taliare* > *taillier*. Niemals aber ist nun — abgesehen von allerdings vorkommenden Schreibefehlern — der Ausgang *-ier* analogisch auf Verba übertragen worden, bei denen die angedeuteten lautlichen Bedingungen nicht erfüllt waren, niemals ist z. B. ein **parlier* oder **chantier* für *parler* oder *chanter* eingetreten. Warum soll man also z. B. ein **premer* zu *premier* umgebildet haben? Und noch Eins dürfte zu erwägen sein. Der nach dem sogen. Bartsch'schen Gesetze aus *e* (= lat *á*) entstandene Diphthong *ie* ist in der weiteren Sprachentwickelung schriftfranzösisch wieder zu *e* monophthongiert worden; dagegen hat sich der dem *a* in *-ārius* entsprechende Diphthong *ie*

---

[1]) Uebrigens ist dieses Hineinziehen eines *-ĕrius* für Schwan's Theorie durchaus entbehrlich, da er ja auch von *-ārius* aus zu *-ier* gelangt.

durchweg behauptet, ausgenommen nach palatalem und palatalisiertem Cons.[1]) Man würde sich in einem Kreise herumbewegen, wenn man diese Verschiedenheit der Entwickelung daraus erklären wollte, dass der Infinitivausgang *-ier* immer auch *-er* neben sich hatte und also von diesem angezogen werden konnte, während der nominale Ausgang *-ier* das ursprünglich neben ihm stehende *-er* völlig verdrängt habe und dadurch dem Einflusse einer rückwirkenden Analogiebildung entzogen worden sei. Denn dann müsste man ja immer wieder fragen, warum der Infinitivausgang *-ier* nicht ebenso gut, wie das Nominalsuffix *-ier*, das ihm gegenüberstehende *-er* habe verdrängen und, nachdem ihm dies gelungen sei, in seiner Alleinherrschaft sich habe erhalten können. Nein, der Grund, weshalb das eine *-ier* wieder schwand, das andere aber (ausgen. nach Palatalen) dauernd verblieb, muss darin gesucht werden, dass jedes der beiden *-ier* verschiedenen Ursprung hat. Es werde das, was ich damit meine, kurz angedeutet. Das *ie* im *-ier* des Infinitivs ist, um so zu sagen, ein rein phonetisches oder, noch genauer, ein phonetisch bedingtes *ie*, d. h. ein *ie*, welches aus einfachem *e* (< lat. *a*) durch Einwirkung eines ihm vorausgehenden (palatalen bezw. palatalhaltigen) Lautes entstand, also eben nur unter ganz bestimmten Bedingungen entstand und folglich nicht entstand, wenn solche Bedingungen nicht vorlagen. Eine Analogiewirkung dieses (sog. Bartsch'schen) *ie* hat nie und nirgends stattgefunden. Wenn nun das *ie* des Suffixes *-ier* (< *-ārius*) den gleichen phonetischen, d. h. in vorausgehendem Palatal etc. begründeten Ursprung besässe, so müsste man folgerichtig annehmen, dass es ebensowenig, wie das *-ier* des Infinitivs, analogischer Wirkung fähig gewesen wäre. Es hätte dann also ein *premier* für **premer* nach Analogie von z. B. *conseillier* niemals eintreten können, denn es ist niemals etwa ein **chantier* (= *cantare*) nach Analogie von z. B. *vengier* gebildet worden. Man sieht, wie durch diesen Vergleich Schwan's Annahme hinfällig wird. Weil dies aber so ist, so muss für das Suffix *-ier* eine andere Deutung erstrebt, es darf sein Diphthong nicht aus dem Einflusse eines vorausgehenden Palatals geklärt werden. Wir werden mithin zu dem Schlusse gedrängt, dass die Entstehung des *ie* im

---

[1]) Z. B. *conseiller*, *berger*, *vacher*, *étranger* etc. Meyer-Lübke (*Gr. d. rom. Spr.* II § 464) nimmt für derartige Fälle Suffixvertauschung an (*-ier* = *-ārius* vertauscht mit *-er* = *-āris*). Das ist aber eine nicht nur unnötige, sondern auch eine unwahrscheinliche Annahme. Unnötig, weil sich ja der Wandel z. B. von *bergier* > *berger* ebenso rein lautlich erklären lässt, wie z. B. der von *mangier* > *manger*. Unwahrscheinlich, weil zur Zeit, als z. B. *berger* für *bergier* eintrat, das Suffix *-er* (= *-aris*) schon in weitem Umfange durch *-ier* verdrängt und folglich — so sollte man wenigstens glauben — der Fähigkeit zur Analogiewirkung beraubt worden war.

Suffixe unabhängig ist von der Beschaffenheit des ihm vorausgehenden Consonanten, dass also, wenn dem lat. *-ārius* im Frz. ein *-ier* entspricht oder doch zu entsprechen scheint, dies eine Thatsache ist, welche mit der Beeinflussung durch einen Palatal nichts zu schaffen hat. Dem lat. *-ārius* steht ursprünglich im Frz. in allen Fällen *-ier* gegenüber, gleichviel welcher Laut, ob ein palataler oder ein nicht palataler, ihm vorausgeht, also das *i* in diesem *ie* ist — so müssen wir annehmen — nicht durch einen ihm vorausgehenden Palatalen erzeugt und dann analogisch weiterverschleppt worden.' Wir werden im ferneren Verlaufe unserer Untersuchung auf diesen Satz zurückzukommen Anlass finden. —

Eine feinsinnige Bemerkung bezüglich des Suffixes *-ārius* machte der Germanist Kluge. Der Annahme Braune's (Althd. Gr. § 200) beistimmend und sie weiter begründend, dass ahd. *-âri*, *-eri* = got. *-âreis* als Suffix dem Latein entstamme, hebt er die Thatsache hervor (1893, *Ztschr. f. rom. Phil.* XVII 561), dass die hierher gehörigen got. Worte (z. B. *daimônâreis*) der *ja*-Decl. u. nicht, wie die sonstigen in das Got. übergegangenen lat. Subst. auf *-us* (z. B. *asinus* = got. *asilus*), der *u*-Decl. angehören, was ihn zu der Doppelfrage veranlasst: „Sollte der Uebertritt in die *ja*-Decl. vom Accusativ, resp. vom Obliquus aus erfolgt sein? oder hat man an die Thatsache anzuknüpfen, dass im Vlglt. *-āris* für *-ārius* eingetreten war, wodurch der Uebertritt in die *ja*-Decl. erleichtert u. das Fehlen der *u*-Form weniger auffällig wird?" Der Romanist muss dem Germanisten antworten, dass weder Uebertritt vom Obliquus aus (insofern derselbe vom Nom. verschieden ist) stattgefunden hat, noch dass *-āris* für *-ārius* eingetreten ist, sondern dass *-âreis* auf einem *-ārī* beruht, wie weiter unten zu erörtern sein wird.

In demselben Bande (XVII) der *Ztschr. f. rom. Phil.*, in welchem Kluge's Artikel erschien, veröffentlichte (p. 288 ff.) Marchot einen kurzen Aufsatz, dem er in liebenswürdiger Bescheidenheit die Ueberschrift gab „*Solution de la question du suffixe -ārius*". Marchot war in arger Selbsttäuschung befangen, als er glaubte, das schwierige Problem gelöst zu haben, in einer Selbsttäuschung, die sich nur daraus erklären lässt, dass er sich mit der Sache nicht eingehend genug beschäftigt u. das, was Andere darüber geschrieben, zu wenig gewürdigt hatte. Allzu grosses Selbstvertrauen führt in wissenschaftlichen Dingen zur Oberflächlichkeit.

Marchot nimmt für das Rumän. und Ital. folgende Entwickelung an:

Nom. (und Acc.) Sg. *-ārius, [-m]*, daraus a) rum. *-ariu*, welches mundartlich sich als *-arj* erhalten

-āria, *[-m]*, daraus a) rum. **-arie*, welches aber geschwunden, beziehentlich durch den an das

hat, sonst aber durch das an den Plur. angebildete *-ar[u]* verdrängt worden ist. — b) ital. *-ajo*, daneben das an den Plur. angebildete *-aro, -are.*

Masc. *-ar* angebildeten Ausgang *-ara* verdrängt worden ist. — b) ital. *-aja*, daneben in Anbildung an das Masc. *-aro* auch *-ara.*

Nom. Plur. Masc. *-ari*, daraus a) rum. *-ari*, b) ital. ebenfalls *-ari*, daneben aber auch *-ai* in Anbildung an den Sing. *-ajo.*

Neben dem ital. *-ajo (-aro), -ari (-ai)* erscheint nun aber auch *-iero, -iere,* Pl. *-ieri.* Wie verhält es sich mit diesen Ausgängen? Nun, „*tout simplement*“: auszugehen ist von dem Plur. *-ieri*, welcher aus lat. *-ĕri (= -ĕrii)* enstanden ist u. an den sich dann die Singularformen *-iere, -iero* (auch das Fem. *-iera*) angebildet haben. Es ist in der That ganz herrlich einfach! Nur ist zu bedauern, dass neben *-iere* auch *-ieri* vorhanden ist. Davon schweigt Marchot weislich.

Mit dem Spanischen, Portugiesischen und Provenzalischen macht Marchot kurzen Prozess. Warum auch nicht? Die in diesen Sprachen vorhandenen Ausgänge (*-ero, -eiro, *-ieirs, -eirs, -iers* etc.) beruhen seiner Ansicht nach ja samt und sonders auf Vertauschung von *-ārius* mit *-ĕrius.* Die Fragen, ob das Suffix *-ĕrius* jemals im Lat. (ausserhalb der bekannten wenigen Worte, wie *ministerium* etc.) wirklich lebendig war und wie es in so erfolgreichen Wettbewerb mit *-ārius* eintreten konnte —, diese Fragen machen Marchot keine Sorgen. Wer wird sich auch um solche Lumpereien kümmern!

Marchot krönt in würdigster Weise sein Werk, indem er für das Französische das nachstehende unvergleichlich schöne Declinationsschema aufstellt:

Sing. Cas. rect. *-arjs, -airs* und *-ars, -ers*
Cas. obl. *-arj, -air* und *-ar*
Plur. Cas. rect. *-arj*, und *-ar* (im 9. Jahrh. *-er*)
Cas. obl. *-arjs, -airs* und *-ars.*

Marchot selbst scheint zu glauben, dass diese Declination zu schön gewesen sei, als dass sie hätte am Leben bleiben können, denn nach seiner Meinung ist auch im Franz. *-ārius* durch *-ĕrius* verdrängt worden.

Ist Marchot's Essai vielleicht als eine Humoreske, als ein sprachwissenschaftlicher Scherz aufzufassen? Ich möchte es glauben, denn ich kann mir garnicht vorstellen, dass ein durch eine gute Schule gegangener Romanist, wie Marchot, derartige Wunderlichkeiten ernsthaft gemeint habe. Ich vermag das um so weniger zu glauben, als ich weiss, dass Marchot methodischer und gründlicher Arbeit sehr wohl fähig ist und bereits mehrfach Tüchtiges und Verdienstliches geleistet hat. Nun, auch dem Besten hann es geschehen, dass

er einmal in einer Stunde der Schwachheit schreibt, was er besser nicht schriebe[1]).

Nachdem Ascoli zu wiederholten Malen (namentlich *Arch. glott.* IX 383 Anm. u. X 104) auf den meines Erachtens allein richtigen Weg zur Erklärung der Entwickelung von *-ārius* im Romanischen hingedeutet hatte, hat endlich ganz neuerdings (1893) Bianchi in seiner überaus verdienstlichen Untersuchung über die *„Storia dell' i mediano, dello j e dell' i seguiti da vocale nella pronunzia italiana"* (*Arch. glott.* XIII 141 ff.) die Frage mit umfassender Gelehrsamkeit und eindringendem Scharfsinn behandelt. Es muss diese Arbeit geradezu als eine bewundernswerte Leistung der auf Laut-, Formen-

[1]) Ganz neuerdings hat Marchot (in *Ztschr. f. rom. Phil.* XIX 61) einen zweiten Aufsatz über die *arius*-Frage veröffentlicht. Er ist wesentlich verständiger gehalten, als der erste, aber oberflächlich ist auch er noch, und auch in ihm noch trägt der Verfasser die naive Einbildung selbstgefällig zur Schau, dass ihm die Lösung des schwierigen Problems gelungen sei. Vielleicht wäre er von diesem Wahne geheilt worden, wenn er Bianchi's Abhandlung gelesen hätte —, diese scheint ihm aber völlig unbekannt geblieben zu sein. Marchot bekennt sich jetzt als überzeugten Anhänger der Annahme Gröber's, nach welcher für *-ārius* im Vulgärlatein *-ĕrius* eingetreten sein soll (vgl. oben S. 197). Eine Stütze für diese Ansicht erblickt M. in der von Rousselot (*Revue des patois gallo-romans* V 318) aus den Schriften des hl. Gregor beigebrachten Angabe, dass ein *„vir nobilis in Valeria provincia (Pannonien) nomine Chrysaorius"* in der *„lingua rustica"* des Volkes *Chryserius* genannt worden sei, denn nach M. leidet es keinen Zweifel, dass *Chryserius* einem volkslat. *Chrysarius* entspricht. Durch den Umstand aber, dass das volkstümliche *Chryserius* nach Pannonien hin gehört, also für Gallien oder Italien gar nichts beweisen kann, lässt sich M. nicht im geringsten anfechten, denn *„si la chose s'est passée en Pannonie, elle a pu se passer en Gaule"*. Eine Schlussfolgerung von herzerfreuender Naivität! Mit besonderem Nachdruck aber beruft sich M. auf die beiden in den *Reichenauer Glossen* überlieferten Formen *sorcerus* (= *sorcier* < **sortiarius [?]*) und *paner (= panier)*. Aber diese Formen beweisen für M.'s Annahme gar nichts, denn sie würden sich ebensogut für Bianchi's Hypothese verwerten lassen. Das Schlimmste jedoch ist, dass M. selbst die lautliche Unmöglichkeit erkennt, frz. *-ier* aus *-ĕrius* herzuleiten, u. sich deshalb genötigt sieht, für *-ĕriu* ein *-ĕru* anzusetzen, das nach Analogie des Nom. Plur *-eri* (f. *erii*) gebildet worden sein soll. Mit solchen Kunststückchen kann man freilich alles fertig bringen. M. beruft sich allerdings einerseits auf das in den *Kasseler Glossen* sich findende *caldaru (sestar* und *paioari)*, das nach dem Nom. Pl. **caldari* geformt sein soll, andererseits auf span. *tiempo, tiempos* und dergl., denen er eine ganz abenteuerliche Entstehungsgeschichte andichtet. Indessen *caldaru* ist eine sehr zweifelhafte Form und dürfte wohl (ebenso wie *caldarora* in der folgenden Zeile) verschrieben sein, denn nur das Fem. *caldaria*, nicht aber das Neutr. oder Masc., ist in der Bedeutung „Kessel" in das Romanische übergegangen. Bei *sestar* ist zu beachten, dass es mit *sehtari* (also mit auslaut. *i!* erklärt wird. *Paioari* endlich kann gar nichts beweisen. Wie es mit span. *tiempo*, *tiempos* sich verhält, darüber möge M. sich aus einem beliebigen Handbuche selbst unterrichten. Die Sache ist zu elementar, als dass sie hier behandelt werden könnte.

und Wortgeschichte gerichteten Forschung bezeichnet werden. Gerade aber weil dem, was Bianchi gethan hat, so hohe Anerkennung gebührt, empfindet man zwei Mängel seiner Schrift um so schmerzlicher. Erstlich den Mangel an Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdruckes. Es handhabt nämlich Bianchi, wie das häufig die Art tiefdenkender Schriftsteller ist, die Sprache in einer sehr ungefälligen Weise: er baut langatmige Satzreihen mit verschlungenen Wortfügungen und erschwert dadurch seinem Leser ungemein die rasche und sichere Erfassung des Inhalts. Harte Arbeit darf nicht sich verdriessen lassen, wer zum vollen Verständnisse der Gedankengänge Bianchi's hindurchdringen will. Freilich ist man nun wohl nicht befugt, einen Autor darob zu schelten, dass er die goldenen Früchte seines Denkens auf rauh geformter Schale darbietet, aber der Sache förderlich ist es doch, wenn wertvolle Gedanken in ein leicht überschaubares Sprachgewand gekleidet und dadurch bequemer erfassbar gemacht werden. Eine zweite Klage — nicht Anklage — gilt dem Inhalte. Bianchi berücksichtigt in seiner Abhandlung, wie schon deren Ueberschrift besagt, im wesentlichen nur das Italienische. Das ist ja an sich sein gutes Recht, bedauerlich aber ist es immerhin, dass der geniale Forscher seine Untersuchung nicht grundsätzlich auf alle romanischen Sprachen ausgedehnt, sondern alles, was ausserhalb des Italienischen liegt, nur in einigen beiläufigen Bemerkungen gestreift hat. Freilich zeigt sich in der Beschränkung der Meister, aber ein Meister, wie Bianchi, vermag sein Wissen und Können auch auf einem ausgedehnten Arbeitsfelde zu bethätigen.

Im folgenden werde der Versuch gewagt, die Hauptergebnisse der Untersuchung B.'s, soweit sie auf die Geschichte des Suffixes *-ārius* sich beziehen, in kurzen Sätzen übersichtlich darzustellen[1]).

A. *Der Nom. u. Acc. Sg. Masc. -ārius und das Neutr. (Sg.) -ārium.*

1. Ein nachtoniges auslautendes langes *ī* beeinflusst den Vocal der vorangehenden Hochtonsilbe. In Sonderheit erzeugt ein solches *i* in der Verbindung *á* + Cons. + *ī* (z. B. *-árī*) nach dem *a* ein *i*, welches mit dem *a* zu *ai* sich verbindet, woraus ein *ae* (d. h. offenes *e*) sich ergiebt, also *-árī* > *áⁱrī* > *áiri* > *aeri* (= *erī* mit offenem *e*).

Gegen diesen Satz an sich ist weder lautphysiologisch noch lautgeschichtlich ein Einwand zu erheben, es bildet vielmehr der dadurch behauptete Lautvorgang eine allgemein anerkannte Einzelerscheinung der gemeinhin als „Umlaut" bezeichneten Entwickelung

[1]) Meyer-Lübke hat neuerdings (*Ztschrft. f. roman. Phil.* XIX 131 ff.) einzelne der von Bianchi aufgestellten Hypothesen einer sachkundigen und einschneidenden (meist ablehnenden) Beurteilung unterzogen, leider aber dabei die Annahmen Bianchi's bezüglich des Suffixes *-ārius* nicht besprochen.

hochtoniger Vocale. Nichtsdestoweniger muss gegen die Anwendung des Satzes auf den vorliegenden Fall (lat. *-ārī* [aus *-ārĭī*] > *aeri*) ein Bedenken ausgesprochen werden. Wenn z. B. **primārī* (aus *primarius*, *-ium*, s. No. 2) zu **primaeri*, **primeri* (mit off. *e*) sich entwickelt haben soll, so muss man annehmen, dass die gleiche Entwickelung auch bei dem Nom. Plur. Masc. der Adjectiva auf *-ārus* stattgefunden habe (z. B. *clārī* > **claeri* > ital. **chieri*, frz. **clier*, bezw. **clieir*, **clir*). Dies aber ist durchaus unerweislich, denn es wäre zu kühn, etwa aus altfrz. *tuit* eine solche Folgerung ziehen zu wollen. Will man also Bianchi's Annahme gelten lassen, so kann es nur unter der Voraussetzung geschehen, dass einerseits z. B. **primārī*, andrerseits z. B. *clārī* verschiedene Wege gegangen seien.

2. Die Doppelvocale *-ĭŭ* und *-ĕŭ* werden (ebenso wie *ĭī* und *ĭē*, *ĭĕ*) im Auslaut zu *ī* zusammengezogen, z. B. *hordeu[m]* > *[h]ordī[m]*. Folglich ergeben *-ārĭu[s]* und *-ārĭu[m]* ein *-ārī*, woraus nach No. 1 *-a^{i}rī*, *-airi*, *-aeri* (d. h. *-eri* mit offenem *e*) und endlich durch Diphthongierung des off. *e* ein *-ieri* sich entwickelt. Das Gleiche findet auch bei *-ĕriu[s]* und *-ĕriu[m]* statt, daher also lat. *mĭ[ni]stĕriu[m]* = ital *mestieri*.

Gestützt wird die Annahme der Contraction von *-rĭŭ[s]*, *-rĭŭ[m]*, bezw. *-āriu[s]*, *-āriu[m]* zu *-rī*, bezw. *ārī*,

a) Durch volkslateinische Formen, wie *actuaris* = *actuarius*, *abstemis* = *abstemius*, *ebris* = *ebrius*, vgl. Löwe, *Prodr*. p. 420, und Stolze, *Lat. Gr.* (in Iw. Müller's *Handbuch* II) p. 330.

b) Durch altlateinische Formen, wie *Cornelis* (auch *Corneli*, also ohne *s*, woraus aber nicht notwendig auf Abfall des *s* geschlossen werden darf, da auch eine lediglich graphische Abkürzung vorliegen kann, vgl. Mommsen, *Römisches Münzwesen* p. 471) neben *Cornelius* und *Cornelim* neben *Cornelium*, *alis* neben *alius*, vgl. auch *filī*. Ueber die vielbehandelte Geschichte und Erklärung dieser Formen vgl. Ritschl, *De declinat. lat. quadam recondit.* (im *Bonner Lections-Catalog 1861* = *Opusc.* IV 446; R. war der erste, welcher auf diese Formen hinwies und in ihnen eine alte Decl. erkennen wollte); Corssen in Kuhn's *Ztschr.* V 33 und IX 149, *Krit. Beitr.* p. 331 ff. und 562 ff., *Ausspr.* etc. I^{2} p. 289 und 758 Anm. (Corssen bestritt Ritschl's Entdeckung mit unzureichenden Gründen und erklärte, sehr verfehlt, die betr. Formen für Oskismen); Bücheler, *Grundriss der lat. Decl.*^{2} p. 11 [in Havet's Uebers. p. 37] (B. nahm an, dass das *o* dem *i* sich assimiliert habe und dann Contraction eingetreten sei, also *Cornelios* > *Corneliis* > *Cornelīs;* B. hielt auch die Vermutung für statthaft, dass Plautus noch *filis* für *filius* und *gaudim* für *gaudium* gebraucht habe); Neue, *Lat. Formenlehre* I 73 (es werden nur Beispiele gegeben); Benseler, *De nominibus propriis et*

latinis iu -īs pro -ius et graecis in -ις, -ιν pro -ιος, ιον terminatis, in: *Curtius' Stud.* III 147 (nimmt Contraction von *-ius* zu *-īs* an); Streitberg in Paul's und Braune's *Beitr.* Bd. XIV p. 200 („in dieser Abhandlung wird wahrscheinlich gemacht, dass im Uridg. neben *-io- i̯o* eine Tiefstufenform *-i-, -ī-* lag, im Nom., Acc., Voc. Sg., vgl. z. B. lat. *alis, fili,* osk. *medici-m*". Brugmann, *Griech. Gramm.* [Iw. Müller's *Handbuch* II] p. 92 Anm., vergl. desselben Verfassers *Grundriss der vgl. Gramm. der idg. Spr.* II p. 116 Anm., vgl. endlich auch Kremer in Bezzenberger's *Beitr.* VII 60).

Ein geschichtlicher Zusammenhang der altlateinischen Formen auf *-is, -im = ius, -ium* und dem von Ascoli und Bianchi angenommenen *-ārī* aus *-āriu[s], -āriu[m]* besteht übrigens keineswegs. Man muss vielmehr glauben, dass das (eben nur im Altlatein nachweisbare) *Cornelis* und dergl. längst wieder durch *Cornelius* und dergl. verdrängt war, als in der Volkssprache z. B. *argentārī* für *argentariu[s], -[m]* aufkam[1]). Immerhin aber sind die altlat. Formen beweisend für die Möglichkeit, dass im Lat. *-is* und *-im* für *-ius* und *-ium* eintreten konnte.

c) Durch das Vorhandensein einerseits von ital. Ortsnamen auf *-i,* welche lateinischen Namen auf *-ium* entsprechen, z. B. *Brindisi = Brundīsium, Chiusi = Clusium, Assisi = Assisium, Spoleti = Spoletium* neben *Spoleto = Spoletum)*[2]); andrerseits von ital. Appellativen auf *-i,* welche lat. Worten auf *-ārius, -ārium, -ĕrium* gegenüberstehen, z. B. *cancellieri = cancellarius, cavalieri = caballarius, mestieri = ministerium.*

Das Vorhandensein solcher auf *-i* ausgehenden Worte[3]) ist, wie ich glaube, von entscheidender Wichtigkeit, denn man bedenke erstlich, dass ein *cancellariu[s], -[m],* wenn *iu* nicht in *ī* zusammengezogen wurde, nur eine *cancellario, cancellajo* ergeben konnte. Und sodann erwäge man, dass der Ausgang *-i* das kennzeichnende Merk-

---

[1]) Bianchi (*Arch. glott.* IX 380) sagt allerdings: „*Il fenomeno che si osserva in „Clodis" ecc. continua, cioè, nel basso latino, si fissa in nomi latini di luogo, e seguita a viver e in nomi comuni. Abbiamo difatto, presso Firenze, ‚S. Salvi' da Salvius* etc." Aber kann *Salvi* nicht als Genetiv *(pagus S. Salvii)* verstanden werden? Freilich sollte man dann *S. Vincenzi* statt *S. Vincenti* erwarten, aber man kann in *Vincenti,* da es sich hier ja um einen Heiligennamen handelt, wohl eine halbgelehrte Wortform erblicken. Worte, welche der kirchlichen Sphäre angehören, entziehen sich ja vielfach der regelmässigen Lautentwickelung.

[2]) Der Gedanke liegt nahe, derartige Namen für ursprüngliche Locative zu haben *(Brindisi = Brundisii),* aber *Brindisii, Assisii, Spoletii* hätten *Brindisci, Assisci, Spolezi* ergeben müssen, vgl. Bianchi, *Arch. glott.* IX 379.

[3]) Sie finden sich besonders in den Mundarten von Siena, Pisa und Livorno, vgl. Hirsch, *Ztschr/t. f. rom. Phil.* IX 531. Vgl. auch Bianchi, *Arch. glott.* IX 383.

mal des ital. Plur. Masc. ist, während der Sing. Masc. auf *-o* oder *-e* zu enden pflegt. Wenn also *cancellieri* u. dgl. im Sing. auf *-i* auslauten, so weist dies mit zwingender Notwendigkeit auf ein lat. **cancellarī* hin.

Verstärkt noch wird dieser Beweis durch die Thatsache, dass auch das provenzalische Singulare auf *-i* besitzt.

d) Durch den Eintritt der Worte auf *-ārius* = got. *-âreis* in die *ja*-Decl. (während die sonstigen Subst. auf *-us* der *u*-Decl. angehören), denn dieses *-âreis* kann nur auf lat. *-âri* beruhen, vgl. Kluge, *Ztschr. f. rom. Phil.* XVII 561 (s. oben Seite 212).

e) Durch die parallele Entwickelung, welche das germanische Suffix *-āri* u. das germ. Nomen *hāri* (als zweiter Bestandteil von Compositis) im Frz. u. Ital. gefunden haben, z. B. *sparwāri* > frz. *épervier*, ital. *sparaviere, Walthāri* > frz. *Gautier*, ital. *Gualtieri*. Nebenbei sei aber ausdrücklich darauf hingewiesen, dass man daraus keineswegs den Schluss ziehen darf, es sei zur Zeit als die betr. german. Worte in das Romanische eintraten, das Suffix *-ārius* noch als *-āri* (nicht schon als *-aeri*, bezw. *-ieri*) lebendig gewesen. Die Entwickelung einerseits des lat. *-ārī* (aus *-ārius*), andrerseits des german. *-ārī* (*hāri*) zu *-aeri, -ieri* hat sich eben nur gleichmässig, nicht jedoch gleichzeitig vollzogen (wie dies z. B. Mackel, *Frz. Stud.* VI 40, zu glauben scheint).

3. In der Verbindung *-ārīō* verdichtete sich ī zu *j*, nachdem es in der Vorsylbe ein *i* erzeugt hatte (*-āirjō*). Daraus entstand, indem *j* das ihm vorangehende *r* verdrängte u. das nun ihm benachbart gewordene *i* aufsog, *-ajo*. Daneben fand mundartlich auch eine andere Entwickelung statt, vermöge deren *āirjō* durch Schwund des *j* u. des dem *r* vorangehenden *i* zu *-aro* sich gestaltete (*Arch. glott.* XIII 226).

Gegen die erste Annahme (*-ārīō* > *āirjō* > *-ajo*) ist nichts einzuwenden. Dagegen dürfte die zweite ebenso unwahrscheinlich wie unnötig sein. Unwahrscheinlich, weil man erwarten muss, dass *-airjō*, falls das *j* verdrängt worden wäre, ein *-airo* ergeben haben würde, gerade so wie nach Bianchi's eigener Ansicht *-ariă* (= *areă*) zu *aira* wurde. Unnötig, weil *-aro* auf doppelte Weise sich leichter erklären lässt. Erstlich nämlich könnte *marinaro* für **marinare* (**marinarem* f. *marinarium*) eingetreten sein, wie etwa *tristo* (gleichsam **tristus*) f. *triste*. Sodann aber ist denkbar, dass neben *marinārius* ein **marinārus* gebildet wurde nach Analogie von *carus, rarus, gnarus* etc. Dieser Vorgang scheint mir sogar recht glaublich zu sein, u. ich werde weiter unten in anderem Zusammenhange noch einmal darauf zurückkommen.

4. Wenn wir vom Genetiv Pluralis absehen, welcher seiner schwerfälligen Form wegen gewiss am frühesten ausser Gebrauch

kam, so lauteten — nach Abfall der Endconsonanten *-s* u. *-m* u. nach Zusammenziehung von *iu* (im Nom. u. Acc. Sg.), *ie* (im Voc. Sg.) u. *ii* (im Gen. Sg., Nom. Voc. Dat. u. Abl. Pl.) in langes *ī* — sämtliche Casus der Nomina auf *-ārius* u. *-ārium* entweder auf *-ī* oder auf *-ō* aus, nämlich einerseits z. B.:

Nom. Sg. *argentariu[s]* > *argentarī*, Gen. Sg. *argentarii* > *argentarī*, Acc. Sg. *argentariu[m]* > *argentarī*, Voc. Sg. *argentarie* > *argentarī*, Nom. Voc. Pl. *argentarii* > *argentarī*, Dat. Abl. *argentarii[s]* > *argentarī*,

Andererseits z. B.:

Dat. Abl. Sg. *argentariō*, Acc. Pl. *argentāriō[s]*[1]).

Es wurde also die Declination z. B. von *argentarius* auf zwei Formen herabgemindert: *argentarī* und *argentarĭō*, von denen die erste (nach No. 2) zu *argentaeri*, die zweite (nach No. 3) zu *argentaⁱrjō* sich entwickelte.

5. Sowohl *argentarī* als auch *argentarĭō* war seiner Entstehung aus verschiedenen Casus gemäss ursprünglich eine mehrfacher Function fähige Casusform (*argentarī* Nom. Acc. Voc. Gen. Sg., Nom. Voc. Dat. Abl. Pl.; *argentarĭō* Dat. Abl. Sg., Acc. Pl.). Die innere Entwickelung der Sprache bedingte es, dass diese Functionsmehrheit vereinfacht, dass jede der beiden Casusformen auf je e i n e Casusfunction beschränkt wurde. Zunächst dürfte der Sprachgebrauch dahin sich entwickelt haben, dass *argentaeri* = *argentieri* als Nominativ Sg. und Pl., *argentaⁱrjō* = *argentajo* als Accusativ ebenfalls Sg. und Pl. fungierte. Aber auch dieser Zustand war nicht haltbar: erstlich, weil die beiden Casusformen (*argentieri* und *argentajo*) in der Lautbeschaffenheit ihrer Endungen zu verschieden waren, und sodann weil der Verlauf der Sprachentwickelung auf Festsetzung nur e i n e r Casusform innerhalb eines jeden Numerus (z. B. Sg. *muro*, Pl. *muri*, Sg. *forte*, Pl. *forti*) hindrängte. Infolge dessen wurden *argentieri* und *argentajo* nicht mehr als zusammengehörige Casus e i n e s Substantivs, sondern als zwei gesonderte Substantiva, als zwei Ableitungen aus demselben Wortstamme empfunden. So rückte nun einerseits *argentajo* in die Function auch des Nominativs ein, indessen nur für den Sing., da der Ausgang *-o* den Wert einer masculinen Singularendung erlangt hatte (*muro*), als Pluralform wurde zu *argentajo* ein *argentaji*, *argentai* auf analogischem Wege neu gebildet. Andrerseits wurde *argentieri*, obwohl es (namentlich in bestimmten Mundarten) noch geraume Zeit auch als Singularform sich behauptete, doch wegen seiner Endung *-i*, welche es mit *muri*, *forti* etc. in

[1]) Der Accus. Pl. gehört indessen wohl richtiger zur ersten, d. h. zur *-ārī*-Gruppe, denn *argentarĭōs* musste **argentariōis* ergeben (s. unten Nr. 6) und daraus **argentarioi[s]*, endlich, weil *oi* = *ī*, **argentarīi*, *argentari* sich entwickeln, vgl. *argentārĭās* > *argentaje* (s. unten B 4).

eine Reihe zusammenstellte, mehr und mehr als Pluralform empfunden, es musste folglich hierzu eine neue Singularform geschaffen werden, vgl. No. 6 und 7.

Bei Bianchi fehlt diese Darlegung der Formenentwickelung. Ich glaube indessen, dass er und andere gegen die Art, wie ich die Lücke zu ergänzen versucht habe, Bedenken nicht werden erheben können.

6. In demjenigen Vulgärlatein, welches dem Italienischen zu Grunde liegt, erzeugt auslautendes, tonlosem Vocale nachfolgendes, *s* ein *i* vor sich, welches mit diesem Vocale verschmilzt, z. B. lat. *vendis* (v. *vendĕre*) > *vendi*^{i}*s* > *vendī[s]*, daher ital. *[tu] vendi* (und nicht *vende*), *amās* (v. *amare*) > *ama*^{i}*s* > *amai[s]* > *ame* (wofür später nach Analogie von *vendi* etc. *ami*), *rosās* > *rosa*^{i}*s* > *rosai[s]* > *rose*[1]). Daher gestaltet sich auch das Suffix *-ārĭs* (z. B. in *singularis*) zu *-ari*^{i}*s* > *ārī[s]*, welches *-ārī* (ebenso wie *-ārī* aus *-āriu[s]* und *-āriu[m]*) zu *-aeri, -ieri* sich weiter entwickelt, so dass also die Nominative *-ārius* und *-āris* lautlich zusammenfallen.

7. Während der Nom. (und Gen.) Sg. *-ārĭs* zu *-aerī, -ieri* sich gestaltete (s. No. 6), konnte der Accus. Sg. *-āre[m]*, da er kein auslautendes *-s* besass, nur *-are* ergeben. Indem jedoch auf ihn das *ie* des Nominativs analogisch übertragen wurde, gestaltete er sich zu *-iere*. Die Adjectiva auf *-aris* erhielten mithin einen Nominativ Sg. auf *-ieri* und einen Accusativ Sg. auf *-iere*. Dies gab Anlass, dass auch die Nomina auf *-ieri* = *-arius* (z. B. *argentieri* = *argentarius*) analogisch einen Accus. Sg. auf *-iere (argentiere)* sich bildeten, welcher dann, als *argentieri* vorwiegend als Pluralform empfunden wurde, zugleich die Function des Nominativs Sg. übernahm.

Mir erscheint diese Annahme Bianchi's insoweit, als sie auf den Accus. *-āre[m]* sich bezieht, als zu künstlich. Ich möchte vielmehr glauben, dass ital. *-iere* nicht auf *-āre[m]* sich gründet, sondern auf Anbildung an die so zahlreichen Nomina auf *-e* beruht, also auch nicht ursprünglich Accusativform, sondern schlechthin Singularform ist. Bestimmend ist für mich erstlich der Umstand, dass ich ein ital. Nomen auf *-iere* = *-aris* überhaupt nicht kenne[2]), und sodann auch die Erwägung, dass zur Zeit, als *-iere* neben *-ieri* aufkam, die Sprache ganz gewiss nicht mehr den Trieb nach Unterscheidung des Nominativs u. Accusativs, bezw. des Casus rectus u. des Casus obliquus, besass.

---

[1]) Diese Annahme Bianchi's darf indessen keineswegs als einwandsfrei betrachtet werden. Man beachte namentlich die ausführlichen Gegenbemerkungen Meyer-Lübke's in *Ztschrft. f. rom. Phil.* XIX 134 ff.

[2]) Lat. *-āris* erscheint im Ital. nur als *-are*, z. B. *scholāris* = *scolare* (nicht *scoliere*), vgl. Diez, *Gr.* II^{3} 349; Meyer-Lübke, *Gr. d. rom. Spr.* II § 464.

8. Wie im italischen, so gestaltete sich auch im gallischen Volkslatein *-ārī* (aus *āriu[s]*, *-āriu[m]* zu *-aeri* u. weiterhin zu *-ieri*, also z. B. *primāriu[s]*, *-[m]*, > *primaeri* > *premieri*[1]). Daraus hätte nach der Eigenart der französischen Lautentwickelung **premieir* u. endlich **premir* entstehen müssen. Dies Letztere *(*premieir* > **premir)* ist indessen nicht geschehen (oder doch nur mundartlich geschehen) u. zwar aus folgendem Grunde. Das Suffix-*ār[i]s* *-ar[em]* wurde im Frz. regelrecht zu *-ers*, *-er*[2]). So standen nebeneinander Nomina auf *(-ieri.* bezw. *-ieir)*, *-ieir* (z. B. *premieir)* und solche auf *-er* (z. B. *sengler* = *singularem*). Die zwischen beiden Wortgruppen bestehende Verwandtschaft der begrifflichen Function sowie die Lautähnlichkeit der beiderseitigen Ausgänge *(-ieir* u. *-er)* gaben Anlass, dass diese letzteren sich gegenseitig beeinflussten. Dies geschah in zweifacher Richtung, indem erstlich für *-ieir* als Accusativausgang *-ier* eintrat und indem sodann dieses *-ier* allmählich das alte *-er* *(= -ārem)* verdrängte. Der zweite Vorgang, kraft dessen z. B. *bacheler* mit *bachelier*, *sengler* mit *sanglier* (gleichsam **singularius*) vertauscht wurde, interessiert uns hier nicht weiter. Dagegen muss auf den ersten etwas genauer eingegangen werden[3]).

Kennzeichnend ist, wie bekannt, für das Altfranzösische (und ebenso für das Altprovenzalische) das Streben nach formaler Unterscheidung zwischen Casus rectus u. Casus obliquus. (z. B. Sg. Cas. r. *murs*. Cas. obl. *mur*, Pl. Cas. r. *mur*, Cas. obl. *murs*). Zu einem Teile waren die erforderlichen Scheideformen aus dem Lateinischen ererbt worden. Zu einem anderen Teile aber musste die Scheidung neu vollzogen werden, nämlich überall da, wo der lat. Nom. u. Acc. lautlich zusammengefallen waren, oder wo der Nom. überhaupt geschwunden war u. nur der Accus. (bezw. der Wortstamm) noch fortlebte (wie z. B. bei den Stämmen auf *-nt,* wie *mont-*, *amant-* etc.).

Die Nomina auf *-aris* nun traten mit Nom. und Acc. Sg. in das Französische ein, denn z. B. *singular[i]s* > *senglers* und *singular[em]* > *sengler*. Die Nomina auf *-arius* dagegen brachten für Nom. und Acc. nur eine Form mit, denn z. B. *primarius* und *primarium* waren bereits im Lateinischen im *primaeri* zusammengefallen, und folglich war das daraus hervorgegangene **premieri*, **premieir* zugleich Nominativ (und zwar selbstverständlich ein *s*-loser) und Accusativ. Um nun die Doppelung der Casus herzu-

---

[1]) Den Wandel des *ī* zu *e* in der ersten Silbe haben wir hier nicht zu erklären.

[2]) Die Entwickelung von *-ārĭs* zu *ārī[s]* (s. oben No. 7) war eben auf das Ital. beschränkt.

[3]) Man wolle beachten, dass ich im folgenden zunächst eben Bianchi's Anschauung zum Ausdruck bringen will, nicht meine eigene, diese letztere wird erst auf S. 222 vorgetragen.

stellen, glich die Sprache das als Accusativ (bezw. als Cas. obl.) gebrauchte **premieir* an *sengler* an, indem der Triphthong *iei* in den Diphthong *ie* (nicht in den Monophthong *i*) vereinfacht wurde, so dass *premier* in seinen beiden Auslautsbuchstaben (man gestatte hier diesen hässlichen Ausdruck!) mit *sengler* übereinstimmte. So standen neben einander der Cas. rect. **premieir* und der Cas. obl. *premier*, letzterer gleichsam aus *primarium* und **primarem* zusammengemischt. Späterhin aber, als der Cas. rect. **premieir* auf analogischem Wege das Casussuffix *-s* angefügt erhalten hatte (**premieirs*) und also schon dadurch von dem Cas. obl. unterschieden war, konnte der Vocalismus seiner Tonsilbe (*iei*) demjenigen der Tonsilbe des Cas. obl. (*ie*) angeglichen werden (**premieirs* > *premiers*). Von nun ab standen neben einander *premiers* und *premier*, von denen weiterhin das erstere von dem letzteren verdrängt wurde, ein Vorgang, der uns hier gleichgültig sein kann.

Ich habe im Vorstehenden mich bemüht, in etwas erweiterter und erklärender Form das wiederzugeben, was Bianchi (p. 224 f.) über die Entstehung von frz. *-ier* gesagt hat. Leider aber ist gerade an dieser Stelle Bianchi's Ausdrucksweise so übertrieben knapp und so schwerfällig, dass die Verständlichkeit in ärgster Weise dadurch beeinträchtigt wird. Ich muss daher die Möglichkeit zugeben, dass ich B.'s Worte irgendwie falsch aufgefasst oder auch irrig gedeutet habe. Sollte dies geschehen sein, so möge der verehrte italienische Fachgenosse mir verzeihen und mich berichtigen.

Vorausgesetzt aber dass es mir gelungen ist, Bianchi's Anschauung richtig herauszulesen, so muss ich ihr entschieden widersprechen.

Wahrlich, auf gar wunderlich verschlungenem Pfade würde die Sprache gewandelt haben, wenn sie eine oblique Casusform *premier* aus **premieir* durch Anlehnung an Worte, wie *sengler*, geschaffen hätte. Da stand ihr ja ein weit bequemeres Mittel zur Verfügung: sie brauchte nur an das nominativische **premieir* das Nominativ *-s* anzufügen, und alles war in bester Ordnung. Und so lange, als **premieir* als Nom. *s*-los war, hätte als Cas. obl. ja **premarge* = *primario* (s. unten No. 9) fungieren können.

Ich halte die Annahme für verfehlt, dass *premieri* (aus *primaeri*) schlechtweg und stets zu **premieir* geworden sei. In zusammenhängender Rede folgte auf **premieri*, falls es nicht am Satzschlusse stand, immer entweder ein vocalisch oder ein consonantisch anlautendes Wort (z. B. *li premieri anz* = *illi* [nicht *ille!*] *primarius annus* — *li premieri meis* = *illi primarius mensis*). Im ersteren Falle musste *-ri* ein palates *r* ergeben und vor diesem die Entstehung eines *i* veranlassen (*premieri* > *premierj* [mit *rj* werde das palatale *r* bezeichnet] > *premieirj*). Vor consonantischem Anlaute aber musste,

so scheint mir, das nachtonige _i_ spurlos schwinden, denn wie hätte es Palatalisierung das _r_ in solcher Stellung bewirken können. Es gestaltete sich also _premieri_ zu _premier_ (vgl. _hĕri_ > _hier_, und nicht > *_hieir_ > *_hir_)[1]. Da nun aber die zweite Entwickelung ungleich häufiger war, als die erste — denn die grosse Mehrzahl der frz. Nomina besitzt consonantischen Anlaut —, so war _premier_ die weit üblichere und wurde infolgedessen die alleinherrschende Form[2].

Auf _empire_ < _impĕrī (= imperiu[m]_, _maistire_ = _magisterium_ und _avoltire_ < *_abullĕrī (adultĕriu[m])_ darf man sich nicht berufen[3]. In diesen hat allerdings _-ĕrī_ > _ieri_ > _ieir_ > _ir_ sich entwickelt, aber die Thatsache, dass sie auf _-e_ und nicht auf _-r_ auslauten (_empire_, nicht *_empir_), lehrt, dass hier eine etwas andere Entwickelung stattgefunden haben muss, als bei *_premieri_. Vermutlich stand neben volkstümlichem *_empieri_, das zu *_empir_ hätte werden müssen (vgl. _ministĕrium_ > _mestir_), ein halbgelehrtes *_empierio_ (d. h. Verquickung von *_empieri_ mit _imperiu[m]_), welches, da (eben des halbgelehrten Charakters des Wortes wegen) das auslautende _o_ als _e_ sich erhielt, zu *_empieire_, _empire_ sich gestalten konnte[4].

Nach meiner Annahme ist also _premier_ aus *_premieri_ (= *_primaeri_) durch Abfall des nachtonigen _i_ (zunächst vor nachfolgendem consonantischen Anlaut) entstanden. Ich werde weiter unten noch einmal auf die Frage zurückkommen u. dann auch noch eine andere Möglichkeit erörtern (s. auch die Anm. [2]) auf dieser Seite).

Ein Nebenumstand ist hier zu erörtern, damit aus ihm nicht etwa ein Einwand nicht nur gegen meine, sondern auch gegen Ascoli's und Bianchi's Theorie abgeleitet werde.

Bekanntlich wird lat. _c_ vor _a_ zu _ch_ palatalisiert, vor hellem Vocale _(e, i)_ dagegen zu _ç_ assibiliert. Demnach sollte man erwarten, dass z. B. ein lat. *_vaccaeri_ = *_vaccarius_ (v. _vacca_) sich im Frz. als

---

[1]) In _mestir_ und _mestier_ = _mi[ni]stĕrium_ sind beide Gestaltungen erhalten: _mestir_ ist = *_mestieir_ (aus = _mestieri_ = _mestierj_, das in der Verbindung mit nachfolgendem _est_ häufig gebraucht wurde), _mestier_ ist = _mestier[i]_ mit abgefallenem auslautenden _i_.

[2]) Ueberhaupt scheint auslautendes nachtoniges ī im Frz. früh geschwunden zu sein, da sich (abgesehen von dem eigenartigen _tuit_, viell. auch _fis_ = *_fēsī_ und _vin -s_ = _vēnī_) keine Spur von einer Einwirkung desselben auf den Hochtonvocal zeigt.

[3]) Die Worte griechischen Ursprungs _monastire_, _cimetire_ und _battistire_ lasse ich absichtlich bei Seite, da die Erörterung der Frage, von welchem Lautwerte des griech. _η_ (_μοναστήριον_ etc.) auszugehen sei, mich zu weit führen würde.

[4]) Man beachte, dass auch die zweifellos gelehrten Worte, wie _bestiaire_, _lapidaire_, auf _e_ und nicht auf _r_ auslauten.

**vacier*, nicht aber als *vachier, vacher* darstelle[1]). Es bedeuten jedoch derartige Worte keineswegs einen Widerspruch gegen die Lautlehre, denn in Wirklichkeit liegt keine Abweichung von einer durchgreifenden Lautregel, sondern ein etymologischer Vorgang vor, welcher freilich bei jedem einzelnen Worte besonders zu ermitteln ist. Es seien einige Beispiele gegeben: *vachier (vacher)* ist nicht = **vaccarius*, sondern Ableitung von *vache; bergier (berger)* ist nicht = **berbicarius*, sondern = **berbigarius* (v. **berbix* u. *agĕre); archier (archer)* lehnt sich an das Verb. *archeer, archeier* an; *fougère* setzt ein **filica (= fouge)* voraus; *boucher* ist volksetymologisch mit *bouche* in Zusammenhang gebracht[2]), *loyer, foyer* sind = **locare, *focare, noyer* ist = **nucalis*, **nucaris* (mit Suffixvertausch.).

9. Der Ausgang *ārĭō* (ital. *-ajo)* hätte im Französischen *-arge* ergeben müssen, also z. B. *primārĭō* > **premarge* (vgl. *cierge* = *cērĕō, serorge* = *sŏrōrĭō).* Diese Bildung ist jedoch bereits in vorlitterarischer Zeit abgestorben, ohne irgend welche Spur zu hinterlassen. Die von ihrem Beginn nach Einförmigkeit strebende frz. Sprache konnte das Nebeneinanderbestehen von **premier[i]* u. **premarge* nicht ertragen[3]).

B. Das Femininum Sg. u. das Neutr. Plur. -āriă.

1. Der Ausgang *-ārĭă* (Nom. Acc. Voc. Sg. Fem., Nom. Acc. Pl. Neutr.) würde im Ital. *-aira* u. weiterhin *-era* (mit off. *e*) ergeben haben, vgl. den Flussnamen *Nera* aus **Naria* für *Nar*. Es scheint indessen bei der Femininform des Suffixes diese Entwickelung entweder gar nicht stattgefunden zu haben oder doch früh aufgegeben worden zu sein. Für *-aira* tritt *-aja* aus *ārĭā* ein (s. No. 2.)[4]).

2. Der Ausgang *-āriā* (Abl. Sg.) ergab im Ital. *-aja* (vgl. *-ārĭō* > *-ajo*). Dieser Ausgang, welcher den Vorteil besass, das

---

[1]) So folgerte Darmesteter (*Romania* VI 383) aus *loyer, foyer, noyer*, dass der Wandel von *-ārius* zu *-ier* später erfolgt sein müsse, als der Wandel des ihm vorausgehenden Gutturals.

[2]) Nebenbei bemerke ich, dass ich Meyer-Lübke's (*Gr. d. rom. Spr.* II S. 509) Erklärung von *sorcier* f. **sortier* (= **sortarius*) nicht für richtig halten kann. Nach seinem Vermuthen soll *sorcier* von dem Plural *sort[e]s* „die geworfenen Lesezeichen" abgeleitet sein. Für eine derartige abnorme Bildung kenne ich kein Seitenstück im Frz. (denn mit *losengier* verhält es sich doch anders). Ich möchte glauben, dass *sorcier* auf einer Kreuzung von **sortier* und **sourcier* (v. *source*, „Quellenmann", d. h. „Quellenvergifter" oder „Quellenfinder" u. dgl.) beruht.

[3]) Die Entwickelung von *-ārĭō* > frz. **-arge* ist aus Bianchi's Aufstellungen zu folgern. Ich ziehe vor, für das Französische (u. Prov.) die Entwickelung von *-ārĭō* > **-ārĭŏ* (mit kurzem *o!*) > **-air[o]* > *-er* (mit off. *e*) > *-ier* anzunehmen. Ich werde dies unten näher begründen.

[4]) Ein Neutr. Pl. auf *-ārĭă* ist — so scheint es — im Ital. nicht erhalten, denn *paja* ist doch wohl Anbildung an *pajo* = **parium*.

feminine Gegenstück zu dem masculinen *-ajo* darzustellen, trat auch sei es statt sei es für *-aira* aus *-ārĭā* (s. No. 1) ein u. wurde — da auch *-ari* aus *-āriae* (s. No. 3) sich nicht zu halten vermochte — zur Femininform des Sg. schlechthin, erhielt aber freilich eine Mitbewerberin in der (neben *-ieri*, bezw. *-iero* u. *-iere* tretende) Analogiebildung *-iera*.

Gegen diese Annahme Bianchi's ist zu bemerken, dass wohl besser *-aja* einfach als Analogiebildung zu *-ajo* aufzufassen sein dürfte, denn dass ein aus dem Abl. *-ārĭā* hervorgegangenes *-aja* alle übrigen Singularformen zu beseitigen vermocht habe, ist nicht eben sehr glaublich[1]).

3. Der Ausgang *-ārĭae* (Gen. Dat. Sg., Nom. Voc. Pl.) musste (nach Bianchi's Annahme) im Ital. *-ārī* ergeben, vgl. die Ortsnamen *Atri* < *Atriae, Anagni* < *Anagniae, Capri* < *Capreae, Mandri* < *Mandriae* u. a. m. *(Firenze* ist = *Florentias)*, es würde also *-āri* aus *-āriae* zusammengefallen sein mit *-ari-* aus *-ārĭī[s]* (Dat. Abl. Pl.) Es ist leicht begreiflich, dass der Ausgang *-ārī*, der für den Pl. Masc. (Nom.) kennzeichnend war, sich nicht zu behaupten vermochte, es trat dafür im Nom. Pl. das accusativische *-aje* (s. No. 4) ein.

4. Der Ausgang *-ārĭās* musste im Ital. (nach A 6) *-ārĭā's, -ārĭai[s]* und endlich, da *ai* zu *e* monophthongiert wurde, *-aje* ergeben. Dieser, ursprünglich nur accusativische, Ausgang trat dann auch für das nominativische *-ari* (s. No. 3) ein, ein Vorgang, der durch den Umstand befördert werden musste, dass der Ausgang *-ae* überall da, wo nicht (wie in *ārĭae*) ein *ĭ* ihm voranstand, zu *e* sich entwickelte *(rosae* > *rose)*.

5. So ergaben sich im Ital. für den Sing. Fem. der Ausgang *-aja*, für den Plur. Fem. der Ausgang *-aje;* diesem traten zur Seite die Analogiebildungen *-iera* (Pl. *-iere*) und *-ara* (Pl. *-are*).

6. Im Französischen musste der Ausgang *-ārĭā* ebenfalls, wie im Ital., *(-aira)*, dann *-aire* (woraus in der Aussprache *-ere* mit offenem *e* in der ersten Silbe) ergeben, vgl. *area* > *aire*. Im Fem. Sg. ist diese Gestaltung des Suffixes durch die Analogiebildung auf *-ière* verdrängt worden (s. No. 7), behauptet hat sich nur *vaire* > *varia*, wozu dann das Masc. *vair* (statt **vier*) neu gebildet wurde. (Oder soll man *vair, vaire* = **varum*, **vara* ansetzen? Aber dann müsste man im Altfrz. die Schreibung *ver*, *vere* erwarten, vgl. *cler*, *-e*, = *clarum*, *-a*). Dagegen hat sie sich in einzelnen neutralen Pluralen erhalten: *parĭā* > *paire (pair* ist = *par), dotārĭā* > *douaire*, *sudārĭā* > *suaire*, *lumināriā* > *luminaire*, *(laraire* > *larārium* ist selbst-

[1]) Allerdings ist *aja* aus *area* beachtenswert, da bei ihm (weil ein entspr. Masc. fehlt) Entstehung durch Analogie ausgeschlossen ist.

verständlich rein gelehrtes Wort)[1]. Befremdlich ist das masculine Geschlecht von *douaire* etc.; man muss es wohl auf Rechnung gelehrten Einflusses setzen, obwohl diese Erklärung nicht voll zu befriedigen vermag, namentlich nicht bei *le suaire*, welches durch den Schwund des zwischenvocalischen *d* als volkstümliches Wort sich ausweist, mag es immerhin auch zunächst in Bezug auf das legendarische Schweisstuch der hl. Veronica gebraucht worden sein[2]).

7. An Stelle des Fem. Sing. *(ăria)* **-aira*, *-aire* trat die Analogiebildung *-ière* ein. Bianchi (p. 225) nimmt an, dass zu dem Masc. *-aeri* ein Fem. *-aeria* gebildet worden sei, welches sich zu *-ieire* entwickelt habe u. weiter zu *-ire* sich hätte entwickeln sollen. Das dürfte eine zu künstliche Annahme sein. Daher darf man wohl glauben, dass einfach neben *-ier* das Fem. *-iere* eintrat, ganz ähnlich, wie in einer spätern Periode der Sprache zu der eingeschlechtigen Form *fort* das Fem. *forte* sich gesellte. Bevor *première* entstand, dürfte das Fem. **premaire* noch lebendig gewesen sein — man darf das aus der überlebenden Form *vaire* schliessen, — oder aber das Masc. *-ier[i]*, *-ier* zugleich auch (nach Analogie von *-er* = *-ar[em]*) als Fem. fungiert haben.

8. Im Nom. u. Acc. Pl. Neutr. musste der Ausgang *-aire* < *-ārĭă* selbstverständlich schwinden, als man die Kategorie des Neutrums von den persönlichen Geschlechtern nicht mehr unterschied. (Die vereinzelten Ausnahmen wurden unter No. 6 besprochen).

9. Die Ausgänge *-ārĭā* u. *-ārĭās*, welche **-arge* u. **-arges* hätten ergeben müssen, haben im Frz. keine Spur ihres Daseins hinterlassen.

Nachdem ich im Vorstehenden die bisher ausgesprochenen Anschauungen Anderer über die lautliche Gestaltung des lat. Suffixes *-ārius* im Romanischen besprochen und, wo es mir erforderlich schien, mit kritischen Bemerkungen begleitet habe, bleibt mir noch übrig,

---

[1]) Bianchi zieht hierher auch *rivière*, indem er p. 225 die Vermutung ausspricht, dass zu **rivieri* (= **ripārĭu[m]*) ein Accus. Sg. **rivier* (gleichsam **ripare*) und zu diesem wieder ein Plural *rivière* (gleichsam **ripārĭa*) gebildet worden sei. Das erscheint mir als zu künstlich, und überdies das Bedenken gegen sich zu haben, dass zur Zeit, als **rivier* bereits vorhanden war, man schwerlich noch neutrale Plurale nach Analogie formte. Ich meine, dass *rivière* das analogisch gebildete Fem. zu **rivier* ist. Dagegen möchte ich in *armoire* einen ursprünglich neutralen Plural *(armārĭa)* erblicken. Das *oi* erklärt sich aus Anlehnung an die Neutra auf *-ōrium* (*dortoir* u. dgl.). Auch *huile* erkläre ich aus dem Pl. *ŏlea*.

[2]) Denkbar ist vielleicht Folgendes: Die Singulare *dotārium* und *sudārĭum* wurden — der erste seines juristischen, der letztere seines kirchlichen Gebrauches wegen — der regelrechten Entwickelung zu **do[t]ieri*, **su[d]ieri* entzogen und behaupteten, sich als *dotārĭō*, *sudārĭō*, was eben *douaire* und *suaire* ergab (vgl. *empire*).

meine eigene Auffassung der Sache im Zusammenhange darzulegen. Ich werde dies auf wenigen Seiten thun können, da ich zu einem guten Teile mich einfach auf das berufen darf, was ich im Verlaufe dieser Untersuchung bereits gesagt habe.

Die Wortausgänge *-āri/s/* u. *-āriu/s/* stehen im Latein seit den ältesten Zeiten neben einander u. berühren einander nahe in ihrer beiderseitigen Bedeutungsfunction[1]), gleichwohl scheint ein unmittelbares Verwandtschaftsverhältnis zwischen ihnen nicht obzuwalten. Denn weder die (von Ritschl vertretene) Annahme, dass *-āris* aus *-ārius* gekürzt sei, noch diejenige, dass umgekehrt in *-ārius* eine Erweiterung von *-āris* vorliege, lässt sich irgendwie erweisen, es hat vielmehr jede von beiden die gewichtigsten Gründe gegen sich. Die Beziehung von *-ārius* zu *-āris* dürfte eine nur mittelbare sein. Das Suffix *-āri* ist durch Dissimilation aus *-āli* (*tālis, quālis, aequālis liberālis* etc. etc.) dann entstanden, „wenn im Worte schon ein *l* vorhanden war" (Brugmann, *Grundriss II* S. 275), z. B. *alāris, palmāris, militāris, lunāris* etc. etc. Die Neutra derartiger Adjective traten zum Teil in substantivische Function ein, z. B. *columbar/e/, altare, exemplar/e/* etc. Indem nun von diesen Substantiven mittels des Suffixes *-i̯o* (vgl. Brugmann a. a. O. II p. 115, besonders p. 118 unten) wieder Adjectiva abgeleitet wurden (z. B. *columbārius, exemplārius*)[2]), so ergab sich der Wortausgang *-āriu/s/*, welcher also aus zwei Bestandteilen (*-ār/i/ † io)* sich zusammensetzt und folglich als ein secundäres Doppelsuffix bezeichnet werden darf[3]).

Die Lautbeschaffenheit dieses Wortausganges gab die Veranlassung, dass er zu einer weit über die ursprünglich gegebene Möglichkeit hinausgehenden Verwendung gelangte. Durch das hochtonige *a* u das darauf folgende *r* nämlich wurde *-ārius* in lautliche Verbindung mit den Verben auf *-āre* gebracht, u. eben dieser Umstand liess *-ārius* als besonders geeignet erscheinen zur Ableitung einerseits von Adjectiven, welche die Beziehung zu einer Handlung ausdrücken (man vgl. z. B. *auxiliari* u. *auxiliarius, honorare* u. *honorārius)*, andrerseits von Substantiven zur Angabe der Person, des Werkzeuges oder des Raumes, von welcher, durch welches oder in welchem eine Thätigkeit vollzogen wird, (vgl. z. B. *aurare* ver-

[1]) Wie sich das umbrisch-oskische *-āsius* zu lat. *-ārius* verhält (vgl. osk. *sakrasias* mit lat. *sacrariae*), darf hier dahingestellt bleiben. Stolz (*Histor. Gr. d. lat. Spr.* I 280) ist geneigt, zwei von Haus aus verschiedene Suffixe, *-ārio* und *-āsio* (aus **āssio*) anzunehmen, und dagegen lässt sich mindestens ein zwingender Gegengrund nicht vorbringen.

[2]) Die Schriftsprache kennt (oder vielmehr braucht) von *exemplarius* allerdings nur das substantivierte Neutrum.

[3]) Vgl. auch Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* I 225.

golden u. *aurarius* Vergolder, *sacrare* weihen u. *sacrarium* Ort für Weihehandlungen[1]). War einmal dieser Schritt geschehen, so lag es nahe, auch neben andere Verben Nomina auf *-ārius* zu stellen (z. B. *vestiārium* neben *vestire*) u. andrerseits mit seiner Hülfe auch z. B. von *O-* u. *A*-Stämmen Adjectiva u. Substantiva zur Bezeichnung handelnder Personen, von Räumlichkeiten etc. abzuleiten (vgl. z. B. *herbārius* u. *-um*, *aquārius* u. *-um*, *argentārius* u. *-a* etc. etc.). Vgl. hierüber Corssen, *Krit. Beitr.* p. 336 ff.

So wurde *-ārius* frühzeitig eins der beliebtesten Suffixe[2]) und hat sich als solches nicht nur im Latein dauernd behauptet, sondern ebenso auch in allen romanischen Sprachen, wenn schon nicht in allen in dem gleichen Masse. Die Zahl der Neubildungen, welche mittelst dieses Suffixes im Franz. und Ital. (um nur von diesen Sprachen zu reden) vollzogen worden sind, ist geradezu unübersehbar, und noch in der Gegenwart ist seine Triebkraft voll lebendig, mag immerhin im Neufrz. eine gewisse Abnahme bemerkbar sein (vgl. Darmesteter, *De la création actuelle de mots nouveaux*, p. 108).

In dem Wortausgange *-ario (-aria)* befindet sich das nachtonige *i* in Hiatusstellung. Da nun in der romanischen Lautentwickelung ein derartiges *i* auch nach *l* und *n* mit der vorausgehenden Liquida zu palatalem *l* (= *ly*) und *n* (= *ny*) sich verbindet (z. B. *folia* = ital. *foglia*, frz. *feuille*, *vinea* = ital. *vigna*, frz. *vigne*, *consilium* [scheinbar?] = ital. *consiglio*, frz. *conseil*, *cuneus* [scheinbar?] = ital. *cogno*, frz. *coin*, in welchem letzteren das palatale *n*, nachdem es ein *i* vor sich erzeugt hatte [*coñ* > *coiñ*], wieder entpalatalisiert und später nasaliert worden ist), da also dem lat. „Hochtonvocal + *l*

---

[1]) Das einfache Suffix *-āri* bot allerdings die gleiche Möglichkeit dar, aber *-āriu*[*s*] hatte den Vorzug, dass es sich an die Adjectiva auf *-us*, *-a*, *-um* anschloss, also an die üblichste Adjectivklasse, deren Umfang die Klasse auf *-is*, *-e*, welcher *-ari*[*s*] zugehörte, weit überwog.

[2]) Um wenigstens eine Vorstellung von dem üppigen Wuchern dieses Suffixes im Latein zu geben, seien hier die mit *a* beginnenden Worte, welche bei Georges verzeichnet sind, zusammengestellt: *abecedarius*, *abietarius*, *acceptorarius*, *acroamatarius*, *actuarius*, *adversarius*, *aerarius*, *aestuarium*, *agrarius*, *alarius*, *albarius*, *alearius*, *alimentarius*, *alipilarius*, *altarium*, *altiliarius*. *alvarium*, *alvearium*, *ambifarius*, *amicarius*, *amphorarius*, *ampullarius*, *anaglypharius*, *ancorarius*, *anellarius*, *(angărius)*, *angularius*, *animarius*, *anniversarius*, *annonarius*, *ansarium*, *anserarius*, *(antarius)*, *antarius* (v. *ante*), *antesekolarius*, *antiquarius*, *anularius*, *apertularius*, *apiarius*. *apicularius*, *apothecarius*, *aprarius*, *aquarius*, *arbitrarius*, *arborarius*, *arcarius*, *arcuarius*, *arcularius*, *arenarius*, *argentarius*, *arietarius*, *armamentarium*, *armarium*. *armentarius*, *armillarius*, *aromatarius*, *arrectarius*, *articularius*, *arundinarius*, *asinarius*. *assarius* (v. *as*), *assarius* (v. *assum*), *atramentarium*. *atriarius*, *auctarium*. *auctionarius*, *Aulularia*, *aurarius* (v. *aura*), *aurarius* (v. *aurum*), *auricularius*, *auxiliarius*. *avenarius*, *avicularius*, *axearius*.

(od. *n*) + *i* + Voc." ein romanisches „Hochtonvocal (+ *i*) + palat. *l* (oder palat. *n*) + Voc." entspricht oder doch zu entsprechen scheint, so muss man erwarten, dass dem lat. „Hochtonvocal + *r* + *i* + Vocal" ein romanisches „Hochtonvocal (+ *i*) + palat. *r* (= *ry*) + Vocal" entspreche, also dem lat. *-ario, -aria* ein roman. *-aryo* (bezw. *-ary, airy*) und *-arya* (bezw. *-arye*) gegenüberstehe. Diese Erwartung bleibt aber nahezu unerfüllt, denn palatales *r* erscheint überhaupt nur im Rumänischen und auch da nur mundartlich. Man muss daraus schliessen, dass die romanischen Sprachen gegen palat. *r (ry)* von vornherein eine entschiedene Abneigung besassen, vermöge deren dieser Laut entweder überhaupt nicht zur Entwickelung gelangte oder doch, wo dies geschah — (und geschehen ist es jedenfalls mehrfach, auch ausserhalb des Rumänischen) —, frühzeitig wieder entpalatalisiert wurde. Das kann auffällig erscheinen in Anbetracht dessen, dass palatales *l* und *n* einen so breiten, über das ganze romanische Gebiet sich erstreckenden Raum gewannen. Die Sache dürfte sich indessen daraus erklären, dass lat. *r* als entschiedenes Zungen-*r* (vgl. Seelmann a. a. O. p. 307, wo es als „Knarrton" bezeichnet wird) der Palatalisierung eigenartige Schwierigkeiten entgegenstellte.

Wenn aber die Palatalisierung des *r* in *-ario, -aria* nicht erfolgte, so war entweder Verhärtung des nachtonigen Hiatus-*i* zu consonantischem *j* (das sich dann weiter zu palatalem *g* entwickeln konnte) oder aber Attraction des *i* in die Vorsilbe (*primario, -a* > *primairo, -a)* möglich.

Die Verdichtung des *i* zu *j* liegt vor im ital. (**-arjo* >) *-ajo*. Der hier erfolgte Schwund des *r* deutet auf die Abneigung der Sprache gegen die Verbindung des *r* mit einem Palatallaute hin. Da nun im Ital. *-ajo* das (doch wohl häufiger gebrauchte) *-iere* (*-ieri*) neben sich hat und da die übrigen romanischen Sprachen nichts Entsprechendes darbieten (es fehlt z. B. ein frz. **premarge* und ein span. *-arje*)[1], so muss daraus gefolgert werden, dass ital. *-ajo* seine Entstehung einer Lautbedingung verdankt, welche eben nur in der dem Ital. zu Grunde liegenden Gestaltung des Volkslateins erfüllt wurde: der Bedingung nämlich, dass ein dem *i* nachfolgender langer Vocal (*ō*) seine Quantität bis in späte Zeit bewahrte, wodurch das *i* vor der Attraction geschützt und ihm die Möglichkeit zur Verdichtung in *j* gewährt wurde. Man darf demnach der Annahme Ascoli's und Bianchi's, dass *-ajo* aus *ārĭō* hervorgegangen sei, beistimmen.

Wenn andrerseits *-ārio* durch Attraction zu *-airo* ward, so musste daraus, indem das *i* auf *a* umlautend einwirkte, ein *-eiro*

[1]) Frz. *cierge* und *serorge* können ihrer Vereinzelung wegen hierbei nicht in Betracht kommen.

und schliesslich ein *-ero* (frz. *-er*), selbstverständlich mit offenem *e*, sich entwickeln. Das ist offenbar geschehen im Portugiesischen *(primeiro)*, im Spanischen *(primero)*, im Catalanischen *(primer)*, im Provenzalischen *(cavaler)*, mundartlich auch im Frz. *(premeir* und *premer*), endlich im Rätischen *(primer, parmer*). Das *-er* dieser Sprachen beruht also auf *-airo* für *-ario*, u. zwar sowohl *-ariŏ* (Nom. Acc. Sg.) als auch *-ariō* (Dat. Abl. Sing.), indem ausserhalb des Italienischen der auslautende lange Vocal sich frühzeitig kürzte, ein Vorgang, auf welchen ja auch andere Erscheinungen hindeuten.

Im Provenzalischen steht neben *cavaler* auch *cavalier*. Offenbar handelt es sich hier um mundartliche Verschiedenheit. Die Dialecte des Prov. stehen entweder mit den pyrenäischen Sprachen (namentlich mit dem Catal.) oder aber mit dem Französ. in enger Fühlung, u. die provenzalische Gesamtsprache bildet die Vermittelung zwischen dem Pyrenäischen u. dem Französischen.

Die Attraction von *-ario* > *-airo* hat, wenigstens äusserlich u. scheinbar, ein Seitenstück in der französischen Gestaltung von *-ōrium* u. *-ŏrium (dormitōrium* > *dortoir*, *cŏrium* > *cuir* d. i. *cueir*). Freilich schon der Umstand, dass das Spanische hier einen ganz anderen Entwickelungsweg eingeschlagen hat, deutet darauf hin, dass in Wirklichkeit volle Entsprechung nicht vorliegt. Doch auf diese recht verwickelte Frage kann hier nicht näher eingegangen werden.

Der Erklärung bedürftig sind noch folgende Lautgestaltungen von *-ārius:* 1. Das ital. *-ieri* u. *-iere* sowie das französ. u. prov. *-ier*; 2. das frz. (sowohl masculine als auch feminine) *-aire* (in *contraire*, *primaire*); 3. das ital. *-aro*, Pl. *-ari* u. das rumän. *-ar*, Pl. *-ari*.

1. Ital. *-ieri*, *-iere*, frz. *-ier* lassen aus *-āriu[s]* sich nimmermehr erklären, denn der Diphthong *-ie-* kann nur aus offenem *e* entstanden sein. Daher haben mehrere Gelehrte zu der Behauptung ihre Zuflucht genommen, dass *-ārio* mit *-ĕrio* vertauscht worden sei. Diese Annahme ist indessen mit aller Entschiedenheit abzulehnen, da es weder an sich glaublich ist noch irgendwie glaubhaft gemacht werden kann, dass das so häufige *-ario* von dem so seltenen *-ĕrio* verdrängt worden sei (vgl. oben S. 198).

Handelte es sich nur um das Französische, so würde die Annahme folgender Entwickelung nahe liegen: *primārio* > *primairo* > *primeir[o]* > *primer*, *premèr* (mit offenem *e*) > *premier*. Aber solcher Erklärung fügt das Italienische sich nicht, schon weil die Endungen *-i* u. *-e (cancellieri*, *cancelliere)* statt des zu erwartenden *-o* (*cancelliero*) unbegreiflich bleiben würden. Bezüglich des *-e* könnte man ja vielleicht sagen wollen, dass Uebertritt zu den Adjectiven auf *-e (forte* u. dgl.) stattgefunden habe. Aber das ist von vornherein unwahrscheinlich, weil eher die Adjectiva auf *-e* von denen

auf *-o*, *-a* angezogen werden mussten (vgl. *tristo* f. *triste*), als umgekehrt. Und sodann steht neben *-iere* das Fem. *-iera*, dass doch nicht gebildet worden wäre, wenn man *-iere* zu den eingeschlechtigen Adj. auf *-e* hätte hinüberführen wollen. Selbst aber dann, wenn man über diese beiden Bedenken sich hinwegsetzen zu dürfen glaubt, bleibt immer noch das *-i* in *-ieri* zu erklären übrig —, wie aber will man das erklären?

Als Auskunftsmittel ist in dieser schwierigen Lage in Vorschlag gebracht worden, die ital. Nomina auf *-iere* für Entlehnungen aus dem Französischen, beziehentlich für Neubildungen nach französischem Muster zu erklären. Diese mehr als kühne Hypothese ist schon aus sachlichem Grunde einfach unannehmbar. Denn unter der grossen Masse der ital. Nomina auf *-iere* befindet sich eine stattliche Zahl solcher, deren Bedeutung es verbietet, sie für entlehnt zu erachten, so z. B. *pensiero* (vgl. oben S. 203, vgl. auch Ascoli, *Arch. glott.* XIII 463). Überdies sprechen sprachliche Gründe dagegen. Erstlich: hätten die Italiener das frz. Suffix *-ier* sich entlehnt, warum gaben sie ihm nicht die Endung *-o*, was doch sicherlich (schon wegen *-ajo*) am nächsten lag? Und ferner: warum heisst es da z. B. *cavaliere* (mit dem ganz unfranzösischen Anlaute *ca*) und nicht **cevaliere* oder vielmehr **cevaliero*? Endlich: wie erklärt sich die Endung *-ieri*?

Es kann also ital. *-iere*, *-ieri* weder aus *-airo* abgeleitet noch auch als Gallicismus betrachtet werden.

Nun wäre es freilich möglich, für das ital. *-iere*, *-ieri* irgend welche andere Erklärung zu suchen, für das frz. (und prov.) *-ier* dagegen bei der Annahme von *-air[o]* zu verbleiben. Indessen glauben zu sollen, dass jede der beiden Sprachen auf verschiedenem Wege zu demselben Ergebnisse gelangt sei, das heisst, uns, zwar nicht etwas Widersinniges, aber doch etwas Schweres zumuten. Wenn daher eine für das Italienische und Französische (Prov.) gleich ausreichende Erklärung geboten werden kann, so wird sie mit Dank entgegenzunehmen sein, falls sie nur mit den Grundsätzen methodischer Sprachwissenschaft nicht unvereinbar ist.

Eine derartige Erklärung scheint mir nun in der That von Ascoli und Bianchi gegeben worden zu sein. Freilich hat die Annahme, dass *primariu[s]* und *primāriu[m]* zu **primārī* zusammengezogen worden und daraus dann durch Umlaut **primaeri*, endlich durch Diphthongierung das *ae* (= off. *e*) **primieri* entstanden sei, diese Annahme also hat zunächst etwas sehr Befremdliches an sich und mag leicht als ein abenteuerliches Phantasiegebilde erscheinen. Nichtsdestoweniger aber ist sie, wie oben (S. 216f.) gezeigt wurde, zur genüge gestützt und vermag kritischer Prüfung Stand zu halten. Freilich ein Bedenken lässt sich nicht gänzlich beseitigen: wenn **primārī* > **primaeri* wurde,

warum nicht ebenso z. B. *clārī* (Nom. Pl. Masc.) > **claeri* und weiterhin > ital. **chieri* (vgl. oben S. 216)? Indessen man kann hierauf antworten, dass die Entwickelung eines **claeri* durch die Einwirkung des Nom. und Acc. Sing. (*clarus, -um*) verhindert worden sei. Auch ein zweites Bedenken ist noch auszusprechen: eine volkslateinische Bildung **primaerī*, **primārī* wird durch keine Inschrift, durch keine Angabe eines Grammatikers bezeugt. Für ausschlaggebend darf dies indessen, da ja sonst gewichtige Gründe für das thatsächliche Vorhandensein von **primārī* sprechen, doch nicht gehalten werden. Es ist dabei auch Eins noch zu erwägen. Gerade bei einer volkslateinischen Form, wie **primārī* für *primāriu[s], -[m]*, welche von der schriftsprachlichen sehr erheblich (nämlich in Bezug auf die Flexionsendung) abwich, war die gelegentliche Verwendung im inschriftlichen Gebrauche nicht wohl möglich. Wer eine Inschrift verfasste oder in Stein grub, der hatte doch stets die Absicht, schriftsprachlich correct zu schreiben. Wo aber solche Absicht besteht, da werden wohl, infolge unzulänglicher Bildung, kleinere Verstösse gegen den Schrifgebrauch begangen, nicht aber grössere. Ein Steinmetz konnte leicht dazu verführt werden, statt eines schriftlateinischen Lautes den volkssprachlichen einzusetzen, schwerlich aber konnte er so unachtsam oder dem Schriftgebrauche so entfremdet sein, dass er einer Flexionsform, wie **primārī*, sich bedient hätte, welche von der schriftsprachlichen schroff abwich. Was aber die lateinischen Grammatiker anbetrifft, so warnen sie vor Vulgarismen meist nur dann, wenn die vulgäre und die schriftsprachliche Form einander so ähnlich waren, dass die Gefahr der Verwechslung nahelag. Man sehe sich z. B. die Appendix des Probus an! *Primari* oder gar *primaeri* statt *primarius, -um* zu schreiben, das konnte niemand thun, der auch nur Elementarkenntnisse besass. Folglich war in solchem Falle eine Abmahnung nicht erforderlich. Also schwiegen die Grammatiker.

Freilich besitzt diese Erwägung, wie ich sehr wohl selbst empfinde, nicht voll überzeugende Kraft. Verwunderlich bleibt es vielmehr immer, dass kein einziger Grammatiker, wenigstens gelegentlich, einmal erwähnt hat, dass im üblichen Sprachgebrauche *-iu[s]* u. *-iu[m]* in *ī* zusammengezogen werde. Aber, da diese Zusammenziehung durch eine Reihe von Thatsachen (s. oben Seite 216) sehr glaubhaft gemacht wird, so sind wir wohl berechtigt, auch sie als sprachgeschichtliche Thatsache anzuerkennen, zumal da wir eben nur dann eine Reihe von Lautentwickelungen zu verstehen vermögen, die sonst rätselhaft bleiben würden.

Nehmen wir demnach **primārī*, **primaeri* als gegeben an, so erklärt sich ital. *-ieri, -iere* ohne weiteres.

In Bezug auf frz. *premier* liegt freilich noch eine Schwierigkeit

vor. Aus **premieri* konnte, nach gewöhnlicher Annahme, nur *premieir* (dazu das im Prov. vorhandene Fem. *premieira*), *premir* entstehen. Aber ist diese Annahme notwendig? *hier* aus *hĕrē* spricht dagegen (vgl. auch fragendes u. also betontes *où* aus *ubī*), *cuir* und *dortoir* (lt. *corium* u. *dormitorium*) sprechen nicht unbedingt dafür. Man bedenke auch Folgendes: ein urfranzösisches **premieri* war zugleich (weil = *primarius* u. *primarium*) Casus rectus u. Casus obliquus. Nun aber strebte das Frz. nach formaler Unterscheidung beider Casus. Wenn dies auch, wie man zu glauben nicht umhin kann, bei **premieri* der Fall war, so muss bereits sehr früh, d. h. als das auslautende *i* noch lebendig war, ein Cas. rect. **premieri-s* gebildet worden sein. Daraus konnte nur *premiers* entstehen. Nach dem Muster von *premiers* aber musste auch das als Cas. obl. gebrauchte **premieri*, aus dem sonst allerdings (mindestens vor Vocal) **premieir*, **premir* hätte entstehen müssen (mundartlich auch wirklich entstanden ist), zu *premier* sich gestalten. Als Casus rectus war **premieri* jedenfalls eine so abnorme Form, dass sie so rasch, als möglich, irgendwie beseitigt werden musste, bevor noch das auslautende *i* epenthetisch in die Vorsilbe eintrat. Das Französische (u. bereits das nordgallische Volkslatein) war von vornherein eine nach Gleichförmigkeit innerhalb der einzelnen Wort- u. Wortformengruppen trachtende Sprache: eine solche konnte einen Casus rectus **premieri* nicht lange ertragen. Es wurde also in der Function des Cas. rect. **premieri* mit analogischem Nominativ *-s* versehen, noch ehe es (in Hiatusstellung) zu **premierj* geworden war, woraus **premieir* hätte werden müssen, mundartlich auch (nebst dem Fem. *premieira*, *-e*) wirklich geworden ist.

Aber auch eine andere Erklärung von frz. *premier* scheint mir statthaft zu sein.

Wir haben besten Grund zu der Annahme, dass im gallischen Volkslatein — sehr im Gegensatz zu dem (eigentlich) italischen Volkslatein — auslautende lange Vocale sehr früh gekürzt wurden. Wenn dem so war, so trat für (Dat. Abl.) *primārīō* ein **primariŏ*, u. wie aus *primāriā* durch Attraction **primaira*, **premaire* entstand (vgl. *varia* > *vaire*), so aus *primariŏ* **primairo*, dann (indem nach Analogie von *muro* > *mur* das auslautende *o* schwand) **primair*, daraus *premer* (mit off. *e* in der Tonsilbe), schliesslich *premier*, welche Form dann auch auf den Cas. rect. übertragen worden ist. In derselben Weise würden etwa *cŏriō* (v. *cŏrium*, woraus im Nom. u. Acc. **cŏrī*) zu **cŏirŏ* > *cueir[o]* > *cuir* u. *dor[mi]tōriō* (v. *dor[mi]tōrium*[1]), woraus im Nom. u. Acc. **dortōrī*) > **dor[mi]tōirŏ*

---

[1]) Die Herleitung von *cuir*, *(dortoir)* aus dem Dat. Abl. *cŏriō* (*dor[mi]tōriō*) kann befremden, da ja *cuir* im Frz. zunächst als Casus obl.,

> *dortoir* sich entwickelt haben. Freilich müsste man darnach auch **cier* statt *cierge* = *cereŏ* u. **seroir* statt *serorge* = *sorōriŏ* erwarten. Indessen diese beiden Worte, welche in jedem Falle eine vereinzelte Stellung einnehmen, wiegen wohl nicht so schwer, dass aus Rücksicht auf sie ein gallisch-lateinisches **primairŏ* (aus *primāriŏ*) als unmöglich erscheinen müsste. Uebrigens lässt sich auch ein Ausweg finden, um die zwiespältige Entwickelung einerseits von *-cereŏ*, *sororiŏ* < *cierge*, *serorge*, andrerseits von *primariō* > **primariŏ* > **primairo* etc. zu erklären: *primariō* hatte das Fem. *primāriā* zur Seite, dieses aber wurde von *primāriă* angezogen, welches nun seinerseits auf *primariō* einwirken konnte, so dass bei diesem Kürzung des Auslautvokales eintrat u. darnach *primariŏ* u. *primariă* gemeinsam zu **primair[o]* u. **primaira* vorschritten; *cereō* u. *-sororiō* dagegen wurden durch kein ihnen entsprechendes Feminin auf *-ă* zu besonders früher Kürzung ihres auslautenden *ō* verlockt, dieses erhielt sich hier also länger, als es bei *primāriō* geschah, und dadurch gewann das Hiatus *-i* Zeit, um sich zu *j* u. weiterhin zu palatalem *g* verdichten zu können.

Ich halte also zwei Entstehungsweisen des frz. *premier* für denkbar: entweder *premier* entstand aus **premieri* (durch Wegfall des auslautenden *i*, ehe dasselbe epenthetisch in die Vorsilbe eintrat), bezw. aus **premieris* durch Synkope des nachtonigen *i* (vgl. *senglers* < *singular[i]s* —), oder aber *premier* ist geworden aus **premer* = **primair[o]* = **primāriŏ* für *primāriō*. Die erstere Möglichkeit hat nach meiner Ueberzeugung die grössere Wahrscheinlichkeit für sich, weil die betreffende Entwickelung die einfachere ist.

Bianchi's Erklärung von *premier* macht mir einen zu umständlichen und gekünstelten Eindruck, als dass ich mich mit ihr befreunden könnte.

Das Feminin *première* ist meines Erachtens einfache — das ursprüngliche **primaire* (aus *primāriā*) verdrängende — Anbildung an *premier* oder aber aus **primaire* entwickelt.

2. Neben den Adjectiven auf *-ier*, *-ière* (*premier*, *première*) stehen einige, welche für Fem. und Masc. auf *-aire* ausgehen (*contraire*, *adversaire*, *primaire* etc.), also für beide Geschlechter nur

---

dann erst auch als Cas. rect. fungiert. Man vergegenwärtige sich aber den Hergang. Es standen einmal nebeneinander Nom. Acc. **cŏrī* (aus *cŏriu[m]*) und Dat. Abl. *cŏriō*, mit verkürztem Auslautvokal **cŏriŏ*, mit attrahiertem *i* **cŏiro*. Der Nom. Acc. *cŏrī* trat aus der Analogie mit den übrigen Neutris auf *-um* (z. B. *membru[m]* heraus, der Dat. Abl. *corio*, **coiro* verblieb dagegen in derselben. Dies gab den Anstoss dazu, dass **cŏiro*, **cueir[o]*, *cuir*, zunächst das accusativische *cŏrī* verdrängend, in die Function eines Cas. obl. (Sg.) überhaupt, dann auch (mit Annahme eines analogischen Nominativ-*s*) in diejenige des Casus rectus einrückte.

eine Form besitzen. Da nun der Ausgang *-aire* in *vaire* < *variă* und *paire* < *pariă*, vielleicht auch in *douaire* und *suaire* (wenn < *dotāriă* und *sudāriă*) auf lat. *-āriă* beruht, so kann man versucht sein, in *contrāire* etc. ursprüngliche Feminina (*contrariă* etc.) zu erblicken. Im Ernste wird man aber doch zu einer solchen Annahme sich nimmermehr verstehen können. Es würde dabei ja ganz und gar unbegreiflich sein, weshalb diese vermeintlichen Feminina in die Function auch der Masculina (**contrier* etc.) eingetreten seien.

Gemeinhin erklärt man die Adjectiva auf *-aire* als gelehrte Worte. Das ist an sich auch ganz gewiss richtig: sie sind, verglichen mit denen auf *-ier*, wirklich gelehrte Worte. Aber damit ist doch die Endung *-aire* noch nicht erklärt, nicht erklärt, warum diese Endung auch dem Masculinum zukommt, während man für dieses doch **-air* (z. B. **primair*) erwarten müsste.

Ich erblicke in *contraire*, *primaire* ursprünglich adverbial gebrauchte Ablative: (*e*) *contrārio* „im Gegenteil“, *primārio* „erstlich“, Ausdrücke, welche der Natur der Sache nach vornehmlich in gelehrter und halbgelehrter (z. B. gerichtlicher, bureaukratischer, geistlicher) Rede gebraucht wurden, aber doch von vornherein ihrer häufigen Anwendung wegen eine gewisse Volkstümlichkeit erlangten und infolge dessen zu einem Teile auch volkstümliche Lautgestaltung annahmen. Darf man nun, wie zweiffellos, annehmen, dass das *ō* des adverbialen Ablativs zu *ŏ* sich kürzte — man erinnere sich des kurzen *o* der Instrumentale *mŏdŏ* und *citŏ!* —, so gelangt man zu *contrariŏ* und von da aus zu **contrairo*, *contraire*, dessen auslautendes *e* demnach die Fortsetzung des lat. *o* ist. Wäre das Wort kein halbgelehrtes gewesen, so würde nun das *e* abgefallen sein, aber eben durch den halbgelehrten Charakter des Wortes wurde es erhalten. Aehnlich verhält es sich ja auch mit dem ausl. *e* in *empire*, vielleicht auch mit dem in *suaire* und *douaire* (s. oben S. 226 Anm. 2).

Auf diese Weise[1]) also glaube ich *contraire* und *primaire* erklären zu können und nehme an, dass nach Analogie des ersten

---

[1]) Eine andere Erklärung giebt Clédat (*Revue de philologie frçse et prov.* III 23). Nach ihm sind *contraire* und *douaire*, *suaire* später in das Frz. eingetreten, als *vair*, besassen infolge dessen zur Zeit, als die Orthographie sich festigte, noch ihr (im ursprünglichen Vorausgehen eines palaten *r*, z. B. *contraryo*) begründetes Stütz-*e* und behielten es dann bei. Aber das ist doch eine nur, um so zu sagen, halbe Erklärung. Denn es bleibt ganz unbegründet, weshalb diese Worte später, als *vair*, in die Sprache eingetreten sein sollen. Uebrigens stösst eine solche Annahme auch auf eine sprachgeschichtliche Schwierigkeit. Wenn zu einer bestimmten Zeit zunächst *varius* (in der Entwickelung *vario* > *varyo* > *vaire* > *vair)* und dann so und so viele Jahre (oder Jahrzehnte oder auch Jahrhunderte) später *contrarius* aus dem Latein in das Frz. eintrat, so

dann *adversaire*, nach Analogie des zweiten aber nicht nur *secondaire, tertiaire* und andere Numeralia, sondern auch die sonstigen halb- und ganzgelehrten Worte auf *-aire* gebildet worden seien.

Meine Erklärung setzt freilich die Möglichkeit voraus, dass ein ursprüngliches Adverbiale (der als Adv. gebrauchte Abl. *contrario, primario*) in adjectivische Function habe eintreten können. Ich halte dies aber allerdings für möglich in Hinblick auf die Thatsache, dass z. B. aus dem Adv. *praesto* das Adj. *prêt* sich gestaltet hat.

3. Die lateinischen Worten auf *-ārius, -a* entsprechenden ital. Worte auf *-aro, -ara* und rumänischen Worte auf *-ar, -ară* können füglich nicht für gelehrte Bildungen erachtet werden, denn wären sie solche, so würde in ihnen das Hiatus-*i* nicht fehlen. Sie können aber auch nicht als organische Bildungen gelten, denn dass in *-ario, -aria* das *i* einfach schwinden könne, das widerstrebt aller Lautregelmässigkeit. Ich glaube, dass diese Worte auf Analogiebildung beruhen. Das Latein besass eine Anzahl sehr gebräuchlicher und zum Teil noch jetzt im Romanischen fortlebender Adjectiva auf *-ārus* (z. B. *avārus, cārus, clārus, gnārus, rārus*). Diese konnten Worte auf *-ārius* zu sich hinüberziehen, also z. B. ein **primarus* entstehen lassen. Es war dies eigentlich der bequemste Ausweg, um die lautlichen Schwierigkeiten, welche die Entwickelung der Lautverbindung *-ario* erzeugen musste, zu umgehen. Vielleicht ist auch frz. *vair* = **varum* anzusetzen (vgl. *clair* = *clarum*), die Erhaltung des *ai* in der Schreibung — denn meines Wissens findet sich im Altfrz. nur höchst selten *ver* oder *vers* geschrieben — könnte man daraus erklären, dass man den Zusammenfall des *vers* = **varus* mit *vers* = *versus* (Subst. und Adv.) vermeiden wollte [1]).

---

muss man doch voraussetzen, dass das Volkslatein (denn nur von diesen kann Clédat reden wollen, wie aus dem Zusammenhange der Stelle hervorgeht) sich während der ganzen Zwischenzeit neben dem aus ihm hervorgegangenen Französisch erhalten habe; sonst hätte ja eben *contrarius* nicht später, als *varius*, in das Frz. eintreten können. Wie aber soll man sich dieses Verhältnis vorstellen? Auch das ist nicht glaublich, das *contraire* die Bewahrung seines *-e* dem Umstande verdanke, dass es zu einer Zeit in das Frz. eintrat, als die Orthographie bereits fixiert war (nebenbei die Frage: welche Zeit soll denn das gewesen sein?). Denn gesetzt, *contraire* wäre zu einer Zeit bereits gefestigter Orthographie in das Frz. hinübergekommen, so müsste man sich erst recht wundern, dass man eine so abnorme Bildung nicht nach *vair, clair* u. dgl. uniformiert hätte.

[1]) Erst, als vorstehende Abhandlung bereits unter der Presse sich befand, kam mir Marchot's neuester Aufsatz über *-ārius (Rev. de philol. frçse et prov.* VIII [1894] p. 35) zu Gesicht. Ich kann ihm keinerlei Wert beilegen, da er ebenso wenig, wie die früheren, die schwierige Frage gründlich behandelt. — Die jüngst erschienene Schrift Zimmermann's „Geschichte des lat. Suffixes *-ārius* in den roman. Sprachen“ (Heidelberger Diss.) ist mir noch nicht zu Händen gekommen.

Kiel. G. Körting.

Friedrich Diez[1]).

Amtliche Schriftstücke des Kgl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten in Berlin *(M)*, des Kgl. Universitäts-Curatoriums *(K)*, und der philosophischen Fakultät *(F)* der Universität Bonn.

(K) I.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Regierungsrath!

Ich halte mich in doppelter Hinsicht verpflichtet, bey der Erledigung der Lehrerstelle für die südlichen Litteraturen und Sprachen bey der hiesigen Universität, Ew. Hochwohlgeboren auf einen jungen Mann aufmerksam zu machen, der zu einem solchen Posten mir in seltenem Grade qualificirt zu seyn scheint, und ausschliessend dazu sich vorzubereiten gesucht hat. Er heisst Friedrich Diez, ist aus Giesen, und hält sich auch gegenwärtig dort, bey seinem Vater, auf. Es sind jetzt 6—7 Jahre, dass er in Giesen ausstudirt hatte. Nachher machte er einen Feldzug mit, setzte darauf in Göttingen, ohne Collegia zu besuchen, seine Studien über ein Jahr lang fort, brachte eine kurze Zeit in Darmstadt zu, wo er einige Hoffnung erhalten hatte, bey der Bibliothek angestellt zu werden, nahm später eine Hauslehrerstelle in Utrecht an, und gab sie wieder auf, weil seine Gesundheit, besonders seine Augen gelitten hatten. In diesem Augenblick ist er um eine passende Anstellung verlegen, indem seine Bildung und die Art seine[r] Kenntnisse ihn auf eine kleine Anzahl, woraus ihm eine zufallen müsste, wenn er nicht seine begeisterte Vorliebe für die neueren Sprachen und ihre Poesie aufgeben soll, beschränken. Er ist übrigens auch in den alten Sprachen wohl-

---

[1]) Vergl. wegen der hier vorkommenden Personen und Verhältnisse: *„Freundesbriefe von Friedrich Diez“* (hgg. von W. Foerster), Bonn 1894. und *„Friedrich Diez“*. Festrede, gehalten zur Feier des 100. Geburtstages von W. Foerster (Bonn 1894). — Was ich sonst noch von dem Briefwechsel Diezens habe sammeln können, wird unmittelbar im Druck folgen.

bewandert. Seine Kenntnisse, philosophische sowohl als historische, im ästhetischen Fach sind von nicht geringem Umfang, und er besitzt ein sehr gebildetes Urtheil. Er ist fleissig, bescheiden, redlich, still und gutmüthig. Da er in Giesen sowohl im Pädagog, als nachher mein fleissiger Zuhörer gewesen ist, so fehlt es mir nicht an hinlänglicher Kenntniss seiner Anlagen und seiner Geschicklichkeiten. Da ich aber leicht partheyisch gestimmt oder gestimmt zu seyn scheinen könnte, so würde es mir sehr angenehm seyn, wenn Ew. Hochwohlgeboren, oder das Kön. Ministerium, sofern Sie demselben diesen meinen wohlgemeynten Antrag zur Kenntniss zu bringen und ihn zu unterstützen die Geneigtheit haben sollten, weitere Nachfragen anstellen wollten. In Giesen würden Hr. Geh. Rath Schmidt, Med. Rath Balser, und andre Professoren, in Göttingen besonders Hofr. Benecke und Prof. Bunsen, über seinen wissenschaftlichen Werth aus persönlicher Bekanntschaft zu urtheilen im Stande seyn. Auch die Brüder Grimm in Cassel würden, wie ich nicht zweifle, ihn nachdrücklich empfehlen. Über die Unbescholtenheit seines Charakters und das Solide seiner Lebensweise kann niemand, der einigermassen unbefangen und gewissenhaft urtheilen will, anders als zu seinen Gunsten zeugen. Gedruckt ist von ihm, ausser mehreren kleinen Sachen, und gehaltreichen Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern, eine Sammlung ausgewählter Spanischer Romanzen in einer strengen und kunstmässigen Uebersetzung mit einem litterärischen Anhang, (Berlin bei Reimer 1821) und wenn diess als Probe ihm Zutrauen zu gewinnen zulänglich ist, so darf ich aus der Bekanntschaft, die ich in Göttingen und nachher mit ihm unterhalten habe, hinzusetzen, dass er umfassendere Werke fleissig vorbereitet hat. Er ist ausser der Italiänischen, Spanischen und Portugiesischen Sprache auch in der Englischen wohlbewandert, und ich zweifle nicht, dass sein Eifer für dieselben zu ihrer Verbreitung unter den hiesigen Studierenden beytragen könnte.

Indem ich nochmals um hochgefällige Berücksichtigung und Begünstigung dieses nicht alltäglichen jungen Gelehrten, der übrigens zu dieser meiner Empfehlung mich nicht aufgefordert hat, vielmals bitte, habe ich die Ehre mich zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster

Bonn, den 4. Aug. 1821. F. G. Welcker.

(F) II.

No. 1.

Nachdem das hohe Ministerium die Lehrfächer des Herrn Professors Freudenfeld für erledigt erklärt, und dessen angekündigte Vorlesungen aus dem Lections-Verzeichniss für künftigen Semester

auszuschliessen befohlen hat, so bin ich beauftragt worden, einen tüchtigen Mann für die italienische, spanische und portugiesische Sprache u. Litteratur in Antrag zu bringen.

Eine Wohllöbliche philosophische Facultät ersuche ich daher, um baldgefällige Aufstellung Ihrer Vorschläge zur Wiederbesetzung dieser Lehrfächer.

Bonn, den 6. August 1821.

Der Königl. ausserordentliche Regierungs-Bevollmächtigte
Rehfues.

An
die Wohllöbliche philosophische
Facultät hier.
No. 1561.

No. 2.

Meine hochzuverehrende Amtsgenossen belieben aus beiliegendem Schreiben des Herrn Reg.-Bevollmächtigten zu ersehen, dass die phil. Fac. aufgefodert wird, Vorschläge zur Besetzung der durch die Entfernung des H. Prof. Freudenfeld von seinem hiessigen Lehramt vacant werdenden Lehrstelle der italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache zu machen.

Da an möglichst schneller Besetzung dieser Stelle gelegen ist, so bitte ich meine Hochverehrtesten Herrn Amtsgenossen, welche einen tüchtigen Mann vorzuschlagen wissen, denselben möglichst bald in Vorschlag zu bringen.

Bonn, den 10. Aug. 1821. Diesterweg.

Der Auffoderung unseres verehrten Herrn Decans bin ich zu entsprechen im Stande, indem ich die Ehre haben werde, der Facultät einen Mann für die bezeichneten Sprachen zu nennen, der die Erfordernisse, um zum Lehrer derselben auf einer Universität angestellt zu werden, mir in so vorzüglichem Grade zu besitzen scheint, dass ich die hochgeehrtesten Herrn Collegen gehorsamst ersuchen will, selbst dann, wenn sie etwa einen anderen vorzuschlagen wissen, doch auch jenen ja nicht unberücksichtigt zu lassen. Er heisst Friedrich Diez, ist aus Giessen gebürtig, und hält sich dort gegenwärtig wieder auf, bey seinem Vater dem Commiss.-Rath Diez. Ein heftiges Augenübel nöthigte ihn vor mehr als einem Jahre eine Hauslehrerstelle in Utrecht aufzugeben. Vorher hatte er sich einige Zeit in Darmstadt aufgehalten, um bey der Hofbibliothek daselbst beschäftigt zu werden. Ein Jahr lebte er in Göttingen, während der Zeit als ich dort war, seinem Lieblingsstudium, der Litteratur der südlichen Sprachen, indem er, ohne Collegia zu besuchen, die Bibliothek auf das fleissigste benutzte. Studirt hat er 3—4 Jahre lang in Giessen, indem er sich nur kurze Zeit mit Jurisprudenz befasste, übrigens



sich mit alten und neuen Sprachen und ästhetischen Studien, schon damals mit vielen Erfolg beschäftigte. Den ersten Unterricht im Italiänischen hat er schon im Jahre 1809 von mir erhalten, und seit der Zeit die Übung dieser und der Spanischen und Portugiesischen Sprache unablässig fortgesetzt. Übersetzungen aus Camoens erinnere ich mich vor vielen Jahren von ihm gelesen zu haben, welche mir vorzüglich genau und gut zu seyn schienen. Was das Spanische betrifft, so kann eine 1821 bei Reimer in Berlin erschienene Auswahl altspanischer Romanzen von ihm übersetzt zum Beweis einer tiefer eindringenden Sprachkunde dienen. Der dieser Auswahl angehängte litterärisch-ästhetische Aufsatz kann zugleich als Probe gelten von der ernsten wissenschaftlichen Richtung, die der Vf. genommen. Mir ist bekannt, dass er manche Arbeiten über die sogenannte romantische Litteratur unternommen und vorbereitet hat, welche noch vollständiger zeigen werden, dass sich in ihm eine ganz besondere fast ausschliessende Liebhaberey zu dem ergriffenen Studium mit den dazu nöthigen Bedingungen vereinigt finden. Das Alter des Hn. Diez weiss ich nicht genau anzugeben; indess hat er wenigstens vor 6 Jahren aufgehört Student zu seyn. Seine Lebensweise war jeder Zeit frey von jeder Art von Anstoss und Vorwurf; er hat Bescheidenheit und feine Sitten, ist rechtschaffen von Charakter und zu einem stillen und eingezogenen Leben geneigt. Was den Werth der angeführten Druckschrift betrifft, (ausser der er noch einiges anderes, besonders manche Recensionen in den Heidelb. Jahrbüchern hat drucken lassen), so kann ich mich auf das Urtheil eines der gültigsten Richter, unseres Hn. Collegen von Schlegel, vorläufig beziehen, der solches, wenn die Fakultät es für nötig und gut findet, wie ich nicht zweifle, auch schriftlich abgeben wird. Das Gehalt der Stelle ist zwar gering; indessen hoffe ich, dass die Regierung, wenn demnächst die Tüchtigkeit des Mannes, den sie anstellen wird, sich erprobt hat und die Billigkeit einer Verbesserung einleuchten sollte, seiner Lage mit gewohnter Liberalität zu Hülfe kommen wird. F. G. Welcker.

Da ich für die fragliche Professur keinen Gelehrten zu empfehlen weiss, so freue ich mich, durch meinen Herrn Vorgänger einen Vorschlag gethan zu sehen, der es in vieler Beziehung zu verdienen scheint, dass er unterstützt werde. Delbrück.

Ebenso Hüllmann.

Was an die Stelle des removirten Herrn Freudenfeld gesucht wird, ist ein Lector der ital. span. und portug. Sprache, kein Professor der Litteratur dieser Völker, für deren Kenntniss, soweit diese der Universität nöthig und nützlich, durch Herrn von Schlegel gewiss hinlänglich gesorgt ist. Es wird also darauf ankommen, ob

der von Herrn Professor Welcker empfohlene Herr Diez aus Giesen, Beweise gegeben habe oder geben könne, dass er tüchtige grammatische Kenntniss und gehörige Fertigkeit im Schreiben und Sprechen dieser Sprachen besitze, um Solchen, die Beides von ihm lernen wollen, darin ganz Genüge leisten zu können. Da Herr Diez niemals selbst in Italien gewesen ist, und die fraglichen lebenden Sprachen sich blos aus Büchern bekannt gemacht hat: so muss [man] wenigstens zweifeln dürfen, ob die Universität einen eigentlichen Maitre dieser Sprachen in ihm erhalten werde, und ob nicht die durch den Abgang von p. Freudenfeld erledigte Stelle abermals in Gefahr kommen könne, durch die Anstellung des Empfohlenen einen ihr selbst fremden, dem Zweck aber wenig gedeihlichen Charakter anzunehmen. Ich wünsche, dass diese Zweifel zu heben seyn mögen: bis dies geschehen seyn wird, kann ich für die unbedingte Empfehlung des Herrn Diez mich nicht erklären und muss bitten, dem Herrn Regierungsbevollmächtigten am Schluss des diesfälligen Facultätsberichts die hier von mir geäusserte Ansicht wörtlich vorzulegen.

Heinrich.

Die Zuschrift des Herrn Reg.-Bevollmächtigten spricht ausdrücklich auch von der italiänischen, spanischen und portugiesischen Literatur, und ich sehe also das, was mein Herr Vorgänger vermisst, nämlich eine in Italien selbst erworbene Bekanntschaft mit der Sprache dieses Landes, keineswegs als so bedeutend an, dass ich mich dadurch abgehalten fände, der Äusserung des Herrn Professors Delbrück beizutreten. Der Zweck derjenigen, die auf deutschen Universitäten italiänisch erlernen ist doch zumeist auf Bekanntschaft mit der italiänischen Literatur gerichtet. Und selbst von einem Italiäner wird man in Deutschland die Sprache nicht so erlernen, dass man beim Eintritt in Italien nicht als Fremder sollte erkannt werden. Münchow.

Ich weiss niemand vorzuschlagen und scheint mir der Vorschlag des Herrn Collegen Welcker sehr der Berücksichtigung werth.

Näke.

Wie die Herrn Collegen Delbrück, Hüllmann, v. Münchow und Naeke. Es soll allerdings ein Lehrer der südlichen Litteratur zugleich in der Person eines Lectors angestellt werden, wie aus dem hohen Ministerialrescript erhellt. . . .[1] Windischmann.

Es scheint mir der Vorschlag des Herrn Prof. Welcker ganz annehmend und erwünscht zu seyn. Wir bedürfen allerdings einen wissenschaftlich gebildeten Mann zum Lehrer dieser Sprachen. Ob

[1]) Die hier und weiter unten ausgelassenen, mit Punkten bezeichneten Stellen haben mit Diez in keiner Weise etwas zu schaffen.

er in Spanien oder Italien gewesen sey, darauf scheint meines Erachtens wenig anzukommen; denn es kann sich jemand ohne in einem Lande gewesen zu seyn, eine tiefe und gründliche Kenntniss der Sprache desselben erwerben. Nur eins möchte ich bemerken. Der Herr College W. spricht von einem Augenübel. Sollte dieses nicht ganz gehoben seyn; und dieser junge Mann fortdauernd daran leiden, so könnte sich ein Unglück, wie an unserm verdienten H. Collegen Radlof erneuern. Diese Sache scheint wohl der Beachtung nicht ganz unwerth zu seyn. . . . Freytag.

Für den Vorschlag des Herrn Collegen Welker. . . .
Nees v. Esenbeck. — Goldfuss.

Für den Vorschlag des Herrn Prof. Welcker. . . . Sturm.

Wie Herr Prof. Welker. Diesterweg.

No. 5[1]).

Die philosophische Facultät, unterm 6. d. von Ew. Hochwohlgeboren mit dem Auftrag beehrt, zur Wiederbesetzung der von Prof. Freudenfeld verlassenen Stelle einen tüchtigen Mann für die Italiänische, Spanische und Portugiesische Sprache und Litteratur in Vorschlag zu bringen, beeilt sich um so mehr, dieses Auftrages sich zu entledigen, als es ihr nicht unmöglich scheint, dass der, welchen sie ins Auge gefasst hat, wenn der Vorschlag Genehmigung fände, die Stelle diesen Herbst noch antreten könnte.

Die Facultät nehmlich hat sich dahin vereinigt, Ew. Hochwohlgeboren den Dr. Friedrich Diez zu Giessen vorzuschlagen, welcher als feiner Kenner der Italienischen Litteratur sich in mehreren Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern, und hinsichtlich seiner Kenntniss des Spanischen vorzüglich durch eine bey Reimer in Berlin vor kurzem erschienene Uebersetzung altspanischer Romanzen mit einem Anhang litterarischen und ästhetischen Inhalts öffentlich ausgewiesen hat. Einem Mitgliede der Facultät ist Herr Diez persönlich genau bekannt; nach der Versicherung desselben hat er sich seit wenigstens zehn Jahren mit den südlichen Sprachen und ihrer Litteratur vorzugsweise, mit Eifer und Erfolg, beschäftigt und sich so viel Fertigkeit in jenen und so viel Einsicht in diese erworben, dass er nicht bloss zweckmässigen Unterricht zur Erlernung der Sprache zu ertheilen, sondern die Studierenden auch, was hinsichtlich dieser Sprachen als die Hauptabsicht gelten kann, zum gründlichen Verständniss der Litteratur einzuweihen geschickt ist. Er ist 25 — 27 Jahre alt, und hat, nachdem er die akade-

[1]) Von Welckers Hand geschrieben. Schreiben der Fakultät an das Kuratorium, enthaltend die Vorschläge zur Wiederbesetzung der Freudenfeld'schen Professur.

mischen Studien beendigt hatte, sich zum Theil in Darmstadt, nochmals über ein Jahr in Göttingen, um die dortige Bibliothek zu benutzen, später als Hauslehrer in Utrecht aufgehalten, und lebt gegenwärtig wieder in Giessen. [Wir wollen nicht übergehen, dass es einem Mitgliede der Fakultät wünschenswerth geschienen hat, dass Herr Diez die Sprachen, die er lehren soll, in Italien und der Pyrenäischen Halbinsel selbst erlernen und eine hinlängliche Fertigkeit, sie zu sprechen und zu schreiben documentirt haben möge. Bey der grossen Schwierigkeit, alle Wünsche und Foderungen zugleich realisirt zu sehen, hat die Facultät ihren Antrag durch diese Bemerkung zu beschränken, sich nicht gedrungen gesehen][1]. Dem Charakter und Lebenswandel des Herrn Diez wird das vortheilhafteste Zeugniss gegeben. Diesterweg.

(K) III.

Giessen d. 20. Aug. 1821.

Hochwohlgeborener,

Hochzuehrender Herr Geheime-Regierungsrath!

Wenn ich mir die Ehre nehme, Ew. Hochwohlgeboren um eine Gefälligkeit zu bitten, so fürchte ich wenigstens nun nicht mehr, als ein Ihnen völlig Unbekannter vor sie zu treten, da ich überzeugt bin, dass mein verehrter Gönner und Freund, Herr Oberappellations-Gerichtsrath von Herff, falls er zu Darmstadt anwesend war, und meinen Brief erhalten konnte, sein Urtheil über mich vor Ihnen ausgesprochen, und Herr Prof. Welcker d. Ä. zu Bonn Ihnen mein Gesuch hinsichtlich der Lehrstelle für süd-europäische Sprache und Litteratur vorgetragen hat. Da ich weiss, dass Sie ernstes wissenschaftliches Streben für diese wie für jede Richtung der gelehrten Bildung neben geziemendem Betragen in der sittlichen wie politischen Welt einzig berücksichtigen, so verfehle ich nicht, wegen des Letztern mich auf das Urtheil des hiesigen Herrn Kanzlers Arens zu berufen, von dem Ersteren aber erlauben Sie mir weniger seine innere Entwicklung, als vielmehr einige äussere Schicksale und Ergebnisse anzuführen.

Wie sehr es mich schon auf hiesigem Pädagog anzog, die ersten Dichter des neuern Italiens nicht allein zu lesen, nein auch in strenger Versform deutsch nachzubilden, das könnte mein damaliger Lehrer H. Prof. Welcker bezeugen, der mir u. A. Unterricht im Italiänischen ertheilte. Nicht weniger fesselte mich, als ich 1811, sechzehn Jahre alt, die hiesige Universität bezog, das Studium des Spanischen und Portugiesischen: Versuche, einzelne Stellen aus

[1]) Der zwischen Klammern stehende Abschnitt wurde später gestrichen, indem der Votant, dessen Ideen hier wiedergegeben werden, ein eigenes Separatvotum der Fakultätseingabe beigelegt hat.

Camoens Lusiaden nachzubilden, wagte ich schon in Zeitschriften zu geben; dabei versäumte ich keineswegs das Studium der classischen Litteratur, wofür ich im hiesigen philologischen Seminar arbeitete. Diese Studien hatte ich mit stets gleicher Neigung bis zum Jahre 1816 fortgesetzt, als ich von der trefflichen Bibliothek zu Göttingen angelockt, die besonders für südliche Litteratur die seltensten Schätze enthält, diese Universität besuchte, wo ich vom October 1816 bis zum Juli 1817 zubrachte; dort sammelte ich unter andern die spanischen Romanzen, und legte den Grund zu einer neuen Geschichte der spanischen Litteratur, da ich schon längst die ärgerlichen Lücken in Bouterweks und Sismondis Büchern erkannt hatte. Der Umgang mit einem jungen Italiäner, dem Sohne des Archäologen Zoega, gab mir Gelegenheit, da ich ihn von 1814—1817 im Deutschen unterrichtete, mich selbst täglich im Italiänisch-Reden zu üben, und in der Folge Italiänischen Unterricht zu ertheilen. Im Sommer 1817 gab ich eine Probe meiner litterärischen Ausbeute von Göttingen, nämlich einige Bogen übersetzter spanischer Romanzen zu Frankfurt heraus, und arbeitete mehrere Recensionen über ähnliche Werke für die Heidelbergischen Jahrbücher. Eine Beförderung an die Hofbibliothek zu Darmstadt, zu welchem Zwecke ich mich den Herbst und Winter mit einer genaueren Übersicht aller wissenschaftlichen Zweige beschäftigen musste, entzog mich vor der Hand der Ausarbeitung meiner spanischen Litteraturgeschichte. Zu Anfang des Jahres 1818 trat ich die Stelle zu Darmstadt an, in Form des Accesses; da mir aber die Aussicht auf Besoldung zu sehr ins Ungewisse gestellt wurde, und da mich auch die trockne Arbeit zu sehr ermüdete, so kehrte ich im Nachsommer 1818 nach Giessen zurück, und da mir eben die *Choix des poésies des Troubadours par Raynouard* und A. W. Schlegels Beurtheilung derselben zu Gesicht kamen, so fieng ich an, eine Sprache zu studieren, die, wiewohl sie unter allen romanischen zuerst zum Bewusstsein gekommen war, und so lange den entschiedensten Einfluss auf ihre Schwestersprachen geübt hatte, doch bis dahin schlechterdings unbekannt geblieben war. Eine damals von mir eingegebene, aber erst im Sommer 1820 erschienene Recension in den Heidelb. Jahrbüchern zeugt wenigstens von dem Interesse, dass ich an der Sache nahm, sie verbreitet sich übrigens noch ziemlich oberflächlich über die angeführten Werke von Raynouard und Schlegel: denn erst in beiden letztverflossnen Jahren habe ich die romanische Sprache, wie sie Raynouard nennt, gründlicher studiert. Auch aus dem Anfang des Jahres 1819 rührt eine Reihe von Recensionen her, die ich für die Heid. Jahrbücher sowohl, wie für die Jen. Allg. Litt. Zeitung lieferte, meistens über Nachbildungen des Ariosto, Tasso, Calderon und Petrarca u. s. f. Im Juni desselben Jahres trat ich

eine Erzieherstelle in Utrecht an, die ich nach fünfvierteljährigem Aufenthalt daselbst verliess, da ich eingesehen, wie nachtheilig Holland auf meine Gesundheit wirkte. Beinah vollendet hatte ich dort meine „*Altenglischen und altschottischen Balladen* aus Percys, W. Scott's und Jamiesons Sammlungen", welche um künftige Weinacht erscheinen können. Letztverflossnen Winter gab ich endlich die „*Altspanischen Romanzen*, besonders vom Cid und den Paladinen, Berlin bei Reimer" heraus mit einer Abhandlung über Entstehung und Fortbildung dieser Dichtungsart, die ich nach äussern und besonders innern Gründen gegen die Annahme neuerer Litteratoren dem 14. und besonders 15. Jahrh. zu vindiciren suchte; Ihre Ansicht, Hochgeehrtester Herr Geheime Regierungsrath, würde mir, da Sie Spanien so umfassend geschildert haben, besonders auch in diesem Punct äusserst schätzbar sein. Ferner habe ich das merkwürdige *Poema del Cid*, das älteste Denkmal spanischer Poesie vorzüglich auf A. W. v. Schlegels mündliche Ermunterung deutsch zu geben versucht — eine Probe meiner Verfahrungsart dabei liefern die Romanzen. Endlich habe ich ein grösseres Werk „über die *Sprache und Poesie der Troubadours*" begonnen, dessen erster Band metrische Uebersetzungen mit angehängten Originalen enthalten soll: denn nur auf diesem Weg lassen sich, wie mir dünkt, Geisteswerke aus alter Zeit und fremde Sprachen mit gehöriger Anschaulichkeit in die Gegenwart einführen; der zweite Band soll die Grundlinien der Grammatik, und sodann eine Darstellung des intellectuellen Lebens der Länder enthalten, worin die *Langue d'oc* blühte, sammt einem Abschnitt eigentlicher Litterärgeschichte. — Mehr dem Zufall gehört die Entstehung einer Uebersetzung von Lord Byron's „*Siege of Corinth*" die eben unter die Presse kommt. Ausserdem habe ich für den Buchhändler Hendel zu Halle die Verdeutschung des vierten Bandes von *R. Mengs Werken* übernommen.

Ew. Hochwohlgeboren werden gewiss nicht verkennen, dass, wie zerstückt auch meine Arbeiten erscheinen, durch den Zwang äusserer Umstände, ich es wenigstens ernstlich nahm mit dem Studium einer Litteratur, die wie sie äusserst eigenthümliche Richtungen und Anlagen des Menschengeistes offenbart, schon um desswillen auf einer Gesammtschule vorgetragen zu werden verdient, wie auch die erleuchteten Einsichten der K. Preussischen Staatsregierung erkannten, welche von dem Grundsatz wahrhafter Bildung ausgehend alle Einseitigkeit verschmäht. Ich habe mich zu Giessen als einer kleinern Universität, dem Lehramt noch nicht widmen können, daher auch noch die Annahme der philosophischen Doctor-Würde verschoben; da ich nun aber irgendwo als Lehrer aufzutreten wünschte, so bin ich hier um Promotion eingekommen, die, wie man mich versichert, ohne Anstand binnen vierzehn Tagen er-

folgen wird. — Wollten Sie, Hochzuehrender Herr Geheime Regierungsrath, mich zur Wiederbesetzung oben angeführter Lehrstelle höhern Ortes empfehlen, und sollte Ihre Empfehlung wie mir wahrscheinlich ist, genehmigt werden, so würden Sie, indem Sie meinem wissenschaftlichen Streben mehr äussere Befriedigung gäben, mich dadurch zu stetem Dank verbinden, der ich bereits mit vollkommenster Hochachtung zu verharren die Ehre habe

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener
Fried. Diez.

(K) IV.

Euer Hochwohlgeboren wird hieneben sub lege remissionis eine Vorstellung des Privat-Docenten Friedrich Diez zu Giessen vom 25. August c., worin er um Anstellung bei der Universität zu Bonn als Lektor für die südeuropäischen Sprachen bittet, mit dem Bemerken zugefertigt, dass die von ihm erwähnte und dem Professor Friedrich Gottlieb Welcker zugeeignete Uebersetzung altspanischer Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karls Paladinen, von welcher Arbeit ich nähere Kenntniss genommen habe, zu seinen Gunsten spricht. Euer Hochwohlgeboren werden daher beauftragt, nähere Erkundigung über den p. Diez, und namentlich über seine bisherige Verhältnisse und seine moralische Führung einzuziehen, und sich über sein Gesuch baldigst gutachtlich zu äussern.

Berlin, den 1. October 1821. Altenstein m. p.

Ministerium der Geistlichen,
N. 2057. Unterr.- u. Medicin.-Angelegenheiten.

An
des Königlichen ausserordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten Herrn Geheimen Regierungs-Raths Rehfues Hochwohlgeboren zu Bonn.
9,541.

Als Antwort weist Rehfues auf seinen Bericht vom 30. v. M. hin. (2. November 1821).

(M) V.

Giessen, den 25. August 1821.

Hochwohlgeborner Freiherr,
Hochgebietender Herr Minister!

Indem ich mit der unterthänigen Bitte vor Euer Excellenz zu treten wage, dass Sie die Gewogenheit haben wollen, dahin zu wirken, dass mir die vom Professor Freudenfeld zu Bonn aufgegebene Lehrstelle für südeuropäische Sprachen und Litteratur übertragen werde, begleitet mich das Vertrauen, dass Sie auf ernstes wissenschaftliches Streben, verbunden mit geziemendem Betragen in der sittlichen wie politischen Welt, einzig Rücksicht nehmen. Für

Letzteres darf ich mich vor Euer Excellenz auf das Urtheil so bedeutender Männer berufen, wie des hiesigen Herrn Regierungs-Bevollmächtigten Arens, und des Hn. Geheimraths und Prälaten Schmidt — ob und wie weit ferner das Erstere bei mir stattgefunden habe, in der Hinsicht unterstehe ich mich, Ihrem mir durchaus verehrungswerthen Urtheil Einiges aus der Geschichte meines Studiums vorzulegen, und schmeichle mir, Sie werden mir das Zeugniss ertheilen, dass, wie zerstückt auch meine Arbeiten durch äussere Verhältnisse erscheinen, ich es wenigstens ernstlich nahm mit dem Studium einer Litteratur, die so eigenthümliche Anlagen und Richtungen des Menschengeistes offenbart.

Nachdem ich schon auf hiesigem Pädagog unter Anleitung eines geschickten Lehrers die besten Dichter der Italiäner mit Vorliebe gelesen hatte, ergriff ich, als ich im Jahr 1811 die hiesige Universität bezog, das Studium sowohl der italiänischen, wie spanischen und portugiesischen Litteratur und Sprache mit doppeltem Eifer: schon damals unternahm ich unter andern eine metrische Uebersetzung von der *Lusiade* des *Camões*, wovon einige Zeitschriften Proben enthalten; dabei versäumte ich keineswegs das Studium des classischen Alterthums, wozu ich im hiesigen philologischen Seminarium Anleitung erhielt. Im Jahr 1814, nachdem ich eine Zeitlang durch einen Feldzug nach Frankreich gestört worden war, begann ich, Altdeutsch und Englisch zu studieren, da ich mehr und mehr einsah, wie nur die Uebersicht aller Litteraturen eine gründliche Beurtheilung einzelner möglich mache. Dem Umgang mit einem jungen Italiäner, dem Sohn des bekannten Archäologen Zoega, den ich beinah drei Jahre lang in der deutschen Sprache unterrichtete, verdanke ich es allein, dass ich geläufig italiänisch reden lernte; ihn begleitete ich im October 1816 nach Göttingen, wo unser Verhältniss fortbestand. Dort arbeitete ich ausschliesslich für südliche Litteratur; in der Bibliothek sammelte ich unter andern eine Reihe altspanischer Romanzen, welche Dichtungsart in Deutschland so viel wie gar nicht bekannt war: denn was Herder im Cid geleistet, das konnte doch nur Gelegenheit zu falscher Beurtheilung geben; ferner legte ich den Grund zu einer neuen *Geschichte der spanischen Litteratur*, da ich längst die unstatthaften Lücken bei Bouterwek und Sismondi erkannt hatte. Im Sommer 1817, nach meiner Rückreise von Göttingen, gab ich auf 4 Bogen eine „*Probe altspanischer Romanzen.* Frankfurt.“ heraus, die günstiger beurtheilt wurden, als ich erwarten konnte; ausserdem liess ich mehrere Recensionen über ähnliche Werke in die Heid. Jahrbb. einrücken. Eine Beförderung an die Hof-Bibliothek zu Darmstadt, zu welchem Zweck ich mich den nächsten Herbst und Winter mit den semitischen Sprachen be-

schäftigen musste, entzog mich vor der Hand der Ausarbeitung der Geschichte der span. Litt. Zu Anfang 1818 trat ich die Stelle zu Darmstadt an; da mir aber die Aussicht auf Besoldung zu sehr ins Ungewisse verschoben wurde, und da ich ferner die gar zu mechanische Arbeit nicht wohl ertragen konnte, so kehrte ich im Nachsommer nach Giessen zurück, und studierte zuvörderst die provenzalische Sprache nach dem neu erschienenen Werk: *Choix des poésies orig. des Troubadours par Raynouard,* und den *Observations etc. par A. W. Schlegel;* eine damals von mir eingegebene, aber erst 1820 abgedruckte Anzeige beider Werke in den Heidelbb. Jahrbb. zeugt wenigstens von dem Interesse, das ich an der Sache nahm. Erst in der Folge studierte ich die Sprache und Poesie der Troubadours genauer, und ein nächstens von mir erscheinendes Buch „*Ueber die Sprache und Dichtkunst der Provenzalen*" wird meine Bemühungen dem Publicum vorlegen. Der erste Band soll metrische Uebersetzungen enthalten mit angehängten Originalen; der zweite liefert die Grundlinien der Grammatik, eine Darstellung des intellectuellen Lebens der Länder, worin die *Langue d'Oc* blühte, und einen Abschnitt Litterärgeschichte. Aus dem Anfang des Jahres 1819, eh ich als Erzieher nach Utrecht abging, rührt noch eine Reihe von Recensionen her, in den Heid. und Jenaischen Litt. Zeitungen, meist über Uebersetzungen des Ariosto, Tasso, Petrarca, Calderon u. A. Da ich bald einsah, wie nachtheilig Holland auf meine Gesundheit wirkte, so verliess ich es im September 1820 nach fünfvierteljährigem Aufenthalt, nachdem ich ein neues Buch: „*Altenglische und Altschottische Balladen*" zum Theil dort vollendet hatte. Letztverflossnen Winter erschienen endlich meine „*Altspanischen Romanzen, besonders vom Cid etc.*" bei Reimer in Berlin 1821, mit einer Abhandlung über Ursprung und Fortbildung dieser Dichtungsart. Sofort werde ich auch eine Verdeutschung des merkwürdigen *Poema del Cid* herausgeben, des ältesten Denkmals der spanischen Sprache — vorzüglich auf A. W. v. Schlegels Ermunterung. Mehr dem Zufall gehört die Entstehung einer Uebersetzung von Lord Byron's *The Siege of Corinth,* welche nächstens die Presse verlässt.

Mit einer längeren Darstellung meines wissenschaftlichen Lebens durfte ich Euer Excellenz nicht aufhalten: Sie ersehen ohnehin, wie ich, eine sichre äussre Lage entbehrend, mehr anzulegen und zu entwerfen, als auszuführen vermochte. Wollten Euer Excellenz durch gnädige Mitwirkung meinem Streben mehr Sicherheit und Befriedigung von Aussen verleihen, so würden Sie mich stets zur lebendigsten Dankbarkeit verpflichten und meinen Eifer nicht wenig beseelen, unter Ihrem Schutz der Geschichte der neueren namentlich der südlichen Litteratur wie auch der Forschung im Gebiet der betreffenden Sprachen fernerhin zu leben — einer

Wissenschaft, die durch die grossmüthige Unterstützung der erleuchteten Preussischen Staatsregierung neben den andern Zweigen gelehrter Bildung fortblüht: denn was allein Berlin für süd-europäische und altdeutsche Litteratur hervorgebracht hat, möchte leicht die Leistungen des gesammten übrigen Deutschlands überwiegen! Um so glücklicher würde ich mich schätzen, im Sinn der umfassenden Einsichten einer mir stets verehrungswerthen Regierung zu arbeiten. Die Beschränktheit unsrer Universität erlaubte mir bisher nicht, als öffentlicher Lehrer hierselbst aufzutreten; ich versäumte daher auch, die philosophische Doctor-Würde anzunehmen; da ich aber nun auf einer auswärtigen hohen Schule aufzutreten wünschte, so wird die Promotion in einigen Tagen vorgehen.

Indem ich mich Ihrer mir unschätzbaren Gewogenheit empfehle, habe ich die Ehre, mit allem Respect zu verharren

Euer Excellenz

unterthäniger Diener
Friedrich Diez
zu Giessen.

VI.

(Es folgt der Bericht des Curators an das Ministerium über Diez, wobei über Prof. Heinrichs Separatvotum, das auch auf Diezens von Welcker in s. Schr. erwähnte Augenkrankheit hingewiesen hatte, gehandelt wird. Dann heisst es:) Indess schien mir die Bedenklichkeit des Prof. Heinrich rücksichtlich einer frühern Augenkrankheit des p. Dietz wichtig genug, um hierüber nähere Erkundigungen einzuziehen. Ich wendete mich daher an den H. Kanzler und Reg. Bevollmächtigten Arens in Giessen, um so eher als es mir nöthig schien, wegen der frühern, auf dieser Universität stattgefundenen, Umtriebe Gewissheit darüber zu erhalten, das der p. Dietz von dieser Seite rein geblieben ist. Das abschriftlich anliegende Schreiben des p. Arens vom 12. Sept. gibt über beyde Punkte alle Beruhigung, und ich glaube daher bey Ew. Exc. darauf antragen zu dürfen, dass der p. Dietz zum Lector der drey süd-europäischen Sprachen mit dem Gehalt des Prof. Freudenfeld an hiesige Univ. berufen werden möchte . . . .

VII.

Ew. x. geehrtestes Schreiben habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Von Herrn Dietz ist mir durchaus nichts bekannt, was mich zu der Ueberzeugung oder auch nur zu der Vermuthung berechtigen könnte, dass er an demagogischen Umtrieben irgend einer Art Theil genommen habe. Er hat zwar mit dem Herrn Professor Gottlieb Welcker von jeher in näherem Umgang gestanden, hat auch, so viel ich weiss, bey demselben in Göttingen gewohnt; allein die

angestellten Untersuchungen haben, so viel ich mich erinnern kann, nirgends eine Anzeige ergeben, dass Herr Dietz je Mitglied einer politischen Verbindung, oder für einen politischen Zweck thätig gewesen ist. In dem Jahr 1814 hatte seine Kleidung zwar etwas deutschthümliches; allein hiervon allein ist kein richtiger Schluss abzuleiten; weil hierbey die Zeit und Mode in Anschlag gebracht werden muss.

Dass seine Kurzsichtigkeit Folge eines Gefahr drohenden Augenübels sey, davon habe ich nie etwas gehört. Seine Aufführung ist untadelhaft, und nach der eigenthümlichen Richtung, die sein Studium genommen hat, scheint der innere Beruf zum Gelehrten bey ihm nicht zweifelhaft zu seyn.

In der Hoffnung, dass diese Notizen genügen werden, habe ich die Ehre pp.

Giessen, den 12. Sept. 1821.

(gez.) Arens.

VIII.

An
des Herrn Geh. Reg. Raths
pp. Rehfues
in Bonn.

Unter den von Euer Hochwohlgeboren in dem Berichte vom 30. v. M. angeführten Umständen will ich hierdurch genemigen, dass der Doktor Dietz in Giessen als Lektor der italienischen und portugiesischen Sprache mit einem Jahrgehalte von Drei Hundert Thalern Preuss. Courant bei der Universität in Bonn angestellt werde. Euer Hochwohlgeboren beauftrage ich hiernach das weiter Erforderliche an den p. Dietz zu erlassen, und die Bestallung für denselben auszufertigen und zur Bestätigung hierher einzureichen. Auch bin ich geneigt den p. Dietz späterhin zum ausserordentlichen Professor in der dortigen phylosophischen Fakultät zu befördern, wenn er sich erst bei der gedachten Fakultät förmlich habilitirt und seine Qualifikation zu einer ausserordentlichen Professur näher dargethan haben wird. Euer Hochwohlgeboren bleibt überlassen, solches dem p. Dietz in der an ihn zu richtenden Verfügung auf eine angemessene Weise zu eröffnen. Uebrigens wünsche ich, dass der p. Dietz die ihm zu übertragende Lektorstelle baldigst antrete, weshalb Euer Hochwohlgeboren ihn auffordern wollen, sich schleunigst an den Ort seiner neuen Bestimmung zu begeben.

Berlin, den 20. November 1821.

Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.
Altenstein.

IX.

An
den ausserordentlichen Regierungs-
Bevollmächtigten
Herrn Geheimen Regierungs-Rath
Rehfues
Hochwohlgeboren
in
N. 12994. Bonn.

Giessen, d. 14. Decbr. 1821.

Hochwohlgeborner,

Insonders Hochzuehrender Herr Geheime-Regierungsrath!

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich für Ihre wohlwollende Unterstützung bei meiner Anstellung an der Rhein-Universität meinen ergebensten Dank zu genehmigen, und meine förmliche Erklärung zu empfangen, dass ich, da mein Wunsch, in Bonn aufzutreten, immer noch derselbe ist, die mir gnädigst übertragene Stelle als Lehrer der italiänischen, spanischen und portugiesischen Sprache mit Vergnügen annehme, und mich bestreben werde, dem Zutrauen, dessen ich mich von Ihrer Seite schmeicheln darf, und den Erwartungen des Königlichen Ministeriums zu entsprechen. Zugleich habe ich die Ehre, Ihrer Auffordrung gemäss, folgende Vorlesungen für künftiges Sommerhalbjahr anzugeben:

1. Geschichte der neuen Literatur, und zwar von Frankreich, Italien, Spanien und Portugal im Sommersemester, von England, Deutschland u. s. w. im künftigen Winterhalbjahr.
2. Ueber Dante's *divina Commedia.*
3. Unterricht im Italiänischen, Spanischen und Portugiesischen.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir zwar die Zeit meines Eintritts selbst anzugeben überlassen, dabei mich aber bald zu erscheinen eingeladen. Sie erlauben mir gütigst die Bemerkung, dass es für mich nicht wenig drückend sein würde, die Stelle vor Ablauf der ersten sechs Wochen anzutreten, da ich gegen den Schluss des Semesters aller extraen Einnahmen entbehren, dagegen wahrscheinlich eine Wohnung, die ich hier bereits für ein halbes Jahr gemiethet, dort um weniger Wochen willen nochmals für halbjährig bezahlen, endlich auch den Unterricht, den ich hier ertheile, plötzlich abbrechen müsste. Wollte man mir dagegen verstatten, in diesem ohnehin halb verflossenen Semester meinen Unterricht noch nicht zu beginnen, so wäre diess eine Vergünstigung, durch welche meine Vorlesungen im nächsten Sommerhalbjahr nicht wenig gewinnen würden, da ich als dann ungestört an meinen Heften arbeiten könnte. In diesem Fall würde ich zu Anfang des März zu Bonn eintreffen, bei einem Freund mich aufhalten, und die letzten Wochen vor den Ferien zu

meiner Einweihung in das neue Verhältniss benutzen. Indem ich Ew. Hochwohlgeboren bitte, diess erwägen zu wollen, erkenne ich übrigens, dass es von Ihrer Bestimmung abhängt, ob ich bereits nach sechs Wochen die Stelle antreten soll: denn so viel Zeit wäre mir doch wohl zur Beseitigung und Vorbereitung mancher Dinge nöthig.

Vom Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten hatte ich bereits eine Ankündigung erhalten: der Ankunft eines förmlichen Decrets harre ich noch entgegen.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamst-ergebensten Diener
Friedrich Diez.

X.

Als das Königl. Ministerium der Geistl., Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, den Herrn Dr. Dietz zum Lector bey der hiesigen Universität ernannte, wurde demselben die Aussicht zu einer Beförderung zum ausserordentlichen Professor eröffnet, sobald er seine Qualification für dieselbe durch die nächsten Erfolge im Lehr-Amte dargethan haben würde.

So weit ich urtheilen kann, ist dies geschehen, und glaube ich daher, dem Herrn Dr. Dietz schuldig zu sein, hiezu höhern Orts den Antrag zu machen. Indess würde es zu meiner Beruhigung beitragen, wenn ich dabey der übereinstimmenden Ansicht einer Wohllöblichen philosophischen Facultät gewiss wäre.

Ich bin daher so frey, Wohldieselbe um Ihr gefälliges Gutachten hierüber zu ersuchen.

Bonn, den 3. April 1823.

Der Königl. ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte:
Rehfues.

An
eine Wohllöbliche philosophische Facultät
N. 782. hier.

XI.

Ich ersuche die verehrten Hh. Collegen, in Beziehung auf das beiliegende Schreiben des Herren Reg.-Bevollm. vom 3. d. M. hier zu bemerken, was Ihnen von der Wirksamkeit des Herrn Dr. Dietz bekannt sei.

B., 7. April 23. Hüllmann [Dekan].

Von der Wirksamkeit des Herrn Dr. Dietz ist nichts zu meiner Kenntniss gekommen, so sehr ich oft bemüht gewesen bin, etwas davon in Erfahrung zu bringen. Gutachten dieser Art sollten

auf Thatsachen gegründet seyn, und zu solchen könnte man gelangen, wenn man vernähme, was und wie er in Vorlesungen vorträgt. Dass er Docententalent habe, kann ich kaum glauben, nach der Weise, wie er sich im Gespräche darstellt. Ich setze voraus, dass ein einseitiger Bericht des Herrn Decanus abgeht und der Bericht von den Mitgliedern der Facultät im Entwurf vorher genehmigt und vorschriftmässig unterschrieben werde. Heinrich.

Mir ist Herr Diez gänzlich unbekannt. Diesterweg.

Auch mir. Delbrück.

Ebenso. Freytag.

Desgl. Sturm.

Desgl. Goldfuss.

Ich habe nie von Herrn Dr. Dietz etwas gesehen noch gehört.
Gust. Bischof.

Ich habe mich nie bemüht, etwas von dem Docententalent des Herrn Diez zu erfahren, kann also nichts darüber äussern.
Nees v. Esenbeck.

Auch ich kann von der Wirksamkeit des Herrn D. D. nichts sagen. Näke.

Weder die Wirksamkeit noch die Person des Herrn Dr. Dietz kenne ich. Noeggerath.

Mehrere meiner Zuhörer, namentlich Dr. Hengstenberg, haben mir Herrn Dr. Diez' Vorträge über *Dante's Divina Comedia* sehr gerühmt. Näher bekannt ist mir Dr. Diez nicht. Brandis.

Ich habe zwar niemals eine Vorlesung von Herrn Dr. Diez besucht, und kann daher nicht sagen, wie sein Vortrag beschaffen ist. Ich kenne ihn aber persönlich, ich habe mich öfter über litterarische Gegenstände mit ihm unterredet, und mich dadurch überzeugt, dass er von der Italienischen und Spanischen Sprache und Litteratur in der That eine sehr gelehrte und gründliche Kenntniss besitzt. A. W. v. Schlegel.

Ich kenne Herrn Dr. Diez weder persönlich, noch nach seiner Lehrwirksamkeit. Windischmann.

Ebenso Münchow.

Herr Dr. Diez hätte allerdings nicht unterlassen sollen, sich den sämmtlichen Mitgliedern der Facultät zu präsentieren. In Ansehung seiner Kenntnisse und der Gründlichkeit seiner Studien muss ich die Bemerkung des Herrn Collegen von Schlegel bekräftigen. Was seinen Vortrag betrifft, so habe ich seinen Ersatzstunden nie beygewohnt, muss aber aus seinem Reden und Schreiben ver-

muthen, dass er klar und zweckmässig seyn werde. Übrigens hat er im ersten Halbjahre seines Hierseyns in der Litteraturgeschichte 16, nnd im Dante 5 oder 6 Zuhörer, im andern in seinen Stunden über die Ital. Sprachlehre und über den Petrarca zu 6—8 gehabt. Da diese Gegenstände, zumal bey der jetzigen Anzahl der hiesigen Studierenden und bey der besonders geringen von auswärtigen, auf eine besondere Theilnahme niemals rechnen können, so scheint mir dieser Anfang sehr gut, und die Wirksamkeit des Dr. Diez recht erspríeslich bis jetzo gewesen zu seyn. Dies ist um so mehr zu schätzen, da Herr Diez nur als Lector war angestellt worden, welches dem Zutrauen in seine gelehrten Kenntnisse für den Anfang hätte Abtrag thun können. Ich stimme daher ganz für seine Beförderung. F. G. Welcker.

Gegen einen meiner genaueren Bekannten unter den Studirenden haben sich verschiedene Zuhörer des H. Dr. Diez sehr beifällig über denselben geäussert, namentlich Crauert und Grebe. Hüllmann.

XII.

Entwurf des Berichts über Herrn Dr. Diez.

„Die von Ewr. Hochwohlgeboren unter dem 3. d. M. an uns erlassene Anfrage, betreffend den Dr. Diez, beschränkt sich auf seine Wirksamkeit als Lehrer, und auf die, hieraus zu entnehmende, Empfehlungswürdigkeit zu einer ausserordentlichen Professur: von seiner gelehrten Kenntniss der Süd-Europäischen Litteratur kann demnach hier nicht die Rede seyn.

Was nun die Aufnahme und den Erfolg seiner Lehrvorträge betrifft, so ist davon bei weitem den meisten von uns durchaus nichts bekannt. Blos zwei Mitglieder der Facultät haben in Erfahrung gebracht, dass sich Zuhörer desselben rühmlich über diese Vorträge geäussert haben. Damit übereinstimmend ist die Zahl seiner bisherigen Zuhörer: 6 bis 8, ja in der Litteraturgeschichte 16".

Hierüber bitte ich um Abstimmung.

B., 20. April 23. Hüllmann.

Für den Entwurf Münchow. Diesterweg.

Beistimmend; doch wünsche ich am Schluss den thatsächlichen und nicht überflüssigen Zusatz: „Übrigens erklären die Professoren (hier folgen die Namen), dass ihnen der Dr. Diez sogar persönlich ganz unbekannt sei; und ausserdem der Prof. Heinrich, dass er dem Dr. Diez wenig Docententalent zutrauen könne". Heinrich.

Für den Entwurf des Herrn Decan. Windischmann.

Ich stimme ganz für den Entwurf, und gegen den vorgeschlagen Zusatz, indem es mir der Facultät nicht würdig scheint, bey dem Ministerium zu insinuiren, Dr. Diez habe einigen Mitgliedern der Facultät keine Visite gemacht — (da er doch vielleicht nur

unterlassen hat, Charten abzugeben, indem er sie verfehlte) — und indem die subjective Meynung eines einzelnen Mitgliedes dem Bericht der Majorität nur in ganz besonderen Fällen beygefügt zu werden pflegt. Mehr aber als Vermuthung hat auch Herr Prof. Heinrich gegen die Lehrfähigkeit des D. Diez nicht ausgesprochen.

F. G. Welcker.

Für den Entwurf — Delbrück.
— — — — Freytag.
— — — — Noeggerath.
— — — — A. W. v. Schlegel.
— — — — Näke.
— — — — Sturm.
Wie Herr College Welker — Nees von Esenbeck.
Wie Herr College Welcker — Goldfuss.
Für den Entwurf — Gust. Bischof.
— — — — Brandis.

Dass bei weiten die Fakultätsmitglieder den Herrn Diez gar nicht kennen, beweist auf der einen Seite allerdings, dass Hr. D. keine Lebensart hat; auf der andern beweist es aber auch, dass die Facultät, als solche, über den Herrn D. eigentlich nicht urtheilen kann. Ich habe das Recht, von dem jedes Mitglied der Facultät in allen Fällen Gebrauch machen kann, meine Urtheile über den Herrn D. in einem Separatvotum dem Berichte beizufügen, sowie auch Herr Prof. Welcker selbst seine Vorurteile über ihn bei dieser und andern Gelegenheiten sagen darf. Ich mache aber gewöhnlich nur in wichtigern Fällen von meinem Rechte Gebrauch, und rechne diesen nicht dazu. Uebrigens scheint Hr. College Welcker auf das was er meine Vermuthung nennt, ein zu grosses Gewicht zu legen, wenn er, obgleich ohne Grund, dagegen streitet, dass es zur Notiz der höhern Behörde komme. Heinrich.

Doctor Diez.

Den vorliegenden Bericht über den Dr. Diez haben von fünfzehn Stimmenden vierzehn unbedingt genehmigt. Ich ersuche daher um gefällige Unterzeichnung der Reinschrift.

B., 27. April 23.

Ich habe unterschrieben — Hüllmann.
— — — — Diesterweg.
— — — — Windischmann.
— — — — Noeggerath.
— — — — Delbrück.

Ich habe unterzeichnet. F. G. Welcker. Es ist mir gar sehr einerley, ob Herr Prof. Heinrich mein auf hinlängliche, persönliche Bekanntschaft gegründetes Urtheil über Herrn Dr. Diez ein Vorurtheil nennt; und würde, wenn sich Männer, wie in dieser Sache einige geurtheilt haben, aussprachen, immer unnöthig halten, mein Votum gegen solche Angriffe zu rechtfertigen. Aber ich wundere mich über die Ausfälle gegen Herrn D. Diez hinsichtlich seiner Lebensart, da ich aus dessen Munde weiss, dass er Herrn Professor Heinrich wiederholt besucht hat und von ihm mit der grössten Höflichkeit und Freundlichkeit aufgenommen und behandelt worden ist. Diess würde nicht geschehen seyn, wenn er auffallende Fehler gegen die Lebensart zu begehen fähig wäre. Diese Bemerkung bin ich diesem achtbaren Mann an dieser Stelle schuldig gewesen, da er sich selbst zu erklären nicht Gelegenheit findet.

Zur Ergänzung meines frühern Votums kann noch dienen, dass auch für das Sommersemester sich Zuhörer bey ihm, sowohl über den Dante, als über die Ital. Sprachlehre, sowie auch über den Calderon gemeldet haben, zum Dante zehn.

Unterzeichnet:

F. G. Welcker. Nees v. Esenbeck. Goldfuss.

(K) XIII.

Da sich Ew. Hochwohlgeboren Anfrage vom 3. April auf den Erfolg der Lehrerwirksamkeit des Dr. Diez beschränkte, so ist seiner gelehrten Kenntniss der Süd-Europ. Litteratur absichtlich nicht Erwähnung geschehn. Es ist mir aber von dem Prof. Welker gesagt worden, dass Ew. Hochwohlgeboren auch über diese gern eine oder die andere Aeusserung vernommen hätten. Ich hole daher privatim nach, was der Prof. v. Schlegel gelegentlich in seinem votum bemerkt hat: dass der Dr. Diez in Unterredungen mit ihm eine gelehrte und gründliche Kenntniss der Ital. und Spanischen Sprache dargethan habe.

Bonn, 11. Mai 23. Hüllmann (Dekan.)

(K) XIV.

Bonn, den 24. Mai 1823.

An ein h. Ministerium der Geistl. pp. Angelegenheiten

Berlin.

ad. 11. 997 u. 1074.

Den Dr. Dietz betr.

Ew. Exc. haben mir bey Gelegenheit der Ernennung des Dr. Dietz zum Lector der südwestlich-europäischen Sprachen vom 20. Nov. 1821 hochdero Geneigtheit eröffnet, denselben späterhin zum ausserord. Professor in der philos. Facultät zu befördern, wenn er sich erst förmlich bey derselben habilitirt und seine Qualification zu dieser Stellung näher dargethan haben würde.

Der p. Dietz ist nun seit Ostern vorigen Jahres hier in Thätigkeit und hat seinen Beruf bis dahin mit Eifer, Fleiss und Erfolg ausgeführt. Die öffentlichen Urtheile über seine schriftstellerische Thätigkeit sind ihm über diess sehr günstig ausgefallen, so dass seine Beförderung bey der Univ. und dem wissenschaftlichen Publicum gewiss als gerechtfertigt erscheinen würde. Da ich ihm in Folge von Ew. Exc. Autorisation zu einer baldigen Beförderung Hoffnung gemacht habe, und besondre Gründe hier vorliegen, die dieselbe wünschenswert machen, so habe ich meinen Antrag durch das Gutachten der philos. Facultät zu insinuiren gesucht.

Indem ich Ew. Exc. das letztere in der abschriftlichen Anlage einreiche, kann ich nicht verhehlen, dass ich dasselbe befriedigender erwartet hätte. Die meisten Mitglieder der Facultät wollen gar nichts von dem p. Dietz wissen, und die Vermuthung scheint nicht zu gewagt, dass der Grund hiervon in einiger Ungeschicklichkeit liegt, womit derselbe hier aufgetreten ist, und die ihn den Fehler begehen liess, nicht sämmtlichen Mitgliedern der Facultät seine Besuche zu machen. Diesem Versehen liegt indess weder Mangel an gesellschaftlicher Bildung noch eine Gesinnung zu Grunde, die sich über dergl. Rücksichten wegsetzen zu dürfen glaubt, sondern mehr ein Maass von Eifer, sich schnell seines academischen Wirkungskreises zu bemächtigen, das ihn diese Formalitäten so lange verschieben liess, bis sie nicht mehr mit gutem Anstand erfüllt werden konnten. Da die Facultät Ihr Gutachten überhaupt nur von Einer Seite gefasst hat, so ist auf eine dessfallsige private Bemerkung von mir noch das abschr. beygeschlossene Schreiben vom 11. d. M. eingegangen, wodurch dasselbe einigermassen vervollständigt wird.

In Rücksicht daher, dass es zur Aufmunterung, ja zur Aufrichtung dieses, bis zur Ängstlichkeit bescheidenen Mannes dienen würde, wenn er dem Prof. Strahl, dessen wissenschaftlicher Werth den seinigen gewiss nicht übertrifft, in äusseren Ehren gleichgestellt würde; und in der vollsten Ueberzeugung, dass der p. Dietz durch die Reinheit und Staats-Gemässheit seiner Gesinnungen Hochdero Wohlwollen vollkommen würdig ist, wage ich bey Ew. Exc. darauf anzutragen, dass es Hochdenenselben gefallen möchte, den Dr. Dietz zum ausserordentlichen Professor in der philos. Facultät zu ernennen.

R.

(K) XV.

Bonn, den 12. Juni 1823. Ex off. No. 1273.

An ein h. Ministerium der Geistl.
pp. Angelegenheiten
Berlin.

Den Dr. Dietz betr.

Nachträglich zu m. Bericht vom 24. Mai wage ich Ew. Exc.

eine kleine Notiz zu überreichen, welche mir der Dr. Dietz über den gegenwärtigen Umfang seiner Wirksamkeit als Lehrer bey der Univ. gegeben hat und die Hochdenenselben, wie ich hoffe, die Überzeugung gewähren wird, dass solche nach Massgabe des ihm obliegenden Faches ganz erfreulich ist. R.

(Von Diezens Hand).

I. Publice.

Dante's divina commedia. 2 mal, Mittwochs u. Donnerstags v. 5—6 im Schloss.

Dolf, med. st.
Hagenbach, philos.
Doetzch, kath. theol.
v. Mylius, Jura.
v. Lasaulx, Jura.
v. Wilmowsky, theol. st.
Schmetz, philol.
Claessen, philol.
Fingerhuth, med. st.
Ludowigs . . . . . . st.?

Calderon, 1 od. 2 mal, noch nicht angefangen.

Förstemann, med.
v. Bohlen, philol.
Rindfleisch, theol. ev.
v. Mylius, jur.
v. Heinsberg.

II. Privatim.

Mittelhochdeutsche Grammatik.

Hierzu meldeten sich nur zwei.

2. Italiänische Grammatik. 4 mal.

1. Abtheilung. Montag, Freitag 4—5.

Rospalt, philol.
v. Cler, jur.
v. Mylius, jur.
Claessen, philol.

2. Abtheilung. Montag, Donn. 6—7.

Steifensand, med.
Esser, med.
Förstemann, med.
Rindfleisch, theol. evang.
Ludowigs . . . . .?

3. Spanische Grammatik, 2 mal, Dienst. Freit. 6—7.

Förstemann, med.
v. Bohlen, philol.

Rindfleisch, theol. ev.
v. Mylius, jur.
v. Heinsberg.

(F) XVI.

Das Ministerium macht der philosophischen Fakultät hiedurch bekannt, dass es den Dr. Diez zum ausserordentlichen Professor in derselben und zum Lektor der südwestlich-europäischen Sprachen ernannt hat.

Berlin, den 12. July [1823].

Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
In Abwesenheit Sr. Exzellenz
Nicolovius.

(F) XVII.

An
die philosophische Fakultät
der Königlichen Universität
zu
No. 17. Bonn.

Euer Magnificenz und den hochlöblichen academischen Senat habe ich zu benachrichtigen die Ehre, dass das hohe Ministerium der Geistl. etc. Angelegenheiten den bisherigen Privat-Docenten und Lector der südwestlich-europäischen Sprachen, Herrn Dr. Diez mittelst Beschlusses vom 12. Juli c. zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt hat.

Ich ersuche Dieselben die philosophische Fakultät hiervon in Kenntniss zu setzen, und zu veranlassen, dass der Dr. Diez die Habilitations-Leistungen innerhalb der vorgeschriebenen Frist erfülle.

Bonn, den 31. Juli 1823.

Der Königl. ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte.
gez. Rehfues.

An
des Herrn Rectors Magnificenz
u. den hochlöblichen academischen
Senat. No. 1641. Hier.

Abschriftlich an den Dekan der hochlöbl. philosophischen Facultät Herrn Prof. Dr. Hüllmann, Ritter etc. Hochwohlgeboren, hier. Bonn, den 24. August 1823. Der Rector der Königl. Rhein-Universität: v. Münchow.

(K) XVIII.

Kurzes Dankschreiben Diezens an Rehfues für das ihm erwiesene Wohlwollen gelegentlich seiner Ernennung zum Extraordinarius. (2. August 1823).

(K) XIX.

Schreiben Diezens an Rehfues mit der Bitte, die Bittschrift an das Ministerium wegen eines Urlaubs zu einer Reise nach Paris befürwortend einzuschicken (5. April 1824,)

(K) XX.

An Bonn, den 13. April 1824.
des Königlichen Wirklichen Geheimen
Staats- und Ministers Herrn Freiherrn ad. No. 667.
von Altenstein Excellenz
in Berlin.

Urlaubs- u. Unterstützungsgesuch
des Professors Diez für eine Reise
nach Paris.

Der ausserord. Professor Dr. Diez hat mir das beigeschlossene an Ew. Excellenz gerichtete Gesuch wegen Bewilligung eines dreimonatlichen Urlaubs und einer Unterstützung für eine Anfangs July d. J. anzutretende wissenschaftliche Reise nach Paris übergeben.

Wenn mir die schätzbaren Eigenschaften dieses jungen Gelehrten, der Ernst seiner wissenschaftlichen Forschungen und die Hoffnung, dass die beabsichtigte Reise der Wissenschaft Gewinn bringen wird, schon im Allgemeinen die Verpflichtung auflegen, sein Gesuch nachdrücklichst zu unterstützen, so finde ich auch in der Bescheidenheit seiner Bitte noch eine besondere Aufforderung, letztere Hochdenenselben zur wohlwollendsten Aufnahme in Unterthänigkeit zu empfehlen.

Der königl. auss. Reg.-Bev.
R.

(M) XXI.

Hochwohlgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Staatsminister!

In ehrfurchtsvollem Vertrauen auf die gnädige Rücksicht Ew. Excellenz wage ich vor Hochdieselben ein Gesuch zu bringen, dessen Gewährung mir für das wissenschaftliche Feld, welches mich Neigung und Beruf vorzugsweise anbauen heisst, von nicht geringem Einfluss zu sein scheint.

Seit mehreren Jahren beschäftigt mich das neuerlich in Frankreich angeregte Studium der Litteratur der Troubadours; die Mühe, welche ich auf die Entzifferung und Auslegung ihrer bis jetzt gedruckten Werke verwandte, hat die Überzeugung in mir herbeigeführt, dass diese Litteratur, um, abgesehen von ihrem ästhetischen und historischen Werthe, nur von ihrem litterärhistorischen zu reden, den entschiedendsten Einfluss auf die alte Poesie der Franzosen,

Deutschen und Italiäner geübt hat, ja dass sie zum Theil, in Bezug auf Form und Inhalt die Wurzeln der alten lyrischen Poesie jener Völker enthält, dass also durch ein umfassendes Studium derselben manche gewiss nicht unbedeutende Gegenstände der Litteraturgeschichte in ein helleres Licht gesetzt werden können. Hinsichtlich der deutschen Poesie könnte diese Behauptung auffallend erscheinen, allein man wird sich leicht mit ihr versöhnen, wenn man erfährt, dass die meisten, vielleicht sämmtliche Lieder unseres Minnesängers Rudolf von Neuemburg wörtlich aus dem Provenzalischen des Folquet de Marseille übersetzt sind, hundert andere Belege nicht zu erwähnen. Eben jene Bedeutung der Litteratur der Troubadours reizte mich, eine kritische Geschichte derselben zu entwerfen, worin nicht allein die wichtigeren Werke jener Dichter, ihre Minne-, Lob- und Rügelieder hervorgehoben und erklärt, sondern auch ihre Lebensweise und die Art ihrer Kunstübung erörtert, vorzüglich aber das Verhältniss ihrer Litteratur zu auswärtiger nachgewiesen werden sollte. Wirklich hatte ich die Arbeit auf einen gewissen Punkt ausgeführt, als gerade die neuen Auslegungen, die sich im Lauf der Untersuchung ergeben, vorzüglich in Betreff der Kunstübung der Troubadours, ihrer Metrik und der Minnegerichte, Gegenstände, welche die gründlichsten Belege erheischten, die Überzeugung in mir weckten, dass jene Gründlichkeit und mithin der Werth der Untersuchung von dem Studium aller hierhergehöriger Quellen und Denkmäler abhängig sei. Allerdings hat uns Raynouard in seiner *Choix des poésies originales des Troubadours* treffliche Hültsmittel zum Verständniss jener Litteratur geliefert, allein die (etwa) 500 Gedichte, welche er herausgegeben, können dem Litterator unmöglich die Stelle der übrigen — man rechnet überhaupt 4000 — vertreten, welche die Handschriften enthalten. Ich habe ausserdem noch zu bedauern, dass in seinem Werk die Lesearten ganz fehlen, welche zur Feststellung des Sinnes nicht selten unentbehrlich sind, ferner, dass der Herausgeber die sehr inhaltreichen Novellen und didactischen Gedichte ausgelassen hat, welche auf manche Verhältnisse der Zeit und der Dichter insbesonder — z. B. die Anleitungen zur Dichtkunst — ein helles Licht werfen müssen. Alle angeführten Mängel und Lücken jenes Werkes würde ich nirgends besser berichtigen und ausfüllen können, als in Paris, wo sich 12 hierhergehörige Handschriften vorfinden, zugleich würde ich Gelegenheit haben, selbst noch eine Nachlese zu Raynouard's Werk herauszugeben, von bedeutendem Vortheil würde es aber für mich sein, die altfranzösische bis jetzt noch wenig bekannte Liederpoesie zu studieren, um das Verhältniss der provenzalischen und französischen Lyrik zu bestimmen, endlich würde mir die Benutzung mehrerer in Deutschland schwer aufzutreibender Bücher schätzbar sein; ein

3monatlicher Aufenthalt daselbst würde mich nach meiner Berechnung zum gewünschten Ziele führen. Wie unerlässlich es wirklich für mich sei, die Handschriften zu durchforschen, daran bot sich mir von neuem die stärkste Überzeugung dar, als ich neulich in einer von Herrn A. W. von Schlegel mir mitgetheilten Abschrift der lyrischen Werke nur zweier Dichter einige auffallende zu sorgfältigen Untersuchungen auffodernde Stellen fand, deren eine vielleicht zur Erläuterung der in Deutschland mehrfach besprochenen Streitfrage, ob unter den Minnesingern sowohl, wie unter den Troubadours eine gewisse Kunstgemeinschaft, wie bei den Meistersingern stattgefunden, beitragen kann, indem der Dichter sagt: *iamais non serai chantaire, ni de la scola mi blon* (nimmermehr werde ich Sänger sein, noch mit der Schule mich befassen). Ew. Exellenz wollen mir das Anführen einer solchen Einzelheit verzeihen; es geschah, weil ich dadurch meine Darstellung einigermassen zu rechtfertigen glaubte.

Ohne aber Ew. Excellenz noch mit längern Auseinandersetzungen beschwerlich zu fallen, wage ich nunmehr an Hochdieselben die unterthänigste Bitte, mir in der dargestellten Angelegenheit zu einer Reise nach Paris und einem 3monatlichen Aufenthalt daselbst, vom 1. Juli dieses Jahres gnädigst Urlaub verleihen zu wollen; diese Zeit wäre mir die vortheilhafteste, weil an der königl. Bibliothek zu Paris vom 1. September bis 15. Oktober Ferien gemacht werden, während deren es nur in dem Falle möglich sein soll, Bücher oder Handschriften zu benutzen, wenn man eine geraume Zeit vorher den Conservateurs bekannt geworden ist; sollte es aber überhaupt bei der jetzigen strengeren Einrichtung nicht verstattet werden, die Bibliothek während der Ferien zu benutzen, so hätte ich alsdann meinen Zweck wenigstens zum grössten Theil erreicht. — Meine äusserst beschränkten Mittel nöthigen mich ferner zu dem unterthänigsten Gesuch, ohne dessen Gewährung ich die Unternehmung, wie wohl mit Schmerz aufgeben müsste, Ew. Excellenz wollen mir zu dieser Reise eine verhältnissmässige Unterstützung vom Staate — 100 bis 125 Thaler würden mich bedeutend fördern — gnädigst erwirken. Vielleicht wäre es schicklicher gewesen, wenn ich zuvor eine Probe meiner Untersuchungen herausgegeben hätte, allein die Betrachtung, dass grade die Tauglichkeit einer solchen Arbeit von der Benutzung der Handschriften unzertrennlich sei, gab mir den Muth, mein eben ausgesprochenes ehrfurchtsvolles Gesuch schon jetzt zu wagen, auch darf ich mich auf das Zeugniss von solchen Kennern der Sprache und Litteratur der südeuropäischen Völker, wie des Herrn Geheime-Regierungsrath Rehfues und des Herrn Professor von Schlegel berufen.

Wie es aber auch Ew. Excellenz gefallen mag, mein Gesuch zu erwiedern, ich verharre ehrfurchtsvoll

Ew. Exellenz
unterthänigster
Fr. Diez,
(Dr. u. auss. Prof. an der Rheinuniversität).

Bonn,
d. 5. April 1824.

Dreimonatlicher Urlaub und eine ausserordentliche Remuneration von 125 Th. wird vom Ministerium bewilligt. 24. April 1824.

(K) XXII.

Diez bittet den Curator, einen beiliegenden Bericht über die wissenschaftliche Reise nach Paris dem Ministerium einzusenden. (12. November 1824.)

(An den Herrn Minister Freih. von Altenstein)[1]).

N. 23973. Hochwohlgeborner Freiherr, ad N. 23973 / 3473.
Gnädigster Herr Staatsminister!

Die gnädige Rücksicht, welche Eure Excellenz meinem vor einigen Monaten Hochdenselben übergebenen unterthänigen Gesuche gewährten, indem Eure Excellenz mir zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris einen dreimonatlichen Urlaub nebst einer verhältnissmässigen Remuneration bewilligen wollten, wofür ich mich nicht nur von dem lebhaftesten Danke durchdrungen, sondern auch durch das von Hochdenselben noch vor der Leistung mir geschenkte Zutrauen wahrhaft geehrt fühle — macht es mir zur Pflicht, Euer Excellenz den Erfolg meiner Reise ehrerbietigst darzulegen.

Folgendes waren diejenigen Punkte, welche ich bei meinen Untersuchungen besonders berücksichtigen zu müssen glaubte:

1. Die Spuren des Einflusses, den die provenzalische Poesie auf die französische, deutsche und italiänische des Mittelalters geübt zu haben schien, so weit als möglich zu verfolgen. In Bezug auf die mittelhochdeutsche Poesie, die mir bekannt genug war, sammelte ich aus romanischen Handschriften noch manche neue und merkwürdige Stellen, welche mir das unwiderlegliche Resultat lieferten, dass sich namentlich die Metrik unserer Minnesänger grossentheils auf jene der Troubadours gründet, vielleicht indessen durch das Mittel der altfranzösischen Liederkunst. Letztere hätte ich also genau prüfen müssen, allein die Kürze der Zeit vergönnte mir nur die Einsicht einer einzigen franz. Handschrift, welche mir, wenn auch zur Entscheidung der berührten Frage nicht zulänglich, zur Kenntnis der noch wenig bekannten altfranzösischen Liederpoesie von grossem Vorteil war. Nicht minder wichtig schien mir die Prüfung der

[1]) Ohne Datirung.

italiänischen oder vielmehr sicilianischen Kunst- und Hofpoesie aus den Zeiten Kaiser Friedrichs II, und von diesem Fürsten gepflegt und begünstigt — um die in Italien mehrmals und mit Heftigkeit verfochtene Streitfrage ihrer Entscheidung näher zu bringen: ob nämlich die älteste italiänische Dichtkunst nach dem Muster der provenzalischen sich gebildet habe; eine Frage, die ich nach aufmerksamem Studium des seltenen Canzoniere von Allacci und anderer Werke bejahen muss, wobei ich von dem Grundsatz ausgehe, dass bei auffallender Gleichheit der Poesie zweier Völker in Bezug auf Inhalt und Form eine Mitteilung zu Grunde liegen und das Alter für eins derselben entscheiden muss.

2. Suchte ich mit Hülfe der provenzalischen Handschriften eine vollständige Metrik der Troubadours aufzustellen, und machte hierin wirklich eine so grossse Ausbeute, dass das früher aus gedruckten Sammlungen Ausgezogene dagegen nur unbedeutend ist.

3. Zum Behuf einer kritischen Darstellung der Lebensweise und Kunstübung jener Dichter widmete ich den Novellen, Briefen und poetischen Abhandlungen, wie auch einzelnen Gesängen derselben, um so mehr Zeit und Fleiss, als der französische Herausgeber sie theils nur oberflächlich erwähnt, theils, und selbst die denkwürdigsten ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Unter letztre zähle ich die gereimte Bittschrift eines Dichters an den König Alfons X. von Kastilien, die Poeten und Sänger seines Landes nach ihrem Werthe in verschiedene eigens benannte Klassen abzutheilen, sammt des Königs Antwort — ein kleines Werk von mehreren tausend Versen. Meine Sammlung dieser Sachen ist daher für den erwähnten Zweck so vollständig, als es sich irgend wünschen lässt.

4. Unter diesen Dichtungen fand ich (was ich mir gleichfalls zum Gegenstand des Nachforschens gemacht hatte) wichtige Beiträge zur Geschichte und Kritik der *Cours d'amour*. Ich darf mir um so weniger erlauben, Ew. Excellenz mit den Resultaten meiner Untersuchung über dieselben beschwerlich zu fallen, als ich Hochdenselben binnen einigen Monaten ein eignes Werkchen über diesen neuerdings mehrmals behandelten Gegenstand in aller Ehrerbietung vorzulegen gedenke.

5. Endlich musste ich mich bestreben, als Grundlage zur Beurtheilung jedes einzelnen Dichters eine möglichst bedeutende Anzahl von Gedichten und Stellen auszuziehen, wodurch meine Sammlung bedeutend angewachsen ist. Auch liess ich mich die Mühe nicht gereuen, sämmtliche Gedichte mit den nöthigsten Lesarten zu begleiten, indem ich zu diesem Ende 6 Handschriften durchlas.

Nach dieser Darlegung meiner Zwecke und Arbeiten erlauben mir Ew. Excellenz gnädigst noch einige Worte über meine Schicksale

in Paris. Leider wurde die königl. Bibliothek bereits den letzten August streng geschlossen: dennoch glaube ich durch zweimonatliche Arbeit meine Absicht genügend erreicht zu haben. Allein eine grössere Menge von Materialien würde ich allerdings haben sammeln können, wenn mir gleich Anfangs die Erlaubniss zu Theil geworden wäre, Handschriften mitnehmen zu dürfen, und so eine kostbare Zeit zu gewinnen. Allein alle meine zu Erreichung dieses Zieles gemachten Versuche scheiterten an der Unbeugsamkeit des Conservateurs der zur neuen Litteratur gehörigen Manuscripte: denn Herr Dacier hat den Grundsatz nichts auszuleihen; und so musste ich mich lange mit vierstündiger Arbeit täglich begnügen. Erst in den letzten drei Wochen änderte sich diess zu meinem Vortheil, seitdem Hr. Abel-Rémusat an des verstorbenen Langlé's Stelle als Conservator der orientalischen Handschritten angestellt wurde, und zugleich die Stelle seines Amtsgenossen im Fache der neuen Litteratur, weil dieser das Cabinet des manuscrits nur selten besucht, zu vertreten hatte. Diesem verdienten Gelehrten verdanke ich die ununterbrochene Benutzung der wichtigsten Handschriften, die ich zuletzt noch ausfindig machte, so dass ich mit reichern Schätzen, als ich hoffen zu dürfen glaubte, hierher zurückkehrte.

Die gesammelten Materialien wünschte ich nun in folgenden Schriften und Schriftchen zu verarbeiten:

1. *Ueber die Minnehöfe.* Beitrag zur Cultur- und Litteraturgeschichte des Mittelalters — wovon ich bereits oben Ew. Excellenz zu reden mir erlaubt hatte.

2. *Ueber den Verfall der lateinischen Sprache, und ihren Uebergang in die romanische.* Hierin werde ich versuchen, die Gesetze aufzustellen, nach welchen sich die verschiedenen romanischen Mundarten mit Hülfe des Germanischen aus dem Lateinischen gebildet haben; und unter andern ausführen, dass das Provenzalische den Übergang vom Lateinischen zum Französischen, nicht aber von demselben zum Italiänischen, Castilianischen und Portugiesischen (wie andre behaupten) gebildet habe.

3. *Anthologie aus den Werken der Troubadours* mit Wortverzeichniss und Anmerkungen.

4. *Geschichte der provenzalischen Poesie* besonders in ihrem Verhältniss zu auswärtiger dargestellt. Dies Buch werde ich, soweit sich dies jetzt schon bestimmen lässt, in folgende Abschnitte theilen: I. Bisheriges Studium — Werth desselben. Älteste Denkmäler. II. Ursprung der Kunst- und Hofpoesie des Mittelalters. III. Lebensweise und Kunstübung der Troubadours. IV. Einfluss ihrer Poesie auf auswärtige und Rückwirkung. V. Übersicht ihrer Werke. VI. Biographien derselben. — Ich gedenke dieses Buch um so ge-

wisser binnen 9—10 Monaten zu vollenden, als bereits ein Drittel desselben völlig ausgearbeitet daliegt; alsdann wünscht ich meine Zeit der weitern Ausarbeitung meiner Hefte zu Vorlesungen über Litteraturgeschichte des Mittelalters, und über deutsche Sprache, vornehmlich zu widmen.

Länger darf ich es nicht wagen, Ew. Excellenz durch die Darstellung meiner Arbeiten und Entwürfe von wichtigern Geschäften abzuhalten, und dergestalt eine Gnade zu missbrauchen, ohne welche keine dieser geringen Unternehmungen auf irgend eine Weise zu Stande kommen könnte, und für welche ich mich von unbegränzter Dankbarkeit durchdrungen fühle. Ehrfurchtsvoll verharre ich

Ew. Excellenz

unterthänigster

Fr. Diez

ausser. Prof. an der Königl. Rhein-Universität.

(F) XXIII.

praes: 5. Jan. 1825.

An

die hochlöbl. philosph. Fakultät.

Bitte um Verwendung für den H. Prof. Diez.

Eine hochlöbliche philosophische Fakultät hat einigemal schon bewiesen, wie gern sie jede verdienstliche wissenschaftliche Bestrebung anerkenne, und, so weit es ihr Wirkungskreis erfordert, auch äusserlich zu unterstützen geneigt sei. Im Vertrauen auf diese Gesinnung richte ich ergebenst an sie eine, unsern Professor Diez betreffende, Bitte. Es ist vielleicht manchem von den verehrten Herrn Mitgliedern nicht bekannt genug, dass sich dieser Gelehrte seit geraumer Zeit mit der occitanischen Sprache, und deren reichhaltiger Litteratur, beschäftigt, einem Studium, aus welchem viel Ausbeuten für die Geschichte des gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter zu erwarten ist: wovon ich seit kurzem Überzeugung zu gewinnen Gelegenheit gehabt habe. Dankbare Anerkennung verdient, was in diesem Felde Millot, Raynouard, von Schlegel, Rochegude, geleistet haben. Dabei ist aber nicht zu leugnen, dass für Grammatik und Glossarium noch vieles zu thun übrig ist, auch, dass der litterarhistorische Theil noch wenig bearbeitet worden. Diesen Arbeiten nun widmet Herr Prof. Diez seinen Fleiss; er hat auch von einer beträchtlichen Zahl noch ungedruckter Gedichte in der Königl. Bibl. zu Paris Abschrift genommen.

Zu bedauern ist dabei nur, dass er auf einen so fruchtbaren Gegenstand der Forschung nur einen geringen Theil seiner Zeit

verwenden kann, da er durch seine äusseren Umstände genöthigt ist, neben seinen Lehrstunden seine Zuflucht zu einer litterarischen Erwerbquelle zu nehmen, die jenem anziehenden Studium fremd ist, ja, die bei Jedem, der etwas besseres kennt, den Geist niederdrückt. Sein Gehalt besteht in 300 Th., wovon ihm, nach Abzuge der pflichtmässigen Beiträge zur Wittwen- und Waisen-Versorgungsanstalt, 268 Th. 15 Gr. übrig bleiben[1]).

An eine verehrliche Fakultät wende ich mich daher mit dem angelegentlichen Gesuch, die vorgesetzte Behörde um Auswirkung einer angemessenen Gehaltszulage für ihn zu bitten, damit er den übrigen ausserordentlichen Professoren gleich gestellt werde.

Bonn, 4. Jan. 25. Hüllmann.

Den Herrn Professoren unserer Facultät beehre ich mich in der Anlage einen Antrag unseres Herrn Collegen Hüllmann zur gefälligen Abstimmung vorzulegen.

Bonn, den 7. Jan. 1825. v. Münchow. [Dekan.]

Einer Verwendung zum Besten des Hrn. ausserordentlichen Professors Diez werde ich meinen Beitritt nicht versagen, wenn ich mir gleich über die zur Unterstützung bemerkten Gründe meine Ansicht vorbehalten muss, und lieber wünschte, dass sie von der amtlichen Wirksamkeit hergenommen werden könnten.

Heinrich.

Durch den Antrag unsers Herrn Collegen Hüllmann werde ich, bey dem freundschaftlichen Antheil, den ich an Prof. Diez nehme, um so angenehmer überrascht, als ich die Gründe desselben in der Wahrheit und Billigkeit, auch ganz abgesehen von jenem Interesse, vollkommen begründet finde. Ich muss aber hinzufügen, dass das Verdienst, in einem Sprachgebiet, worin auf den meisten Universitäten, auch wenn eigene Lehrer dafür angestellt sind (wie z. B. in Göttingen Prof. Bunsen) Vorlesungen nie oder fast nie zu Stande kommen, regelmässig mehrere Collegien und privatissima gleichzeitig bisher gelesen zu haben, in dem Antrag an das Königl. Ministerium allerdings besonders herausgestellt werden dürfte.

F. G. Welcker.

Ohne mir selbst ungetreu zu werden, kann ich nicht unbedingt beytreten, so lange die wiederholten Gesuche der Facultät zu Gunsten des Herrn Coll. Calker unerfüllt bleiben, da durch Anträge, wie den vorgeschlagenen die Gewährung derselben erschwert wird.

Delbrück.

---

[1]) Dieser Abzug war eine Folge seiner Ernennung zum ausserordentlichen Professor.

Ich stimme dem Antrage unseres verehrten Herrn Collegen Hüllmann in allen Stücken bei, und wünsche von Herzen, dass es der Facultät gefallen möge, denselben zu unterstützen.

A. W. v. Schlegel.

Ganz wie Herr Coll. v. Schlegel. Nees von Esenbeck.

Bei der Verwendung für Herrn Prof. Diez könnte wohl zugleich unser früherer Antrag wegen H. Prof. van Calcker wieder erneuert werden. Ich wünsche, dass beiden und zwar dem, der länger bei uns ist für den seine amtliche Wirksamkeit so laut spricht, zuerst geholfen werde. Windischmann.

Ebenso. Noeggerath.

— — Brandis.

— — Sturm.

Ich trete dem Antrage nur unter der Bedingung bey, dass zugleich ein förmlicher Antrag für Calker gemacht werde, welcher noch kräftiger als der vorliegende motivirt werden kann.

Diesterweg.

In dem Sinne meiner nächsten Herren Vorgänger Professor Windischmann, Noeggerath, Brandis, und besonders des Hrn. Prof. Diesterweg. Näke.

Ebenso. Goldfuss

Desgleichen. Gust. Bischof.

Ich erlaube mir eine nachträgliche Bemerkung, die freilich zu spät kommt. Oft schon ist der gerechte Wunsch, unseren verdienstvollen Professor Calker besser gestellt zu sehen, von Seiten der Facultät laut geworden. Er ist höhern Orts nicht berücksichtigt worden, wir aber haben keine neuen Gründe zu seiner Unterstützung gefunden. Ob und warum die frühern Beweggründe nicht wirkten mag vor der Hand als unausgemacht auf sich beruhen. Vielleicht ist nur der Zeitpunkt noch nicht gekommen.

Für Herrn Diez heben sich neue Gründe, die unser Herr College Hüllmann ins Licht setzt, die auch wohl höherenorts Eingang finden dürften, hervor.

Warum wollen wir nun diese selbst dadurch unwirksam machen, dass wir etwas daran knüpfen, was nicht dazu gehört, und was zu gewähren das Ministerium jetzt nicht geneigt ist? Ich möchte fragen: Kann es Herrn Calker, wenn er davon erführe, selbst angenehm oder billig erscheinen, überall vorgeschoben zu werden, wo andere dadurch leiden können, ohne das es ihm nutzen kann? Nees von Esenbeck.

Die in den vorstehenden Bemerkungen des Herrn Collegen Nees von Esenbeck enthaltene Ansicht der Sache theile ich grösstentheils und stimme deshalb dem gemachten Antrag unbedingt bei. Beiläufig bemerke ich nur noch, das Herr Diez durch seine Ernennung zum Professor den ganzen, an die Wittwenkasse zu leistenden, jährlichen Beitrag von dem ihm früher schon bewilligten Gehalt von 300 thlr. verloren hat, dessen Ersatz die Billigkeit doch mindestens erfordert. v. Münchow.

Ergebniss der Abstimmung.

Dem Antrag ist von 15 stimmenden Mitgliedern der Facultät keines entgegen.

In dem Beitritt finden jedoch Verschiedenheiten statt. Sechs Mitglieder, nämlich die Herrn Proff.

Heinrich,
Welcker,
v. Schlegel,
Nees v. Esenbeck,

nebst dem Antragsteller, dem Herrn Prof. Hüllmann, und dem Dekan wollen eine Verwendung für den Herrn Prof. Diez ohne Rücksicht auf den Herrn Prof. van Calker; vier andere, nämlich die Herrn Proff.

Windischmann,
Noeggerath,
Brandis,
Sturm,

wollen, dass bei der Verwendung für den Herrn Prof. Diez der frühere Antrag zur Beförderung des Pr. van Calker erneuert werde; vier andere Mitglieder, nämlich die Herrn Proff.

Diesterweg,
Næke,
Goldfuss,
Bischof,

verlangen zugleich einen förmlichen Antrag zur Beförderung des Prof. van Calker (d. h. doch wohl einen, von dem in Frage gestellten, völlig abgesonderten) und treten nur unter der Bedingung, dass ein solcher gemacht werde, dem in Rede stehenden bei; ein Mitglied endlich, Herr Prof. Delbrück tritt dem Antrag ebenfalls nicht unbedingt bei; ohne jedoch eine bestimmte Bedingung näher anzugeben.

Conclusum.

1. Es wird ein Antrag für den Prof. Diez gemacht, und zwar ein solcher, in welchem des Herrn Prof. Calker nicht Erwähnung geschieht.

2. Da inzwischen acht Mitglieder wenigstens darin übereinstimmen, dass auch eine Verwendung für den Prof. van Calker stattfinden solle, so ist in dieser Beziehung eine neue Anfrage an die Facultät zu stellen.

Bonn, d. 10. Januar 1825.

v. Münchow.
z. Dekan.

(F) XXIV.

Abgesandt den 16. Febr. 1825.

Bitte
um Auswirkung einer Gehalts-Zulage
für den Prof. Diez.

Die unverkennbare Billigkeit und Statthaftigkeit des gegenwärtigen Gesuchs, verbunden mit einem auf mehrmal erfahrne, erfreuliche Beweise des Wohlwollens Ew. Hochwohlgeboren gegründeten, Vertrauen, ermuntert uns, folgende gehorsamste Vorstellung an Dieselben zu richten. Seit geraumer Zeit beschäftigt sich der Professor Diez mit der occitanischen Sprache und deren reichhaltigen Litteratur, einem Studim, aus welchem für die Geschichte des gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter noch eine schöne Ausbeute zu erwarten ist. Dankbare Anerkennung verdient, was in diesem Felde Millot, Raynouard, von Schlegel, Rochegude, geleistet haben. Dabei ist aber nicht zu leugnen, dass für Grammatik und Glossarium noch vieles zu thun übrig ist, auch, dass der litterarische Theil noch wenig bearbeitet worden.

Diesen Arbeiten widmet der Professor Diez seinen Fleiss. Von einer nicht unbeträchtlichen Zahl noch ungedruckter Gedichte hat er in der königl. Bibliothek zu Paris Abschriften genommen. Zu bedauern ist dabei aber, dass dieser Gelehrte auf einen so fruchtbaren Gegenstand der Forschung nur einen geringen Theil seiner Zeit verwenden kann, da er durch seine äusseren Umstände genöthigt ist, neben seinen Lehrstunden seine Zuflucht zu einer litterarischen Erwerbsquelle zu nehmen, die jenem anziehenden Studium fremd ist, ja, die bei jedem, der etwas Besseres kennt, den Geist niederdrückt. Sein Gehalt ist auf 300 thlr. gesetzt. Seit der Ernennung aber zum Professor erleidet er, da er nun zur akademischen Wittwen- und Waisen-Versorgungsanstalt beitragen muss, einen Abzug, nach welchem ihm nur 268 thlr. 15 gr. übrig bleiben. Wir bitten demnach Ew. Hochwohlgeboren angelegentlich und gehorsamst, ihm eine Gehaltszulage auszuwirken, damit er hierin den übrigen ausserordentlichen Professoren gleich steht.

Ein hohes königliches Ministerium hat unlängst bei einer wichtigen Veranlassung, auf denkwürdige und aufmunternde Weise erklärt, dass die Erweiterung und der genauere Anbau des wissen-

schaftlichen Gebiets die Mit-Bestimmung der Universitäten ausmache. Zunächst in Beziehung hierauf haben wir gewagt, den Beweggrund zu unserem gehorsamsten Antrage von den angegebenen Bestrebungen des Professors Diez her zu nehmen. Wir können aber hinzufügen, dass er auch als Lehrer für die Universität mit vielem Erfolge thätig ist. Namentlich in diesem Winter beträgt die Zahl seiner Zuhörer: im *Don Quixote* 3, in der spanischen Grammatik 4; über *Divina Commedia* 12, in der italienischen Grammatik 20: welche Vorträge er freilich alle unentgeltlich hält.

Bonn, 9. Febr. 25. Philosophische Facultät.

An
den königl. Regierungsbevollmächtigten
Herrn Geheimen Regierungsrath Rehfues.
Hochwohlgeboren.

(F) XXV.

praes. 17. Mai 1825.

Die theilnehmende Verwendung der Wohllöblichen philosophischen Facultät für eine, dem Herrn Professor Diez auszuwirkende, Besoldungs-Zulage habe ich mit wahrem Vergnügen zu einem übereinstimmenden Antrage bey dem Königl. Ministerio der Geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten geltend zu machen gesucht.

Wenn nun gleich die, mir hierauf zu Theil gewordene Antwort vom 19. v. Mts. noch zu keinem entscheidenden günstigen Resultat geführt hat, so berechtigt mich doch der Inhalt derselben zu der Voraussetzung, dass die gedachte hohe Staatsbehörde den Wünschen des Herrn Diez im Allgemeinen sehr geneigt ist und dieselben sobald es die Verhältnisse gestatten, berücksichtigen wird. Das einzige Hinderniss weshalb dieses nicht schon jetzt geschehen ist, liegt lediglich in dem finanziellen Zustande der Universitätsfonds. Das hohe Ministerium hat sich deshalb den Beschluss in der Sache vorbehalten, bis der nächste, für das Jahr 1826 zu entwerfende Etat eine klarere Einsicht in die disponiblen Mittel gestatten werde.

Ich werde es mir zur Verpflichtung rechnen, das Interesse des Herrn Diez zu seiner Zeit wieder in Anregung zu bringen, und stelle Wohlderselben anheim, ihm einstweilen von der günstigen Disposition des hohen Ministeriums und der beruhigenden Aussicht für die Erfüllung seiner Wünsche in Kenntniss zu setzen.

Bonn, den 13. Mai 1825.

Der Königl. ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte
Rehfues.

An
die Wohllöbliche philosophische Facultät
No. 649. Hier.

(K) XXVI.

Stempel: Ein Sechstel Thaler.
5 Gr.

Sr. Hochwohlgeboren
dem Königl. Herrn Regierungsbevollmächtigten
und Geheimen Regierungsrathe von Rehfues
dahier.

Hochwohlgeborener
Insonders Hochzuehrender Herr Geheime-Regierungsrath!

Ew. Hochwohlgeboren erlauben mir Ihnen folgendes ganz ergebenst vorzustellen:

Es ist bereits ein Zeitraum von vier Jahren verflossen, als ich mit einem Gehalt von 300 Thlrn. an der rheinischen Universität angestellt wurde. Diess geringe Einkommen konnte durch meine academische Wirksamkeit, wiewohl diese unermüdet war, nur unbedeutend erhöht werden, indem ich, um das Studium des mir angewiesenen Faches bei den Studirenden zu fördern, meist unentgeltlich las und unterrichtete, so dass sich meine Einnahme von dieser Seite für alle vier Jahre noch nicht auf 100 Thlr. belief. Seit meinem Eintritt in die academische Wittwenkasse, welcher um die Mitte des Jahres 1823 erfolgte, wurde jener Gehalt factisch auf $268\frac{1}{2}$ Thaler geschmälert. Unter diesen Umständen musste ich daher gleich Anfangs auf ein Mittel des Erwerbes bedacht sein. Das einzige, welches sich mir darbot waren schriftstellerische Arbeiten. Da indessen der Ertrag dieser Arbeiten, wenn die Gegenstände wissenschaftlicher Art sind, mit dem Zeitaufwand in keinem Verhältniss steht, so sah ich mich genöthigt, neben diesen zugleich Übersetzungen zu übernehmen. Allein diese letzteren Arbeiten sind in mehr als einer Hinsicht misslich. Theils ist der Gewinn, welchen man aus Uebertragungen schönwissenschaftlicher Schriften zu ziehen pflegt, sehr gering, theils sind diese Arbeiten mit dem Verlust einer Zeit verbunden, welche nur wissenschaftlichen Beschäftigungen gewidmet werden sollte, und sind also der academischen Bestimmung überaus hinderlich. Gleichwohl musste ich mich denselben unterziehen, wiewohl dadurch das Fehlende bei weitem nicht ersetzt werden konnte, und namentlich auf litterärische Hülfsmittel, welche das Studium oft so sehr bedingen, fast gänzlich verzichtet werden musste.

In Erwägung dieser Lage der Dinge hatte daher vor etwa $\frac{5}{4}$ Jahren die Hochlöbl. philosophische Facultät dahier die Güte, bei dem hohen Ministerio der geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten freiwillig auf eine Gehaltsverbesserung für mich anzutragen. Dieser letzteren Hohen Staatsbehörde gefiel es, jenen Antrag unter der Bestimmung zu genehmigen, dass, sobald es irgend

die Mittel erlaubten, meine Lage verbessert werden sollte. Seit mir diese Hohe Entscheidung mitgetheilt wurde, ist indessen fast wieder ein Jahr dahingegangen, ohne dass sich meine Verhältnisse geändert haben.

Ich erlaube mir daher, mich an Ew. Hochwohlgeboren zu wenden, und Sie gehorsamst zu bitten, bei dem Hohen Königl. Ministerio um eine Gehaltszulage für mich antragen zu wollen. Ich beziehe mich hierbei zuvörderst auf meine academische Wirksamkeit. Es liegt in der Natur der Umstände, dass sich diese Wirksamkeit auf einen geringeren Kreis von Zuhörern beschränkt, eben darum muss es mir zum Vortheil gereichen, wenn meine Thätigkeit als academischer Lehrer niemals gestockt hat, wenn während der acht Semester, welche ich bis jetzt gelehrt habe, meine Vorlesungen und Unterrichtsstunden fast sämmtlich zu Stande gekommen und mit Fleiss besucht worden sind. Ich beziehe mich ferner auf den erwähnten Antrag der hochlöbl. philosophischen Facultät, welche bereits eine Anerkenntniss meiner academischen Thätigkeit voraussetzt — endlich auf die von dem Hohen Ministerium in Bezug auf jenen Antrag erlassene gnädigste Entscheidung. Hierzu glaube ich noch anführen zu müssen, dass ich, unter besseren öconomischen Verhältnissen bei dem daraus entspringenden Zeitgewinn, auch für die Universität noch thätiger sein könnte, indem ich über gewisse Gegenstände aus dem Gebiete der Sprache und Litteratur, über welche ich schriftstellerische Arbeiten zu liefern pflege, auch Vorträge halten würde, deren Ausarbeitung mir nun jene um des Erwerbes willen unternommenen Uebersetzungen unmöglich machen.

In der Hoffnung, dass Ew. Hochwohlgeboren meine Bitte berücksichtigen und unterstützen wollen, habe ich die Ehre, mit der ausgezeichneten Hochachtung zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster

Dr. F. Diez,

ausserord. Profess. in d. philos. Facultät.

Bonn, d. 12. März 1826.

(K) XXVII.

An — Bonn, den 14. März 1826.

ein h. Ministerium der Geistl. pp. — ad No. 392.

Berlin.

Den Prof. Dietz betr.

Der Prof. Dietz hat mich in der anlieg. Orig.-Eingabe ersucht, Ew. Exc. seine dringenden Verhältnisse vorzustellen, und ihm eine Verbesserung derselben auszuwirken. Ich habe daher die Ehre, Hochdenenselben folgendes ehrerbietigst vorzutragen:

Der Prof. Dietz ist vor vier Jahren mit einer Besoldung von 300 Th. als Lehrer der süd-westlich-europäischen Sprachen bey hiesiger Universität angestellt worden, und hat seinen Beruf bisher nicht nur mit vielem Fleiss und, nach Massgabe seiner Fächer, auch mit bestem Erfolg erfüllt, sondern denselben auch aus einem höheren Standpunkt, als dem des blossen Sprachlehrers, aufgefasst. Er hat das Studium dieser Sprachen in ihre ältesten Zeiten hinauf verfolgt, sie in ihrer ganzen Entwicklung im Geist und den Sitten der Völker und in ihrer Litteratur durchgearbeitet, und hievon sowohl in seinen Vorlesungen, als auch in mehreren, mit Beyfall aufgenommenen Werken unzweydeutige Beweise geliefert; auch ist gegenwärtig von ihm ein umfassenderes Werk der Art, das die ganze Geschichte der Provenzalischen Dichtkunst umfasst, im Drucke, das von Professor Hüllmann, welcher von diesen Arbeiten des p. Dietz genauere Kunde hat, sehr günstig beurtheilt wird. Diese Studien haben dem letzteren ein tieferes Eingehen in die Geschichte des Mittel-Alters nöthig gemacht, welches nicht ohne bedeutenden Nutzen für die Universität bleiben wird. Der p. Dietz wird sich dadurch allmählig zu einem tüchtigen Lehrer der neuern Geschichte überhaupt qualifiziren, und hat im Sinn, in kurzer Zeit mehrere Fächer derselben zu übernehmen, die in den hiesigen Lehr-Vorträgen bisher noch vermisst worden sind. Da derselbe überdies frey von überspannten Ansichten ist, und in Allem, was er treibt, sich streng in den Grenzen der Wissenschaft hält, so scheint es dem wahren Interesse der Universität und demjenigen, was der Staat an sie zu fodern hat, angemessen, dieses Aufstreben des talentvollen und fleissigen Mannes zu begünstigen, oder vielmehr möglich zu machen, indem er in seinem Gehalte so gestellt wird, dass er nicht länger nöthig hat, sich einen Theil seiner Subsistenz-Mittel durch Uebersetzungen zu suchen, welche der eigentlichen Wissenschaft keine Bereicherung und Erweiterung gewähren.

Schon zu Anfang des vorigen Jahres hat die philos. Facultät auf eine Verbesserung der Besoldung dieses Mannes angetragen, und ich habe Ew. Exc. das dessfallsige Schreiben mit meinem ehrerbietigsten Berichte vom 24. März vorgelegt. Da ich aber dazumal keinen Fond hierzu in Vorschlag zu bringen vermochte, so haben sich Hochdieselben in Ihrer Entscheidung vom 19. April praes. (No. 5980) darauf beschränkt, Ihre Geneigtheit zu erkennen zu geben, dem Bedürfnis des p. Dietz bey nächster Gelegenheit abzuhelfen.

Nachdem sich nun nach Inhalt meines ehrerbietigsten Berichts vom 25. Nov. 1824 und seit der neusten Entwicklung der Stellung des Prof. Gratz hiezu eine Hülfsquelle eröffnen muss, so bin ich so frey, bey Ew. Exc. auf eine Besoldungs-Zulage von 200 Thl. anzutragen, wodurch der p. Dietz auf 500 Th. zu stehen kommen würde.

Unerachtet er selbst nicht um Beförderung zum Ordinarius in seiner Facultät gebeten hat; indem die Bescheidenheit dieses Mannes nie weiter geht, als ihn die äusserste Bedrängniss dazu nöthigt, so kann ich doch meinen Wunsch nicht unterdrücken, dass ihm diese Aufmunterung zu Theil werden möchte. Indess fühle ich selbst, dass ich mir, nachdem ich Ew. Exc. Theilnahme vorzugsweise für die ökonomische Verbesserung des p. Dietz in Anspruch genommen habe, einen förmlichen Antrag hierauf nicht erlauben darf. Nur glaube ich, bemerken zu müssen, dass Fächer, wie die dieses Lehrers sind, welche nicht zur nothwendigsten Ausstattung der academischen Bildung gehören, eine besondere Berücksichtigung für ihre Docenten verdienen, damit der Glauben, als ob man auch von Seiten des Staats auf diese Disciplinen einen geringen Werth setze, nicht unter den Studirenden um sich greifen und festsetzen könne.

Hiernach bitte ich Ew. Exc. um eine günstige Entscheidung über das ehrerbietigst angebogene Gesuch. R.

(Durch h. Ministerialerlass vom 28. April 1826, N. 5,263, wird eine Besoldungszulage von 100 Thalern bewilligt und Diez unter Bezeigung der besondern Zufriedenheit des Ministerii mit seinen bisherigen Kenntnissen von derselben in Kenntniss gesetzt. Auf die beantragte Beförderung desselben zum ord. Professor wolle das Ministerium bei einer andern sich darbietenden schicklichen Gelegenheit Bedacht nehmen).

(K) XXVIII.

Auszug

aus dem Kuratorial-Bericht vom 28. März 1828. No. 633.

pp. pp.

Prof. Diez hat zwar am 28. April 1826 eine Zulage von 100 Thlr. erhalten. Allein ich glaube, die Lage dieses Mannes nicht weiter entwickeln zu dürfen, wenn ich vom 1. Juli an um eine Zulage von 100 Thlr. für ihn bitte. Er braucht sie nöthiger als irgend einer, wenn seine Gesundheit nicht bald den unmässigen Anstrengungen für schriftstellerischen Erwerb erliegen soll; er verdient sie so sehr als irgend einer, durch die Meisterschaft in seinen Doctionen, und Prf. v. Schlegel erklärt sein Werk über die Poesie der Troubadours für eins der bedeutendsten, welche dieses Fach aufzuweisen habe.

pp. pp.

gez. Rehfues.

Durch Min.-Erlass vom 12. Mai 1828 No. 7866 ist dem Professor Diez eine Gehaltszulage von 100 Thlr. vom 1. Juli 1828 ab bewilligt worden.

(K) XXIX.

(Ministerialschreiben an Rehfues, vom 23. Januar 1830, (No. 20, 968) wodurch Diezen eine ausserordentliche Remuneration von 100 Th. bewilligt wird. „Zugleich beauftrage ich Ew. Hochwohlgeboren, über die bisherige Wirksamkeit des p. Diez bei der dortigen Universität zu berichten, indem ich in Rücksicht auf seine sehr verdienstlichen litterarischen Leistungen geneigt bin, Allerhöchsten Orts auf seine Ernennung zum ordentlichen Professor anzutragen, falls Ew. Hochwohlgeboren gegen diese Beförderung kein Bedenken haben").

(K) XXX.

Bonn, den 12. Feb. 30.

An ex off. No. 299.

ein h. Ministerium der Geistl. pp.

Berlin.

Den Prof. Dietz betr.

Ew. Exc. Eröffnung vom 23. pr. (20,968) in Betreff der Ernennung des Prof. Dietz zum Prof. Ordinarius in der philos. Facultät kommt meinem beabsichtigten Antrag auf die gütigste Weise zuvor. Ich habe meine Ansicht von der Würdigkeit dieses Mannes zu wiederhohlten Malen, und besonders in meinem ehrerbietigsten Bericht vom 14. März 1826 ausgesprochen, und meine Anträge nur darum zurückgehalten, weil ich es für dringender hielt, auf seine ökonomische Verbesserung hinzuwirken.

Nachdem dieser Gelehrte nun aber durch mehrere schriftstellerische Arbeiten sich so sehr ausgezeichnet hat, dass ihn kürzlich ein achtbares öffentliches Urtheil den tiefsten Kenner der romanischen Sprachen in unsrer Zeit genannt hat, so scheint es mir fast eine amtliche Verpflichtung Ew. Exc. um die Beförderung des p. Dietz zu bitten.

Es wäre mir sehr lieb, wenn ich zugleich eine Besoldungs-Zulage für denselben in Antrag bringen könnte. Allein ich muss mir jede solche Befriedigung, wo nicht die äusserste Nothwendigkeit vorliegt, versagen, bis das Deficit in dem Univ.-Haushalte gedeckt ist. Wollten Ew. Exc. aber in Hochdero Eröffnung eine Aussicht auf eine pecuniäre Verbesserung des p. Diez für die nächsten günstigen Fonds-Verhältnisse aussprechen, so würde es eine doppelte und wahrhafte Aufmunterung für diesen seyn. Er ist nun zehn Jahre in unsern Diensten und steht noch auf 500 Th. Gehalt. Sein Fach ist keines von denen, welche ergiebige Honorarien tragen, und er muss wirklich kümmerlich leben, da seine Forschungen vieler eigener Hülfs-Mittel bedürfen. *Die Geschichte der Poësie des Mittel-Alters*, die ihn nun beschäftigt, und durch alle dunkeln Räume desselben durchführt, wird eine allgemeinere Wichtigkeit gewinnen, als irgend eins seiner frühern Werke; aber darum ist ihm auch

die sorgenfreye Existenz zu wünschen, die es ihm möglich macht, sich ganz allein, neben seinem nächsten Berufe, blos solchen Arbeiten zu widmen, durch die sein wissenschaftlicher Kreis weiter gefördert wird.

Ich habe Ursache zu glauben, das die Ernennung zum ord. Professor für die Geschichte der mittlern und neuern Literatur dem p. Dietz am angenehmsten und befriedigendsten lauten würde, und bin so frey hierauf noch besonders aufmerksam zu machen. R.

(K) XXXI.

Ernennung des Diez „zum ordentlichen Professor in der philos. Facultät und zwar für die Geschichte der mittlern und neuern Litteratur“ durch allerhöchste Kabinets-Ordre vom 24. v. Mts. (Min.-Schr. vom 10. April 1830, No. 5,876 II).

(F)

Das Ministerium macht der philosophischen Facultät der Königlichen Universität hiedurch bekannt, dass auf seinen Antrag des Königs-Majestät durch die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 24. v. Mts., den bisherigen ausserordentlichen Professor Dr. Dietz, zum ordentlichen Professor in selbiger, und zwar für die Geschichte der mittlern und neuern Litteratur, zu ernennen geruht haben.

Berlin, den 10. April 1830.

Ministerium
der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Altenstein.

Pr. den 25. April.

Die wohllöbliche philosophische Facultät habe ich auf den Grund eines Rescripts des Königlichen Ministerii der geistlichen-Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 10. d. M., zu benachrichtigen die Ehre, dass des Königs Majestät mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 24. März c. den bisherigen ausserordentlichen Professor Herrn Dr. Diez zum ordentlichen Professor in Wohlderselben Mitte, und zwar für das Fach der Geschichte der mittleren und neueren Litteratur zu ernennen geruht hat.

Wohlderselben stelle ich hiernach wegen Einführung dieses neuen Mitgliedes das Weitere anheim.

Bonn, den 20. April 1830.

Der Königliche ausserordentliche Regierungsbevollmächtigter
Rehfues.

An
die wohllöbliche philosophische
Facultät der Universität
847. Hierselbst.

(K) XXXII.

Auszug

aus dem Bericht des Kuratoriums vom 12. Februar 1831. No. 263. in act. „Generalia wegen der in Antrag gebrachten Besoldungszulage für die Professoren".

pp. pp.

3. Ich darf die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ew. Excellenz gütige Aufmerksamkeit für den Professor Diez in Anspruch zu nehmen. Hochdieselben würden diesen würdigen Gelehrten bei seiner Beförderung zum Ordinarius, im April des vorigen Jahres, gewiss auch eine Besoldungszulage ausgewirkt haben, wenn nicht damals die Lage der Universitäts-Fonds solches gehindert hätte. Da sich jetzt die Umstände gebessert haben, so müsste ich fürchten gegen die Verdienste des Mannes ungerecht zu erscheinen, wenn ich nicht eine Zulage von 100 Thl. für denselben in Antrag brächte. Er steht gegenwärtig im Ganzen auf einem Besoldungseinkommen von 500 Thl., wovon er 300 Thl. als Lector und 200 Thl. als Professor bezieht. Seine Fächer gehören hinsichtlich des Honorarienertrags zu den undankbaren. Er verdient daher umsomehr Unterstützung, als er eine sehr schwächliche Gesundheit hat. Es würde in der That ein wahrer Verlust für die Wissenschaften sein, wenn seine Subsistenz nicht auf eine Weise sicher gestellt werden sollte, dass er sich ohne den Druck von Nahrungssorgen mit ganzer Liebe seinen gelehrten Forschungen auf einem Gebiete, auf welchem er sich bereits durch seine bisherigen Leistungen grossen Ruhm erworben hat, hingeben könnte.

Der Königl. ausserord. Reg.-Bevollmächtigte.
(gez.) Rehfues.

An des Kgl. wirklichen geheimen Staats- und Ministers, Herrn Frhrn. v. Altenstein Excellenz in Berlin.

(K) XXXIII.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Geheimer Regierungsrath!

Ich wage es um so eher, mich mit einer Bitte an Ew. Hochwohlgeboren zu wenden, als ich das Bewusstsein in mir trage, meine hohen Vorgesetzten nie mit meinen Angelegenheiten behelligt zu haben. Ich berufe mich in dieser Hinsicht auf Ew. Hochwohlgeboren eignes Zeugniss, indem ich um der Genauigkeit willen nur ein Urlaubsgesuch zu einer Reise nach Paris ausnehme, die übrigens, wenn ich mich nicht täusche, für die Wissenschaft nicht ganz fruchtlos geblieben. Was mir gleichwohl zu Theil geworden, verdanke ich lediglich der aufmerksamen Gewogenheit meiner hohen Behörden. Vielleicht darf ich also der Hoffnung leben, dass mir

eine seit elfthalb Jahren geübte Enthaltsamkeit, die neben den vielseitigen von hier ausgehenden Ansprüchen gewiss nicht zu meiner Förderung beitragen konnte, mir auch nun, wo ich davon abzugehen genöthigt bin, zur Empfehlung gereichen werde.

Die Ursache, welche mich veranlasst, Ew. Hochwohlgeboren geneigte Fürsprache zu suchen, ist kürzlich diese. Seit längerer Zeit fühle ich, der ich bereits in das 38. Jahr getreten, das Bedürfniss einer bestimmten häuslichen Niederlassung, und ich gestehe Ew. Hochwohlgeboren, dass ich bereits ein darauf zielendes Verhältniss eingegangen habe. Allein zur Verwirklichung desselben sind meine Mittel — denn mein Gehalt beträgt nur 500 Thl. — nicht ausreichend, wiewohl ich mich auch nur mit einem bescheidenen Auskommen begnügen würde. Meine gehorsamste Bitte an Ew. Hochwohlgeboren geht also dahin, mich bei dem Hohen königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu einer verhältnissmässigen Gehaltsverbesserung gütigst empfehlen zu wollen, wobei ich zur Motivirung meines Gesuches noch einiges anzuführen mir erlaube.

Ich weiss, dass Ansprüche sich auf Leistungen gründen müssen; allein ich glaube ohne Unbescheidenheit sagen zu können, dass es meinen Leistungen, den amtlichen sowohl wie den schriftstellerischen, nie an dem gebührenden Ernst und Eifer gefehlt hat. Die letztern haben eine über meine Erwartung günstige Aufnahme gefunden, und wenn, was die erstern anlangt, ich mich auf keine grossen Hörsäle berufen kann, so wissen Ew. Hochwohlgeboren den Stand des mir anvertrauten Faches der mittlern und neuern Litteratur zu wohl zu würdigen, um meine Bestrebungen nach der Zahl der Zuhörer zu beurtheilen. Ich glaube in dieser Beziehung eine Thatsache anführen zu dürfen, welche die Vernachlässigung dieses Zweiges des academischen Unterrichtes von Seiten der Studirenden ins Licht zu setzten geeignet ist. Vor mehreren Jahren kündigte ein hiesiger Lehrer, dessen Ruf in dieser Wissenschaft europäisch ist, Geschichte der neuern Litteratur an und fand zwei Zuhörer, sodass die Vorlesung unterbleiben musste. Gleichwohl darf ich auch den Erfolg für mich anführen: ich darf sagen, dass ohne meine hiesige Anstellung mehrere in sich gewiss nicht gehaltlose Gegenstände aus dem Cyclus unserer Lehrvorträge ausgefallen sein würden. Meine Vorlesungen, deren Umfang ich künftig zu erweitern suchen werde, erstreckten sich bis jetzt über mittlere und neuere Litteraturgeschichte, über neuere Dichter verschiedener Nationen, so wie über altdeutsche Sprache. Letztere trage ich seit einer Reihe von Jahren Semester für Semester privatim, gewöhnlich freilich, was indessen hier nicht zu wenig ist, nur vor 4 bis 5 Zuhörern vor, indem ich meinen Vorträgen abwechselnd das Nibelungenlied, den Iwein oder Walther

von der Vogelweide zu Grunde lege, und die streng grammatische Behandlung meines Gegenstandes hat allmählich auch bei den Studirenden Anerkennung gefunden, so dass, als z. B. in dem gegenwärtigen Semester das Nibelungenlied von einem der ausgezeichnetsten Professoren öffentlich vorgetragen wurde, meine Privat-Vorlesung über mittelhochdeutsche Grammatik gleichwohl zu Stande kam, und ich von meinen sehr fleissigen Zuhörern ersucht wurde, im nächsten Halbjahr althochdeutsche Grammatik und Otfrid vorzutragen. Ich habe auf diesen Zweig meines Faches einiges Gewicht gelegt, weil das Studium der althochdeutschen Sprache und Litteratur in dem preussischen Staate stets die freigebigste Unterstützung fand und auf allen inländischen Universitäten blüht; auch hoffe ich, sobald die Lage des Buchhandels sich gebessert haben wird, in einer Schrift über die Bildung der romanischen Sprachen zugleich eine öffentliche Probe meiner Kenntniss der altdeutschen Sprache abzulegen.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren nun nochmals gehorsamst bitte, meine Angelegenheit dem Hohen vorgesetzten Ministerium darlegen und empfehlen zu wollen, glaube ich die Hoffnung fassen zu dürfen, dass diese Hohe Behörde, welche das Fach der neuern Litteratur eines ordentlichen Lehrstuhles würdig erachtete, ihm auch seinen ferneren Schutz angedeihen lassen werde. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Hochwohlgeboren

Bonn, gehorsamster
15. Sptbr. 1832. Dr. F. Diez.
No. 1997.

D. die bisherige Laufbahn und die Verhältnisse über p. Dietz zu recapituliren, um auf das Resultat vorzüglicher Würdigkeit zu kommen. Da jedoch kein Fonds vorhanden, trage ich wenigstens auf eine Äusserung an, welche demselben Hoffnung gebe, seine Bitte unter günstigern finanziellen Umständen zu berücksichtigen.

Bonn, den 17. Sept. 1832. R.

(K) XXXIV.

Auszug

aus dem Kuratorial-Bericht vom 21. April 1833.

pp. pp.

In Ermangelung meiner Akten kann ich nicht mit aller Gewissheit sagen, ob dem Prof. Bischof von Ew. Excellenz mehrmals Hoffnung zu einer Verbesserung gemacht worden ist.

Dieses ist jedoch vor nicht langer Zeit in Betreff des Prof. Diez geschehen. Angestellt mit 300 Thl. im Jahre 1823, kam er durch zweimalige Zulage von jedesmal 100 Thl. in den Jahren 1826 und 1828 im Ganzen auf 500 Thl. Die materielle Tendenz der

Zeit ist seinen Fächern, den romanischen Sprachen und ihrer Literatur nicht günstig, und weder die Vorlesungen noch eine sonst sehr erfolgreiche Schriftstellerei könne jene Einnahme bedeutend verbessern. Ein eheliches Band, das er mit einer Tochter des Prof. Bernd knüpfen will, wartet nur auf eine ökonomische Verbesserung seiner Lage, und es wird vielleicht eine Hülfe für zwei Männer sein, wenn Prof. Diez eine Zulage von 300 Thl. bewilligt wird . . . .

pp. pp.

gez. Rehfues.

Durch Min.-Erlass vom 16. Mai 1833, No. 8008, ist dem Professor Diez eine Gehaltszulage von jährlich 200 Thl. vom 1. Juli 1833 ab bewilligt worden.

(K) XXXV.

Bonn, den 11. Jan. 37.

An Ex off. No. 102.

ein H. Min. der geistlichen pp.

Berlin.

Untersuchungen über politische Verbrechen.

Ew. Excellenz glaube ich ungesäumt nachstehende, ehrerbietigste Meldung machen zu müssen.

Gestern kam der Ober-Prucurator Hr. Berghaus hieher, um den p. Prof. Dietz über seine Mitwissenschaft um den Zweck eines heimlichen Aufenthalts zu vernehmen, welchen der, nunmehr in Amerika befindliche, an dem Frankfurter Attentat betheiligte, Breidenstein, von Hessen-Homburg um Ostern 1833, bei seinem (des Dietz) Bruder, in Giessen gemacht hat. Der p. Prof. Dietz hatte zu jener Zeit seine gewöhnliche Ferien-Reise in das elterliche Haus nach Giessen gemacht. Er hatte um den heimlichen Aufenthalt des p. Breidenstein gewusst, von seinem Bruder aber keinen andern Grund desselben erfahren, als dass er wegen eines Duells flüchtig sei, und diese Zuflucht und den ihm gewährten Schutz um so natürlicher gefunden, da der p. Breidenstein mit der Schwester von Beiden versprochen war.

Der Eindruck, welchen diese Sache auf den Prof. Dietz gemacht hat, war so stark, dass sie ihn nahe zu auf das Krankenlager geworfen hat. Es kann daher nicht genug bedauert werden, dass seine Vernehmung nicht durch einen, mit seinen Verhältnissen näher bekannten, Beamten vorgenommen worden ist, um ihm eine Reihe von Fragen zu ersparen, die eine oberflächliche Kenntniss seiner Verhältnisse überflüssig gemacht hätte. Es ist unmöglich, sich weniger um politische Angelegenheiten und überhaupt um Dinge, die nicht in den Kreis seiner Sprachforschungen gehören, zu bekümmern, als dieser harmlose Gelehrte. Die ganze Abwechslung,

die er in sein Leben bringt, besteht in den Ferienreisen in das elterliche Haus nach Giessen, und auch zu diesen Reisen kommt er meist nur auf das anhaltende Drängen seiner Freunde, welche seine hypochondrische Affectionen dadurch zu vertreiben oder wenigstens zu mildern hoffen. Dass er einen Bruder hat, welcher der Mitwissenschaft um das Frankfurter Attentat beschuldigt ist, und sich desshalb nach Strassburg geflüchtet hat, und dass seine Schwester die Verlobte von Breidenstein war, sind zufällige Umstände, die er selbst für ein grosses Unglück anerkennt, auf die aber Niemand, der das Leben, die Gewohnheiten und die ganzen Richtungen dieses Gelehrten kennt, das geringste andere Gewicht legen kann.

Sollte es möglich sein, dem p. Prof. Dietz eine weitere Untersuchung zu ersparen, die mir jedoch nicht wahrscheinlich dünkt, so bin ich gern bereit, die Verantwortlichkeit für seine völlige politische Mackellosigkeit zu übernehmen. Ich bin mir des schweren Gewichts einer solchen Verantwortlichkeit vollkommen bewusst, stehe aber darum keinen Augenblick an, mich mit ihr zu belasten, und bitte Ew. Excellenz, von dieser meiner Erklärung jeden Gebrauch zu machen, der dazu führen kann, dem kränklichen, ängstlichen, hypochondrischen, aber durch seine sittlichen und politischen Grundsätze, wie durch seine Gelehrsamkeit und seine Talente gleich achtungswerthen, Manne weitere Angriffe von Gerichts- und Policeibehörden, die ihn nicht näher kennen, zu ersparen. R.

(K) XXXVI.

Auf Ew. Hochwohlgeboren Anzeige vom 11. d. M., den Professor Dietz betreffend, habe ich die Verwendung des Herrn Justiz-Ministers von Kamptz in Anspruch genommen und kann nur wünschen, dass es nach den Umständen zulässig seyn möge, den p. Dietz mit ferneren gerichtlichen Maassregeln zu verschonen.

Berlin, den 29. Januar 1837.

An No. 434.

des Königlichen ausserordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten, Herrn Geheimen Regierungs-Raths von Rehfues

Hochwohlgeboren

1559. zu Bonn.

* * *

Es folgt eine Reihe von Gehaltserhöhungen (bis zu 2000 Thl.) und die Verleihung des Rothen Adler-Ordens II. Klasse mit Eichenlaub und der Zahl 50 (21. Dez. 1871) zu seinem am 30. Dezember d. J. stattfindenden Doktorjubiläum.

(K) XXXVII.

Bonn, den 5. Febr. 1873.

An
den pp. Minister.

ex officio No. 226.

Den Pr. Dr. Diez betr.

Von mehreren Seiten ward mir mitgetheilt, dass dem Professor Dr. Diez seine Miethwohnung gekündigt sei, dass es ihm bisher nicht möglich gewesen, für einen von ihm zu erschwingenden Miethpreis eine andere geeignete Wohnung zu finden und dass der im achtzigsten Lebensjahre stehende hochberühmte Gelehrte in einer Art von Verzweiflung über das Missgeschick, welches ihn betroffen, im Begriff stehe, Vorkehrungen zu treffen, um sich nach Giessen, seinem Geburtsort zurückzuziehen.

Ich nahm davon Veranlassung, ihm heute einen Besuch zu machen und kam grade zur rechten Zeit, um ihm zuzureden, eine mir bekannte geeignete, aber etwas theuerere Wohnung, die ihm am gestrigen Tage angeboten worden, zu miethen. Er versprach, das noch heute zu thun. In der Unterredung verwahrte er sich ausdrücklich dagegen, als wenn seinen Velleitäten, Bonn zu verlassen, irgendwie Unzufriedenheit mit seiner hiesigen Stellung zum Grunde läge; im Gegentheile, er sei von tiefem Dank für alles gute erfüllt, welches ihm Ew. Excellenz Ministerium habe zu Theil werden lassen, und sei es ihm namentlich nicht eingefallen, eine Verbesserung seiner pecuniären Lage erreichen zu wollen oder nur für möglich zu halten. Dann theilte er mir mit, wie er im nächsten Semester seine Vorlesungen einzurichten gedenke; er hoffe, dass er bis zum letzten Athemzuge seine akademische Thätigkeit werde fortsetzen können.

Ew. Excellenz habe ich das Obige ganz gehorsamst zu berichten mich verpflichtet gehalten, in der Hoffnung, dass es möglich sein werde, dem p. Diez, welcher jetzt als Professor 1500 und als Lektor 300 Th. bezieht, eine Gehaltszulage von 200 Th. zu gewähren. Es handelt sich darum, einem der grössten unter den jetzt lebenden deutschen Gelehrten, dessen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit nicht genug gepriesen werden können, am Abend seiner Tage den Beweis zu geben, dass der preussische Staat ihm jede Unruhe über die unvermeidliche Erhöhung seiner Jahresausgaben ersparen möchte.

D. W. Curator.
B(eseler).

Professor Diez hat nachträglich vom 1. Januar 1873 ab 200 Thaler Gehaltszulage erhalten.

(K) XXXVIII.

Bonn, den 29. Mai 1876.

An ex off. No. 1217.

den pp. Minister.

Das Ableben des Pr. Dr. Diez betr.

Ew. Excellenz bin ich in der Lage ganz gehorsamst zu melden, dass der Begründer der romanischen Sprachwissenschaft Prof. Dr. Diez heute früh nach schwerem Todeskampf[1]) gestorben ist. B(eseler).

(K) XXXIX.

Abschrift.

Min.-Erlass v. 12. Juni 1876. U. I. 3246.

In Folge des mir von Ew. Hochwohlgeboren unter dem 29. v. Mts. — No. 1217 — gemeldeten, von mir tief bedauerten Ablebens des Prof. Dr. Diez beauftrage ich Sie, die dortige philosophische Facultät zur baldigsten Einreichung von Vorschlägen für die Wiederbesetzung der von dem Verstorbenen bekleideten akademischen Aemter zu veranlassen.

---

[1]) Nach Mitteilungen von Personen, die damals in Diezens Haushalt lebten, ist er schmerzlos gestorben.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVII.
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1895.

INHALT.

Referate und Rezensionen. Seite

Arnould, L. Anecdotes inédites sur Malherbe. (G. Steffens.) . 241
Benecke, A. Französische Schulgrammatik. (J. Block.) . . . 107
Betz, L. Heine in Frankreich. (J. Sarrazin.) 159
Bibliothèque française. (R. Kron.) 190
— — (G. Carel.) 255
Breymann, H. Die neusprachliche Reform-Litteratur. (O. Mielck.) 244
Brunetière, F. Les époques du Théâtre français. (1636—50.) (J. Sarrazin.) 153
Dickmann, O. Französische und englische Schulbibliothek. (G. Soldan.) 116
Doumic, R. De Scribe à Jbsen. (J. Sarrazin.) 157
Erzgraeber, G. Elemente der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen. (D. Behrens.) 173
Faust, R. Taine, Voyage aux Pyrénées. (J. Sarrazin.) . . . 188
Franz, G. Ausgewählte Novellen von François Coppée. (C. Friesland.) 262
Gasquet, Am. Lectures sur la Société française au 17. et 18. siècle. (J. Sarrazin.) 253
Génin, L. et Schamanek, J. Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hölzel. (O. Mielck.) 180
Görlich, E. Materialien für freie französische Arbeiten. (O. Mielck.) 246
Gyp. Tante Joujou. (R. Mahrenholtz.) 120
Hartmann, K. A. Martin. Napoléon Bonaparte. (R. Kron.) . . 263
— — Die Anschauung im neusprachlichen Unterricht. (O. Mielck.) 175
— — Chénier-Studien. (J. Ellinger.) 162
Hengesbach, J. D'Hérisson. Journal d'un officier d'ordonnance. (E. Dannheisser.) 184
— — Histoire de France de 406—1328 von Lamé-Fleury. (G. Carel.) 254
Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprach-Unterricht. Handausgabe. (O. Mielck.) 179
Huguet, E. Étude sur la Syntaxe de Rabelais comparée à celle des autres prosateurs de 1450 à 1550. (L. Fränkel.) . . 168
Jacot, A. Vingt ans après. (R. Mahrenholtz.) 121

Seite

Jeanroy, A. et Teulié, H. Mystères provençaux du XVe siècle. (E. Stengel.) 209
Kalepky, P. Toepffer, Nouvelles genevoises. (A. Schulze.) . . 181
Kasten, W. Naturwissenschaftliche Abhandlungen. (Block.) . 185
Kron, R. Guide épistolaire. (Th. de Beaux.) 112
Mayr, M. Jahrbuch der französischen Litteratur. (G. Krause.) 164
Merveilles advenir en cestuy an vingt et sis. Pronostication satirique pour l'année 1526. (E. Ritter.) 148
Meunier. Les grands historiens du 19. siècle. (J. Sarrazin.) . 253
Meyer-Lübke, W. Grammatik der romanischen Sprachen. (D. Behrens.) 65
Mussafia, A. Über die von Gautier de Coincy benutzten Quellen. (E. Stengel.) 137
— — und *Gartner, Th.* Altfranzösische Prosalegenden. (E. Stengel.) 137
Ohlert, A. Deutsch-Französisches Übungsbuch. (Block.) . . . 30
Ohnet, G. La dame en gris. (E. Netto.) 119
Osten, J. v. d. Luise Dorothee. (R. Mahrenholtz.) 15
Pipping, H. Die Lehre von den Vocalklängen. (Ph. Wagner.) 89
Parigot, H. Le théâtre d'hier, Etudes dramatiques littéraires et sociales. (J. Sarrazin.) 155
Plötz-Kares. Schulgrammatik der französischen Sprache in kurzer Fassung. (J. Aymeric.) 113
Quayzin, H. Premières lectures dédiées aux classes moyennes des écoles supérieures de jeunes filles. (F. Dörr.) 118
Rahn, H. Lesebuch für den französischen Unterricht auf der unteren und mittleren Stufe. (F. Kalepky.) 35
Reclus, O. En France. (G. Carel.) 183
Reissenberger, K. Des hundes nôt. (C. Voretzsch.) 100
Richard, J.-M. Le mystère de la Passion. (E. Stengel.) . . 217
Ricken, W. Kleine französische Syntax zum Schulgebrauche. (E. Uhlemann.) 248
— — Lehrgang der französischen Sprache. (E. Uhlemann.) . 248
— — Neues Elementarbuch der französichen Sprache für Gymnasien und Realgymnasien. (E. von Sallwürk.) . . . 28
— — Grammatik der französischen Sprache 28
Rudershausen, A. Pretiöse Charactere und Wendungen in Corneille's Tragödien. (R. Mahrenholtz.) 15
Schild. Elementarbuch der französ. Sprache. (K. Roeth.) . . . 33
Schmager'sche Textausgaben. (G. Carel.) 260
Schmid, P. Horace. (J. Ellinger.) 189
Schmidt, K. Die Gründe des Bedeutungswandels. (K. Morgenroth.) 17
Schneegans, K. Geschichte der grotesken Satire. (K. Groos.) . 1
Scholl, S. Die Vergleiche in Montchrestiens Tragödien. (R. Mahrenholtz.) 13
Schulze, A. Predigten des heiligen Bernhard in altfranzösischer Uebertragung aus einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin. (K. Buscherbruck.) 96
Spirgatis, E. Verlobung und Vermählung im alt-französischen volkstümlichen Epos. (D. Behrens.) 138

Seite

Stapfer, *P.* Montaigne. (J. Frank.) 235
Stein. Lehrgang der französischen Sprache im Anschluss an die Lehrpläne vom Jahre 1891. (K. Roeth.) 110
Strien, G. Cinq-Mars. (J. Ellinger.) 251
Voretzsch, C. Die französische Heldensage. (W. Golther.) . . 13
Wagner, E. Mellin de Saint-Gelais. (G. Steffens.) 151
Wehrmann, K. Der erziehliche Wert der französ. und engl. Lektüre. (E. Uhlemann.) 247
Wolter, E. Frankreich. Geschichte, Land und Leute. (Block.) 32
Zatelli, D. La deuxième année de grammaire. (J. Ellinger.) . 27
Zimmermann. E. Die Geschichte des lateinischen Suffixes *-arius* in den romanischen Sprachen. (G. Körting.) 165
Zola, É. Lourdes. (E. Netto.) 118

Miszellen.

Abeck. Die 43. Versammlung deutcher Philologen und Schulmänner. 270
Andrae, A. Zum Volksliede. 127
Fränkel, L. Césaire Villatte †. 192
Johansson, A. Ein Fall des Konjunctivs in indirekten Fragesätzen im Französischen. 195
Körting, G. Das Perfect im Romanischen. 122
Koschwitz, E. Ferienkurse in Greifswald 1895. 45
Mahrenholtz. Die Memoiren des General-Baron von Marbot. . . 277
Recueil des idiomes de la région Gasconne. 195
Ritter, E. Question. 285
Rossmann, Ph. Wie lehrt man in Frankreich die deutsche Sprache? 36
Rousselot, P. Le Cours de Vacances de Greifswald. 40
Weyhe, E. Boileaus sechste Epistel in freier Nachbildung. . . . 124

Novitätenverzeichnis. 47. 130. 197. 286



Referate und Rezensionen.

Schneegans, Heinrich. *Geschichte der grotesken Satire.* Mit 28 Abbildungen. Strassburg. J. Trübner. 1894. XV., 523 S. 18 Mk.

Schneegans hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, die Geschichte einer sehr eigentümlichen aesthetischen Modifikation, des Grotesken in der Poesie zu schreiben, und man wird sagen dürfen: er hat diese Aufgabe innerhalb der von ihm selbst gezogenen Grenzen glänzend gelöst.

Die moderne Forschung neigt sich wieder mehr und mehr der Ansicht zu, dass die Künste aus der Nachahmung der Natur entsprungen seien. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass die Künste nur in der Nachahmung der Natur bestehen; denn jeder weiss, dass der Künstler auf sehr vielen Wegen sehr weit über das Naturvorbild hinausgehen kann. Das äusserste Extrem einer solchen Emancipierung und Entfernung von der Natur ist aber das Groteske.

Der Ausdruck „grotesk“ bezieht sich eigentlich auf eine Art von Ornament. Man fand zur Zeit der Renaissance in den „grotte“ der Titusthermen antike Wandmalereien von seltsam abenteuerlichem Charakter, deren letzter Ursprung wohl im Orient zu suchen ist. Es waren hier, wie Vitruv sagt, *monstra potius quam ex rebus finitis imagines certae* zur Ausschmückung von Wand und Decken verwendet worden. Solche Verzierungen, die man bald eifrig nachahmte, nannte man grotesk. Der Begriff des Grotesken hat nun mit der Zeit diese engere Bedeutung zersprengt; er ist zu einer allgemeinen aesthetischen Kategorie geworden, deren Umfang, ja deren Wesen freilich etwas unbestimmt geblieben ist, sodass sich Sch. genötigt sieht, vor allem eine neue Definition zu versuchen, ehe er an seine historische Aufgabe herantritt. Ich gebe den Gedankengang dieses Versuches zunächst rein referierend wieder und werde erst am Schluss meiner Besprechung einige kritische Anmerkungen dazu machen.

Als wesentliches Merkmal des Grotesken wird von manchen das Phantastische, Ungeheuerliche und dabei behaglich Heitere angeführt, von anderen das Karikierende. Sch. kommt, indem er drei als grotesk bezeichnete Beispiele untersucht, zu dem Resultat, dass beide Ansichten vereinigt werden müssen.

1. Harlekin rennt einem Stotterer, der um's Leben nicht über ein schwieriges Wort wegkommt, schliesslich mit dem Kopf gegen den Bauch — und nun geht es. — Sch. findet eine solche auf Dummheit, Tölpelhaftigkeit und Schalksstreichen beruhende Komik nicht grotesk, sondern einfach possenhaft.

2. In Scarrons Virgiltravestie sehen wir die Musen als gelehrte Blaustrümpfe beieinander sitzen und allerlei Gedichte auf ihren metrischen Wert hin prüfen. — Ein solcher „Ulk mit dem Erhabenen" (Travestie, Parodie) ist auch nicht grotesk, sondern burlesk.

3. Rabelais über die Unkeuschheit der Mönche: Der blosse Schatten eines Klosterturms ist fruchtbar; wenn man einem Hunde eine Mönchskutte umhängt, war er auch lendenlahm zuvor, man kann dessen sicher sein, alle Hündinnen ringsum im ganzen Land wird er belegen. — Hier haben wir etwas Ungeheuerliches, Unmögliches, das uns zunächst stutzen macht. Wir erkennen aber gleich darin die ausgezeichnete Karikatur und werden durch ihre pikante Ausführung zu einem Lachen angeregt, das zugleich etwas Joviales und etwas Höhnisches an sich hat.

Sowohl das Phantastische und behaglich Heitere (Vischer, Köstlin), als auch das Karikierende (v. Hartmann) ist hier vertreten, und damit haben wir die wesentlichen Merkmale des Grotesken bestimmt, das wie alles Komische einen Gegensatz von Lust und Unlust enthält, und zwar so, dass auf das erstgenannte Merkmal die Unlustwirkung fällt, auf die beiden anderen das Lustgefühl. Grotesk ist also nach Sch. die heitere Verspottung vermittelst einer ins Unmögliche und Ungeheuerliche gehenden Übertreibung (Karikierung). — (Sch. weist dies auch sehr interessant an zeitgenössischen Karikaturen, besonders an karikierenden Darstellungen von Napoleons Nase nach).

Es giebt nun eine Zeit, die wie keine andere geeignet war, das Groteske zur Blüte zu bringen und die auch allein eine continuierliche und selbständige Entwickelung der grotesken Satire darbietet: das ist das Zeitalter der Renaissance (und der Reformation). Sch. hat am Ende seines Werkes einen vortrefflichen Überblick über diese Zusammenhänge gegeben. Der Zug ins Übertriebene, Kolossale, Ungeheuerliche, der das Groteske beherrscht, war ein allgemeiner Charakterzug der Renaissance. Alle menschlichen Leidenschaften brachen damals mit vulkanischer Gewalt hervor. Rücksichtslose Genusssucht und tollkühne Lebensverachtung, feinste Bildung und derbster Humor, tobende Rauflust und kalte Grausamkeit gingen nebeneinander her, ja waren in den typischen Vertretern der Renaissance vereinigt. Dazu kam der ungeheuere Gegensatz zwischen der alten und der neuen Weltauffassung. Eine Zeit, die so kolossale

Kontraste aufwies, musste eine Satire herausfordern, die gleichfalls ins Kolossale und Ungeheuerliche ging, d. h. eine groteske Satire. Sogar der groteske Stil entspricht dem Charakter der Zeit in seinem fast atemlosen Dahinstürzen, seiner wilden Willkürlichkeit, aber auch in seiner übersprudelnden Lebensfülle.

Den höchsten Punkt in der Entwickelungskurve der grotesken Satire nimmt Rabelais ein. Sch. teilt daher seine Untersuchung in drei Abschnitte: die Zeit vor Rabelais, Rabelais selbst und die Zeit nach Rabelais. Auf die Antike geht er nicht ein, sondern beginnt das erste Kapitel des ersten Teils mit dem Mittelalter. Infolge seiner Definition hält er den „Ulk mit dem Heiligen" in den Mysterien für burlesk, nicht für grotesk. Wenn z. B. der Erzengel Gabriel Gottvater zuruft: *Père éternel, vous avez tort | et devriez avoir vergogne | Votre fils bien aimé est mort | et vous ronflez"* (59), so haben wir hier ein Herabziehen des Objekts, keine Übertreibung. Dagegen sind manche scherzhafte Behandlungen des Gebetes grotesk, z. B. das Credo des Wüstlings, dem sich sogar auf dem Totenbette das Gebet in Lästerung verwandelt. Den breitesten Spielraum für groteske Übertreibungen bietet aber schon hier die Kirche. In dem *Tractatus Garsiae Tholetani Canonici de Albino et Rufino* (69) wird die Macht der heiligen Märtyrer Albinus und Rufinus (des Silbers und des Goldes) in grossartigen Karikierungen verhöhnt. Man kann, wenn man nur „Reliquien" dieser Märtyrer nach Rom bringt, einfach alles erreichen; denn der Papst kann nie genug davon bekommen: „Bringt mir her", ruft er, „was Ihr findet, *de renibus Albini, de visceribus Rufini, de ventre, de stomacho, de lumbis, de ungue, de humeris, de pectore, de costis, de cervice, de cruribus, de brachiis, de collo, quid plura? de omnibus membris duorum martirum!"* Bei Rutebuef (78), der auch über die Unreinlichkeit der Bauern, die Schlauheit der Weiber und die Quacksalberei der Ärzte loszieht, finden sich toll gehäufte Wortspielereien als Merkmal des grotesken Stils. In anderen Satiren wird die Prahlerei der niederen Spielleute, die Ruhmredigkeit der Engländer und Bretagner, die Feigheit der Freischützen Karls VII. u. s. w. durch groteske Übertreibungen lächerlich gemacht. Und im *Dit d'aventures* (93) liefert uns schon das 13. Jahrhundert eine echt groteske Verspottung der Abenteuerromane; hier tritt neben haarsträubenden Übertreibungen auch schon die komische Übergenauigkeit in Zahlenangaben auf, der man später auf Schritt und und Tritt begegnet.

In dem zweiten und dritten Kapitel wendet sich die Untersuchung der italienischen Renaissance zu, wo Sch. die satirische Ritterdichtung und die macaronische Poesie unterscheidet. In Beziehung auf die Ritterdichtung ist in erster

Linie der Florentiner Pulci (98) zu nennen, dessen Morgante schon an den Gargantua des Rabelais erinnert. Auch Pulci's Stil ist echt grotesk, so wenn das gefangene Mädchen seine Klagen beginnt: *O padre, o madre, o fratelli, o sorelle, | O dolci amiche, o compagne, o parenti* (105) und so die ganze Strophe hindurch alle ihre Lieben zur Mitklage auffordert. Bei Bojardo (106) finden sich nur Ansätze des Grotesken (vgl. die Schilderung der Keuschheit Roland's), ebenso in dem Mambriano (109), dem sehr burlesken Orlandino des Teofilo Folengo (Merlin Coccaïe) (115) und in dem Werk Ariost's (110), der durch die Übertreibung der Heldenkraft (die berühmten an der Feuersphäre angebrannten Lanzensplitter), in der Schilderung weiblicher Unkeuschheit (Giocondo und Astolfo), wie auch stilistisch durch die übergenauen Zahlenangaben Beiträge zur grotesken Poesie geliefert hat. — Die macaronische Dichtung verhöhnt die Geziertheit vieler Humanisten durch eine übermütige Vermengung der lateinischen mit der Muttersprache. Ihr Grundzug ist das Burleske, und zwar das gemein Burleske, doch wirkt sie durch ihre Masslosigkeit zugleich grotesk. Am bedeutendsten ist Merlin Cocaï (131), dessen Baldus von Cipada so furchtbar ist, dass die Erde vor seinem Ruhm erzittert und die Hölle gar aus Angst vor ihm sich nichts weniger als anständig aufführt. Auch der Stil des Cocaï, der in seiner Willkürlichkeit bis zur Bildung ganz neuer Wörter geht (*„trombettae frifolant tararan“*) und in gehäuften Wiederholungen sich nie genug thun kann, ist hier zu erwähnen.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der in Deutschland durch den Humanismus und die Reformation hervorgerufenen Satire. Brants *Narrenschiff* gehört nicht in unser Gebiet. Dagegen ist das *Lob der Thorheit* des Erasmus (143) von einer ins Kolossale gehenden Ironie erfüllt („Konnte sich Gott“, fragen z. B. die spitzfindigen Theologen, „nur mit einem Weibe verbinden oder auch mit dem Satan, mit einem Esel, mit einem Kürbis, mit einem Kieselsteine?“) und zeigt auch den strotzenden Reichtum des grotesken Stils. Die *Epistolae obscurorum virorum* enthalten nur einzelne groteske Übertreibungen, tragen aber doch dazu bei, diese Form der Satire in Deutschland einzubürgern. Den eigentlichen Führern im grossen Kampf der Reformation ist es zu ernst mit ihrer Sache, als dass sie unsere Kunstform hätten pflegen können (obwohl Luther's Grobheit manchmal auch den grotesken Ton anschlägt s. 154). Dagegen findet sich in der protestantischen Flugblätterlitteratur neben der allegorischen Satire die groteske. Besonders glücklich zeigt sie sich in der *Unterred des bapsts und seiner cardinälen* (167). Hier entschliesst sich der Papst auf den Rat eines Patriarchen, den Himmel zu erobern, und verbindet sich zu diesem

Zweck mit der Hölle, die ihm aus Dank für geleistete Dienste ihre verstossenen Engel gern zur Verfügung stellt. In der Unterredung zwischen den Abgesandten des Himmels und seiner Gegner bringt es der groteske Humor des Dichters zu grossartigen Contrastwirkungen.

Wir gelangen nun in dem zweiten Teil zu dem genialsten Vertreter der grotesken Satire, zu Rabelais, in dem sich diese eigentümliche poetische Gattung zu klassischer Höhe erhebt. Sch. hat hier sehr mit Recht einen Unterschied zwischen der Verspottung der Ritterromane und der Geisselung anderer Schäden der Zeit gemacht; denn jene bildet, zusammen mit der fröhlichen Trinkerstimmung, die durch das Werk geht, gleichsam den urkräftigen Stamm des Ganzen, von dem sich als reichbelaubte Äste die Satiren der verschiedenen Gesellschaftsklassen abzweigen. — Bei der Verspottung der Ritterromane (erstes Kapitel des zweiten Teils) handelt es sich, abgesehen von dem eigentlichen Gargantua und Pantagruel auch noch um *Les grandes et inestimables Chroniques du grand et énorme géant Gargantua* (174) und um *Les Chroniques admirables du puissant Roy Gargantua* (193), zwei Satiren, die schon dem Rabelais selbst zugeschrieben worden sind. Sch. ist der Meinung, dass die erstere nur von Rabelais bearbeitet, die letztere eine von fremder Hand unternommene rohe Compilation der ersten Chronik und des Pantagruel sei. — Rabelais steigert mit übermütiger Laune die Grösse, Kraft und Geschicklichkeit seiner Ritter ins Unmögliche, wenn z. B. Pantagruel nur seine Zunge herauszustrecken braucht, um sein ganzes Heer vor dem Regen zu schützen oder wenn von ihm erzählt wird, dass die Pfeile, mit denen er schiesst, so enorm sind wie die Brückenpfeiler zu Nantes und Saulmur, und andrerseits, dass er mit diesen Pfeilen auf tausend Schritte die Austern in der Schale aufmacht, ohne auch nur die Ränder zu streifen, oder ein Licht schnäuzt, ohne es auszulöschen (207). Dabei wirkt dann sogar die ungeheuere Inkonsequenz grotesk, mit der Rabelais dieses Monstrum an Grösse doch wieder unter gewöhnlichen Menschen wie unter seinesgleichen verkehren lässt (189). Auch die Rührseligkeit der Helden und die übergrosse Genauigkeit in Grössen- und Zahlenangaben gehört zu der Verspottung der Ritterromane. Für letzteren Zug führt Sch. ein Beispiel an, das den Dichter in seiner ganzen Schelmerei zeigt. Von der Keule des Riesen Werwolf heisst es: „Sie war 9700 Centner und $^2/_4$ Pfund schwer, aus Chalybes Stahl geschmiedet und hatte am dicken Ende 13 diamantene Stacheln, von denen der kleinste so gross wie die grösste Glocke von Notre Dame war. Na, vielleicht um eines Nagels oder höchstens eines Ohrlöffelrücken Breite kleiner, — denn lügen möcht ich nicht, aber grösser war der Unterschied auf keinen Fall“ (191).

Schärfer als diese mehr litterarische Satire wirkt die Verspottung der einzelnen Gesellschaftsklassen (zweites Kapitel). Als typischen Vertreter der Scholastik mit ihrem Mangel an wahrer Bildung und ihrer falschen Auffassung der Wissenschaft hat Rabelais die prachtvolle Figur des Janotus de Bragmardo geschaffen. Der trostlose Zustand der Universitäten, die Schlemmerei, die Unsittlichkeit, die materielle Gesinnung, das schmutzige Äussere der Gelehrten sind dabei auch gehörig mitgenommen. Ebenso das Rechtswesen. Die unendliche Dauer der Processe und die Willkürlichkeit der Entscheidungen: Der gute Richter Bridoie lässt einfach das Los entscheiden (218); die unverständliche Sprechweise: der Process zwischen Baisecul und Humevesne (219); die Verächtlichkeit der Gerichtsdiener: die Chikanusen[1]), die — um ein Schmerzensgeld zu erhalten — sich förmlich darum prügeln, geprügelt zu werden (223). Ferner die Geistlichkeit: für die Unsittlichkeit der Mönche wurde oben schon ein Beispiel angeführt; der derbe Frère Jean mit seiner Vorliebe für Küche und Keller (226) und seiner Virtuosität im Fluchen; die Papimanen mit ihrer Vergötterung des Papstes und ihrer Unduldsamkeit gegen Ketzer. — Picrochole (236), der in manchen Zügen auf Karl V. hinweist, ist das Hauptobjekt der politischen Satire (dass hier Sch. auf ins einzelne gehende Deutungsversuche verzichtet, ist ein Zeichen seines guten Geschmacks; denn manche Erklärer sind dabei grotesker geworden als das, was sie erklären wollten). Endlich Panurge. Dieser wichtigen Persönlichkeit, die in grossen Partien des Werkes geradezu die Hauptrolle spielt, ist Sch. vielleicht nicht ganz gerecht geworden. Die lange Geschichte der Heiratspläne Panurge's, soll wohl weniger die Unentschlossenheit der Hagestolzen verspotten (241), als die Gefahren der Ehe betonen. So wenigstens erkläre ich mir die Absicht des Dichters, wenn Panurge immer und immer wieder die Antwort erhält: Du wirst geprügelt und betrogen werden. Was in Panurge selbst verspottet werden soll, ist schwerer zu sagen; man könnte ihn für ein Zerrbild des Menschen überhaupt, zum Mindesten (wie Gelbcke) für den Vertreter aller Laster seiner Zeit halten. Denn er schillert in allen Farben, ist im höchsten Masse egoistisch, cynisch, genusssüchtig, eitel, ein toller Verschwender, prahlerisch, feige, manchmal dumm, aber doch wieder ungeheuer verschlagen und witzig und von einer rachsüchtigen Bosheit erfüllt, die in der Episode der ertränkten Hämmel ins Dämonische anwächst. Vielleicht ist er das groteske Abbild des Parisers,

[1]) Es ist von Interesse, dass die seltsamen Inseln oder Länder, die in der grotesken Poesie eine so wichtige Rolle spielen, gerade wie die Ungeheuer des grotesken Ornaments auf den Orient zurückweisen.

von dem ja Rabelais auch sonst (Kap. XVII) nicht eben günstig denkt. Jedenfalls ist es schade, dass sich Sch. nicht eingehender mit dieser problematischen Natur beschäftigt hat.

Das dritte Kapitel ist Rabelais' Stil gewidmet. Die durch den grotesken Inhalt erzeugte Form ist hier wohl zum erstenmal auf Grund eines grossen Materials im Zusammenhang entwickelt worden. Die satirische Übertreibung steigert sich zur Lust am Übertreiben als solchem; das zeigt sich z. B. an den unerhörten Folgen des Mispeljahres (248) und an der Beschreibung der furchtbaren Hitze bei Pantagruels Geburt (die übrigens doch indirekt — als Erklärung seines Durstes — zur Satire gehört). Auch die groteske Ausdehnung mancher Begriffe (die Schulden, das Leihen) ist hier anzuführen. Weitere Eigentümlichkeiten des grotesken Stils zeigen sich in der überwuchernden Fülle des Satzbaues: Die Häufung von Synonymen *(les serfs, varlets et appariteurs, leurs maistres et seigneurs)*, die endlosen Aufzählungen (die 215 Spiele, die Gargantua — übrigens nicht „als Kind", S. 261, sondern als Student in Paris — spielt), die neuen Wortbildungen, die onomatopoetischen Spielereien, die Gleichklänge und Wortspiele, durch die die Erzählung gleichsam ein beständiges Schellengeläute hören lässt.

Ich wende mich nun dem dritten Teil zu. In dem ersten Kapitel werden zunächst die äusserlichen Nachahmer des Rabelais behandelt, die nur darauf ausgehen, es ihm abzusehen, „wie er sich räuspert, wie er spuckt"; unter ihnen ist Béroalde am glücklichsten. Von höherem Interesse ist Rabelais' Einwirkung auf die bildende Kunst. Zwölf Jahre nach dem Tode des Dichters, 1565, erschien ein kleiner Band mit 120 Holzschnitten: *Les songes drolatiques de Pantagruel* (291). Die bei Sch. wiedergegebenen Proben werden den Leser überzeugen, wie vollständig hier die zeichnerische Kunst den Anregungen der poetischen gefolgt ist.

Das zweite Kapitel betrachtet die von Rabelais beeinflusste französische Satire. Neben einzelnen Ansätzen des grotesken Stils bei Antonius de Arena und Desperiers (312, 317) ist hier besonders Theodor von Beza (322) zu nennen, der in seiner *Epistola magistri Passavantii* (1553) den Abt Pierre Lizet und die ganze katholische Kirche in echt groteskem Stil verhöhnt. Gleiches gilt von dem *Livre des marchands* (329), dessen Verfasser sich als *prochain voisin du seigneur de Pantagruel* bezeichnet, und in den *Satiren der päpstlichen Küche* (331). Am geistvollsten aber unter allen diesen hugenottischen Satiren ist des Marnix de Ste. Aldegonde *Tableau des differens de la religion*, worin scheinbar zum Lob der katholischen Kirche die gräulichsten Dinge berichtet werden.

Im dritten Kapitel tritt uns der berühmteste Nachahmer des Rabelais entgegen: Fischart, auch ein Vertreter der neuen

Bildung, der gegen die Mächte des Mittelalters ankämpft. Fischart's erste Schriften enthalten im wesentlichen nur direkte Satire; er fällt leidenschaftlich und grob über seinen Gegner her und weiss die spielende Waffe der grotesken Übertreibung noch nicht anzuwenden, wenn sich auch die Begabung dazu schon in manchen Eigentümlichkeiten, besonders in den zahlreichen Wortverdrehungen verrät. In *Aller Praktik Grossmutter* (364) tritt zum ersten Mal der Einfluss des Rabelais hervor, vor allem formal, in den grotesken Wortbildungen und Etymologien, worin Fischart sogar sein Vorbild überbietet. Das Hauptwerk, die *Geschichtsklitterung* (373) ist bekanntlich eine freie Übertragung von Rabelais' erstem Buch. Wenn sich Fischart dabei weniger für die Verspottung der Ritterdichtung interessiert, so wendet er sich dafür „auf einen teutschen Meridian visierend" mit um so grösserer Wucht gegen die Unmässigkeit des deutschen Adels, wobei er (wie auch im *podagrammisch Trostbüchlein*) das Gebiet der damals üblichen *Grobianuspoesie* betritt. Die Schlemmerei und das Wohlleben der Mönche, der Aberglauben der Soldaten, das Elend des Krieges, die Unwissenheit der Scholastiker wird gleichfalls aufs schärfste gegeisselt. Als guter Patriot giebt Fischart den „geylen, gobeligen, gogeligen, guckelhahnigen Galliern" eins ab und verspottet hübsch den übermässigen Wandertrieb der Schwaben: „in welches Land lauffen nicht die Schwaben auss? fragt doch jener Würteberger, wie Bebel meld, sobald er in Asien nur aus dem Mörschiff stieg: Ist nit ein gut gesell von Beblingen hie?" Sein Stil ist noch ungeheuerlicher als der des Rabelais. Er schwelgt hier und in seinen späteren Schriften in unerhörten Aufzählungen (die Spiele des Gargantua wachsen auf fast 600 an), im Übertreiben um des Übertreibens willen, in kühnen Etymologien (im „glückhaft Schiff": Helvetierland-Heldvätterland), Wortspielen, Kreuzfiguren („rollendes Lachen und lachendes Rollen"), in Wortverdrehungen (Seine „Hölligkeit" der Papst), in Neuschaffungen von Wörtern u. s. w. Da ist es kein Wunder, dass er jeden Augenblick den Faden der Erzählung verliert, um seinen Witz und seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Sch. hat sich so sehr in den grotesken Stil eingelebt, dass er offenbar mit Wohlgefallen von dem Bestreben Fischart's spricht, den grossen Franzosen zu überbieten. Ich finde dagegen, dass der deutsche Nachahmer eben dadurch die aesthetische Tragfähigkeit des Grotesken überlastet, durch seinen „Heuschreckenstil" manchmal geradezu langweilig wird und diejenige Eigenschaft völlig vermissen lässt, die bei Rabelais immer wieder hervorbricht, — die Grazie. — Die Nachahmer Fischart's sind unbedeutend; sonst sind aus jener Zeit nur noch die echt grotesken *Schildbürger* anzuführen (1597), die ja jedermann bekannt sind.

Das letzte Kapitel des Werkes handelt von den Aus-

läufern der grotesken Satire und des grotesken Stils. In Italien entstand die „pedanteske“ Poesie (Verspottung des pedantischen Humanismus), die schon im 15. Jahrhundert durch Pontano's *Charon* vertreten war (429), durch Francesco Belo, Pietro Aretino und Giordano Bruno weiterentwickelt wurde und dann in Camillo Stroffas Gedichten zu voller Blüte gelangte. Einen breiteren Raum nahm aber die lustig weiter gedeihende macaronische Dichtkunst ein (436); Bartholomaeus Bolla (bes. *de casei stupendis laudibus*, ein groteskes „Käselob“), Orsini, Zanclaio sind hier zu nennen. Ausserdem ragt Girolamo Amelunghi (480) durch echt groteske Schilderungen von Riesen und Zwergen hervor. In Deutschland tritt uns das erste Beispiel macaronischer Poesie in der *Floia* (1593, S. 447) entgegen, die aber nur einzelne groteske Züge enthält. Das Gleiche gilt von der etwa 50 Jahre später beginnenden macaronischen Studentendichtung (448) von den *Rhapsodien ad Brautsuppam* (451) und von der *Curiösen Inaugural-Disputation* (450), in der die lustigen Verse stehen:

Trinkite cum ganzis et ne quid bleibat in Humpis,
In Naglum Daumi postremam giessite guttam!...
Rufite juch juch hei! cum Degis kritzite fiz faz,
Donec frühmorgens tandem post Betta gehatis!
Sic ergo vobis commendo Lusticitatem!

Ein echt grotesker deutscher Dichter ist endlich Andreas Gryphius, dessen *Horribilicribrifax* und *Daradiridatumdarides* Sch. nur nebenbei, an Scarron anknüpfend bespricht, sodass er im Inhaltsverzeichnis unter die Franzosen zu stehen kommt. — In Frankreich findet sich eine groteske Überbietung macaronischer Poesie in der *Histoire macaronique de Merlin Coccaïe* (454). Scarron's *Typhon* und *Aeneis* sind nicht grotesk, sondern burlesk; dagegen gehören seine *Boutades du Capitaine Matamore* (463) unserer Kunstform an. — In Spanien ist der Don Quixote ein glänzendes Beispiel grotesker Satire (470), obwohl der groteske Stil dem Cervantes fehlt (ich glaube, nach Sch. eigener Definition nur die Verspottung der Lesewut des Helden grotesk nennen zu dürfen, während seine Abenteuer doch mehr dem Burlesken angehören). Somit ist hier nur die *metrificatio scolastica* des Matias de Retiro (472) und einzelnes bei Quevedo (470) grotesk. — Unter den Engländern endlich bespricht Sch. zunächst Dunbar und Skelton (473 f.); bei letzterem ist der Stil oft echt grotesk, so in der gelungenen Schilderung des Predigers (475): *He cryeth and he creketh, | He pryeth aud he peketh, | He chydes aud he chatters, | He prates and he patters, | He clytters and he clatters, | He medles and he smatters, | He gloses and he flatters.* Bei Shakespeare (476) finden sich ausser grotesken Witzen und Bildern auch einzelne groteske

Gestalten, so der Holofernes in der verlorenen Liebesmüh und die Gerichtsdiener in Mass für Mass. Butlers *Hudibras* (478) ist eine groteske Karikatur des Puritaners, der aber der groteske Stil fehlt. Auch in Swifts *Gulliver*, wo eigentlich nur die Satire der Wissenschaft im dritten Buche echt grotesk ist, „ist der groteske Ton nicht überall getroffen". (Sch. hat sich, wie schon oben erwähnt, so sehr in sein Thema eingelebt, dass er hier Swift fast einen Vorwurf macht, wenn sein Stil ein anderer ist als der des Rabelais; ebenso „vermisst" er den grotesken Stil bei Cervantes. Das erscheint mir ein wenig einseitig). Zuletzt treffen wir in Sterne's *Tristram Shandy* (481) noch eine „verspätete Nachblüte" des Grotesken; aber Sterne spielt mehr mit dem grotesken Stil, als dass dieser ein Ausfluss seiner Eigenart wäre. Die eigentliche Blütezeit des Grotesken ist eben vorüber. „Wir lachen nicht mehr wie im 16. Jahrhundert". Wir können das Groteske nur noch in geringen Dosen vertragen. „Das unmässige Lachen des Riesen würde unser Trommelfell zu sehr erschüttern. Wir sind ein winziges, nervöses, kränkliches Geschlecht im Vergleich zu jenen gesunden, jovialen, urkräftigen Gestalten, die nicht pessimistisch und blasiert vor sich hinblickten, sondern mutig und resolut der Zukunft in die Augen schauten. Sie hatten ihre Freude am Leben und konnten lachen; wir verzweifeln nur zu leicht am Dasein und bringen es nur zu einem trüben Lächeln" (484). (Der amerikanische Witz bevorzugt übrigens offenbar das Groteske).[1]

Ich habe nun noch einige kritische Bemerkungen über die von Sch. gegebene Definition des Grotesken zu machen. Es wird mir wohl kaum widersprochen werden können, wenn ich behaupte: seine Definition lässt weite Gebiete des Grotesken unberücksichtigt, sie ist viel zu eng. Denn nicht alles Groteske ist komisch. Grotesk ist in der Kunst zunächst das Ausschweifend-Phantastische, Ungeheuerliche, Monströse, und dieses kann, wie das Ornament, das ihm den Namen gab, beweist[2]), rein als solches, ohne Beimischung von komischen und anderen Elementen aesthetisch wirken. Es kann aber seine Wirkung auch mit anderen aesthetischen Modifikationen vermischen, und zwar besonders mit zweien, denen es gleich nahe steht, obwohl sie unter sich sehr verschieden sind. Es wird sich nämlich gern einerseits mit dem Komischen verbinden und hier speciell als groteske Satire eine grosse Rolle spielen. Es wird sich aber andrerseits ebensogern mit dem Un-

[1]) So, wenn es in der Kritik eines Hamlet-Darstellers heisst: „Es war ein Glück, dass seine krummen Dachsbeine so kurz waren; sonst wären sie ihm sicher über dem Kopfe zusammengeschlagen".

[2]) Vasaris Bezeichnung *pitture licenziose e ridicole* trifft durchaus nicht für alle Beispiele grotesken Ornaments zu.

heimlichen, Dämonischen vereinigen und hier Wirkungen hervorrufen, die dem Grotesk-Komischen vollkommen ebenbürtig sind. Dieses Doppelantlitz des Grotesken erklärt sich sehr einfach aus seiner Natur; denn es ist einleuchtend, dass das Ungeheuerliche je nach der Beleuchtung, in die es tritt, erheitern oder erschrecken kann. Es ist daher ein glücklicher Umstand, dass Sch. sein Buch eine Geschichte der grotesken Satire genannt hat. Er hätte es seiner Definition nach ebensogut als Geschichte der grotesken Poesie bezeichnen können. Dann würde er aber seine Aufgabe nur halb gelöst haben; denn es bliebe noch das grosse Gebiet des Unheimlich-Grotesken zu behandeln, wobei wohl in erster Linie die Romantik — ich nenne nur Victor Hugo — zu betrachten wäre.

Aber ich habe noch zwei weitere Einwände zu machen, bei denen es vielleicht mehr auf subjektive Ansichten ankommt. Mir scheint nämlich ferner die Definition von Sch. auch innerhalb des Grotesk-Komischen zu eng zu sein. Muss denn das Komische satirisch sein, um grotesk zu wirken? Es seien nur einige Beispiele aus dem Buche selbst herausgegriffen, die mir das Gegenteil wahrscheinlich machen. Sch. setzt das Burleske in einen sehr deutlichen Gegensatz zum Grotesken (vgl. o.) Dennoch sagt er, die macaronische Poesie sei zwar eine der Tendenz nach burleske Erscheinung und nicht satirisch (141), wirke aber durch ihre Masslosigkeit grotesk, ja gebe (140) ein nahezu vollständiges Bild des grotesken Stils. Ist hier nicht die Annahme sehr naheliegend, dass das Groteske gar nicht satirisch zu sein braucht? Auch bei der Abbildung aus den „*songes drolatiques*" S. 306 habe ich den Eindruck des Grotesken, obwohl das Satirische fehlt. „Nicht die Satire", sagt Sch., „sondern die zügelloseste und abenteuerlichste Fieberphantasie hat sie eingegeben"; das scheint mir aber gerade auf einen grotesken Eindruck hinzuweisen. Ähnlich verhält es sich bei manchen mittelalterlichen Skulpturen, die zwar nicht satirisch, aber doch gewiss grotesk sind (vgl. 60, Anm. 4). Am deutlichsten tritt aber wohl die Richtigkeit meiner Auffassung bei der Besprechung von Rabelais' und Fischart's Stil hervor. „Der groteske Satiriker", heisst es S. 248 f., berauscht sich in seinem eigenen Werke. Allmählich verliert er die Satire aus den Augen. Die Übertreibungen, welche er selber zuerst in vollem Bewusstsein hat dahinströmen lassen, schwellen immer höher und höher, bis sie ihm über den Kopf wachsen, und wie ein wilder Strom alles, was ihnen in den Weg kommt, überfluten und überschwemmen". „Wir fühlen sehr wohl, dass das Satirische dabei keine Rolle mehr spielt, vielmehr die tolle Lust an grossartigen Übertreibungen hier allein massgebend ist". „Solche von Übertreibungen strotzende und der Satire entbehrende Beschreibungen

finden wir bei Rabelais in Hülle und Fülle" (vgl. über Fischart S. 395). Sch. wird vielleicht auf diese Einwürfe antworten, an solchen Stellen sei der Begriff des Grotesken nur mit einigen Merkmalen, nicht vollständig vertreten. Ich glaube aber, man braucht sich nur die Beispiele S. 248 ff. zu betrachten, um zu sehen, dass hier das Groteske eine recht vollkommene Wirkung erzielt. Wie sollte auch ein Bild dadurch „grotesker" werden, dass es satirisch gemeint ist.

Man kann aber endlich noch einen Schritt weiter gehen: ich möchte behaupten, dass Sch. sogar innerhalb des Satirischen die Grenzen zu eng zieht. Sind die vorausgegangenen Bemerkungen berechtigt, so thuen sie doch der historischen Leistung von Sch. keinen Abbruch; denn es ist ja eine Geschichte der grotesken Satire, die uns der Titel verspricht. Nun schliesst aber Sch. auch die allegorische Satire ohne weiteres von dem Grotesken aus, und zwar wesentlich darum, weil er vom Grotesken die masslose Übertreibung eines gegebenen Objekts verlangt, was die Allegorie, die ja Geistiges versinnlicht, also kein sinnlich gegebenes Objekt vor sich hat, nicht leisten kann, wenn auch im übrigen ihre Ausführung noch so ungeheuerlich ist. Nehmen wir aber nun z. B. die Allegorie des „Hörensagens" (Rabelais, V, Kap. 51): „Als wir weiter im Land umherspähten, ... vernahmen wir in der Ferne ein unbestimmtes Geräusch, als ob Wäsche gewaschen würde, oder die Mühlen auf dem Basakel von Toulouse im Gang wären. Sogleich eilten wir nach der Gegend hin, woher es kam, und fanden ein altes, kleines, buckliges, ungestaltetes Männchen, das man Hörensagen nannte. Es hatte ein Maul, das bis an die Ohren reichte, und in diesem Maul sieben Zungen, deren jede wieder in sieben Teile gespalten war. Mit allen sieben sprach er, Gott weiss wie, zu gleicher Zeit, in den verschiedensten Sprachen und die allerverschiedensten Dinge. Dabei hatte er sowohl an dem Kopf wie an dem übrigen Körper soviel Ohren, wie Argos ehedem Augen hatte; im übrigen war er blind und an den Beinen gelähmt". Ich kann nicht einsehen, warum derartiges nicht grotesk heissen soll. Eine Übertreibung ist auch im Allegorischen möglich, nämlich eine phantastische, ausschweifende Übertreibung des Allegorisierens selbst.

Zum Schluss betone ich nochmals, dass Sch. seine Aufgabe innerhalb der von ihm selbst aufgestellten Schranken vorzüglich gelöst hat. Er wäre offenbar der geeignete Mann, um uns eine gleich interessante Geschichte des Grotesk-Furchtbaren zu schenken. Sein Werk ist eine Bereicherung der Litteraturgeschichte und von grossem Wert für die Aesthetik. In letzterer Hinsicht ist es mir persönlich besonders willkommen; denn es bildet eine starke Stütze der von K. Lange und mir vertretenen aesthetischen Theorie,

wonach das Schöne nur die wertvollste Provinz in dem viel weiteren Reiche des Aesthetisch-Wirksamen bildet.

GIESSEN. KARL GROOS.

Voretzsch, Carl. *Die französische Heldensage.* Akademische Antrittsrede an der Universität Tübingen, gehalten am 25. Jan. 1894. Heidelberg, Carl Winter's Buchhandlung 1894. 8⁰, 32 S. Preis 80 Pf.

Der Vortrag giebt eine klare, übersichtliche Darstellung vom Wesen der frz. Heldensage, deren Verhältnis zum Heldenepos bestimmt wird. Die Geschichte der Heldensage fällt dem Gebiet der Altertumskunde, die des Heldengedichtes der Litteraturforschung zu. Beide sind freilich enge und unlöslich verknüpft, weil das Gedicht oft allein die Heldensage überliefert und nur eindringende litterarische Untersuchungen die eigenen Zuthaten der Dichter vom älteren überkommenen Stoff zu scheiden vermögen. Ich pflichte dem Redner aus voller Überzeugung bei, wenn er eine wissenschaftliche Sonderbehandlung der frz. Heldensage nach dem Vorbilde der deutschen wünscht. Es giebt ja treffliche Vorarbeiten von G. Paris, Pio Rajna, Kristoffer Nyrop, Godefroid Kurth, aber noch kein zusammenfassendes eignes Werk. Der Heldensage sind höchstens einzelne Abschnitte in den Litteraturgeschichten gewidmet. Eine kritische, wohl gesichtete Sammlung der Zeugnisse, woran sich Grundzüge der Entwickelungsgeschichte schlössen, wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen. Die frz. Heldensage ist der regen Teilnahme der germanischen Altertumskunde sicher, nicht blos weil beide stoffliche Berührungspunkte haben, sondern auch weil eine umfassend angelegte, gründlich ausgearbeitete französische Heldensage methodologisch, über Ursprung der Heldensage aus der Geschichte, sehr lehrreich wäre.

MÜNCHEN. WOLFGANG GOLTHER.

Scholl, Sigmund. *Die Vergleiche in Montchrestiens Tragödien.* Inaugural-Diss. d. philos. Facultät z. München. Nördlingen, Beck, 1894, 68 S. 8⁰.

Verf. bespricht zunächst die Quellen über Montchrestiens Leben und die neueren ihm gewidmeten Darstellungen, wobei er eine ziemlich scharfe, aber keineswegs unberechtigte Kritik übt. Sodann giebt er eine ausserordentlich vollständige Übersicht der Vergleiche und Bilder in M's dramatischen Arbeiten. Die Vergleiche sind dem

organischen und unorganischen Naturreiche, dem menschlichen Leben, der Geschichte und Sage und dem Alltagstreiben entnommen, meist von grosser Phantasiebegabung des Dichters zeugend, nur selten gesucht oder geschraubt. Viele Gleichnisse sind aus Robert Garnier's Tragödien, manche andre aus Homer, der von M., wie Verf. überzeugend nachweist, nach der Salelschen Übersetzung (Par. 1754) benutzt ward, andre aus Vergil entlehnt. Dass Trissinos Sophonisbe oder deren Bearbeitung durch Melin de St. Gelais von M. ausgenutzt sei, ist nach Verfassers Ausführung ebensowenig nachweisbar, wie Entlehnungen aus André de Rivaudeaus Tragödie *Aman*. M. ist in der gleichbetitelten Tragödie, ebenso wie in seinem *David*, der alttestamentlichen Vorlage treu gefolgt. Den Stoff zur Tragödie *Lacènes* hat M. dem Plutarch, den zur Sophonisbe aus Livius entnommen. Bilder und Vergleiche konnten ihm beide nicht herleihen.

Verf. weist darauf hin, dass die 2te Ausg. d. Tragödien M.'s vom J. 1604 eine vollständige Umarbeitung und Verbesserung der vom J. 1601 sei und dass in derselben auch die Metaphern und Bilder eine Vervollkommnung nach der ästhetischen, wie logischen Seite hin erfahren haben.

Im Schlussabschnitte vergleicht Verf. die Tragödien M's mit denen Corneilles und Racines. Bei M. überwiegt das lyrische und epische Element, seine Dramen leiden an Mangel der Handlung, das Geschehene wird nur erzählt, die Dichtungen sind mit geringen Ausnahmen nichts andres, als dialogisierte Geschichte. Desto reicher und schöpferischer waltet seine Fantasie, desto mannigfaltiger und schillernder sind seine Gleichnisse und Bilder. Bei Corneille und Racine tritt die Charakteristik der Personen und die dramatische Handlung in den Vordergund, Bilder und Vergleiche sind sparsamer und tragen ein konventionelles Gepräge. Die Redeweise und Bildersprache bei M. entspricht nicht den Situationen und Characteren, man hört nur den Dichter, nicht seine Personen. Alle sprechen schwungvoll, pathetisch und antikisierend. Darin folgte er dem Geschmacke seiner Zeit.

Verf. hat durch seine auf gründlichen Quellenstudien und umfassender Kenntnis aller neueren Bearbeitungen ruhende Abhandlung jedenfalls eine Lücke der Forschung und Darstellung ausgefüllt und durch Zusammenfassung der gewonnenen Resultate an den Schlussstellen der einzelnen Abschnitte die Übersicht erleichtert. Auch sein höchst sorgsames und erschöpfendes bibliographisches Verzeichnis ist unbedingt dankenswert.

R. Mahrenholtz.

Rudershausen, A. *Pretiöse Charactere und Wendungen in Corneille's Tragödien.* Progr. des Grossherz. Gymn. zu Mainz. 1894. 35 S.

Verf. bespricht, Pierre Corneille's Beziehungen zum Hôtel Rambouillet und zum älteren Preziösentum kurz andeutend, den Einfluss dieser Kulturrichtung auf die weiblichen Charaktere in Corneille's Tragödien: *Cid, Horace, Cinna, Polyeucte, Pompée, Rodogune, Nicomède.* Das Preziöse findet er in der spitzfindigen Seelenzergliederung in Momenten innerer Konflikte, wie z. B. bei Chimène im *Cid* ein Kampf zwischen Tochterpflicht und Liebe, bei der Infantin (in derselben Tragödie) zwischen gesellschaftlicher Würde und Liebe, bei Sabine (in *Horace*) zwischen Nationalgefühl und Gattenliebe stattfindet. Dagegen sehen wir in Emilie, der Geliebten Cinna's, in Pauline *(Polyeucte)*, in Cornelia, in Rodogune und Laodice nur die Vertreterinnen des Corneille'schen Heroinnentums, zum Teil mit altrömischer Färbung. In Cleopatra haben wir dagegen noch ein Bild des Konfliktes zwischen Ehre und Liebe.

Der Einfluss des Preziösentums der älteren Richtung offenbart sich vorzugsweise in den Jugenddichtungen Corneille's, von einer Einwirkung der jüngeren Richtung der Preziösen kann bei Pierre Corneille keine Rede sein. Mit dem kurzen Hinweis, dass „der preziöse Charakter und Ausdruck" auch bei Thomas Corneille, z. B. in dessen Stück *Timocrate*, sich zeige, schliesst die Abhandlung.

Verf. hätte sich ein besonderes Verdienst erworben, wenn er den Einfluss des Preziösentums auch in der Sprache Corneille's näher nachgewiesen hätte. Mit Aufführung einzelner Stellen, denen unnötigerweise die deutsche Übersetzung vorausgeht, ist es dabei nicht gethan. Auch ist das Preziöse in den Charakteren nur mit den von uns schon oben gemachten Einschränkungen zuzugeben, denn die eigentlichen Heroinnen Corneille's, deren Haupttypus wir in Rodogune erblicken, sind keine Preziösen.

R. Mahrenholtz.

Osten, Jenny v. d. *Luise Dorothee,* Herzogin von Sachsen-Gotha, 1732—1767. Leipzig. Breitkopf und Härtel, 1894. VI und 248 S.

Eine Biographie der hochbegabten Freundin Friedrichs des Grossen und Voltaires wäre schon längst ehrenvolle Aufgabe eines Geschichtschreibers oder Litterarhistorikers gewesen, zumal auf der Gothaer Bibliothek und im Berliner Geh. Staatsarchive noch manches ungedruckte Material lag. Auf Grund desselben ist die oben angef.

Schrift verfasst, doch war das Gothaer Briefmaterial vorher schon von Dr. G. Haase für seinen inzwischen in Herrigs Archiv (Bd. 92) erfolgten Abdruck kopiert worden. Nach seiner Abschrift hat es dann die Verfasserin benutzt.

So bietet die Schrift mancherlei Neues, doch hätte die Anordnung besser sein können. Verfasserin hat etwas nach Frauenart gearbeitet. Den Hauptstock ihrer Schrift bilden die Briefe der Herzogin, die nach den Berliner und Gothaer Urschriften unverändert mitgeteilt werden, in denselben sind ziemlich locker die verbindenden historischen Einzelheiten und Zitate aus neueren Geschichtswerken eingetragen worden. So erhalten wir ein zwar sehr eingehendes, aber keineswegs geschlossenes und abgerundetes Bild von dem Leben und Wirken der Herzogin.

Luise Dorothee stammt aus dem Meiningerhause und war eine Urenkelin Ernst des Frommen, des Begründers der Gothaer Linie. Durch ihre Stiefmutter, eine Tochter des grossen Kurfürsten, war sie auch mit der brandenburgisch-preussischen Dynastie eng verwandt. Am 10. Aug. 1710 geboren, wurde sie am 28. Juli 1729 mit dem Erbprinzen Friedrich von Gotha vermählt und 1732 Herzogin und eigentliche Regentin des 52 Qu.-M. umfassenden Ländchens. Ihre Bildung war eine sehr sorgfältige. Durch den sächsischen Diplomaten von Manteuffel wurde sie in die Wolffsche Philosophie eingeweiht und blieb ihr auch als Schülerin Voltaires zugethan, auch sonst fehlte es ihr nicht an Interesse für Litteratur, Theater und Wissenschaft. Ihre Verbindung mit Voltaire beginnt mit dessen Besuche in Gotha (1753), um gleiche Zeit etwa die mit Melchior Grimm, der für sie seine litterarische Correspondenz veröffentlichte, wie Voltaire um ihretwillen die *„Annales de l'Epmire“* schrieb. Grimm ist seit 1762, wo er in Gotha kurze Zeit weilte, ihr litterarischer und geschäftlicher Beistand und besorgt u. A. die Titelkupfer für den von Klüpfel seit 1764 herausg., später so weltberühmten Gothaer Almanach. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Friedrich d. Gr. nehmen mit dem 7jährigen Kriege ihren Anfang, in welchem das kleine Gotha auf englisch-preussischer Seite stand, obgleich es auch das Reichskontingent stellen musste. Im Vereine mit Voltaire suchte Luise Dorothee den Frieden Preussens und Frankreichs ohne Erfolg zu vermitteln. Hochinteressant ist ihr Briefwechsel mit Friedrich d. Gr. während jener Leidensjahre, der sich nicht nur um die politischen Tagesfragen, sondern auch um philosophische Erörterungen dreht. Mit Voltaire blieb die Herzogin bis zu ihrem Tode (22 Oktb. 1767) in brieflicher und freundschaftlicher Verbindung; auch, dass Voltaire ihre Person taktloser Weise in seinen Zwist mit La Beaumelle hineinzog, störte die Freundschaft nur vorübergehend. Zu d'Alembart hatte sie keine näheren Be-

ziehungen, da des Philosophen Besuch in Gotha (Sept. 1763) auf eine sehr ungünstige Zeit fiel, denn der Hof dachte an Übersiedlung nach Altenburg. Als Rousseau 1765 aus Motiers vertrieben wurde, lud die Herzogin ihn nach Gotha ein, obwohl sie ihn sonst wenig, wie das ihrer Voltaireschen Geistesrichtung entsprach, liebte. In philosophischer Hinsicht hielt Luise an den Grundlehren Voltaires fest, bekannte sich daher zum Gottes- und Unsterblichkeitsglauben und mochte von Grimms unbedingtem Sceptizismus nichts wissen. Die Schriften Voltaires bewunderte sie rückhaltlos, doch fand sie dessen Urteile über Corneille (in dem Kommentar zu dessen Werken) zu streng. Wie der Alte von Ferney, beobachtete sie äusserlich die sprachlichen Formen und wusste mit der Orthodoxie, die in Gotha durch den Konsist.-Vicepräs. Cyprian vertreten war, sich leidlich zu stellen. Für Erziehungsideale schwärmte sie mit dem Aufklärungszeitalter. Rousseaus *Emile* erschien ihr als Chimäre (genau so wie Voltaire und Grimm), dagegen erzog sie ihren Sohn nach den Grundsätzen Wolffscher Moral. Unbedingte Anhängerin der Glaubensfreiheit, nahm sie sich der mährischen Brüdergemeinde in Dietendorf gegen das Gothaer Konsistorium an. Jedenfalls war sie eine höchst edle, vielseitig gebildete, für die grossen und kleinen Interessen der Menschheit empfängliche Frau. Ihre Beziehungen zur Aufklärung sichern ihr einen Ehrenplatz in der Litterargeschichte Frankreichs und Deutschlands und geben der langersehnten, fleissigen Biographie dieser Fürstin wohl begründeten Anspruch auf Erwähnung in dieser Zeitschrift.

R. MAHRENHOLTZ.

Schmidt, Karl. *Die Gründe des Bedeutungswandels.* Ein semasiologischer Versuch. Berlin. Druck von A. W. Hayn's Erben. (1894 Programm). 44 S. 4°.

In vorliegender, auf Grund reicher lexikalischer Hilfsmittel und aller nennenswerten Arbeiten über Semasiologie unternommenen Darstellung hat der Verfasser versucht, die Gründe des Bedeutungswandels erschöpfend zu behandeln. Wie weit ihm dies gelungen und ob die durchgeführte Einteilung vom Standpunkte der Logik empfehlenswert erscheint, wird wohl am besten aus einer aufmerksamen Betrachtung der verschiedenen Teile hervorgehen.

Der Verfasser führt als Gründe des Bedeutungswandels an:

I. Bedürfnis mit den Unterabteilungen: A. Kulturwandel. a) Neue Dinge. b) Aenderung vorhandener Dinge. c) Aenderung der Verhältnisse und Sitten. d) Neue Begriffe, Kulturverfall, Klassensprachen. B. Lückenbüsser (Stellvertreter). a) Zu kurze oder klanglose Wörter. b) Unbildsamkeit oder unregelmässige Flexion. c) Klarheit. d) Rücksicht. e) Verlust durch Bedeutungswandel. f) Verlust der Worte.

II. Bequemlichkeit. — III. Nachahmungstrieb. — IV. Beeinflussung. — V. Sinnliche Kraft des Ausdrucks. — VI. Deutlichkeit. — VII. Zart-

gefühl. — VIII. Zorn und Scherz. — IX. Höflichkeit und Eitelkeit. — X. Willkür.

Gegen diese Einteilung erhebt sich das Bedenken, dass wohl jeder Bedeutungswandel auf ein Bedürfnis zurückgeführt werden muss. Denn ohne ein solches wird in der Sprache wohl keine neue Bedeutung geschaffen oder eine bereits vorhandene auf ein anderes Wort übertragen werden. Der Verfasser fühlt dies auch, wenn er S. 42 unter IX Höflicheit und Eitelkeit schreibt: „Hierher gehören auch die Titel, bei denen freilich die gesamte Kulturentwickelung mitwirkt, die komplizierten Verhältnisse, ein grosses System der Ein- und Unterordnung schafft, für das Benennungen erforderlich werden; also „Bedürfnis“ ist hier ein wesentlicher mitwirkender Faktor. — Und in der That liegt dies auch einem jeden Bedeutungswandel zu Grunde, sei es, dass eine neue Erscheinung auf intellektuellem, ästhetischem oder moralischem Gebiete in das Bewusstsein tritt und damit begriffliche Deutlichkeit und Fixierung durch das Wort sucht, sei es, dass Deutlichkeit, sinnliche Kraft der Phantasie, Zartgefühl, Sitte die Uebertragung eines Begriffes auf ein anderes Wort fordern. Vor allem ist hierbei festzuhalten, dass häufig ausgeführte Associationen zur Bedeutungsänderung führen, diese selbst aber unter Einwirkung der Kulturentwickelung stehen und deshalb zu beachten ist, welche massgebenden Lebenskreise sich innerhalb einer solchen bilden. Geht doch von diesen die ganze Bewegung aus, durch welche alle physischen Kräfte erst zu ihrer Entfaltung und Bedeutung für das Allgemeine gelangen. Modifizierend wirken freilich hierbei auch die geographische Gestaltung der Erdoberfläche, das Klima, Boden, Nahrung, politische Ereignisse und wahrscheinlich auch noch ursprüngliche Anlage der Race. Damit sind alle Faktoren des die Kultur abspiegelnden Bedeutungswandels erschöpft und ist es demnach Aufgabe der Bedeutungslehre, sowohl die in jeder Sprachgemeinschaft wirkenden Associationsgesetze aufzustellen, als auch dieselben aus dem Einfluss der Natur, der durch die Gesellschaft sich vollziehenden geistigen Entwickelung, der politischen Ereignisse und der Gestaltung der Sprache selbst zu erklären. Ferner wird es wegen der Verschiedenheit des psychologischen Vorganges sich empfehlen, den auf Bildung neuer Begriffe beruhenden Bedeutungswandel streng zu sondern von dem, der auf Uebertragung eines Begriffes von einem Worte auf ein andres sich zurückführen lässt.

Im einzelnen sei nun folgendes bemerkt:

S. 3—4 wird ausgeführt, dass die bisher über Bedeutungswandel erschienenen Arbeiten sich nur mit einzelnen interessanten Fällen desselben beschäftigt hätten und nirgends der Versuch gemacht worden sei, die Gründe dieser Erscheinung zusammenzustellen. Hiermit ist jedenfalls zuviel gesagt. Schon Whitney giebt dieselben kurz in *Language and the Study of Language* S. 49 indem er sagt: *The immediate agent is the will of men, working under the joint direction of impelling wants, governing circumstances and established habits.* Ebenso hat auch von der Gabelentz unter den bewegenden Mächten des Bedeutungswechsels (Aehnlichkeit der Vorstellungen, Komposition und Konstruktion, Entähnlichung der Bedeutungen bei Doubletten, Verdeutlichungen und Verstärkungen, Ironie und rhetorische Frage, Sitte und Satzung) nichts anderes verstanden als die Gründe desselben. Hermann Paul erklärt allen Bedeutungswandel mit der Verwandlung der occasionellen Bedeutung in eine usuelle. S. *Principien der Sprachgeschichte.* Zweite Auflage. S. 75. Darmesteter aber, von dem gesagt ist, seine Arbeit sei zu umfassend, als dass sie dieser Erscheinung besondere und erschöpfende Aufmerksamkeit schenken könnte, hat als oberste Gesetze das Vergessen der

früheren Bedeutung, die Umwandlung der Nebenvorstellung zur Hauptvorstellung neben objektiven und subjektiven Ursachen aufgestellt. Es wird sich also nur fragen, ob die Einteilung des Verfassers einen methodischen Fortschritt für die Bedeutungslehre enthält und damit die den Bedeutungsänderungen unterliegenden psychischen Vorgänge besser erkannt werden können. Handelt es sich doch im Grunde um nichts anderes als eine wissenschaftliche Erklärung derselben, nicht um eine mehr oder weniger entsprechende Klassifizierung. Vielleicht dürfte es sich empfehlen, den Bedeutungswechsel aufzufassen, als entstanden durch das Bedürfnis, einen neu gebildeten Begriff zum Ausdruck zu bringen, oder einen bereits vorhandenen von einem Wort auf ein andres zu übertragen, das Bedürfnis selbst aber durch die Entwickelung des menschlichen Geistes unter dem Einflusse der Kultur, der natürlichen und geschichtlichen Umstände, sowie des jemaligen, die Summe und Art der bereits vorhandenen psychischen Produkte aufzeigenden Sprachzustandes zu erklären und hierauf eine Einteilung des Bedeutungswechsels zu gründen, bei der die Aktivität der verschiedenen Associationsgesetze genau zu untersuchen wäre. Leitend dürfte hierbei auch der folgende Satz sein, den Dr. Karl Lange in seiner trefflichen Abhandlung *über Apperzeption* S. 3 aufgestellt hat. Was die Seele bisher in ähnlicher Richtung erlebt, gefühlt, gelernt und erworben, mit dessen Hilfe erfasst sie die Dinge der Aussenwelt. Dabei könnte auch untersucht werden, in welchen Fällen aktive und in welchen passive Apperzeption wirksam wäre. Freilich können nur dann verlässige Resultate erreicht werden, wenn Wörterbücher vorliegen, welche den chronologischen Entwickelungsgang der einzelnen Bedeutungen genau vorzeichnen, wie das von Darmesteter und Hatzfeldt.

S. 4. Zu der Stelle: „Freilich kann nicht davon die Rede sein, etwa Gesetze aufzufinden, welche zeigten, dass dieser oder jener Bedeutungswandel habe erfolgen müssen“, ist zu bemerken, dass Gesetze (Associationsgesetze) sich wohl auffinden lassen, wenn man darunter nichts anderes verstehen will als Gleichförmigkeiten des Geschehens oder mit Hecht die in einer Reihe von Fällen sich gleichbleibende Art der begrifflichen Vermittelung.

S. 5 erklärt der Verfasser, dass der Bedeutungswandel die Kraft der Aussage, z. B. *ego — je*, *illum — le* oder den begrifflichen Inhalt, entweder nach der formalen oder nach der materialen Seite treffen könne und in letzterem Falle sei in Betracht zu ziehen der Bedeutungswandel 1. der Wurzel in verschiedenen Ableitungen; 2. der Präfixe; 3. der Suffixe; 4. der einfachen Worte, mit welcher sich seine Arbeit beschäftige; 5. der Wortzusammensetzungen; 6. der Redensarten.

Die Klassen 1, 2, 3, 4 und 6 liessen sich wohl unter dem Namen des syntaktischen Bedeutungswandels zusammenfassen, bei dem zu zeigen wäre, wie durch die Funktion des Wortes seine Bedeutung bestimmt und in vielen Fällen abgeschwächt wird. Über Wortzusammensetzungen, wie z. B. Zweirad, ist zu bemerken, dass hier nicht Bedeutungswandel bei dem Entstehen, sondern Neuschöpfung vorliegt; denn hier dient ein besonders auffallendes Merkmal zur Bezeichnung eines neuen Begriffes und das Wort „Zweirad“, welches sich an bestehende Worte anlehnt, hatte auch bei seinem Entstehen keine andere Bedeutung als die ihm gegenwärtig beigelegte. Ebenso verhält es sich auch mit Kelter aus *calcatura* S. 8, mit *aligador* S. 8, Geschichte zu geschehen S. 24, *compliment*, Messe, Amerika S. 27, das S. 7 auch als Neuschöpfung neben engl. *Schooner* und *to burke* steht, und den Seite 30 angeführten Über-

setzungen und Übertragungen, sofern sie nicht schon vorher existierten und erst umgedeutet wurden.

Bsp.: Gegend = *contrée; fuller's earth* = Walkererde; *écume de mer* = Meerschaum; *circumstancia* = Umstand; *entretenir* = unterhalten; Zukunft = *avenir*.

Die Seite 39 angeführten Wörter: *casaccia, casetta, casino, casellino, casotto, casuccia* sind Neuschöpfungen durch Ableitung.

Überhaupt ist zu bemerken, dass bei der gemachten Einteilung manches Beispiel an verschiedenen Stellen stehen könnte, besonders die S. 26 III unter Nachahmungstrieb gegebenen, der wohl überall mitwirken muss, wenn jede usuelle Bedeutung aus einer occasionellen hervorgeht. Bedürfnis und Nachahmungstrieb müssen bei jedem Bedeutungswechsel im Spiele sein.

S. 6—7. Für den Verfasser ist sämtlicher Bedeutungswandel, wenigstens ursprünglich, Erweiterung oder Verengung des mit einem Wort verbundenen Begriffes. Indessen treten diese Erscheinungen erst infolge der vollzogenen Associationen ein. Was den Unterschied zwischen dem Zustande der Bedeutung und dem der Verwendung betrifft, z. B. lat. *unio* komme auch in der Verwendung „Zwiebel vor“ frz. *oignon* habe die Bedeutung Zwiebel, so könnte man auch sagen, dass häufige Verwendung einer Bedeutungsänderung vorangehen müsse und mithin unter die stets wirkenden Gründe des Bedeutungswechsels gehören. Ferner wird unterschieden zwischen Übergang und Übertragung der Bedeutung; ändere sich der Gegenstand und damit die Bedeutung, so hätten wir Übergang, z. B. *corona* Kranz — Krone; *chaise* (chaire) Stuhl, Sänfte, Wagen; im anderen Falle Übertragung. Ferner wird unterschieden zwischen organischem und unorganischem Bedeutungswandel, reinem und beeinflusstem, aktivem und passivem, was sich wohl am besten bei Behandlung der verschiedenen Associationen darlegen liesse. Desgleichen könnten unter denselben auch die verschiedenen Gesetze Platz finden, welche bei den obengenannten zwölf Gründen des Bedeutungswandels formuliert werden.

Es sind dies:

1. S. 22. Von zwei Wörtern, welche ursprünglich zusammen einen Begriff bezeichnen, bleibt eins weg. Das kann entweder das bestimmte oder das bestimmende sein. Bsp. *(train) rapide, (représentation) première, (via) strata* — Strasse, *Ascension (de Dieu)* Himmelfahrt (Christi); *defunctus vita*. Auch der Fall wird hierher gezogen, wo bei Verben das (selbstverständliche) Objekt weggelassen wird und diese so aus transitiven zu intransitiven werden: *exposer, recevoir, admettre, un magasin qui envoie, une maison qui liquide; (se) partir* = (sich) scheiden.

2. S. 23. Man bezeichnet einen Gegenstand nach dem Stoffe, aus dem er gefertigt ist: ein Eisen, ein Glas, oder etwas nach etwas anderem auf Grund äusserer Ähnlichkeit: Scharlach (die Krankheit), *monstrum;* — oder Stoffe nach Herkunftsort: *Bordeaux, calicot, faïence, sedan.*

3. Man nennt den Ort nach der Thätigkeit, die an ihm betrieben wird: *mercatus* Handel — *marché*, Markt = -platz, *entrée* = Eingang; *sortie* = im Ausgang. Hiermit berührt sich der Fall, dass ein Ort nach dem in ihm Enthaltenen benannt wird: *poële* Ofen — heizbares Zimmer; *bureau* Zahltisch — Geschäftszimmer; *capella* Mantel — Kapelle etc. Seltener sind die umgekehrten Fälle: engl. *stove*, etym. = Stube, heizbares Zimmer — Ofen; Pagode, Tempel — Bild des Götzen; *moneta* Münzgebäude — gemünztes Geld.

Zu einem allgemeineren Gesetze gehören wohl: afrz. *lodier* Bettdecke — faul; pg. *madraço* Kissen — Faulenzer; it. *poltro* faul zu ahd.

polstar. Nebenvorstellung wird hier zur Hauptvorstellung. S. hierüber Darmesteter *la vie des mots* S. 86. § 42.

4. Eine Thätigkeit wird genannt nach dem dazu erforderlichen Werkzeug; *lingua* Zunge — Sprache; *Stilus* Griffel — Schreiber; *eau-forte* Scheidewasser — Radierung; it. *pugno* Faust = -schlag. Umgekehrt: Zirkel; *poinçon* Pfriem von *punctio* das Stechen. Eine Spezialität des Bedeutungsgesetzes der Kausalität. Ebenso

5. Man bezeichnet das Objekt oder das Resultat einer Thätigkeit oder Gesinnung nach dieser: Arbeit = *opus; venatio* Jagd — Wildbret; *tonsionem* Schur — *toison* Schaffell, das Essen = *dîner, déjeuner, souper*.

6. Personen und Gegenstände erhalten ihren Namen von ihrer Thätigkeit oder dem Verhältnis, dem sie angehören; frz. *jeunesse, témoin* (aus *testimonium), service* (auch Geschirr), *ordonnance* (auch Bursche). Auch hier liegt causale Association vor.

7. S. 24. Der Grund wird aus der Folge bezeichnet (also Kausalverbindung): *inventio* Erfindung — Erfindungskraft; *parole* Rede — Sprechfähigkeit, = Sprache, *discours*. Umgekehrt it. *tosto* schnell, ursprünglich heiss.

8. Der Name des Thätigkeits- oder Lebenskreises wird übertragen auf Thätigkeit oder Gesinnung; *ménage* Haushalt — Sparsamkeit; engl. *kind*, artig zu Art, *to like*, heimisch. (Kausalverbindung).

9. Die Eigenschaft wird nach dem betr. Stoffe benannt: Scharlach, Purpur, *carmesino*, *vermiglio*. Hier liegt ebenfalls Kausalverbindung vor.

10. Zugehöriges nach der Hauptsache oder dem Träger: *traitement* Behandlung — Gehalt; *entrée* auch Eintrittsgeld, *action* auch Schein über Beteiligung an kaufmännischen Unternehmen; *devise* Abteilung — Abzeichen; *dôme* Kirche — Kuppel und *pavillon* Zelt — Flagge (das zuerst und bis zuletzt sichtbare). Wirksam sind hierbei die Associationen nach Über-, Neben- und Unterordnung, sowie der unabhängig existierenden simultanen Vorstellungen. Umgekehrt wird ein Gegenstand (Person) nach einem Merkmal benannt: *grisette* Stoff — Grisette; sp. *verdugo* Rute — Henker; Fähnlein, Reiter.

11. Ein Gegenstand, eine Darstellung oder Abbildung wird nach dem Urheber, Ereignis, dargestellten Gegenstard benannt; ein Cicero, Raphael, Apollo, Silhouette, *mannequin* (Kausalverbindung).

Aber auch umgekehrt: afz. *histoire* Erzählung — Vorfall; *memoria* Gedächtnis — Ereignis; *religio* auch Gegenstand der Verehrung.

12. Man bezeichnet nicht das Einzelwesen, sondern die Klasse, in die es gehört: Kamerad, Frauenzimmer, Bursche; frz. *recrue* Nachwuchs — Rekrut; *pendant* Gehänge (— *d'oreilles)* — Gegenstück (umgekehrt Paar: lat. *par* das mit einem anderen zusammengehörende, dann beide zusammengehörende). (Association eines Teiles zu einem Ganzen).

13. S. 25. Man überträgt bei Gegenständen oder Personen, die in einem Verhältnis zu einander stehen, eine Bezeichnung, die nur für den einen passt, auch auf den andern: „billiger" Preis ist ein zu billigender, gerechtfertigter Preis — billiger Gegenstand; ebenso reeller Preis — reelle Waare, reelles Geschäft, reeller Kaufmann, *infestus* gefährdet — gefährlich; *caecus, surdus, mutus* u. a., it. *lanterna ciega*, frz. gar *lanterne sourde;* blindes Glas, blinder Passagier, taube Nuss; engl. *deaf*. = unfruchtbar; *fides* = Vertrauen; *apprendre* lernen — lehren; afrz. *detteur* Schuldner und Gläubiger. Es ist dies einer der merkwürdigsten Fälle des Bedeutungswechsels. Denn hier findet bei den Eigenschaftswörtern eigentlich Beeinflussung durch das Substantiv statt, mit welchem das ihnen verbundene im Verhältnis steht und eine Kausalbeziehung ist es, welche den Wandel hervorruft. In manchen Fällen, wie taube Nuss, engl. *deaf*

unfruchtbar, haben, wie bei allen Metaphern, Analogien sich geltend gemacht und der Bedeutungswandel geht von der Ähnlichkeit des Verhältnisses aus. Bei *apprendre, detteur* und ähnlichen aber ist das die Bedeutungen Verbindende nur das Verhältnis.

14. S. 28. (Unter Beeinflussung). Ein Wort ändert seine Bedeutung deswegen, weil ein verwandtes, das die Bedeutung geändert hatte, es gewissermassen nachzog: lat. *bajulus* Träger, Last —, wurde als *bajula* Titel der Amme am kaiserlichen Hofe, Titel des Prinzenerziehers; *cheval ombrageux* ist ein seinen Schatten fürchtendes, scheues Pferd: *ombrage* Misstrauen; *ordre* heisst bis ins 17. Jh. Ordnung, dann Befehl, wohl durch Einfluss von *ordonner.*

S. 29. Unter Umständen kann auch dasselbe Wort sich in seiner Entwickelung beeinflussen: *gratia* heisst im Volkslat. und afz. Gunst, Verzeihung, alle weiteren heutigen Bedeutungen hat es erst durch Einwirkung von *gratia* auf gelehrtem Wege seit der Renaissance erworben. Diese Entwickelungen werden in den romanischen Sprachen gesondert zu behandeln sein. Ebenso wie auch die durch Ausdeutung bewirkten; z. B. *dispensare* ward gedeutet: von einem *pensum* befreien, und *incincta*: die ungegürtete, frz. *dispenser* und *enceinte.*

Nicht infolge etymologischer Verwandtschaft, sondern ähnlicher Bedeutung oder Verwendung ist Beeinflussung eingetreten in Fällen wie *à peu près* = it. *pressapoco; nul* wird auch mit *ne* verbunden nach Analogie von *aucun, personne.*

15. Bedeutungswandel wird herbeigeführt durch ein anklingendes etymol. unverwandtes Wort (Bastardbedeutungen); z. B. *cour* aus *cohors* durch *curia; sorry — sorrow; habiller — habit; souffreteux — souffrir; papillote — papier.* Hier werden auch die Fälle erwähnt, wo infolge volksetymol. Deutung sich neue Begriffe mit einem Worte verbinden, z. B. Vielfrass und englisch *mackerel* (Skeat).

16. S. 31. Unter Verschmelzung wird eine Klasse von Fällen zusammengefasst, denen gemeinsam ist, dass ein Wort, das in einer stehenden Verbindung vorzukommen pflegt, die dieser Verbindung zukommende Bedeutung in sich aufnimmt: *la maison Dédale* (Daedali), daher *le dédale, aucun, personne, rien, du tout, guère, pas, point, jamais* nehmen selbst negativen Sinn an, weil sie in negativen Sätzen vorzukommen pflegten. Misslich ist nur, dass unter Nr. II Bequemlichkeit diese Erscheinung schon besprochen war und nun mit Beeinflussung erklärt wird.

Ferner werden hier Fälle angeführt, wo man in stehenden Zusammensetzungen ein determinierendes Attribut im Laufe der Zeit als nur schildernd ansah und wegliess, nachdem es das determinierte Wort beeinflusst hatte; z. B. *sevrer* aus *sevrer de la mamelle, du lait; faire bonne chère* ursprüngl. „(einem Gaste] ein gutes Gesicht machen", d. h. ihn gut aufnehmen, bewirten; daher *chère*, besonders noch unter Einwirkung von *chair* = Bewirtung; *dépit* aus afz. *par, au, en despit* „aus Verachtung, zum Aerger", daher afz. = Aerger.

Bedeutungswandel nicht mit Bezug auf den begrifflichen Inhalt der Aussage, sondern mit Bezug auf ihre Kraft, aus solchen stehenden Verbindungen heraus, findet Verfasser beim pron. pers. und den Hilfsverben in der heutigen Konjugation, beim pron. demonstr. und Zahlwort in der heutigen Deklination. Beeinflussung seitens des ganzen Satzgefüges und infolge Bildung neuer grammatischer Funktionen soll sich auch durch die Entstehung der Konjunktionen aus Adverbien, die der Relativ-pron. aus Interrogativ- und Demonstrativ-pron. u. a. zeigen.

17. Auch durch den Gegensatz kann ein Wort ein anderes beeinflussen; *marâtre.* ursprünglich „Stiefmutter“ hatte die Bedeutung „Rabenmutter“ angenommen, daher setzte man *belle-mère* „liebe Mutter dafür“; so ist wohl *compendium* nur verständlich als Gegensatz zu *dispendium*, ebenso *concretus-abstractus*, Kapital Hauptsumme gegenüber den kleinen Posten der Zinsen; *grand-son* u. s. w. verdanken ihre seltsamen Namen ihrem Gegensatz *grand-father* u. s. w., wie andererseits *petit-enfant* gegenüber *grand-père.*

18. S. 33. Auch die emphatisch gebrauchten Worte führen zum Bedeutungswandel, indem hier das Pathos der Aussprache, die Betonung, der Klang der Stimme dahin führen, dem Worte eine andere Bedeutung zu geben. Unter günstigen Verhältnissen giebt dann ein Wort die ursprüngliche Bedeutung ab, nämlich, wenn ein anderes Wort existiert, das sie übernehmen kann, und behält nur die gesteigerte, z. B. Gewitter, mhd. *gewitere:* Wetter, Unwetter; vgl. *tempus-tempestas.* Erfolg, *succès, réussir; être de famille, personne de qualité.* An einen hervortretenden Vertreter einer Klasse, oder einen hervortretenden Teil eines Objektes heftet sich eine solche Beschränkung noch leichter: *urbs* = Rom, *campus* (Martius), *il torso* (scil. des Herkules von Belvedere), it. *pellegrino*, frz. *robe, livreé.* Dazu wird noch S. 34 bemerkt, dass die Entscheidung, in welche Bedeutung ein solches Wort übergehe und wie es sich spezialisiere, in erster Linie von dem vorhandenen Sprachbestand (Lücken) und der Kraft der Verbindungen (ihrer Beliebtheit) abhänge. *fortuna* Zufall — Glück, aber *fatum* Geschick — Verderben; prov. *astre* Gestirn: *benastruc* glücklich, *malastruc* unglücklich, *astruc* glücklich, *adastrar* beglücken.

Hier könnte vielleicht auch noch Platz finden, was H. Paul S. 158—59 seiner Prinzipien der Sprachgeschichte sagt, nämlich, dass eine Bedeutungserweiterung des Grundwortes oder des dem Sprachgefühl als solches erscheinenden Wortes sich leichter der Ableitung mitteile, als umgekehrt eine Bedeutungserweiterung der Ableitung dem Grundwort. Ferner, dass ein Name sich nach Richtungen hin entwickeln könne, nach denen es dem Verbum zu folgen unmöglich sei, und dass für das Adverbium manche Bedeutungsentwickelungen möglich werden, die dem Adjektivum unmöglich sind.

Unter V. Sinnliche Kraft des Ausdruckes.

19. S. 36. Die Bezeichnungen starker Gefühlskraft schwächen sich durch vielen Gebrauch zur Verstärkung ab: sehr, wenig; jüngeren Datums: furchtbar (lachen), fürchterlich (reich sein).

20. VI. Deutlichkeit. S. 37. Wörter, welche mehrere Bedeutungen haben, so dass Missverständnis dadurch möglich wird, schränken den Kreis ihrer Bedeutungen ein, sobald sich ein geeignetes Wort, auf das ein Teil der Bedeutungen übertragen werden kann, findet, z. B. *orteil* frz. = Gliedchen, Finger, Zehe; da aber *doigt* Finger existiert, wurde *orteil* auf die Bedeutung Zehe beschränkt.

21. S. 38. Ein Wort, das eine spezialisierte Bedeutung angenommen hat, lässt die allgemein fallen, wenn dafür Ersatz vorhanden ist; z. B. fromm, Witz, engl. *wit*, Hochzeit, Ehe, Urlaub, frz. *loisir, répit,* Mut, *courage.*

22. S. 38. Benutzung vorhandener Doppelformen ist ein Mittel, Klarheit zu erreichen; z. B. frz. *chaire — chaise;* engl. *cónjure — conjúre; mánkind — mankínd.* Dazu gehört auch Aenderung der Flexion, Trennung der Geschlechter oder Aenderung des Geschlechts; Vor- oder Nachstellung gewisser Adjektive im Franz., Zuhilfenahme von Prae- und Suffixen.

23. S. 39. VII. Zartgefühl. Will man ein Wort meiden, so tritt hierfür gewöhnlich eine vox media ein; hierher wären auch die Namen

zu rechnen: Metze aus Mechthild u. a. Oder man umschreibt das gemiedene Wort dadurch, dass man nur aussagt, das betr. Wesen oder die Eigenschaft oder Thätigkeit gehören in eine gewisse Klasse, welche die Art im allgemeinen charakterisiert: vitium, stuprum, schänden; die Bezeichnung der Art der Klasse, kann sogar wegbleiben: „das ist eine Sorte“, „*c'est une espèce*“, *créature*, Geschöpf, Person, Mensch; oder dadurch, dass man nur das äussere nennt, so implicite andeutend, es fehle nennenswerter Inhalt: *scortum*, Balg, Faulpelz; oder man verneint die entsprechende Tugend: Unzucht, unverschämt, nichtswürdig; — oder man nennt die Erscheinung euphemistisch: „bemitleidenswert“: elend = prov. *fraiditz*, *pitoyable*, *piteux* (afrz. = barmherzig) *misérable méchant;* oder man wählt Fremdworte: appartement, Kloset, Diarrhöe, Prostituierte, Idiot, borniert; — oder endlich, man wählt sogar edle Worte, welche dann also doppelt sinken: Eumeniden, *precari*, *fanaticus*, *béat*, *bonhomme*, *benêt*, *saint*.

24. S. 42. IX. Höflichkeit und Eitelkeit. Dreifacher Art sind die Wege, welche die Titel, wie andere Worte gehen; entweder sie bleiben ihrer ursprünglichen Bedeutung treu: it. *sergente* = (Gerichts) Diener; — oder sie haften fest, absolut genommen, an einer gewissen Stelle, der Höhe des Kulturstandes, auch wenn dieser wächst; da ja dann aber nach oben hin höhere Titel nötig werden, müssen jene Titel sinken, mindestens verhältnismässig; z. B. Hauptmann, in alter Zeit = oberster Feldherr, wurde nach und nach überragt und verdrängt durch Major (der Höhere scil. als der bis dahin Höchste) und Oberst (der über das Ganze gesetzt ist); oder der alte Titel behielt seinen alten Wert, relativ genommen, und steigt so mit der Entwickelung des Kulturlebens, z. B. *imperator* Leiter — Feldherr — Kaiser. Auch der Fall kommt vor, dass ein verbreiteter Titel einer Persönlichkeit so gefällt, dass sie ihn für sich vorbehält, andere davon ausschliesst: *Sanctitas* war in alter Zeit Titel vieler geistlicher Würdenträger; seit dem 14 Jh. haben ihn die Päbste für sich reserviert.

Aus den unter *Kulturwandel* verzeichneten Klassen lassen sich noch folgende Gesetze herausheben:

25. S. 8. Wenn sich vorhandene Dinge ändern, bleiben ihre Namen, z. B. *fabrica*, Werkstätte — Fabrik; *ville* aus *villa; cadran* aus *quadrans*. Ebenso bei Handlungen: *pendere* wägen — zahlen.

26. S. 9. c. Aenderung der Verhältnisse und Sitten: Eigentum und Besitz beginnen zuerst im Hirtenleben, also an der fahrenden Habe, später, sobald Ackerbau entspringt, wenden sie sich auf die liegende, auf den breiten Grund und Boden.

27. Neue Begriffe. S. 11 d. Haben neue Begriffe einmal moralische Bedeutung gewonnen, so haften sie an ihnen fest, die Worte sind geheiligt, profanem Gebrauch entzogen. Dasselbe beobachtet man mit Bezug auf das geistige Gebiet überhaupt.

28. S. 11 d. Äussere Begleiterscheinungen von Empfindungen werden zur Bezeichnung dieser selbst gebraucht: gt. *gariudjo* Erröten — Schamhaftigkeit, *φόβος* Flucht — Furcht; lt. *pallor* u. s. w.

29. S. 12. Sinnliche Dinge oder Verhältnisse bezeichnende Wörter werden auf innerliches übertragen: mhd. *Kumber* Zorn, lt. *horrere* Schrecken, Entsetzen; *angoisse; abattu* = niedergeschlagen, *animus*, *spiritus*, *πνεῦμα*, *ψυχή*.

Hierher gehört auch die Schaffung der Redeteile: der Substantiva aus den Adjektiven; der Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen aus den Nominibus u. s. w. Ebenso das Übergehen der Konjunktionen der Zeit in Konjunktionen des Grundes: weil, da, sintemal, *cum*, *puisque*, *ὅτε* u. a. und der Übergang der Demonstrativ- und Interrogativpronomina in Relativ-

pronomina: welcher, der, *who, which, that, what* u. a. Bei Betrachtung dieser Erscheinungen tritt uns auch die Frage entgegen: Wie entwickeln die logischen Beziehungen den Bedeutungswechsel der Wörter? Sind diese nicht auch unter die Gründe desselben zu bringen?

30. S. 13. Kulturverfall. Bedeutungswandel tritt ein durch den Verfall mancher Begriffe, die *figürlich gebraucht, umgedeutet* oder *umgewertet* werden.

Beispiele: Sündenbock, vogelfrei, brandmarken, *cadet*, it. *cruciamento*, frz. *niais, hagard.*

Beispiele für Umdeutung: Humor, Temperament, heissblütig, frz. *colère.*

Beispiele für Umwertung: Dämon, Idol, Götz (mhd. gottesdienstliche Bildsäule).

31. S. 14. Klassensprachen. Ein Wort in einem engeren Kreis gebraucht, erhält auch engere Bedeutung; Bsp. frz. *payer* bezahlen; das lat. *pacare* befriedigen wurde von den Juristen als term. techn. gewählt, um auszudrücken, dass ein gerichtlicher Streit durch Bezahlen des Verklagten geschlichtet wurde. Das Gegenteil tritt ein, wenn ein Wort in einer Klasse ein term. techn. geworden und aus dem engeren Kreis in den allgemeinen Gebrauch übergeht. Beispiel: *accoster, aborder, arriver, échouer, désarçonner, démonter.*

32. S. 18. Lückenbüsser (Stellvertreter). Verloren gehen kann ein Wort für eine Bedeutung entweder aus lautlichen Gründen, weil a, das Wort zu kurz oder klanglos wird, als dass es sich länger halten könnte; b, weil es zu unbildsam oder seine Flexion zu unregelmässig ist, oder aber aus semasiologischen Gründen, weil c, Unklarheit entsteht, oder d, aus Rücksicht (Scheu) oder e, weil das Wort eine andere Bedeutung angenommen hat, oder f, weil das Wort veraltet und stirbt.

33. S. 20. Zeitwörter werden in ihrer Bedeutung besonders durch ihre Objekte beeinflusst, Bsp. *orare*, das die Bedeutung „beten“ durch *orare deos, deum* seit Livius gewonnen.

34. S. 20. Worte gehen in ihrer Selbstständigkeit verloren, weil sie zu Zusammensetzungen gebraucht werden: z. B. *heit — tum — schaft.*

35. S. 8. Arten werden nach den Gattungen benannt und umgekehrt: lat. *aes* und Erz; *fenestra* Öffnung — Fenster. So auch bei den Handlungen, z. B. *charger, write.*

Dies sind die wichtigsten Erscheinungen, welche der Verfasser unter den verschiedenen Gründen des Bedeutungswechsels uns vorführt und bei künftigen Arbeiten Berücksichtigung zu verdienen scheinen. Der Wert der Einteilung, durch welche viele Fälle des Bedeutungswandels mit gleichem Recht unter verschiedenen Klassen untergebracht werden (man vergleiche I. Bedürfnis B., c) Klarheit, d) Rücksicht mit VI. Deutlichkeit und VII. Zartgefühl), wurde bereits behandelt und so erübrigt nur noch einige Einzelheiten genauer zu betrachten.

S. 6 ist richtig bemerkt: „Das Volk weiss in den meisten Fällen natürlich nichts von etymologischer Abstammung und Verwandtschaft oder beachtet sie nicht (*orare* neben *oratio, orator, épiloguer* neben *épilogue;* it. *quattrinajo — quattrinata;* fz. *reculer — cul*, it. *rinculare — culo)* und kennt somit nicht die einem Worte innewohnende Grundbedeutung.

Hier gehören die eingeschlossenen Beispiele nicht zum Bedeutungswandel, sondern sind Neuschöpfungen, gerade so wie die modernen *cycler (cycle), pédaler (pédale), tourister (touriste)* oder dtsch. „aufmandeln“ von Mandel.

S. 17. Wörter, welche als term. techn. in eine andere Sprache übergehen, sind wohl beim Bedeutungswandel nicht zu berücksichtigen, sofern sie dabei nicht ihre Bedeutung ändern.

Ebendaselbs wird auch gesagt, dass Wörtern, welche aus den gebildeten Klassen stammen, oft vom Volke eine schlimme Bedeutung gegeben werde. Die angeführten, *pérorer* hochtrabend reden und *épiloguer* bekritteln, sind aber gewiss nicht vom „*Volke*" umgedeutet worden.

Unter den Klassen, welche die fruchtbarste Thätigkeit für die Entwickelung der Bedeutungen entfaltet haben, werden genannt die Kirche, die Juristen, die Künste, die Wissenschaften, das Kriegerleben, das Ritterleben, die Förstersprache, die Landwirtschaft, die Küche, die Handwerke, das Theater, die Stutzersprache, die Familie, die Städte, die Namen einiger Sprachen, Wörter, welche als term. techn. in eine andere Sprache übergehen, Ausschweifungen der Frauenverehrung, Gaunersprache, Zeitverhältnisse. Eine höchst verwirrende Verteilung der verschiedenen Klassenthätigkeiten.

S. 20. Beachtung verdient, was hier über Herbeiführung eines Bedeutungswandels durch einen vorhergehenden gesagt wird. Beispiele: *orare* (zu *os* gehörig) hiess ursprünglich reden; als *quaeso* (neben *quaero)* ausstarb, trat *orare*, das durch die beliebte Verbindung mit *aequum* und *jus* schon dazu neigte, dafür ein, und *dicere* (etym. und ursprüngl. gleich *δεικνύναι*; (vgl. *digitus index;* zeigen — anzeigen) übernahm die Bedeutung von *orare;* als dann *orare* die Bedeutung „beten" gewann, übernahm *rogare*, bis dahin = fragen, die alte Bedeutung bitten; *αἰγανέη* urspr. = „Eiche", dann (eichener) Speer, liess wegen der neugewonnenen Bedeutung die alte fallen und *δρῦς* trat mit dafür ein.

S. 21. Auch Bequemlichkeit, welche als Grund des Bedeutungswechsels genannt wird, scheint wie das Bedürfnis nicht geeignet zu sein als besondere Klasse desselben aufzutreten; denn es ist überall im Spiel und erscheint als die psychische Notwendigkeit mit den einfachsten Mitteln Vorstellungen mitzuteilen. Man nimmt eben, um mit dem Verfasser zu reden, das Wort, welches sich am ersten darbietet, selbst wenn es nicht genau stimmt. Bsp. *βίος* Leben, Lebenszeit, Lebensweise, Lebensloos, Lebensunterhalt, Gewerbe, Vermögen, Lebensbeschreibung, Welt.

S. 26 ist zum Nachahmungstrieb zu sagen, dass derselbe eben so wenig geeignet ist, eine besondere Klasse des Bedeutungswandels zu bilden, denn ein jeder ist individuell bevor er allgemein wird.

Zu S. 28. IV. Beeinflussung. Diese Erscheinung gehört zu den Associationen, bei denen sie mit dem syntaktischen Bedeutungswandel näher zu behandeln ist.

S. 34. Sinnliche Kraft des Ausdruckes entspricht einem psychischen Bedürfnis nach Lebendigkeit der Vorstellungen und ist ein Hauptfaktor im Leben der Sprache. Sie hängt zusammen mit der Entwickelung der Phantasie und wird sich daher am geeignetsten bei Betrachtung des Einflusses der Kultur den ästhetischen Erscheinungen unterordnen lassen, wie auch die auf Zartgefühl, Höflichkeit, Eitelkeit, Zorn und Scherz beruhenden Bedeutungsänderungen.

S. 36. Deutlichkeit ist ein intellektuelles Bedürfnis, dessen Wirksamkeit in der Sprache bei fortschreitender Kultur sich immer fühlbarer machen muss. Auf dem Wirken des Intellekts beruht auch der durch logische Beziehungen herbeigeführte Bedeutungswechsel.

S. 44. X. Willkür. Von einer solchen kann beim Bedeutungswechsel wohl keine Rede sein, wie auch die beigebrachten Beispiele selbst bezeugen. Wenn die Namen *Julius* und *Augustus* für *quinctilis* und *sextilis* eingesetzt werden, und „Schreiber" durch „Sekretär" verdrängt wird, so

lassen sich recht wohl andere Gründe hierfür auffinden als das blosse Dekretieren, das hier unter „Willkür“ verstanden wird.

Schliesslich wäre noch des ethischen Fortschrittes als eines Grundes des Bedeutungswechsels zu erwähnen, wie er sich namentlich in Ausbildung der ethischen Begriffe und deren Umwertung zeigt. Als interessante Beispiele der letzteren treffen wir hier S. 12 „Demut“, eigentlich Knechtgesinnung, vgl. ταπεινοφροσύνη zu ταπεινός armselig, gering, gt. *hauneins* zu *haunjan*, ahd. *hônjon* schmähen, also = Selbstschmähung, Selbsterniedrigung; vgl. *humilis,* = ταπεινός, für den Römer einen Tadel ausdrückend, gegenüber frz. *humble* bescheiden, demütig, ein Lob aussprechend (vgl. den Gegensatz dazu in αὐτάρκεια (Epikur) — fz. *suffisance*, engl. *self - sufficiency).* Sehr belehrend in dieser Hinsicht ist auch Lecky in seiner *History of European Morals.*

K. Morgenroth.

Zatelli, Domenico. *La deuxième année de grammaire.* Programm der Scuola reale superiore Elisabettina von Rovereto. 1894. 54 S.

Zur Orientierung der Leser dieser *Zeitschrift* wollen wir mitteilen, dass Französisch nur in den drei obersten Klassen der italienischen Oberrealschulen Österreichs (also in der V., VI. und VII. Klasse) gelehrt wird und dass dieser Sprache in jeder dieser Klassen nur drei wöchentliche Stunden eingeräumt sind. Der grammatische Lehrstoff im Französischen verteilt sich, wie wir den Schulnachrichten des obigen Programmes entnehmen, folgendermassen auf die einzelnen Jahrgänge: V. Kl.: „*Regole della pronuncia e del leggere, compresa la teoria degli accenti; teoria delle parti flessibili del discorso, compresi i verbi irregolari, che più frequentemente occorrono; regole sintattiche necessarie all'intelligenza dei più facili componimenti in prosa*“; VI. Kl.: „*Riepilogo e completamento della materia spiegata l'anno antecedente; teoria dei verbi irregolari distinti in gruppi secondi i varî mutamenti fonetici; parti inflessibili del discorso; nozioni generali sulla formazione dei vocaboli; sintassi delle variè parti del discorso; uso degli ausiliari; teoria dei tempi e dei modi; reggimento del verbo*“; VII. Kl.: „*Completamento della sintassi; regole sui participi; il periodo e le proposizioni elittiche*“.

Nachdem der Verfasser in seiner Programmarbeit vom Jahre 1892 *Il primo capitolo di un corso di lingua francese per le scuole* (siehe diese *Zeitschrift*, XVI², p. 185 f.) gezeigt hat, wie er sich den französischen Unterricht im ersten Jahre (d. h. in der V. Kl. seiner Anstalt) denkt, entwirft er nun einen Plan für den französischen Unterricht in der nächst höheren Klasse. In seiner „*La deuxième année de grammaire*“ betitelten Arbeit veröffentlicht er vorläufig eine ausführliche Lautlehre, der später ausgewählte Kapitel aus der Formenlehre und Syntax folgen sollen. Unter den Werken, die der Verfasser für seine Abhandlung benutzt hat, führt er auch die *Zeitschrift für das Realschulwesen* an. Er meint wohl die Aufsätze des Referenten *Zur Bindung in der französischen Lectüre (Zeitschrift f. d. R.* XV, 317—334) und *Über die Aussprache des französischen unbetonten e in consonantischer Umgebung* (ib. XVII, 65—78), die in den §§ 18—20 *(Le son e sourd)* und 44—46 *(Prononciation des consonnes dans la liaison des mots)* ausgiebig verwertet erscheinen. In der Behandlung der „*liaison*“ weicht er vom Referenten darin ab, dass er sagt, dass nicht nur die Verbalendung *-t*, sondern auch die Verbalendung *-s* in der vertraulichen Unterhaltung gebunden werde (p. 53). Glaubt er aber wirklich, dass ein Franzose

in zwangloser Unterhaltung *je dois͡expédier cette lettre, attendez͡un moment. je vais͡à l'école* ausspricht?

Wie in der Besprechung von Zatelli's Programmarbeit vom Jahre 1892, muss ich es auch hier auffallend finden, dass der Verfasser nicht die beiden Arten des *a* auseinanderhält und dass er in den Wörtern *les, des, mes, tes, ses, ces* ein *e ouvert* liest. Man vergleiche zu diesem letzteren Punkte die Antwort, die Paul Passy auf eine diesbezügliche Anfrage in *Le Maître Phonétique* (Oktober 1894, p. 164) giebt: *La prononciation „lε, dε, mε, tε, sε" est enseignée par tous les maîtres d'orthoëpie, de déclamation et de chant; pourquoi, c'est ce que je serais bien embarrassé pour dire. D'après M. Gaston Paris la voyelle de ces mots était déjà (e) en vieux français, au XI*[e] *siècle. Je ne crois pas qu'elle ait changée depuis. En tous cas, c'est toujours (e) en français moderne; quelquefois, quand les mots sont tout à fait faibles, ce (e) est légèrement modifié, mais reste toujours plus près de (e) que de (ε). En chantant, dans le discours public, et sans doute aussi sur la scène, beaucoup de personnes emploient artificiellement (ε), presque (æ); mais cette prononciation, qui n'est rien moins qu'universelle même dans le chant, serait ridicule en conversation ou dans une lecture en famille.* — Dass der Verfasser, der doch mit der modernen Phonetik wohl vertraut ist, sich noch immer nicht von dem geschriebenen Buchstaben freimachen kann, beweisen die Regeln, die er S. 11 über die Quantität der Vocale aufstellt. Die betonten Vocale sind nach ihm lang: „1. *Lorsqu'elles sont surmontées d'un accent circonflexe et suivies d'une ou de plusieurs consonnes prononcées. 2. Lorsqu'on ne fait plus sentir après elles que l'un ou l'autre des sons suivants: v, r, ž, z et dans bien des mots s*". Dann folgt S. 12 die Regel: *Dans les finales avec l mouillée, la voyelle qui précède le son i est longue ou demi-longue, et c'est sur elle que la voix s'appuie, lorsqu'on prononce le mot.* Dieser Zusatz wäre überflüssig gewesen, wenn der Verfasser oben in Regel 2 zu den Lauten *v, r, ž, z* auch den Laut *j* gesetzt hätte.

TROPPAU. J. ELLINGER.

Ricken, Dr. Wilh., *Neues Elementarbuch der französischen Sprache für Gymnasien und Realgymnasien.* V. 141 S. gr. 8°. Berlin, Gronau, 1893. Geb. Mk. 2.—.

— *Grammatik der französischen Sprache für deutsche Schulen.* X. 118 S. gr. 8°. Ebendas. 1893. Geb. Mk. 1,50.

Die Vorzüge der früher erschienenen Lehrbücher des Verfassers, geschmackvolle und didaktisch richtige Auswahl der Übungstexte und klare Entwickelung der grammatischen Erscheinungen, zeichnen auch die oben verzeichneten Werke aus, welche den Forderungen der neuen preussischen Lehrpläne ihre Entstehung verdanken.

Die Texte des *Elementarbuches* bieten für den ersten Unterricht die denkbar einfachsten sprachlichen Gestaltungen, Vers und Prosa, dem Kreise der täglichen Anschauung entnommen und so eingerichtet, dass Wort- und Formenschatz ganz allmählich sich erweitern und das früher Erlernte in reicherem Zusammenhange immer wieder vorkommt. Übungsaufgaben (S. 69 bis 88) leiten zu tüchtiger und gründlicher Durcharbeitung der Lesestücke an, indem sie zugleich die Auffassung der sprachlichen Formen vertiefen. Eine elementare Grammatik (S. 26 bis 68), welche die ganze Formenlehre, auch die gebräuchlichsten unregelmässigen Zeitwörter

in der Auffassung und Anordnung abhandelt, welche die Schüler später in der Grammatik des Verfassers wiederfinden werden, sammelt allen hierher gehörigen Stoff, den die Lektüre bietet, in klarster Darstellung. S. 89 bis 106 geben eine „Schule des Übersetzens ins Französische", welche den wertvollsten Teil des Buches bildet. Zwar hält auch der Referent das Übersetzen ins Französische auf den ersten Unterrichtsstufen für eine Thätigkeit, welche den erwarteten Erfolg selten einbringt und die Ergebnisse des übrigen Unterrichts oft genug schädigt; der neue Lehrplan der badischen Realschulen verdrängt diese Übungen auch ganz aus den untersten Kursen: wo indessen die Lehrpläne derartiges noch fordern, wird man an das Muster dieser Ricken'schen Übersetzungsschule sich mit Nutzen halten können, da sie in hervorragender Weise zeigt, wie das an der Lektüre Erlernte für neue und interessante Inhalte verwertet werden kann. Ein tabellarischer Überblick über die gesamte Conjugation und sorgfältige Vokabularien schliessen das Buch, das für fünf Schulhalbjahre Stoff bietet.

Die *Grammatik* kann im Anschlusse an das Elementarbuch gebraucht werden; sie eignet sich aber für alle Lehrstufen, denen die Durchnahme einer ausführlichen Grammatik nach einem elementaren Vorkursus obliegt. Über Aussprache finden wir weder im Elementarbuche noch in der Grammatik eine Mitteilung; diese Kapitel sprechen ja in der Regel mehr zum Lehrer als zum Schüler. Die Grammatik behandelt zunächst die Formenlehre, welche mit dem Zeitworte beginnt. Hier werden zwei „lebende" Conjugationen (*porter*, *punir*) und eine „tote (abgestorbene)" angesetzt. Zur letzteren sind ausser den Verben in *re* auch die nichtinchoativen in *ir* gezogen. Damit ist die Anordnung nach den Infinitivendungen durchbrochen. Dagegen ist kein wesentlicher Einwand zu erheben. Es wäre dann nur erforderlich, dass für die Gruppierung der sogenannten unregelmässigen Zeitwörter augenfällige Merkmale anderer Art den Einteilungsgrund abgäben. Das ist aber bei Ricken nicht durchaus der Fall. Die Veränderung des Stammvokals im Präsens charakterisiert hierfür nicht genügend, wie schon der Umstand zeigt, dass dabei *vouloir* und *valoir* in verschiedene Klassen gereiht werden müssen. Sonst ist die Behandlung auch dieses Teiles der Grammatik sehr gut. Historische Grammatik wird sparsam, aber immer mit guter pädagogischer Einsicht herangezogen (vgl. S. 18). Der Abschnitt über das Pronomen zeigt, wie in allen französischen Grammatiken, das didaktische Geschick des Verfassers. Wir möchten hier nur die Frage aufwerfen, ob man nicht besser thäte, beim Interrogativpronomen nicht vom Geschlecht zu reden, das der Fragende ja doch nicht weiss, und die Formen so anzusetzen: für die persönliche Frage Nomin. *qui?* Acc. *qui?* — für die sachliche: Nomin. *que?* Acc. *que?* Dadurch würde der Unterschied vom Relativum, bei welchem *qui* für beide Nominative, *que* für beide Accusative gilt, deutlicher werden. Etwas zu umständlich sind vielleicht die Regeln über die Wortstellung, sehr gut aber die Regeln über die Stellung des attributiven Adjektivs, die von der Betonung ausgehen. Auch die unpersönlichen Zeitwörter werden hübsch behandelt. Der Verfasser nimmt dabei Rücksicht auf das Deutsche, was nur zu billigen ist. Dabei hätte wohl eine Bemerkung einfliessen können darüber, dass in Sätzen wie „es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen" nur Satzfüllung mittels „es" vorliegt, aber kein Impersonale. Gleiches Lob verdient die Tempuslehre. Wir würden aber nicht sagen, dass das Präsens für die „in der Gegenwart verlaufende" Handlung gebraucht werde. Es kommt hier nur darauf an, dass der Sprechende die Handlung als gegenwärtig „sich vorstellt", womit das sentenziöse und das historische Präsens ebenfalls erklärt sind. Die Moduslehre ist durchaus

rationell, an einzelnen Stellen aber schwieriger als gewöhnlich gestaltet (S. 67). Der vom Verbum abhängige Infinitiv finge wohl besser mit der Construktion durch *à* (*chercher à*) an. Das sind die konkreteren Fälle und die weniger zahlreichen; alles Übrige würde dann der Construktion mit *de* zufallen, denn der Infinitiv ohne Präposition steht eigentlich nur nach Verben der Modalität, die man zum voraus besonders behandeln muss. — Viele Einzelheiten giebt Ricken in Bemerkungen zu und unter dem Text. Das ist ganz zweckmässig; leider ist der Druck an diesen Stellen zu klein.

Da Rickens Bücher hervorragende didaktische Leistungen sind, so möge es gestattet sein, einen nicht ganz unwichtigen didaktischen Wunsch zum Schlusse dieser Besprechung zu äussern. Wir fassen die Grammatik heute nicht mehr als eine mehr oder weniger geordnete Zusammenstellung von Dingen auf, die man sagen darf oder nicht sagen darf; sie ist auch für die Schule heute eine Darstellung der sprachlichen Organisation. Darum muss die Regel als das das Leben der Sprache beherrschende Gesetz ganz in den Vordergrund der Darstellung treten. Die sogenannten Ausnahmen, welche an den Grenzgebieten oder unter der Friktion zusammenwirkender Gesetze entstehen, müssen vom Grundtexte der Grammatik, womöglich mit Erklärung des Grundes der Anomalie, deutlich ausgeschieden werden. Das verlangt aber auch die didaktische Rücksicht, und dagegen wird bei Ricken noch manchmal verstossen. Ausnahmen sollen jedenfalls nicht in Paranthesen in die Regel selbst hineingekeilt werden (S. 7 *geler, celer* u. s. w.) Wir möchten aus diesen trefflichen Büchern auch diese kleinen Schatten gern entfernt haben.

Dr. E. von Sallwürk.

Ohlert, Arnold, *Deutsch-Französisches Übungsbuch.* Im Anschluss an die französischen Unterrichtsbücher des Verfassers. 1,20 M. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1894.

Im Anschluss an sein *Lese- und Lehrbuch der franz. Sprache* und sein *Franz. Lesebuch* hat Ohlert ein Übungsbuch herausgegeben, welches Materialien, sowohl in zusammenhängenden Stücken, als auch in Einzelsätzen, zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Franz. bietet. Von den 90 Lesestücken des *Lese- und Lehrbuches* sind hier 14 zum Zweck der Rückübersetzung umgeformt, und von den 87 Stücken des *Franz. Lesebuches* finden sich hier 66 wieder. Diese Stoffe sind geschickt gewählt und inhaltlich im allgemeinen interessant. Zuerst sind es ganz kleine, dem Anschauungskreise der Anfangsstufe angepasste Stückchen, welche sich auch noch ganz eng an das französische Original anlehnen. Dann folgen Stoffe aus allen möglichen Gebieten: Erzählungen, Legenden, Fabeln, geographische und geschichtliche Stücke, mit besonderer Berücksichtigung der Landes- und Volkskunde. Allmählich werden die Umformungen freier und entfernen sich etwas weiter von ihrer französischen Vorlage als am Anfang. Am Fusse der Seiten erleichtern Anmerkungen das Übersetzen solcher Wendungen, die sich im franz. Texte nicht finden, und ein genaues Wörterverzeichnis am Schluss des Buches enthält die in demselben vorkommenden Vokabeln. Auf die zusammhängenden Stücke folgen noch eine Anzahl deutscher Einzelsätze zur Einprägung der Verba und ihrer Rektion, nämlich: 1) *aller, venir,* und andere Verben der Bewegung. 2) *être, devenir, se faire.* 3) lassen. 4) *pouvoir, savoir.* 5) *être assis, être debout, être couché, s'asseoir* etc. 6) *lever, s'élever, coucher* etc.

7) müssen, sollen, dürfen, brauchen, verdanken. 8) Eigentümliche, vom Deutschen abweichende Volkskonstruktionen. 9) Vermische Beispiele für den Gebrauch des Konjunktivs. 20) Partizipium des Perfekts.

Über den Wert des Übersetzens aus der Muttersprache in die fremde gehen die Meinungen der Fachgenossen ja noch immer weit auseinander. Da sind auf der einen Seite die Anhänger einer extremen Richtung, welche den Gebrauch der Muttersprache aus dem fremdsprachlichen Unterrichte möglichst ganz verbannen wollen und ein fortwährendes Vergleichen der beiden Sprachen mit einander für schädlich halten. Freie Übungen in der fremden Sprache sollen an Stelle des Übersetzens treten. Einer der bekanntesten Vertreter dieser Richtung ist Klinghardt. — Andere legen nach wie vor grossen Wert auf das Hinübersetzen und verlangen, dass der Schüler imstande sei, selbst schwierigere Stücke, ohne Anlehnung an ein fremdes Original, womöglich deutsche Klassiker, in die fremde Sprache zu übertragen. Zwischen diesen und jenen giebt es eine vermittelnde Richtung, welche das Hinübersetzen in der Weise zulässt, dass der Schüler sich zuerst ganz eng an den fremden Text anlehne und erst nach und nach von demselben entferne, bis er schliesslich vor die Aufgabe gestellt wird, auch ganz freie deutsche Stücke, die jedoch leichten Inhalts sind und keine „grammatischen Fussangeln“ enthalten, zu übertragen. Auf diesem Standpunkt steht der neue preussische Lehrplan; auf ihn hat sich auch Ohlert gestellt und er hat durch sein Übungsbuch seinen franz. Lehrbüchern ein recht brauchbares Hilfsmittel hinzugefügt.

Im Vorwort kennzeichnet der Verfasser in richtiger Weise seinen Standpunkt. Er bemerkt, dass es ohne Übungen im Hinübersetzen unmöglich ist, das eine von dem Lehrplan vorgeschriebene Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts zu erreichen, nämlich die Fähigkeit des Schülers, bei der Abgangsprüfung einen freien deutschen Text in das Französische zu übertragen. Diese Fertigkeit kann nicht mit einem Male erlangt werden, sondern muss während der ganzen Unterrichtszeit allmählich ausgebildet werden. Nur soll man nicht allzufrüh mit derartigen Übungen beginnen; man lasse erst den Schüler ein wenig in die fremde Sprache eindringen und sich einen gewissen Vorrat von Vokabeln und Redewendungen aneignen, ehe man aus dem Deutschen zu übersetzen beginnt; frühestens geschehe das im letzten Vierteljahr des Anfangsunterrichts; ja, ich meine, man kann diese Übungen sogar noch länger hinausschieben, ohne den Unterricht zu schädigen.

Die zweite Frage ist die, ob man dem Schüler nur zusammenhängende Stücke zum Übersetzen bietet, oder auch Einzelsätze. Ich stelle mich auch hier auf Ohlerts Standpunkt: im allgemeinen gebe man zusammenhängende Stücke, zunächst im Anschluss an Gelesenes, später freie Stücke, und nur zur Einübung bestimmter grammatischer Regeln greife man zu Einzelsätzen, welche die betreffende grammatische Erscheinung illustrieren, welche jedoch auch vorzugsweise aus dem Lesestoff genommen werden mögen. Zu diesem Zweck hat Ohlert Einzelsätze zur Einübung des Verbums in sein Buch aufgenommen.

Mit Recht bezeichnet der Verf. es als „ungemein schwierig“, beiden Forderungen des Lehrplanes gerecht zu werden, nämlich den Schüler dahin zu bringen, dass er bei der Abgangsprüfung ein Stück aus dem Deutschen ins Franz. übersetzte und auch die fremde Sprache in nicht geringem Masse, schriftlich wie mündlich, beherrsche. Die Einheitlichkeit der Unterrichtsmethode leidet bedenklich unter dieser doppelten Forderung und die Erfolge, die sonst der Unterricht bei einer konsequent durchgeführten Reformmethode aufweisen könnte, werden auf diese Weise bedeutend eingeschränkt. Dazu kommt noch das unglückselige Schlagwort der „sprach-

lich-logischen Schulung", welches während des ganzen Kampfes der neuen Methode um ihre Daseinsberechtigung so oft von gegnerischer Seite ins Treffen geführt worden ist. Da kann nach der Meinung der einen nur der Unterricht in den alten Sprachen diese vielgepriesene „formale Bildung des Geistes" gewähren, während die anderen zwar zugeben, dass auch wohl die neueren Sprachen dazu fähig wären, aber nimmer, wenn sie nach der Reformmethode betrieben werden. Dadurch, dass die neuen Lehrpläne einen Kompromiss zwischen alter und neuer Methode versucht, aber doch den Begriff der „sprachlich-logischen Schulung" nicht haben aufgeben wollen, hat man im Lehrplan für die Oberrealschule eine Inkonsequenz nicht vermeiden können: einerseits nämlich soll gerade auf diesen Anstalten das Französische schon in Sexta, an Stelle des Lateinischen, die sprachlich-logische Bildung des Geistes übernehmen und daher hier systematischer betrieben werden als im Anfangsunterricht des Gymnasiums und Realgymnasiums; anderseits ist auf derselben Seite der Lehrpläne (S. 34) ausdrücklich gesagt, dass die Grammatik zwar schon in Sexta begonnen, aber erst in Quinta „systematisch" durchgenommen werden soll. Wo bleibt da die „formale Bildung" der Sextaner?

Man erkenne doch endlich an, dass das Ziel der Spracherlernung die Fähigkeit ist, diese Sprache bis zu einem bestimmten Grade zu verstehen und frei zu gebrauchen, und man gebe die „Fabel" von der formalen Bildung auf, die, wie Rein in seiner Pädagogik[1]) sich ausdrückt, „auf einer ebenso rohen Anschauung des geistigen Lebens beruht, wie die Hypothese des Materialismus . . . . Es kann eben keins der Lehrfächer als Universalmittel angesehen werden, deren intensiver Betrieb die formale Kraft zur Bewältigung aller übrigen Stoffreihen hervorrufen könnte. Vielmehr haben alle nebeneinander Berücksichtigung zu finden, wenn die wahre Vielseitigkeit des Interesses erreicht werden soll".

ELBING. DR. BLOCK.

Wolter, E. ***Frankreich. Geschichte, Land und Leute.*** Ein Lese- und Realienbuch für den französischen Unterricht. In 2 Teilen. Erster Teil: *Histoire et Biographies.* Berlin 1894. R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser, welcher schon durch sein 1889 und 90 erschienenes vortreffliches „*Lehr- und Lesebuch der französ. Sprache*" bekannt ist, hat jetzt ein Lesebuch veröffentlicht, das sich für die mittleren und auch für die oberen Klassen eignet. Die historischen Lesestücke behandeln die wichtigsten Perioden der französischen Geschichte, von der gallischen Zeit bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der französischen Revolution und des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, woran sich ein kurzer Überblick über die Verfassung Frankreichs anschliesst. Mehrere Stammtafeln der französischen Regentenfamilien, sowie kleine Kärtchen von Elsass-Lothringen, dem Schlachtfelde von Sedan und von Paris mit Umgebung tragen wesentlich zum besseren Verständnis des Textes bei. Der die Biographien enthaltende zweite Teil des Buches bietet Lebensbeschreibungen von bedeutenden französischen Gelehrten, Dichtern und Erfindern, und zwar in chronologischer Reihenfolge. In der im Anfange des Buches befindlichen reichhaltigen Bibliographie zitiert der Verfasser

[1]) Rein, *Pädagogik im Grundriss*, Stuttgart, 1890 (Sammlung Göschen), S. 96.

alle historischen, geographischen, biographischen, litterargeschichtlichen und sonstigen wissenschaftlichen Werke und Nachschlagebücher, aus welchen er Proben entnommen oder die er für den Kommentar benutzt hat, denn ein solcher befindet sich am Fusse der einzelnen Seiten des Buches. Am Schlusse findet sich ein genaues alphabetisches Namensverzeichnis, dann folgen Stammtafeln der Capetinger, Valois, Bourbons und Orléans sowie der Familie Bonaparte, und endlich zwei übersichtliche Karten von Frankreich, die eine mit den alten Provinzen, die andere mit den Departements, welche durch verschiedene Farben unterschieden sind.

Das Buch verdient in jeder Hinsicht Lob. Die Lesestücke sind geschickt ausgewählt, der Stil ist einfach, fliessend und klar und die Anmerkungen sind mit der grössten Genauigkeit geschrieben. Nur ganz wenige Druckfehler sind mir aufgefallen:

S. VI muss es heissen: *Joanne*, *Dictionnaire géograqhique et administratif de la France.*

S. 44, Anm. 1: Karl der Kühne ist 1433 geboren.

S. 75, Z. 4 fehlt hinter *députés* ein Komma.

S. 121, Z. 33 ist zu lesen: *pressés*, und: *vouz allez.*

Zu einigen Stellen möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben. S. 19, Anm. 2 wird afr. *oil (= oui)* aus lat. *hoc illud* hergeleitet, was lautlich unmöglich ist. Vgl. jetzt G. Paris, *Romania* XXIII, S. 161 fg: „*Le pronom neutre de la 3e personne en français*". Dieselbe Wiederholung eines pronominalen Subjektes bei der Bejahungs- und Verneinungspartikel findet sich auch im Mhd., z. B.: Lebet er noch? jâ er. Welt ir mich? nein ich. Geklagete si ir herren? nein si niht. (Vgl. Paul, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 1884, S. 157).

S. 72, Anm. ist *mansarde* erklärt als „*fenêtre sur un toil à comble brisé*", während es doch auch die Wohnung bezeichnet: *petit logement pratiqué dans un comble* (Larousse, *Nouveau Dictionnaire illustré).*

S. 106, Anm. 2 ist *au-dessus du tombeau* ungenau. Die Marmortafel mit den Worten aus dem Testamente Napoleons I. befindet sich über der grossen Thür, welche in die offene Krypta führt, in der sich der Sarg des Kaisers befindet.

Das Buch eignet sich zur Klassenlektüre etwa in Obertertia oder Untersekunda; doch kann es auch in den oberen Klassen mit Vorteil als Grundlage zu Sprech- und Aufsatzübungen verwendet werden.

ELBING. DR. BLOCK.

Schild. *Elementarbuch der französischen Sprache nach den Grundsätzen der Anschauungsmethode und unter Benutzung der acht Hölzelschen Wandbilder verfasst.* I. u. II. Teil, Basel, E. Birkhäuser, 1894.

Wenn irgendwo in einem Lande deutscher Zunge, so musste sich vor allem in der Schweiz das Bedürfnis geltend machen, den französischen Unterricht der neueren Lehrmethode gemäss zu gestalten, weil man dadurch die eminent praktischen Ziele desselben an schweizerischen Schulen am besten erreichen zu können hoffen durfte. Dementsprechend sind denn auch hier eine Anzahl Lehrbücher geschrieben worden, welche den besonderen Bedürfnissen der Schulen in der Schweiz dienen sollen, und naturgemäss bevorzugen sie gerade die Methode, welche am besten ge-

eignet erscheint, das Ziel der Sprechfertigkeit zu erreichen, nämlich die Verarbeitung von Anschauungsstoff durch unausgesetzte, möglichst vielseitig gestaltete Konversation. So hat auch Schild in dem oben angeführten *Elementarbuch* einen für seine Zwecke meist recht geschickt gewählten anschaulichen Übungsstoff für den ersten Unterricht fast nur konversatorisch behandelt, und auch in den folgenden Abschnitten, welche den Lehrstoff meist in zusammenhängender Erzählung oder Beschreibung bieten, nimmt die Konversation neben zahlreichen mündlichen Übungen zur Einübung der Formenlehre einen breiten Raum ein. Wenn wir auch gern zugestehen, dass durch einen Unterricht nach dieser Methode eine ausserordentliche Gewandtheit im mündlichen Gebrauch der Sprache und genügende Sicherheit in der Grammatik erzielt werden kann, so werden diese Erfolge unseres Erachtens doch nur dann möglich sein, wenn der Lehrer, bei nicht sehr vollen Klassen, über eine reichlich bemessene Stundenzahl verfügen kann. Dass sie besondere Anforderungen an die physische Kraft des Unterrichtenden stellt und auf die Schüler bei unausgesetzter Anwendung leicht ermüdend wirken kann, wollen wir nicht weiter betonen. Dem letzteren Übelstande hat der Verfasser auch schon in der I. Abteilung seines Buches dadurch vorgebeugt, dass er Gedichtchen, „Befehle“ etc. vielfach eingestreut und in einem besonderen Anhang prosaische und poetische Stücke beigegeben hat, die recht wohl geeignet sind, den Unterricht zu beleben und zu vertiefen. Die Auswahl des Lehrstoffs in den folgenden Abteilungen und dem zu jeder hinzukommenden Anhang ist eine gute und zweckentsprechende.

In der Vorrede hebt der Verfasser als einen besonderen Vorzug seines Buches hervor, dass sämtliche Hölzel'sche Bilder in demselben zur Verwendung kommen. Leider aber begnügt er sich nur mit einfachen Beschreibungen der Bilder, anstatt dieselben in Verbindung mit dem übrigen Lehrstoff gehörig zu verarbeiten. Davon abgesehen, gestehen wir aber dem Verfasser gern zu, was er in seiner Vorrede als eine „wesentliche Neuerung“ betont, dass er nämlich „im Interesse fortwährender Repetition die Gliederung des Stoffes nach konzentrischen Kreisen vorgenommen hat und zwar sowohl hinsichtlich der sachlichen Gruppen als auch mit Bezug auf die grammatischen Formen“.

Als einen Vorzug des Buches möchten wir es auch bezeichnen, dass trotz der Fülle, ich möchte lieber sagen Überfülle des Lehrstoffes, der grammatische Gang mit grosser Klarheit vorgezeichnet ist. Daher findet der Lehrer, der mit diesem Hilfsmittel unterrichten soll, den Inhalt desselben keineswegs wie in manchem der neuerdings erschienenen französischen Elementarbücher als eine *rudis indigestaque moles* vor.

Die Beigaben aus der systematischen Grammatik sind unzureichend und unvollständig; sie müssten ganz unterdrückt werden und einem besonderen grammatischen Werke vorbehalten bleiben oder wenigstens in systematischer, wenn auch knappster Vollständigkeit dem Schüler geboten werden. Der Übungsstoff für die Übersetzung deutscher Texte ins Französische ist ziemlich dürftig, aber es entspricht auch wohl nicht der Absicht des Verfassers, grössere Übung auf diesem Gebiet zu erzielen. Wenigstens aber hätte der Verfasser überall zusammenhängende Stücke bieten und viel mehr von Umformungen französischer Übungsstücke Gebrauch machen sollen, wie sie bereits viele andere Unterrichtswerke neueren Datums zeigen.

Wenn wir auch nicht alles, was der Verfasser als wesentliche Neuerungen und Vorzüge seines Buches hervorhebt, gelten lassen können, so hindert doch nichts, das Ganze als eine anerkennenswerte Leistung

zum Nutzen eines französischen Unterrichts mit ausgesprochen praktischer Tendenz zu bezeichnen. Wir wünschen dem Buche recht guten Erfolg in der Heimat des Verfassers. Die Ausstattung ist gut.

K. Roeth.

Rahn, H. *Lesebuch für den französischen Unterricht auf der unteren und mittleren Stufe höherer Lehranstalten zur Einführung in Land, Art und Geschichte des fremden Volkes. Ausgabe für Mädchenschulen.* Dritte Auflage. Leipzig. Reisland. 1894. Preis Mk. 2.40; gebunden Mk. 2.70. X und 353 S.

Die ersten beiden Auflagen dieses Buches, das wegen seiner wohldurchdachten Anordnung und der zweckentsprechenden Stoffauswahl in einer ausführlichen Besprechung (in Band XIV dieser *Zeitschrift)* empfohlen wurde, waren durch ungewöhnlich viele Druckfehler entstellt. Die jetzt vorliegende dritte Auflage ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, auf das sorgfältigste durchgesehen. In der That ist jetzt der Text erheblich korrekter geworden. Das Wörterverzeichnis ist um anderthalb Seiten gewachsen; im übrigen ist das Buch völlig unverändert geblieben. Weiterer Vervollkommnung ist es immerhin noch fähig, teils dadurch, dass einzelne weniger gute Stücke durch geeignetere ersetzt werden, wovor der Verfasser sich gewiss aus praktischen Gründen noch gescheut hat, teils durch Verbesserung von Einzelheiten, wie die folgenden. S. 124 *en fut content* zu bessern in *s'en fut content (= s'en alla c.)* — S. 164, Z. 9 *pût* statt *put*, Z. 12, *dîner*, Z. 16 *entre autres* statt *entre autre*; S. 189, Z. 8 *laissée*; S. 214, Z. 2 *frappée*, Z. 4 *et de Chrimhild;* S. 219, Z. 16 *meurtre;* S. 220 *de* statt *ne*; S. 207, Z. 11 v. u. *carrosse;* S. 183, Z. 6 v. u. *Petit-Senn*, Z. 3 *chansonnette;* S. 179, 42 *réveil.*

Felix Kalepky.

Miszellen.

Wie lehrt man in Frankreich die deutsche Sprache?

Es ist eine bekannte Thatsache, dass die Franzosen nach den schlimmen Erfahrungen des letzten Krieges eine völlige Umgestaltung ihres Schulwesens und insbesondere des Unterrichts in den lebenden Fremdsprachen vorgenommen haben. Der Pflege des Deutschen widmen sie neben der des Englischen begreiflicherweise die grösste Aufmerksamkeit. Nach den neuen französischen Lehrplänen von 1890 und 1891 sollen die Schüler der Gymnasien und Realgymnasien nicht nur mit den Hauptwerken unserer deutschen Klassiker vertraut gemacht, sondern überdies im praktischen Gebrauch der deutschen Sprache gründlich geübt werden. Zur Erreichung dieses doppelten Zieles steht eine nicht allzu bedeutende Stundenzahl zur Verfügung; in den drei Elementarklassen z. B. sind es deren wöchentlich nur 4, von Sexta bis Sekunda des Gymnasiums, sowie in der *classe de rhétorique* wöchentlich 2 Lektionen, die eine 1 stündig, die andere $1^1/_2$ stündig, und in der *classe de philosophie* 1 Stunde fakultativ. Der durch die Lehrpläne vorgeschriebene Gang gleicht vielfach auffallend dem unserer Lehrpläne von 1892. Die Franzosen sind also vor uns in friedlicher Weise ganz naturgemäss zu Grundsätzen gelangt, die bei uns erst nach langem erbitterten Kampf zwischen Alt- und Neumethodlern Anerkennung fanden; ja jenseits der Vogesen legte man schon i. J. 1890 grosses Gewicht auf die Anschauung und schrieb für den Sprachunterricht den Gebrauch von Anschauungsbildern vor. Doch verliert man auch dort in den unteren Klassen noch zu viel Zeit mit grammatischen und Ubersetzungsübungen.

Aber trotz dieses Mangels und trotz der nicht allzu reichlich bemessenen Stundenzahl sind die Erfolge in den Gymnasien, nach dem wenigstens zu urteilen, was ich in Paris gesehen habe, recht erfreuliche. Durch die Gunst des *Recteurs*, *Monsieur Gréard*, der sogar die Liebenswürdigkeit hatte, mich in Audienz zu empfangen, gelangte ich dazu, mir durch Hospitieren ein selbständiges Urteil zu bilden. Es mögen andere an anderen Orten vielleicht andere Erfahrungen gemacht haben; ich war erstaunt über die schönen Leistungen der jungen Pariser. Sprechfertigkeit und Übersetzungsfähigkeit verdienen vollste Anerkennung. In der Sekunda des *Lycée Henri IV* habe ich sogar mit Erlaubnis des Professors, *Monsieur Schurr*, selbst eine Prüfung angestellt. Ich erzählte eine deutsche Geschichte (die Bremer Stadtmusikanten), die von den meisten verstanden und von einem besseren Schüler sofort in gutem Deutsch, zumeist sogar in anderen Wendungen, recht gut nacherzählt wurde. Ich will übrigens nicht unerwähnt lassen, dass ich in Elementarklassen deutschen Stunden beiwohnte, die in Deutschland als Musterlectionen

eines Neumethodlers hätten gelten können. Es seien hier hervorgehoben die Stunden, denen ich bei Monsieur Schweitzer im *Lycée Janson-de-Sailly*, bei Monsieur Cart im *Lycée Henri IV.* und bei Mademoiselle Rissler in der *Ecole alsacienne* beiwohnen durfte.

Zuerst konnte ich garnicht begreifen, wie man bei so geringer Stundenzahl solches erreichen könne. Doch bald bin ich hinter das Geheimnis gekommen: Lehrer und Schüler stehen hier unter günstigeren Verhältnissen als in Deutschland. Der französische Professor lehrt nur in dem einen Fache, in welchem er sein *examen d'agrégation* bestanden hat; überdies unterrichtet er wöchentlich nur 15 Stunden, während der deutsche Oberlehrer wöchentlich bis zu 24 Stunden in 2 bis 5 Fächern zu geben hat; ausserdem hat sich der Franzose durch längeren Aufenthalt in Deutschland — zum Zwecke ein- bis zweijährigen Aufenthaltes im Auslande stehen zahlreiche Stipendien zur Verfügung — eine Sicherheit in der Beherrschung der fremden Sprache angeeignet, wie man sie bei unseren deutschen Kollegen selten findet und durch die eine sichere Handhabung der neuen Methode wesentlich erleichtert wird. Ich rede hier nur von der Sprachbeherrschung und weiss sehr wohl, dass sich manche Franzosen nicht an den deutschen Tonfall gewöhnen können. Aber auch der französische Schüler ist dem deutschen gegenüber im Vorteil; er hat weniger Fächer als der deutsche Gymnasiast und im ganzen wöchentlich nur 20 Stunden: infolge dessen ist er frischer und hat mehr Interesse am Lernen. Neulich fragte ich einen französischen Kollegen, der die deutschen Schulen kennt, welchen Eindruck ihm die deutschen Schüler im Vergleich zu den französischen machten, worauf er mir antwortete: „Die deutschen Jungen machen mir immer den Eindruck, als ob sie sehr müde und erschöpft seien". Sollte eine solche Beobachtung wirklich richtig sein, so müsste sie uns, die wir so viel für Hygiene thun wollen, zu ernster Reform gemahnen.

Was also Leistungen, sowie Methode im Sprachunterricht anlangt, so haben unsere westlichen Nachbarn in der letzten Zeit gewaltige Fortschritte gemacht[1]). Ja, wie in Deutschland nehmen auch schon in Frankreich einzelne Pädagogen und einzelne Schulen ihre Spezialitäten in der neuen Methode für sich in Anspruch. Ich will hier nur die *Ecole alsacienne* erwähnen, in der man das Deutsche mit siebenjährigen Knaben beginnt, die mit Hilfe von Anschauungsbildern, Unterhaltungen aus dem Alltagsleben, Spielen und Erzählungen zunächst in imitativer Weise bei zwei Stunden täglich in der Sprache geübt werden, während die Grammatik für später aufbewahrt bleibt.

Eine Methode jedoch, die ich Gelegenheit hatte, nach Theorie und Praxis genauer kennen zu lernen, unterscheidet sich in ihren Zielen und Grundsätzen, sowie in ihrem Betrieb ganz wesentlich von den verschiedenen Spezialitäten der sog. neuen Methode und verdient deshalb besondere Beachtung. Ich meine die Methode Gouin, die unseren Lesern wenigstens dem Namen nach bekannt sein dürfte. Gouin, der in seinen Jugend-

---

[1]) Man vergleiche Twight's Aufsatz *Les langues vivantes en France* (*Die Neueren Sprachen* II, S. 76 f. u. S. 294 f.), welcher einen guten Einblick in die Organisation der französischen Schulen betreffs des Betriebs der lebenden Fremdsprachen giebt. Ich erlaube mir hier zu S. 81 die Bemerkung, dass die von T. beklagte Aufhebung der schriftlichen Prüfungsarbeit im Deutschen (oder Englischen) sehr rasch allgemein als ein Rückschritt erkannt wurde und dass man jetzt schon wieder eine schriftliche Übersetzung ins Deutsche (Englische) verlangt.

jahren das Deutsche nach hergebrachter Methode lernte, mit seinen Erfolgen jedoch wenig zufrieden war, kam, ausgehend von der Beobachtung, wie Kinder ihre Muttersprache lernen, durch langjährige pädagogische und psychologische Studien allmählich zu folgenden Grundsätzen, die er in seinem Buche *l'Art d'enseigner et d'étudier les langues*[1]) niedergelegt hat. Dasselbe ist 1880 in erster Auflage erschienen und hat inzwischen in englischer Übersetzung sechs Auflagen erlebt.

1. Zunächst werden nur Mund und Ohr, später erst Auge und Hand (d. h. Lesen und Schreiben) geübt.

2. Die Sprache ist in Sätzen, nicht in Einzelworten zu erlernen.

3. Da das Verb das wichtigste Wort im Satze ist, so muss es auch bei der Spracherlernung die erste Rolle spielen.

4. Die Sätze einer Reihe müssen dadurch miteinander verknüpft sein, dass ihr Inhalt zugleich eine Folge in der Zeit und die Mittel zur Erlangung eines Ziels ausdrückt.

Das Ziel sei z. B.: Der Knabe zieht seinen Überzieher an. Die folgenden Sätze werden alsdann die zeitlich nacheinander folgenden Mittel zur Erlangung dieses Ziels ausdrücken:

Der Überzieher hängt am Kleiderstock.
Der Knabe geht auf den Kleiderstock zu.
Der Knabe nähert sich dem Kleiderstock.
Er kommt am Kleiderstock an.
Er bleibt vor dem Kleiderstock stehen.
Er streckt den Arm aus.
Er fasst nach dem Überzieher.
Er nimmt den Überzieher herunter.
Er hält den Überzieher vor sich.
Er steckt den rechten Arm in den rechten Ärmel.
Er steckt den linken Arm in den linken Ärmel.
Er zieht den Überzieher vorn zurecht.

Diese 12 Sätze haben Einzelsätzen gegenüber den grossen Vorzug, dass sich ihr Inhalt und somit ihr Wortlaut viel rascher einprägt und nicht leicht vergessen wird.

5. Um den Lernenden zum Denken in der fremden Sprache zu erziehen, bedient man sich der Fähigkeit des Menschen, sich einmal Erlebtes mit Hilfe der Einbildungskraft ins Gedächtnis zurückrufen zu können.

Während der Lehrer z. B. eine Satzreihe wie die obige in der Muttersprache giebt, müssen die Schüler bestrebt sein, sich die Handlungen im Geiste vorzustellen. Sobald sie sich die Reihenfolge der Handlungen gemerkt haben, was nach höchstens zweimaligem Vorsprechen geschehen ist, werden sie die einzelnen Sätze ganz vergessen und nur noch die Handlungen im Geiste sehen. Wenn alsdann der Lehrer die Verben der fremden Sprache giebt, verbinden die Schüler hiermit unmittelbar die Handlung ohne das Medium der Muttersprache. Auf diese Weise wird beim Sprechen von Anfang ab das Uebersetzen aus der Muttersprache vermieden, was bekanntlich die Entwickelung des Sprachgefühls hindert.

---

[1]) *Essai sur une réforme des méthodes d'enseignement. Exposé d'une nouvelle méthode linguistique. L'Art d'enseigner et d'étudier les langues.* Paris, impr. Bellier et Cie; École pratique des langues vivantes, 250, rue Saint-Jaques. 5 fr.

Dies die fünf Grundsätze, die ein kluger Kopf im Streben nach Besserem nach unermüdlichen vieljährigen Studien und Versuchen aus sich selbst heraus so scharfsinnig zusammengestellt hat. Gouin wurde in seinem kühnen Aufschwung nicht wie unsere deutschen Reformer gefördert durch lebhaften gegenseitigen Gedankenaustausch in Wort und Schrift. Um so grössere Achtung verdient seine Geistesarbeit.

Wir sehen mit Freude, dass er in vielem zu denselben grundlegenden Ansichten gelangt ist wie wir. Was seine Methode jedoch von allen anderen Methoden neuer Art unterscheidet, das sind die Grundsätze 4 und 5, insbesondere Grundsatz 4, durch den zugleich das Ziel bestimmt wird, das sich Gouin steckt. Er verzichtet auf das Studium der Litteratursprache und will nur die Umgangssprache eines zwölfjährigen Kindes lehren. Diese Aufgabe aber sucht er gründlich zu lösen. Bis jetzt ist leider nur der erste Teil seines praktischen Lehrgangs *Les Séries domestiques et champêtres*[1]) erschienen; so viel ich jedoch höre, sollen nach vorliegenden weiteren Entwürfen den Schülern in etwa 300 Stunden im ganzen eine solche Menge von Wendungen und ein so reicher Wortschatz beigebracht werden, dass m. E. jeder Erwachsene, der mit diesem Rüstzeug versehen ist, sich ohne allzugrosse Schwierigkeit im Auslande bewegen kann. Die höher Strebenden aber, nämlich die, welche auch die Litteratursprache lernen möchten, können auf jenen Besitz leicht und sicher aufbauen.

Die Grammatik spielt nach Gouin nur die Rolle einer dienenden Magd. Das Mass derselben bleibt dem Lehrer überlassen, und die Art ihrer Behandlung richtet sich nach der Vorbildung des Lernenden. Der Gang des Unterrichts ist ziemlich einfach und aus meinen Bemerkungen zum 5. Grundsatz klar zu erkennen.

Diejenigen, welche die Methode theoretisch oder praktisch vervollkommnen möchten, haben vor allem bei dem 4. Grundsatze einzusetzen. Dabei würde es sich etwa handeln um die Einführung von Satzperioden, die Behandlung von abstrakten Stoffen der Umgangssprache, Konversationen und Erzählungen, ebenso um die Beseitigung zu fern liegender Stoffe und die Möglichkeit grösserer Abwechselung im Unterrichtsgange. Versuche hierzu sollen bereits im Entwurfe vorhanden sein. Die Einführung des Moments der Anschauung in dem Sinne, wie wir diese bekanntlich als Unterrichtsmittel verwerten[2]), widerspricht jedenfalls Gouins viertem Grundsatze, welcher der ganzen Methode den Stempel der Originalität aufdrückt. Auf die verschiedensten Richtungen der deutschen Neumethodler kann immerhin das nähere Studium von Gouins Methode, wozu ich hierdurch anregen möchte, sehr fruchtbringend wirken. Wie ich erfahre, wird die Zeitschrift *Die neueren Sprachen* (Bd. III, Heft 1 u. ff.) eine ausführliche Darlegung der Methode Gouin in der Theorie und in der Praxis bringen. Verfasser der Abhandlung ist Oberlehrer Dr. Kron in Quedlinburg; derselbe beschäftigt sich seit zwei Jahren sehr eingehend mit der Methode und hat sich in London auf Grund eines praktischen Ausbildungskursus mit Lehrversuchen, sowie durch Hospitieren an mehreren englischen Lehranstalten einen tiefen Einblick in das eigenartige Gouinsche Lehrsystem verschafft.

---

[1]) F. Gouin, *Langage objectif. Les Séries domestiques et champêtres*, fascicule I, Paris, Librairie Fischbacher, 33, Rue de Seine, 1894, 2 fr. 50.

[2]) Rossmann u. Schmidt, *Lehrbuch der franz. Sprache.* Velhagen und Klasing. 5. Aufl. 1895.

Die Stadt Paris, die für Volksbildung unglaubliche Summen aufbietet, hat der Methode Gouin in richtiger Erkenntnis von deren grossem Werte für praktische Zwecke bereits ihre Aufmerksamkeit zugewandt und vor einem Jahre die *Ecole pratique des langues vivantes* in der Rue Saint-Jacques 250 gegründet und sie unter Gouins Leitung gestellt, der leider jetzt durch ernste Krankheit an der Ausübung der Amtsgeschäfte verhindert ist. Er wird vertreten durch Monsieur Hervieu. Monsieur Longuet, *Inspecteur des langues vivantes de la ville de Paris*, hat mir liebenswürdigst den Besuch der Stunden gestattet. Der Unterricht ist frei. Es unterrichten an der Anstalt drei Lehrer, zwei Englisch, einer Deutsch. Die Schülerzahl beträgt etwa 260 — mehr als 100 konnten vorigen Herbst aus Mangel an Lehrkräften nicht aufgenommen werden — und besteht zum weitaus grössten Teile aus Erwachsenen, Herren und Damen, zum Teil aus Elementarlehrern und -Lehrerinnen, die in Klassen von 25 bis 30 unterrichtet werden. Ich habe wiederholt hospitiert und hatte Gelegenheit, das grosse Interesse der Schüler, sowie das Geschick und die Begeisterung der Lehrer zu bewundern. Ich war erstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher die Satzreihen aufgefasst wurden, sowie über die hübschen Kenntnisse, welche sich die Schüler schon innerhalb sechs Wochen angeeignet hatten. Bei ihnen war das Denken in der fremden Sprache bereits soweit ausgebildet, dass mehrfach auf die Frage des Lehrers nach dem Sinne eines Wortes der fremden Sprache der Schüler wohl sofort unwillkürlich die entsprechende Bewegung ausführte, sich aber erst einen Augenblick auf das Wort seiner Muttersprache besinnen musste.

Wenn man erst einen Blick in den praktischen Betrieb dieser Methode geworfen hat und in Erwägung zieht, wie bedeutend der Andrang an Teilnehmern schon im ersten Jahre ist, dann darf man wohl annehmen, dass die *Ecole Gouin* bald bedeutendere Dimensionen annehmen und den Unterricht ausser auf das Deutsche und Englische auch auf andere fremde Sprachen ausdehnen wird.

Einen eingehenderen Bericht über den Betrieb der modernen Fremdsprachen in Frankreich behalte ich mir bis zu meiner Rückkehr nach Deutschland vor. Diese Zeilen aber sollen einstweilen immer mehr die Aufmerksamkeit meiner Kollegen in der Heimat auf die Leistungen der Neuphilologen in Frankreich lenken. Vor allem aber sollen sie denen ein Mahnruf sein, die da glauben, dass man mit Anerkennung und Befolgung der Hauptgrundsätze der Neumethodler das Höchste erreicht habe. Die Leistungen derer selbst, welche es mit der neuen Methode sehr ernst nehmen, werden ihrer aufreibenden Thätigkeit nicht entsprechen, so lange nicht eine gründliche Reform in der Ausbildung der Neuphilologen vorgenommen wird. Und hierbei können die Franzosen vorbildlich auf uns wirken.

PARIS. DR. PH. ROSSMANN.

Le Cours de vacances de Greifswald.

L'union de l'enseignement à tous ses degrés, a été réalisée à Greifswald l'été dernier dans le Cours de vacances qui a été ouvert aux maîtres et maîtresses de français, sans distinction de grades ni de sexes. C'est la plus vieille Université de l'Allemagne du Nord qui a vu s'accomplir cette nouveauté. La vieille grand'mère, je le reconnais, n'a point pris l'initiative; elle n'a pas davantage assumé la moindre responsabilité; mais

elle a écouté avec indifférence les voix qui criaient à la profanation et elle a laissé faire; bien plus, elle n'a pas refusé son suffrage au promoteur du Cours des vacances, qui briguait l'honneur de la gouverner. C'est donc le Recteur même de l'Université de Greifswald qui a ouvert les portes du sanctuaire aux étrangers accourus de tous les points de l'Allemagne, de la Suède, de l'Angleterre, de la Finlande, de la Russie et même de l'Amérique du Nord, aux étudiants et à une centaine de Greifswaldoises (filles et femmes de professeurs) avides de profiter d'une faveur inusitée.

Le programme était bien conçu et ne manquait point d'attrait : il faisait une part raisonnable au travail et au repos des vacances. Cinq jours de suite étaient occupés, de 9 heures à 1 heure, par les cours; le reste de la journée et deux jours entiers, le samedi et le dimanche, étaient réservés pour les vacances. Toutes les questions qui préoccupent le plus particulièrement les maîtres de français (la prononciation, la grammaire, la conversation, la diction, l'histoire, la géographie, les institutions, les voyages d'études) devaient être abordées; tous les agréments de Greifswald (bains de mer, excursions dans les îles et dans les environs) étaient promis avec des facilités spéciales.

D'après le témoignage unanime, ce double programme a été rempli au delà de toutes les espérances.

Le cours a duré quatre semaines, du lundi 9 juillet au vendredi 3 août. C'est le temps des vacances pour les enseignements secondaire et primaire dans l'Allemagne du Nord. J'ai su depuis que les vacances plus tardives de certaines régions avaient empêché bien des maîtres de se rendre à Greifswald. L'Université restait ouverte jusqu'au 4 août; elle pouvait donc fournir ses locaux et ses professeurs. . .

La phonétique et la prononciation ont occupé une grande place dans le Cours de vacances. . . M. le Professeur Oberbeck, directeur de l'Institut de physique, a résumé dans une conférence les principes physiques du son et de la parole. Les nombreux appareils dont il s'est entouré ont singulièrement facilité l'intelligence de ces données assez nouvelles pour des philologues. M. le Professeur Landois, de la Faculté de médecine et directeur de l'Institut physiologique, a exposé dans deux conférences le mécanisme de la parole et les éléments constitutifs du timbre. Ses explications nettes et précises ont été saisies par tous, et ses démonstrations faites à l'aide de projections, d'appareils schématiques, etc., ont vivement intéressé. Je dois une mention spéciale à la série de tuyaux d'orgue dont il se sert pour la synthèse des voyelles, et à ses moulages de la bouche qui, placés comme des pavillons de résonnance audessus d'un tuyau d'orgue quelconque, font entendre la voyelle pour laquelle la bouche était disposée. M. le D[r] Siebs, alors Privat-Docent, aujourd'hui professeur de philologie germanique, a traité de la phonétique générale. Ce cours, bien préparé, fait avec beaucoup de méthode, a été très goûté des personnes initiées, les seules dont j'ai recueilli les appréciations. Ses huit leçons ont été réparties sur les quatre semaines. Peut-être eût-il mieux valu les grouper au début. Les observations de M. Koschwitz et les miennes auraient été mieux comprises, si elles avaient suivi, au lieu de précéder (comme cela est arrivé souvent) cet exposé méthodique. Ce serait à essayer.

M Siebs ne s'occupait des sons du français que transitoirement. M. Koschwitz, professeur de philologie romane, leur a consacré huit leçons sous le titre *d'Orthoépie française*. Il en a fait une étude détaillée, partant des descriptions physiologiques de Beyer *(Französische Phonetik)*, passant ensuite aux règles pratiques de Plœtz (*Systematische Darstellung der*

französischen Aussprache, Berlin, 1889) et finissant par ses observations personnelles recueillies en France et dans la Suisse romande. Il a eu ainsi l'occasion de redresser bien des erreurs, de rectifier bien des remarques incomplètes. Par exemple, il a signalé la présence en français d'*ou*, d'*u* et d'*i* moins fermés qu'on ne l'enseigne ordinairement; il a indiqué les modifications phonétiques qui résultent de la rapidité ou de la lenteur de la lecture, du débit, de la conversation, et en a donné les motifs; enfin il a fait connaître quelques-unes des variantes locales de la prononciation française.

Une partie de mes leçons devait avoir le même objet : *Les variétés parisiennes et provinciales du français parlé.* J'ai montré que la prononciation n'est pas aussi uniforme qu'on se le figure, que beaucoup de variations se produisent sans qu'on y prenne garde, que d'autres, reconnues du reste, n'ont rien de choquant; et je me suis appliqué à faire connaître à mes auditeurs, au moyen d'expériences appropriées, quels points appelaient leur attention, et quels autres devaient être abandonnés au libre jeu de leurs organes.

Dans les huit leçons sur les variétés du français parlé, une part à été faite aux formes de langage conservées dans nos livres, mais déjà usées dans notre conversation, notamment à Paris, comme certaines distinctions entre le singulier et le pluriel, le masculin et le féminin, etc.

Huit autres de mes conférences étaient réservées à des exercices de conversation et à la diction. L'exposition pédagogique que j'avais sous les yeux et les questions qui m'étaient adressées, m'ont inspiré la pensée d'en consacrer une partie à la critique des livres élémentaires en usage pour l'enseignement de la langue et de la littérature françaises. Rien ne me paraît plus opportun dans un cours de vacances, et (je m'en suis aperçu) rien n'est plus nécessaire. A peu d'exceptions près, ces livres sont écrits dans une langue détestable, compréhensible parfois pour les seuls Allemands. Parmi les meilleurs, il en est qui ont pillé notre Littré sans discernement, et qui enseignent, comme courantes, des façons de parler absolument vieillies. Les grammaires françaises sont déjà chez nous assez méticuleuses; c'est bien pis en Allemagne. Les subtilités d'ordre philosophique ne sont plus les seules à y faire le tourment des élèves; elles sont accompagnées d'autres subtilités que l'Allemand emprunte à sa propre langue et qui naturellement nous échappent, ou bien à des archaïsmes de la nôtre qu'il ne comprend pas. En veut-on un exemple? Nous lisons dans une grammaire estimée (Plœtz, *Nouvelle Grammaire française*, p. 261) : „Après les mots *rue, place, quai, pont, église*, etc., le nom de la rue, de la place, etc., prend l'article s'il est proprement . . . . un nom de *fleuve du genre masculin*". En d'autres termes, dans l'appellation des rues ou des quais, les noms de fleuves prennent l'article s'ils sont masculins; ils ne le prennent pas s'ils sont féminins. Etrange distinction! Je ne veux pas dire qu'à un moment donné de l'extension progressive de l'article, elle n'a pas eu sa raison d'être (il ne faut jurer de rien); mais à l'heure qu'il est, quel Français la comprendra? Dans la réalité, elle repose sur deux exemples qui représentent, l'un l'état nouveau, l'autre l'état ancien de la langue : „rue *du* Rhône, mais rue *de* Seine".

L'auteur aurait pu ajouter encore : rue *de* Bièvre. Autrefois, les noms désignant des objets uniques ne prenaient pas l'article; de là les noms de rue de Seine, rue de Bièvre, les deux seuls ainsi formés qui existaient à Paris il y a cent ans. Mais, aujourd'hui, l'article a envahi ces dénominations, et si nous avions à les créer, nous dirions : rue *de la* Seine comme rue *du* Rhône. Pour s'en convaincre, on n'a qu'à ouvrir un plan de Paris; on y lira : rue *de la* Durance, rue *de la* Vistule, quai *de la*

Charente, quai *de la* Loire, et même quai *de la* Seine. Les Allemands nous accusent parfois de ne pas savoir notre grammaire. Je crois bien.

Après la critique des livres d'enseignement, j'ai donné des échantillons de conversation sur des sujets fixés d'avance, et j'ai fait faire des lectures dans le livre de M. Koschwitz sur les *Parlers parisiens*. Les morceaux de ce recueil, notés phonétiquement d'après la prononciation de personnages connus, me fournissaient l'occasion d'appuyer par des exemples nouveaux ce que j'avais dit sur les „variétés du français parlé".

Mais des cours publics devant un nombreux auditoire, où chacun est nécessairement forcé de garder pour soi ses réflexions, n'atteignent que rarement tout leur but. Aussi, dès le premier jour, me suis-je mis pendant une heure ou deux chaque soir à la disposition de ceux qui désireraient causer avec moi . . . C'est sous les grands arbres des remparts que, nouveaux Péripatéticiens, nous complétions les leçons de l'Université. Ces promenades, ces conversations ont été pour moi pleines de charme et de profit. Elles m'ont appris beaucoup, entre autres choses, un des dangers de la phonétique, que l'on ne soupçonnerait pas. J'ai su par elles que certains directeurs d'écoles, trop zélés, torturent maîtresses et élèves pour faire prononcer, conformément à je ne sais quelles règles mal comprises, de prétendus sons français, absolument barbares, que je ne suis pas toujours parvenu à identifier.

Dans le programme primitif, j'étais le seul Français qui dût prendre part au Cours de vacances. Fort heureusement, un de nos compatriotes qui professe à Berlin, M. Charles Marelle, le correspondant du *Temps*, l'auteur aimable de poésies enfantines couronnées par l'Académie française, est venu offrir gracieusement son concours. Ses lectures charmantes et ses chansonnettes populaires ont obtenu un très vif et très légitime succès.

La littérature française proprement dite n'a pas été représentée dans le cours. C'est une lacune qui a été regrettée et qu'il eût été facile de combler. Mais l'organisateur du cours avait eu surtout en vue le côté pratique, la langue et tout ce qui peut préparer un séjour en France et le rendre fructueux. C'est dans cet esprit qu'il a fait huit conférences sur les *Voyages d'études en France* et la *Littérature allemande sur la France depuis* 1871. Tous les livres qui peuvent renseigner utilement sur la France contemporaine, sa langue, sa versification, sa littérature, ses journaux, ses revues, son esprit, ses curiosités, etc., ont été successivement passés en revue, analysés, critiqués, complétés. Le voyage d'étude que M. Koschwitz a fait lui même en France pendant toute une année, lui a grandement servi; il a pu faire justice de certaines erreurs accréditées, et montrer un côté plus élevé et plus intime de la France que les étrangers d'ordinaire connaissent moins. La littérature allemande sur la France et la littérature française sur l'Allemange ont été ainsi soumises à un jugement impartial, et les mobiles intéressés qui dirigent les plumes les plus aggressives des deux côtés des Vosges, ont été démasqués et justement flétris.

Avec l'éducation scientifique qu'ils ont reçue à l'Université, il est rare que les professeurs allemands, en villégiature en France, n'aient pas quelque manuscrit à copier ou à voir dans nos dépôts publics. M. le docteur Altmann, Privat-Docent, s'est fait leur guide, pendant huit leçons, à travers nos archives et nos bibliothèques; il leur en a exposé l'organisation et raconté l'histoire. Enfin il a complété son cours par une visite à la Bibliothèque de Greifswald où il avait préparé une exposition de manuscrits, de chartes, d'incunables et de beaux ouvrages imprimés.

L'histoire contemporaine de la France a fait l'objet de huit leçons très suivies par les dames de Greifswald. M. le Professeur Richard Schmitt, alors Privat-Docent, a tenu son nombreux auditoire sous le charme de sa

parole en lui racontant les origines de notre république qu'il fait remonter jusqu'à 1830 et qu'il a poursuivies à travers la révolution de 1848, le coup d'Etat et l'Empire; la lutte diplomatique de 1866 entre Napoléon III et le comte de Bismark, première cause de la guerre de 1870, l'insurrection de la Commune; les tentatives de restauration monarchique au profit du comte de Chambord „qui n'a pas su se laisser faire roi"; la réaction républicaine, le mouvement boulangiste et la triste fin du président Carnot.

L'impartialité de l'historien était visible; tous la reconnaissaient et se plaisaient à répéter, après lui, qu'entre la France et l'Allemagne, c'est l'amitié qui est ancienne et l'inimitié, seule, récente. La géographie de la France actuelle avait été confiée au professeur Credner; malheureusement, le cours fut empêché.

M. le Professeur Fuchs y suppléa en partie dans ses huit leçons sur *les Conditions économiques de la France actuelle.* Il étudia successivement le sol, les habitants, le capital, l'agriculture, l'industrie, la question ouvrière et le socialisme, le commerce, la finance, la politique coloniale la consommation, le revenu. Il réunit au pied de sa chaire un auditoire nombreux et ravi par la clarté et l'élégance de son exposition aussi bien que par l'abondance et la sûreté de ses renseignements. La conclusion a été particulièrement éloquente. Le professeur a proclamé la communauté des intérêts économiques entre la France et l'Allemagne, la nécessité d'une réconciliation politique et l'union des deux pays contre l'omnipotence anglaise, le panslavisme, le mackinleyisme, et avant tout pour l'œuvre pacifique de la réforme sociale.

C'est dans le même esprit de conciliation que M. Stœrk, professeur de la Faculté de Droit, a ouvert son cours sur les *Fondements du droit politique français* par un tableau sympathique des relations intellectuelles qui existent entre la France et l'Allemagne. Je ne suivrai que de très loin le professeur dans ses savantes leçons. Je m'en tiendrai aux sommets: Coup d'œil rapide sur l'histoire des théories politiques qui se sont fait jour depuis la chute de l'*ancien régime* dans les institutions politiques de la France; influence dominante exercée par les doctrines de Montesquieu et de J.-J. Rousseau sur l'esprit français et l'œuvre législative de la Révolution; nombreux changements des constitutions françaises; variations de l'esprit public, et profonde déchirure qui a séparé la France de son glorieux passé; richesse d'idées qui s'est manifestée dans la vie politique en France et qui a gagné le reste de l'Europe; droit politique actuellement en vigueur (organisation administrative, droit électoral, composition des corps législatifs, impôts, instruction publique, etc., comparaison avec le droit public allemand et prussien). A ce propos, je n'ai pas été médiocrement surpris d'apprendre que notre constitution accorde au Président de la République française certains pouvoirs que le roi de Prusse ne possède pas. Les dernières leçons ont été consacrées à la *Législation relative aux étrangers séjournant en France.* A cette occasion, M. Stœrk a combattu avec chaleur les opinions erronées que des journaux, dans un esprit étroit et partial, répandent sur la situation des étrangers en France. Enfin il a conclu que, en présence des grands problèmes sociaux qui leur sont posés, les deux grandes nations voisines devraient, à sons sens, se rapprocher sérieusement l'une de l'autre, aujourd'hui plus que jamais, dans un commun travail intellectuel et pacificateur: „Apprenons à nous connaître, s'est-il écrié; c'est notre intérêt mutuel; c'est l'intérêt du Droit et de la Civilisation. Par là nous assurerons le triomphe des réformes, l'honneur de nos pavillons, nous répandrons la science et le progrès dans toutes les nations de la terre, et nous marcherons à leur tête contre tout préjugé, toute ignorance, toute barbarie".

Les leçons données à l'Université, ne furent pas les seuls moyens d'instruction que trouvèrent à Greifswald les auditeurs du cours de vacances. MM. Wellmann et Brendel leur firent visiter l'observatoire; M. Schmitz, le jardin et les collections de botanique; M. Preuner, le musée archéologique. Les collections de zoologie leurs furent ouvertes également. Enfin M. Schœne fit pour eux une exposition de tous les instruments de travail dont il dispose dans l'école superieure de jeunes filles qu'il dirige. Pour ce qui me concerne, cette exposition m'a vivement intéressé, et j'ai déploré tout bas l'indigence des écoles françaises que je connais. Les tableaux pour les leçons de choses, de langue et d'arts, les cartes géographiques, les collections pour l'histoire naturelle, doivent faire gagner un temps considérable, et donner de tout ce qui s'apprend par les yeux des idées parfaitement nettes . . .

Mais je n'ai dit que la moitié de ce qu'était le Cours de vacances. Il me reste à parler des vacances elles-mêmes et des distractions qui furent offertes aux étrangers. Le directeur général des parties de plaisirs était M. le Dr. Schmitt.

Les distractions variées que présente Greifswald, concerts, *commers* d'étudiants, promenades à Wieck, à Eldena, à Neuenkirchen, à Hanshagen, bains de mer, excursions dans l'ile de Vilm, dans celle de Rugen, à Gœren, Sassnitz, Stubbenkammer, Lauterbach, sur la côte de Poméranie, à Heringsdorf, à Swinemunde, à Stralsund, etc., remplirent tout le temps laissé libre par les études. Souvent, on partait à quatre heures du matin et l'on rentrait à minuit. Un petit livret, préparé par MM. Credner et Stœrk, donnait tous les renseignements désirables. D'autre part, toutes les précautions avaient été prises par M. Schmitt pour que rien ne manquât au plaisir, pas même, quoique l'on fût en pleine saison, celui de l'avoir à bon marché. Des journées entières d'excursion ne revenaient, tout compris (moyens de transport et nourriture), qu'à 3 ou 4 marcs (3 fr. 75 ou 5 francs).

Je n'entrerai pas dans les détails de cette seconde partie du programme. Qu'il me suffise de dire que plusieurs lui seront redevables de douces amitiés et d'utiles relations, que même une jeune fille de Greifswald, sur le point de se noyer, a été sauvée par une baigneuse du Cours de vacances. . .

P. Rousselot.

Ferienkurse in Greifswald 1895.

In der Zeit vom 3. bis 31. Juli wird in Greifswald folgender Kursus abgehalten werden: Französischer Kursus. *Phonétique expérimentale*, Prof. Dr. Rousselot, zweimal wöchentlich. *Orthoepische Übungen*, Prof. Dr. Koschwitz, zweimal wöchentlich. *Traduction d'auteurs allemands*, Lic. Génevois, zweimal wöchentlich. *Composition française*, Lic. Génevois, zweimal wöchentlich. *Recitationen dramatischer und lyrischer Texte*, Baron Grivot de Grandcourt und Ch. Marelle, einmal wöchentlich. *Landeskunde von Frankreich*, Prof. Dr. Credner, einmal wöchentlich. *Über Studienreisen in Frankreich*, Prof. Dr. Koschwitz, einmal wöchentlich. *L'établissement de l'enseignement libre; l'organisation de l'enseignement général; le mouvement politique des partis en France; le mouvement littéraire contemporain*, Prof. Dr. Rousselot, wöchentlich je ein Vortrag. *Ein Kapitel aus der französischen Litteratur des 19. Jahrhunderts*, Prof. Dr. Koschwitz, einmal wöchentlich. *Geschichte der Philo-*

sophie in Frankreich, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schuppe, einmal wöchentlich. *Grundzüge des französischen Verfassungsrechts*, Prof. Dr. Stoerk, zweimal wöchentlich. *Die französische Volkswirtschaft*, Prof. Dr. Fuchs, zweimal wöchentlich. *Französisches Bibliotheks- und Archivwesen*, Priv.-Doc. Dr. Altmann, einmal wöchentlich. *Die Methodik des französischen Unterrichts*, Oberlehr. A. Ohlert, einmal wöchentlich. Ausserdem in besonderen Zirkeln: *Mündliche französische Sprachübungen*, und Besprechung der Werke der mit dem Kursus verbundenen französischen Lehrmittelausstellung.

Der Kursus soll akademisch gebildeten Lehrern Gelegenheit zur Erweiterung oder Erneuerung ihrer Kenntnisse geben, und Lehrerinnen, insbesondere solchen, die sich für die Oberlehrerinnenprüfung vorbereiten, Anleitung gewähren, sich wissenschaftlich fortzubilden. Ausserdem bezweckt der Kursus, der praktischen Fortbildung zu dienen und zu nutzbringendem Studienaufenthalte im Auslande anzuleiten.

Die Vorlesungen finden täglich, ausser Sonnabends, in den Vormittagsstunden von 8—1 Uhr statt. Nur für die praktischen Übungen werden auch die Nachmittagsstunden benutzt werden, die sonst, wie auch die Sonnabende, zur Erholung und zu Ausflügen an die Seeküste und in die benachbarten Seebäder freibleiben.

Das Honorar beträgt 20 Mark. Es steht jedem Teilnehmer frei, sich aus der Gesamtheit der Vorlesungen die ihm genehmen auszuwählen. Der Besuch einzelner Vorlesungen, gleichviel von welcher wöchentlichen Stundenzahl, ist gegen ein Honorar von 5 Mark gestattet.

Studirende der Universität Greifswald, werden nach eingeholter Genehmigung der betreffenden Docenten zum Besuch von Vorlesungen unentgeltlich zugelassen.

Am Schluss der Kurse werden auf Wunsch Besuchsbescheinigungen ausgestellt werden.

Schriftliche oder mündliche Anmeldungen nimmt Herr Prof. Dr. Koschwitz, Greifswald, Marktstr. 3, entgegen. Die endgiltige Eintragung in die Teilnehmerliste erfolgt durch denselben am 2.—4. Juli, Nachmittags von 3—5 Uhr. Für die sich anmeldenden Herren wird ein Verzeichnis freier möblirter Wohnungen vorbereitet sein; die Lehrerinnen erhalten ihren Wünschen entsprechende Wohnungen und Pensionen durch Herrn Dr. Schöne, Director der Greifswalder städtischen höheren Mädchenschule (Steinstrasse 61), angewiesen.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque de la ville de Compiègne; par le comte de Marsy. In-8° 47 pages, Paris, impr. Plon, Nourrit et Ce. [Extrait du Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France (t. 24).]

— des manuscrits de la bibliothèque de l'Arsenal. T. 9. 3e fascicule. Table générale des archives de la Bastille (L-Z); par Frantz Funck-Brentano. In-8°, pages 641 à 983. Paris, Plon, Nourrit et Ce. [Catalogue générale des manuscrits des bibliothèques publiques de France. — Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts].

— général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 24. (Rennes, Lorient, Lannion, Vitré, Montreuil-sur-Mer, Etampes, Clermont-de-l'Oise, Senlis, Gien, Fontainebleau, Château-Thierry, Epernay, Blois, Loches, Neufchâteau, Bourbonne, Condom, Bar-le-Duc, Nevers, Compiègne, Mont-de-Marsan.) In-8°, 769 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. (1894). [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts].

— général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 27: Avignon; par M. L. H. Labande. T. 1er. In-8°, cxii-649 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts].

Catalogue et Analyse des thèses latines et françaises admises par les facultés des lettres, avec index et table alphabétique des docteurs; par M. Ath. Mourier, et M. F. Deltour. Année scolaire 1893-1894. In-8°, 48 pages. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50.

Claudin, *A.* — Les Origines de l'imprimerie à Sisteron, en Provence (1513); les Pérégrinations d'un imprimeur (1507-1513); Imprimerie établie à Servoules, commune de Sisteron, pendant la Révolution. In-8°, 24 p. Paris, Claudin. (1894). [Extrait du Bulletin du bibliophile. Tiré à 100 exemplaires non mis dans le commerce].

— Les Débuts de l'imprimerie à Poitiers; les Bulles d'indulgences de Saintes; Jean Bouyer, Saintongeais, prototypographe poitevin. In-8°, 20 p. Paris, Claudin. (1894). [Extrait de la Revue de Saintonge et d'Aunis. Tiré à 100 exemplaires non mis dans le commerce].

Lhote, *A.* — Histoire d'imprimerie à Châlons-sur-Marne. Notices biographiques et bibliographiques sur les imprimeurs, libraires, relieurs et litographes (1488-1894), avec marques typographiques et illustrations; Grand in-4°, XII-234 p. avec gravures, vignettes et planches. Paris, Claudin.

Jahresbericht, kritischer, über die Fortschritte der roman. Philologie. 1. Jahrgang. München, R. Oldenbourg. [Heft 3. Keltische Sprache und Literatur (J. Loth). Romanische Metrik (E. Stengel). Altprovenzalische Sprache (E. Stengel). Altprovenzalische Literatur (A. Stimming). Altprovenzalische Texte (E. Levy). Historische französische Laut- und Formenlehre (F. Neumann). Historische französische Syntax (A. Stimming). Neufranzösische Grammatik (E. Koschwitz). Französische Volksetymologie (Chr. Fass). Französische Lexikologie (K. Sachs). Französische und provenzalische Dialekte (D. Behrens, M. Wilmotte, A. Horning, L. Clédat, E. Goerlich, J. Vising). — Heft 4. Altfranzösische Literatur: Volksepos, Historische Literatur (K. Vollmöller). Kunstepos (E. Freymond). Raoul de Houdenc (W. v. Zingerle). Fableaux. Fable ésopique et Roman de Renard. Littérature scientifique. Littérature morale. Littérature satirique. Le Roman de la Rose (Ernest Langlois). Physiologus (Max Fr. Mann). Poésie lyrique française au moyen-âge (A. Jeanroy). Traductions de la Bible. Légende de la Vierge. Légendes hagiographiques. Contes dévots (Jean Bonnard). Französisches Drama im Mittelalter (W. Cloetta). Italienische Literatur: Antica poesia religiosa italiana (E. Pèrcopo). Älteste italienische Prosaliteratur (E. Monaci). Dante (Michele Barbi). La letteratura petrarchesca nel 1890 (Guido Mazzoni). Giovanni Boccaccio (V. Crescini). Il romanzo cavalleresco presso gl'Italiani (P. Rajna). Italienienische Literatur von 1400—1540 (Rodolfo Renier). Letteratura italiana dal 1540 al 1690 (Vittorio Rossi). Italienisches Theater im 16. und 17. Jahrhundert (A. L. Stiefel). Monti. Foscolo. Leopardi (Berthold Wiese).

Journal français, le petit, avec traduction allemande. Halbmonatsschrift, dem Studium der französ. u. deutschen Sprache bestimmt. Red.: G. Bickel. 1. année 1895. 24 Nrn. gr. 8°. (Nr. 1. 8 S.) L., R. Uhlig. 2.50.

Walther, *Erwin*, wissenschaftliche Fortbildungsblätter für Lehrende u. Lernende der französischen Sprache. I. Serie. 8°. (45 S.) St., J. Roth —.50.

Abhandlungen, Herrn Prof. Dr. *Adolf Tobler* zur Feier seiner 25jährigen Thätigkeit als ord. Professor an der Universität Berlin von dankbaren Schülern in Ehrerbietung dargebracht. (Halle, Niemeyer. 510 S. 8°. M. 16): *A. Stimming*, Das gegenseitige Verhältnis der franz. gereimten Versionen der Sage von Beuve de Hanstone. — *C. Appel*, Der Trobador Uc Brunec. — *W. Meyer-Lübke*, Zur Geschichte des Infinitivs im Rumänischen. — *J. Vising*, Quomodo in den roman. Sprachen. — *B. Wiese*, Zur Margarethenlegende. — *R. Lenz*, Ueber die gedruckte Volkspoesie von Santiago in Chile. — *M. Goldschmidt*, Allerlei Beiträge zu einem germano-romanischen Wörterbuch. — *R. Wendriner*, Die Quellen von Bernardo Dovizis Calandria. — *O. Schulz*, Über einige franz. Frauennamen. — *O. Hecker*, Der Deo-Gratias-Druck des Decameron. — *C. Gorra*, Le court d'Amours di Mahius li Poriiers. — *W. Cloëtta*, Die der Synagon-Episode des Moniage Guillaume II zu Grunde liegenden historischen Ereignisse. — *G. Cohn*, rêver und gelegentlich desselben. — *A. Wallensköld*, Zur Klärung der Lautgesetze. — *E. Freymond*, Handschriftliche Miscellen. — *G. Ebeling*, Zur Berliner Fableauxhandschrift; Zur Asymmetrie im Ausdruck im Altfranzösischen. — *M. Goldstaub*, Zwei Beschwörungsartikel der Physiologuslitteratur. — *Fr. Strohmeyer*, Das Schachspiel im Altfranzösischen. — *C. Wahlund*, Über Anne Malet de Graville. — *A. Risop*,

Ungelöste Fragen zum Florimont. — *C. Breul*, Le Dit de Robert le Diable.

Mélanges Julien Havet, Recueil de travaux d'érudition dédiés à la mémoire de J. H. Paris Leroux. Darin u. a.: Couraye du Parc, Recherches sur la chanson de Jean de Lanson; Huet, La première édition de la consolation de Boèce en néerlandais; G. Paris, La légende de Pepin le Bref; Picot, Aveu en vers rendu par Regnault de Pucy à Pierre d'Orgemont (1415); Raynaud, Une édition de Froissart projetée par Christoph Plantin. [1563—1565.]

Verhandlungen der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien vom 24.—27. Mai 1893. gr. 4°. (XVII, 626 S.) L., B. G. Teubner. 24.—. S. diese *Zeitschrift* XV², 255.

Foerster, W., Nel primo centenario della nascita di *Frederico Diez*, discorso letto nell' aula magna dell' Università di Bonn, tradotto dal tedesco per cura di *Leandro Biadene*. [In: Nuova Rassegna.]

Neubürger, E., Christian Friedrich Diez. Zum 15. März [In: General-Anzeiger der Stadt Frankfurt a/M. vom 16. März 1895].

Blanc, A., Sens du terme ethnique *Provincialis* au XIIe siècle. [In: Rev. des langues romanes XXXVII, I. 485—489.]

Buscherbruck, K. Die altfranzösischen Predigten des Heiligen Bernhard von Clairvaux. Diss. Bonn 1895. 30 S. 8°.

Clédat, L. La conjugaison morte. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 296—306.]

Cohn, G. Zum Ursprunge von *abo(s)mé.* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 51—60.]

Cornu, J., *Combre* et dérivés. [In: Romania XXIV, 114f.]

Darmesteter, A. — Cours de grammaire historique de la langue française. Troisième partie: Formation des mots et Vie des mots. Publiée par les soins de M. Léopold Sudre. In-18 jésus, VI-169 p. Paris, Delagrave.

Delboulle, A. Notes lexicologiques. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 486—495, II. 108—117.]

Erzgraeber, Geo., Elemente der historischen Laut- u. Formenlehre des Französischen. gr. 8°. (VI, 52 S.) B., R. Gaertner. 1.—.

Etienne, E. Essai de Grammaire de l'ancien Français (IXe—XIVe siècles). Paris. Berger-Levrault. Un vol. 522 p. 8°. Fr. 12.

Firmery, J. et Clédat, L. La prononciation de l'*e* muet. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 137—141.]

Foerster, W. Altfrz. *mes.* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 106—107.]

Horning, A. Französische Etymologien: *farouche*, *mestive*, *resse*, nprov. *cougousso*, lat. *vēpres.* [In: Zs. f. roman. Phil. XIX, S. 102—104.]

— Fr. *Gesse*, *Faire.* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 70—76.]

Jeanroy, A.. Etymologies françaises et provençales. I. *haridelle*, II. *ratier*, *rater*. III. anc. fr. *berser*, fr. mod. *bercer.* [In: Rev. des universités du Midi. I, 98—105].

Job, L.. Le présent et ses dérivés dans la conjugaison latine d'après les données de la grammaire comparée des langues indo-européennes. Paris, Bouillon. 8°. Fr. 10.

Keuntje, H. Der syntaktische Gebrauch des Verbums bei Amyot, dargestellt auf Grund seiner Übersetzung der Vitae des Plutarch. Ein Beitrag zur franz. Syntax. Diss. Leipzig. 66 S. 8°.

Levy, E.. provenzal. Wörterbuch. 4. Hft. L., Reisland.

Lindsay, W. M., The latin language. An historical account of latin sounds and flexions. Oxford, Clarendon Press. XXVIII. 660 S. 8°. Sh. 21.

Ludwig, A., üb. den Begriff „lautgesetz“. [Aus: „Sitzungsber. d. k. böhm. Gesellsch. d. Wiss.“] gr. 8⁰. (54 S.) Prag, F. Řivnáč in Komm. —.80.
Marchot, P. — *Arius* en franco-provençal. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 35—44.]
— Encore la question de *-arius*. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX S. 61—69.]
— Etymologies françaises et dialectales. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX. S. 99—102.]
Marthold, J. de, Le Jargon de François Villon. In-18 jésus. 141 p. Paris, Chamuel.
Mellerio, Lexique de Ronsard, précédé d'une étude sur son vocabulaire, son orthographe et sa syntaxe. In-16. LXXV-251 p. Paris, Plon, Nourrit et Cᵉ. 6 fr.
Meyer-Lübke, W., Etymologien: ital. *guaffile*, franz. *gabieu*; franz. *hâler*; *caillou*; obw. *karmuñ*, frz. *meule*, span. *mojon*. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX. S. 94—99.]
Pipping, H., Fonautografiska studier. [In: Finländska Bidrag til Svensk Språk- och Folklifsforskning. Helsingfors 1894. S. 99—110].
— Über die Theorie der Vokale. Helsingfors 1894. 68 S. 4⁰ und 4 Taf. [Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Tom. XX. No. 11.]
— Zur Lehre von den Vokalklängen. Neue Untersuchungen mit Hensen's Sprachzeichner. [In: Zs. für Biologie XXXI N. F. XIII, S. 524—583.]
Regnaud, P. Quelques étymologies françaises, indiquées, confirmées ou expliquées par l'anglo-saxon. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 101—117.]
Roget, P. F., An introduction to old French. Second edition. Edinburg, Williams and Norgate. XV, 390 p. In-12.
Roque-Ferrier, A., Etudes sur la langue d'oc. I. Le *t* final du sous-dialecte montpelliérain au XVᵉ et au XIXᵉ siècles. [In: Rev. des langues romanes XXXVII, 490—492.]
Rosières, R. D'Horace à Aubanel: histoire d'un lieu commun. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, S. 412—421.]
Strehly, G. De quelques mots slaves francisés, [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 142—143.]
Suchier, H. *Bagatelle.* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 104—105.]
Thomas, A., Fr. *Hampe;* prov. mod. *gamo*, *gamoun*. [In: Romania XXIV, S. 120f.]
— fr. *cormoran*. [In: Romania XXIV, S. 115—119.]
— Fr. *Girouette*. [In: Romania XXIV, S. 119f.]
Vernier, L. — La Question grammaticale et la Grammaire française, discours prononcé à la séance solennelle de rentrée des Facultés, le 8 novembre 1894. In-8⁰, 23 pages. Besançon, imp. Dodivers. (1894).
Vietor, Wilh., Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen u. Französischen. 3. Aufl. 2. Hälfte. gr. 8⁰. [XII u. S. 161—388 m. 1 Taf.) L., O. R. Reisland. 4.—. (kplt.: 7.—.)
Weymann, C. *Qua mente.* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 105—106.]

Firmery. Un projet de réforme de la versification française. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 45—61.]
de Souza, R., Le rôle de l'*e* muet dans la poésie française. [In: Mercure de France. Januar.]
Wailly, A. de. — Nouveau Dictionnaire de versification et de poésie latines (Gradus ad Parnassum), suivi des règles de la poésie grecque et de quelques notions sur la versification française. 10ᵉ *édition*, revue et corrigée. In-8⁰, XLVIII-678 p. Paris, Delagrave; Lecoffre.

Augé, C. — Troisième livre de grammaire. Livre du maître. In-12, 886 pages. Paris, Larousse. 4 fr.

Aust, Ob.-Lieut. *Ad.*, précis de grammaire française. 2. éd. gr. 8°. (16 S.) Wien, L. W. Seidel & Sohn. —.30.

Bohm, Schulvorst. *C.*, Anleitung zum Gebrauche der französischen Sprachschule. Bearb. vom Verf. der „Sprachschule". 8°. (64 S.) Gera, Th. Hofmann. —.60.

— französische Sprachschule. Auf Grundlage der Aussprache u. Grammatik nach dem Prinzip der Anschaug. bearb. 2 Tle. 4. (Titel-)Aufl. 8°. Ebd. (1892). n. 2.95; Einbde. —.55. 1. (IV, 235 S.) 1.35; Einbd. —.25. — 2. (VI, 268 S.) 1.60; Einbd. —.30.

Borel, Eugène, grammaire française à l'usage des Allemands. 19. éd. revue et augmentée par Prof. Dr. Otto Schanzenbach. 8°. (XVI, 574 S.) St., P. Neff. 2.70; Einbd. in Leinw. —.40.

Brachet, A., et *J. Dussouchet.* — Cours de grammaire française fondé sur l'histoire de la langue. Théorie et Exercices. Cours moyen. Livre de l'élève. In-16, VIII-223 p. Paris, Hachette et Cie. 1 fr. 25. [Cours complet d'enseignement primaire.]

Cours élémentaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices préparatoires au cours intermédiaire ou de première année; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. In-18, 72 p. Tours, Mame et fils. Paris, Ch. Poussielgue.

Desfretières. — Grammaire française conforme aux derniers programmes officiels. Second cours, accompagné de nombreux exercices d'orthographe et de rédaction (certificat d'études primaires). In-16, 258 pages. Paris Bloud et Barral.

Elementarbuch der französischen Sprache. I. Teil. Für das 1. Schulj. (Alter von 8—9 Jahren.) Nach dem durch e. Kommission des Lehrerkonvents der Realanstalt in Stuttgart aufgestellten Programm bearb. v. K. Assfahl. 4. Aufl. gr. 8°. (IV, 79 S.) St., J. B. Metzler's Verl. 1.—.

Feichtinger, Eman., Lehrgang der französischen Sprache f. Gymnasien. I. Thl. (Für 2 Jahrescurse zu je 2 Stunden in der Woche.) gr. 8°. (VI, 265 S.) Wien, A. Hölder. 2.20; geb. 2.60.

Fleischhauer, W., Praktische französische Grammatik. Nebst einem Begleitwort. Leipzig, Rengersche Buchhandlung VI, 95 l. 8°.

Franke, I., Phrases de tous les jours. 1e édition. Leipzig, O. R. Reisland. —.80; kart. M. 1.—.

Génin, Lucien, et *Jos. Schamanek*, conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel. 9 cahiers, gr. 8°. (Hft. 1—8 à 12 S. m. je 1 farb. Bild.) Wien, E. Hölzel. —.50; in 1 Bd. geh., ohne Bilder, 3.—. 1. Le Printemps. — 2. L'Été. — 3. L'Automne. — 4. L'Hiver. — 5. La Ferme. — 6. La Forêt. — 7. La Montagne. — 8. La Ville. — 9. Supplément. La grammaire enseignée par des exemples. (24 S.)

Goerlich, Ew., Materialien f. freie französische Arbeiten. Ein Hilfsbuch f. den französ. Unterricht an sämtl. höheren Lehranstalten. gr. 8°. (XIV, 338 S.) L., Renger. 5.—.

Konjugationstafeln, französische, nach Kennformen u. Ableitungen zusammengestellt. kl. 4°. (56 S.) Passau, R. Abt. —.30.

Lange, Helene, Leitfaden f. den Unterricht in der Geschichte der französischen Litteratur. (Précis de l'histoire de la littérature française.) 8°. (VIII. 144 S.) B., L. Oehmigke's Verl. 1.40; kart. 1.60.

Libonis, L., Les Styles français enseignés par l'exemple. In-4°, 368 dessins accompagnés de notices. Paris, Laurens. (1894.)

Mingam, J., et *L. Le Balle*, Langue française.: grammaire, orthographe, lecture et récitation, rédaction. Cours élémentaire. In-16, 311 p. avec gravures. Paris, Delarue.

Noël et *Chapsal*, Langue française, Exercices. *Nouvelle édition* (*édition* A. Lenient), revue, corrigée et mise en rapport avec les nouveaux programmes de l'enseignement dans les écoles primaires élémentaires, les écoles primaires supérieures, les collèges et les lycées. Cours supérieur. Livre du maître. In-18 jésus. xix-642 p. Paris, Delagrave.

Ohlert, Arnold, Lese- u. Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearb. gr. 8°. (VIII, 245 S.) Hannover, C. Meyer. geb. 2.40.

— Schulgrammatik der französischen Sprache. Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. vom 31. Mai 1894 bearb. gr. 8°. (VII, 205 S.) Ebd. geb. 2.25.

— methodische Anleitung f. den französischen Unterricht (Ausg. B.) an höheren Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. vom 31. Mai 1894 dargestelllt. gr. 8°. (72 S.) Hannover, C. Meyer. —.75.

Ploetz, Gust., u. *Otto Kares*, kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Alphabetisches Wörterverzeichnis zum Übungsbuch (Ausg. A u. B). Verf. v. P. gr. 8°. (52 S.) B., F. A. Herbig. —.50.

— — kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. 1. Hft. (Abschluss der Formenlehre.) 4. Aufl. gr. 8°. (VIII, 108 S.) B., F. A. Herbig. 1.—; Einbd. in Leinw. —.25.

— — kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. (Unter Mitwirkg. v. Kares.) Ausg. D. Für Mädchenschulen. gr. 8°. (XVI, 307 S.) B., F. A. Herbig. geb. 2.80.

Ploetz, ehem. Gymn.-Prof. Dr. *Karl*, methodisches Lese- u. Übungsbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 1. Tl.: Aussprache u. Wortlehre. 5. Aufl. gr. 8°. (XII, 232 S.) B., F. A. Herbig. 1.60; Einbd. —.25.

— dasselbe. Schlüssel zu Tl. I u. II v. P. u. Dr. Gust. Ploetz. Hrsg. v. vorm. Gymn.-Oberlehr. Dr. Gust. Ploetz. 2. Aufl. 8°. (III, 185 S.) Ebd. 2.—. [Wird nur an Lehrer resp. Lehrerinnen abgegeben.]

— Schulgrammatik der französischen Sprache. 32. Aufl. Ausg. f. Österreich gr. 8°. (VIII, 517 S.) Ebd. 2.90; Einbd. —.30.

— dasselbe in kurzer Fassg. hrsg. v. DD. Gust. Ploetz u. Otto Kares. 3. Aufl. gr. 8°. (XVI, 411 S.) Ebd. 2.60; Einbd. —.30.

— dasselbe. Für Mädchenschulen umgearb. v. DD. Otto Kares u. Gust. Ploetz. 5. Aufl. gr. 8°. (XVI, 407 S.) Ebd. 2.60; Einbd. —.30.

— dasselbe. Anh. 2. Aufl. gr. 8°. (40 S.) Ebd. —.40.

Püttmann u. *Rehrmann*, Lehrgang der französischen Sprache. 2 Tl. gr. 8°. B., E. S. Mittler & Sohn. 2. Französisches Lese- u. Übungsbuch. Unter besond. Berücksicht. des Kriegswesens. Auf Veranlassg. der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens bearb. v. Püttmann. 3. Aufl. (XV, 200 S. m. 1 Kartenskizze.) 2.60; geb. in Halbldr. 3.—.

Ricken, Dr. *Wilh.*, Lehrgang der französischen Sprache f. die ersten 3 Jahre des französischen Unterrichts an Realschulen jeder Art u. an höheren Mädchenschulen. 2. u. 3. Jahr. Ausg. f. Mädchenschulen. gr. 8°. (VII, 160 S.) B., W. Gronau. 1.60; geb. 1.80.

Riha, Ernst, französisches Lehr- u. Lesebuch f. Bürgerschulen. 2. Stufe. 2. Aufl. gr. 8°. (II, 80 S. m. 47 Abbildgn.) Wien u. Prag, F. Tempsky. — L., G. Freytag. Geb. in Leinw. 1.—.

Reuter, Reallyc.-Lehr. *M.*, Übersetzung der 75 Stücke zur Einübung französischer Sprachregeln. 8°. (55 S.) St., J. Roth. 2.70.

Schmitt, Ob.-Lehr. a. D. *E.*, französische Grammatik f. die oberen Klassen höherer Lehranstalten. gr. 8°. (VIII, 351 S.) Strassburg, Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 2.50.

Stier, Geo., Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen des Königl. preuss. Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearb. 1. Tl. Unterrichtstoff für die 6. Klasse. 8°. (XX, 120 S.) Leipzig, F. A. Brockhaus. Kart. 1.50.

Verret, E., La Composition française des classes supérieures, des baccalauréats classique et moderne, des grandes écoles et du brevet supérieur; 100 plans méthodiques, 640 sujets proposés aux plus récents examens. In-16, VIII-309 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Walter, E., Stoffsammlung für französische Dictate mit kurzer Einleitung. Programm Ansbach. 1894. (40 S.) 8°.

Weill, Louis, französische Gesprächs- u. Wiederholungs-Grammatik. Vollkommene Schulg. im Französischen auch ohne Lehrer in 30 Gesprächen m. dem Schüler. Methode Dunker-Bell. (In 30 Lfgn.) 1—11. Lfg. (1.—11. Gespräch.) gr. 8°. (S. 1—460.) Stettin, Herrcke & Lebeling. à —.75.

Weitzenböck, Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky. G. Freytag. I. Teil (1893), II. Teil, mit 21 Abbildungen und Karten, 1895. Preis des 1. Teils geb. 90 Kr., des 2. Teils Mark 2.50, geb. M. 3.—.

Berthelé, J., Du rôle de l'enseignement paléographique dans les Facultés des Lettres. [In: Rev. des langues rom. XXXVIII.]

Boutrois, A. et *D. H. J. Wiart.* — Nouvelle méthode pour l'enseignement pratique et simultané de la lecture, de l'écriture et de l'orthographe. In-16, 37 p. Paris, Guérin et C[e].

Breul, K., On the training of teachers of modern foreign languages. [Educational Times. Mai 1894.]

Brochard, L. — Lecture, Ecriture, Orthographe. Méthode en trente tableaux. 2[e] livret. 3[e] *édition*. In 8°, 32 pages. Dôle, Krugell.

Hartmann, K., *A. Martin*, Die Anschauung im neusprachlichen Unterricht. Vortrag, gehalten am 16. April 1895 auf der Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins zu Chemnitz. Wien, Verlag von Ed. Hölzèl. 1895. 34 S. 8°.

Méthode pratique d'analyse grammaticale, en six livrets in-18 de 8 p. chacun. 1[er], 2[e] et 3[e] livrets. La Rochelle, impr. Texier. Nieul-sur-Mer, chez le curé.

Münch, Wilh., zur Förderung des französischen Unterrichts. 2. Aufl. gr. 8°. (V. 121 S.) L., O. R. Reisland.

Nft [Nordfelt], Franskans ställning till den s. k. nya metoden [Verdandi 1894, 5, S. 233—239.]

Rédard, E., La composition française. Méthode et programme d'enseignement. Georg & C[e]. Genève, Bâle, Lyon. 86 S. 8°.

Ulrich, Die Wechselbeziehungen zwischen dem französischen und lateinischen Unterricht. Gel. Zürich 1894. 22 S. 8°.

Wehrmann, K., Direktor d. Realsch. zu Kreuznach, Der erziehliche Wert der französischen und engl. Lektüre. Wissenschaftlich. Beitrag zum Progr. der Realsch. zu Kreuznach. Ostern 1895. 66 S. 8°.

Amman, J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Conrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland. (Forts.) Pr. Krumau. 19 S. 8°.

Anatole de la Forge (Mlle M.). — Histoire familière de la littérature française. Ouvrage précédé d'une lettre de M. Auguste Vacquerie. In-18 jésus, 228 p. Paris, Guérin et Cie.

Aquenza, G. Essai sur Pierre de Ronsard. Palerme, Remus Sandron. 15 S. 8°.

Arnould, L., Anecdotes inédites sur Malherbe. Supplément de la vie de Malherbe par Racan publié avec une introduction et des notes critiques. Paris, Picard. 87 S. 8°.

Asmus, M., Cours abrégé de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. 6ième édition. Leipzig, Brockhaus. X, 169 S. 8°.

Bapst, Essai sur l'histoire du theâtre, la mise en scène, le décor, le costume, l'architécture, l'éclairage, l'hygiène. Paris, Hachette. II, 693 S. 4°. 85 gravures. Fr. 30.

Bastet, G. — La Gascogne littéraire. Histoire critique de la littérature en Gascogne depuis le moyen âge jusqu'à notre époque inclusivement. In 18 jésus, 356 p. Bordeaux, Feret et fils. 3 fr. 50.

Beaudouin, E. — Saint François d'Assise. In-8°, 29 pages. [Extrait des Annales de l'enseignement supérieur de Grenoble (t. 6, n° 3).]

Bechtel, A., Tableaux chronologiques des principales oeuvres (et des principaux ouvrages destinés à la jeunesse) de la littérature française depuis les origines jusqu' à nos jours, suivis de deux tables alphabétiques à l'usage des candidats et candidates aux divers examens de lettres et des étudiants de lettres. Wien, Julius Klinkhardt & Co. 98 S. 8°.

Bédier, J., Les fabliaux. 2° édition. Paris, Bouillon.

Bertrand, A. Rabelais à Lyon. Paris, Masson. Un vol. petit in-4, orné de gravures. Fr. 4.

Betz, L. P., Heine in Frankreich. Eine litterarhistorische Untersuchung. Zürich, Müller, 464 S. 8°.

Bidault, E. — La Légende de Pierre de Ronsard. In-8°, 16 p. Le Mans, Lebrault et fils.

Boissarie. — Zola; le Roman et l'Histoire. Conférence du Luxembourg. In-8°, XIII-79 p. avec grav. Paris, maison de la Bonne Presse, 8, rue François Ier.

Brivois, J. — Essai de bibliographie des œuvres de M. Alphonse Daudet, avec fragments inédits; In-16, 151 p. Paris, Conquet. 10 fr.

Brunetière, F., Leconte de Lisle. [Revue des Revues. 10. December.)

— L'Evolution de la poésie lyrique en France au XIXe siècle. Leçons professées à la Sorbonne. T. 2. In-16, 306 p. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50. (1894.)

C. A. Le repertoire révolutionnaire de la citoyenne Montansier. [In: Rev. d' Hist. litt. de la Fr. II, S. 82.]

Cartier, Les poètes de Louise Labé. [In: Rev. d'Hist litt. de la Fr. I, S. 433—440.]

Cloëtta, W. Die beiden altfranzös. Epen vom *Moniage Guillaume*. [In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen XCIII, S. 399—447; XCIV, S. 21—38.]

Cochin, H. Saint François d'Assise, d'après son dernier historien; par Henry Cochin. In-8°. 21 p. Besançon, imprim. Jacquin. Paris, 5, rue Saint-Simon. [Extrait de la Revue des questions historiques (janvier 1895).]

Colin, L. — Ce que pense Henri Lasserre du roman d'Emile Zola. Conversations et Interviews; 6e *mille.* In-18 jésus, 69 p. Paris, Bloud et Barral.

Cottin, P. Vanderbourg el les poésies de Clotilde de Surville. In-8°, 31 p. Paris, Techener. (1894). [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Delaborde, H. F. — Jean Froissart et son temps, à propos d'un livre récent. In-8°, 32 pages. Paris, imprimerie de Soye et fils. [Extrait du Correspondant.]

Delboulle, A. Additions à l'historique de la fable de La Fontaine „les Femmes et le Secret." [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 87—88.]

Devaux, A. — George Sand. In-16, 140 p. Paris, Ollendorff. 2 fr.

Dorez, L. Amadis Jamyn jugé par une dame de la cour de Henri III. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 83—86.]

Du Chastel, E. — Les Deux „Lourdes" d'Emile Zola et d'Emile Pouvillon. In-18 jésus, 20 p. Nice, impr. Ventre et C[e]. 50 cent.

Ducros, L., L'Encyclopédie du XVIII[e] siècle. [In: Rev. des Universités du midi I,1.]

Dufayard, C. De Claudii Seisselii vita et operibus. Paris, Thèse. 105 S. 8°.

Faguet, E. — Voltaire. In-8°, 240 pages avec 2 portraits. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. 1 fr. 50. Collection des classiques populaires.

— Fénelon d'après un ouvrage récent. [In: Revue Bleue. 5. Januar.]

— Seizième siècle. Etudes littéraires par Emile Faguet. In-18 xxiii-426 pages. Oudin et C[e]. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. [Nouvelle Bibliothèque littéraire].

Filon, A. Mérimée et ses amis. Avec une bibliographie des oeuvres complètes de Mérimée par le vicomte de Spoelberch de Lovenjoul. Paris, Hachette. XVIII, 390 p. 16°. fr. 3.50.

Gerschmann, H., Studien über den modernen Roman. Beilage zum Jahresbericht des Städtischen Realgymnasiums. Königsberg 1894.

Godet, R. Histoire littéraire de la Suisse française 2[me] éd. Neuchâtel, Delachaux et Niestlé. XIII. 631 S. 8°. Fr. 8,50.

van Hasselt, Une page de la vie de Molière. [Revue d'Art dramatique. 15. décembre.]

Jeanroy, A. Sur un vers de Pathelin. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 118.]

Isola, J. G. Storia delle lingue e letterature romanze. III,1. = Le storie narbonesi: romanzo cavalleresco del sec. XIV, pubbl. per cura di J. G. Isola, app.; vol IV. Genova, istituto Sordomuti. 2 vol. 256 S. L. 6.

Jusserand, J. J., Les contes à rire et la vie des recluses au XII siècle. [In: Romania XXIV, 122—228.]

Jzoulet, J. De J. J. Russeau (J. J. Rousseau) utrum misopolis fuerit an philopolis ex Genavensi codice, cum ceteris russei operibus collato quaeritur. (thèse). Paris, F. Alcan. 80 p. 8°.

Keuffer, Max, die Stadt-Metzer Kanzleien u. ihre Bedeutung f. die Geschichte des „Romans". [Aus: „Roman. Forschgn."] gr. 8°. (XI, 142 S.) Erlangen, F. Junge. 4.—.

Lanson, G. Le héros cornélien et le „généreux" selon Descartes; étude sur les rapports de la psychologie de Corneille et de la psychologie de Descartes. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, S. 397—411.]

Larivière, Ch. de. Jean de la Fontaine et Marie Héricart. [In: Rev. d'Hist. de la Fr. I, S. 456—462.]

Larroumet, G. — La Maison de Victor Hugo. Impressions de Guernesey. Grand in-16, 101 pages et 2 planches. Paris, H. Champion.

Lemaître, J. — Impressions de théâtre. 8[e] série. In-18 jésus, 348 pages. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

— Les Contemporains. Etudes et Portraits littéraires. 1[er] série. 17[e] *édition*. In-18 jésus, 557 p. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Lenient, C. — La Poésie patriotique en France dans les temps modernes. T. 2. (XVIIIe et XIXe siècles.) In-16, 496 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Lintilhac, E. — Les Félibres. A travers leur monde et leur poésie. In-16, 142 p. Paris, imp. et lib. Lemerre. 2 fr.

Longhaye, G. — Histoire de la littérature française au XVIIe siècle. Première partie: Précurseurs et Contemporains des premiers maitres. T. Ier In-8°, XI-389 pages. Paris, Retaux et fils.

Mahrenholtz, R., Die französ. Revolution auf der Schaubühne und in der Tagesdramatik. [In: Arch. f. d. Stud, der neueren Spr. XCIV, 39-94.]

Mahul, A. Souvenirs d'un collégien du temps de l'Empire. (Publiés par L.-G.-P.) (fin). [In: Rev. d. l. r. XXXVIII S. 135—145.]

Merlini, D., Saggio di ricerche sulla satira contro il villano, con appendice di documenti inediti. Torino, Loescher, 1894, 232 S. 12°.

Meyer, P., Guillem d'Autpol et Daspol. [In: Romania XXIV, 128 f.]

Morf, H., Die französische Litteratur zur Zeit Franz' I. (1515—1547). [In: Arch. f. das St. der neueren Spr. XCIV, 207—256.]

Mugnier. — Madame Valentine de Lamartine, conférence faite le 3 décembre 1894. In-8°, 39 pages. Paris, Pillu Vuillaume.

Nicolet, V. et Reymond, M. Lamartine et les Alpes. Discours de réception à l'Académie delphinale de M. Victor Nicolet et Réponse de M. Marcel Reymond, président de l'Académie. In-8°, 95 p. Grenoble, impr. Allier père et fils.

Paris, G., La dance macabré de Jean le Fèvre. [In Romania XXIV, 129—132.]

— La poésie du moyen âge. Leçons et lectures. Deuxième série. Paris, Hachette et Cie. XVI, 268 S. 8°. [La littérature française auXIIe siècle. L'esprit normand en Angleterre. Les contes orientaux dans la littérature française au moyen âge. La légende du mari aux deux femmes. La parabole des Trois anneaux. Siger de Brabant. La littérature fr. au XIVe siéle La poésie fr. au XVe siècle.]

— Le Roman de Renard (les Sources du Roman de Renard, par Léopold Sudre, Paris. E. Bouillon, 1893, in 8°, VIII-354 p.) In-8°, p. Paris. Imp. nationale. (23 avril.) [Extrait du Journal des savants (septembre, octobre et décembre 1894, février 1895.]

Peters, C. Zur Geschichte der lateinischen Visionslegenden. [In: Rom. Forsch. VIII. S. 361—364.]

Petitot, E. Origines et migrations des peuples de la Gaule jusqu'à l'avènement des Francs. Paris, Maisonneuve XVI, 716 p. In-8°. Fr. 12.

Pellissier, G. — Nouveaux essais de littérature contemporaine. In-18, 384 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. 3 fr. 50. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Restori, A. — Histoire de la littérature provençale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Ouvrage traduit de l'édition italienne par A. Martel revu et considérablement augmenté par l'auteur, avec addition de plusieurs chapitres sur la littérature provençale moderne par A. Roque-Ferrier. Première partie. In-8°, VI-178 pages. Montpellier, Hamelin frères.

Revillout, Ch., La légende de Boileau. [Rev. d. langues romanes XXXVII.]

Reynaud, H., Jean de Monluc, Paris, Thèse. 304 S. 8°.

Ridderhoff, K., Sophie von la Roche, die Schülerin Richardsons und Rousseaus Diss. Göttingen 1895. 109 S. 8°.

Rocheblave, S., Une amitié romanesque. George Sand et Mme d'Agoult. (Extrait de la Revue de Paris du 15 décembre 1894.) Paris, Chaix, 47. p. 8°.

Roman, J., Cyrano de Bergerac et sa famille. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 451—455.]

Rossel, V., Les poètes français du Canada contemporain. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 464—485.]

— Virgile, histoire de la littérature française hors de France. (I. Suisse française. II. Belgique. III. Canada. IV. Hollande, Suède et Danemark. V. Allemagne. VI. Angleterre. VII. La littérature française en Orient.) gr. 8°. (XV, 531 S.) Lausanne, F. Payot. 6.40.

Schlaeger, Geo., Studien üb. das Tagelied. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des Mittelalters. gr. 8°. (VIII, 89 S.) Jena, H. Pohle. 1.80.

Sporon, W., Jean Rotrou. Kopenhagen, Gyldendal. 8°. Kr. 2.50.

Springer, U., Das altprovenzalische Klagelied. Mit Berücksichtigung der verwandten Litteraturen. 1. Teil. Berliner Diss. 51 S. 8°.

Stapfer, P., Montaigne. In-16. 200 pages et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

T. S. Sur la première mention du nom de Shakespeare dans un ouvrage imprimé en français. [In. Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 463.]

Teichmann, R., Die beiden hervorragendsten Gestaltnngen der Oedipussage im klassischen Drama der Franzosen. Progr. Grünberg i. Schl. 23 S. 4°.

Toldo, P., Contributo allo studio della Novella francese del XV e XVI secolo considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana. Les Cent nouvelles nouvelles. Heptaméron. Les comptes du monde aventureux. Le grand Parangon des nouvelles nouvelles. Les joyeux devis. Roma, Löscher. XIII, 155 S. 8°.

Urbain, Ch., Un épisode de la vie de J. P. Camus et de Pascal: L'Affaire Saint-Ange. [In: Rev: d'Hist. litt. de la Fr. II. S. 1—35.]

Voizard, C., Les relations de Montaigne avec la cour. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 446—450.]

Volta, A., Storia poetica di Orlando studiata in sei poemi. Bologna, Zanichelli. 194 S. 12°.

Wannenmacher, Die Griseldissage auf der iber. Halbinsel. Strassburger Diss. 108 S. 8°.

Weber, P., Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnis erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. I. Diss. Leipzig (1893). 48 S. 8°.

Camus, J., Un manuscrit namurois du XVe siècle 1re partie. (In: Rev. des langues romanes XXXVIII, S. 27—43.]

Clément-Simon. Notice sur quelques mss. d'une bibliothèque limousine contenant des chansons de troubadours. [In: Bulletin de la Société scientifique, historique et archéologique. Brive 1893. 4e livr.]

Constans, L., Un nouveau manuscrit fragmentaire du roman de Troie. [In: Rev. des langues romanes. XXXVII, 571 ff.)

Estrée, P., d', A travers les manuscrits de Conrart: Montausier poète, Montausier historien. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II. S. 89—107[.

Freymond, E., Handschriftliche Miscellen. [In: Romanische Abhandlungen.] S. oben pg. 48.

Liebermann, F., Eine Anglonormannische Uebersetzung des 12. Jahrhunderts von Articuli Willelmi Leges Eadwardi und Genealogia Normannorum. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX. S. 77—84.]

Miola, A., Notizie di Manoscritti Neolatini. Parte prima: Mss. Francesi, Provenzali, Spagnuoli, Catalani e Portoghesi della Biblioteca Nazionale di Napoli. Neapel, F. Furchheim. 4°. L. 6.

Mugnier, F. — Les Manuscrits à miniatures de la maison de Savoie. Le Bréviaire de Marie de Savoie, duchesse de Milan; les Heures des ducs Louis et Amédée IX. In-8°, 127 pages et planches. Moutiers, Ducloz.

Ausgaben u. Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Veröffentlicht von E. Stengel. 92. Hft. gr. 8°. Marburg, N. G. Elwert's Verl. 92. Der Roman du mont Saint-Michel v. Guillaume de S. Pair. Wiedergabe der beiden Handschriften des Brit. Museums v. Dr. Paul Redlich. (VIII, 88 S.). 2.80.

Baist, G. Zum Jonasfragment. [In: Rom. Forsch. VIII, S. 511—512.]

Bédier, J., Fragment d'un ancien mystère. [In: Romania XXIV, 86—94.]

Bonebakker, E. Inleiding en aanteekeningen op eene nieuwe uitgave der Middelnederlandsche Brandaenteksten. Diss. Amsterdam. XVIII, 67 S. 4°.

Boser, C., Le remaniement provençal de la Somme le Roi et ses dérivés. [In: Romania XXIV, 56—85.]

Chanson (la) de Roland. Texte critique. Traduction et commentaire, grammaire et glossaire, 21e *édition*, revue avec soin. Edition classique à l'usage des élèves de seconde. In-18 jésus, LII-606 p. Tours, Mame et fils.

Clédat, L. Oeuvres narratives du moyen âge, analysés et extraits traduits. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 161—264.]

Crescini, V. Rios, A. Un frammento provenzale a Conegliano. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 41—50.]

Douais, C. Poésies ou Prières à la Vierge. (XIe et XIIe siécle.). [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, S. 113—126.]

L'Espurgatoire Seint Patriz of *Marie de France.* Publ. with an introduction and a study of the language of the author by *Th. A. Jenkins.* A. J. Ferris. Philadelphia.

Friedel. V., Deux fragments du Fierabras. Étude critique sur la tradition de ce roman. [In: Romania XXIV, S. 1—55.]

Fuhrken. G. E., De David li prophecie. Ein altfranzösisches Gedicht aus dem XII. Jahrhundert. Zum ersten Mal nach der Hs. herausgegeben. Diss. Halle. 46 S. 8°.

Marchot, P. Les Gloses de Cassel le plus ancien texte Réto-Roman. Friburgi Helvetiorum 1895. 67 S. 4°. [Collectanea Friburgensia III.]

— les Gloses de Vienne, vocabulaire réto-roman du XIme siècle. Publié d'après le manuscrit avec une introduction, un commentaire et une restitution critique du texte. 8° (48 S.) Freiburg (Schweiz) Universitäts-Buchh. 1.60.

Monaci, E., J più antiqui monumenti della lingua francese, con glossario. Roma, Forzani. 63 S. 16°. L. 1.50.

Mussafia, Ad. u. *Gartner, Th.*, Altfranzösische Prosalegenden aus der Hs. der Pariser Nationalbibliothek. Fr. 818. I. Teil. IV, 232 u. XXVI S. 8°. Wien und Leipzig. W. Braumüller.

Schulze, A. Predigten des H. Bernhard in altfranzösischer Übertragung aus einer Hs. der Kgl. Bibl. zu Berlin. Gedruckt für den Litterarischen Verein in Stuttgart. Tübingen 1894. XX, 442 S. 8°.

Servois, G. Roman (le) de la Rose ou de Guillaume de Dôle, publié d'après le manuscrit du Vatican. In-8°, CXXI-211 pages. Paris, Firmin-Didot et Ce. [Société des anciens textes français.]

Teulié, H. Mémorandum des consuls de la ville de Martel. (suite et fin.) [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII, S. 279—295.]

Ulrich, J. Eine altlothringische Uebersetzung des Dionysius Cato. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 85—92.]

Ulrich, J., Robert von Blois sämmtliche Werke. Band III. Berlin, Mayer & Müller. XXIV, 129 S. 8⁰. Mk. 3.—.

Becker, Ph. Aug. Eine unbeachtete Ausgabe von Jean Lemaires Temple d'Honneur et de Vertu. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 93.]

Boileau, Oeuvres poétiques de Boileau, Précédées d'une notice biographique et litteraire et accompagnées de notes par F. Brunetière. 2ᵉ édit. revue. Paris, Hachette et Cie. XXVI. 302 p. 16⁰. Fr. 1.50.

Bonnefon, P. Contribution à un essai de restitution du manuscrit de Guillaume Colletet, intitulé „Vies des poètes françois". [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 59—77.]

Bossuet. — Oeuvres choisies. T. 3. In-16, 467 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Bourdaloue. — Les Sermons. Notice, analyse et extraits par Jacques Porcher. In-18 jésus, 108 p. Paris, Delagrave. (1894). [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Brunot, F. La première édition lyonnaise du discours de du Bellay sur le faict des quatre etats du royaume (1567). [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 89—100.]

Chapelain, J. — Lettres inédites de Jean Chapelain à P. D. Huet (1658-1673). (Supplément au recueil Chapelain-Tamizey). Publiées d'après les originaux par Léon-G. Pélissier. In-8⁰, 44 p. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupeley-Gouverneur. Paris. (1894.) [Extrait des Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile-de-France (t. 21, 1894).]

Chénier, A. — Poésies. Publiées avec une introduction nouvelle par L. Becq de Fouquières et enrichies de 15 compositions de Bida, gravées à l'eau-forte par Courtry, Champollion, Monziès, et des portraits de Marie Cosway et de Fanny, gravés à l'eau-forte par F. Desmoulin d'après Richard Cosway et David. In-4⁰, XXIV-511 p. Paris, Charpentier et Cᵉ.

Clément, L. Le carmen de senatulo foeminarum d'Henri Estienne. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 441—445.]

Corneille. — Cinna. Notice, analyse et extraits par Léon Roubier. In-18 jésus, 120 pages. Paris, Delagrave. 1 franc. (1894.) [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

— Horace. tragédie de Corneille. Notice, analyse et extraits par Léon Roubier. In-18 jésus, 144 p. Paris, Delagrave. 1 fr. (1894.) [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

— Polyeucte, de Corneille. Notice, analyse et extraits par Léon Roubier. In-18 jésus, 124 pages. Paris, Delagrave. 1 fr. (1894.) [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Delaplace, E. — Les Satires de Boileau, avec un commentaire manuscrit de Le Verrier et des notes autographes de Despréaux. In-8⁰, 23 pages. Paris, Techener. (1894.)

Diderot. — La Religieuse. In-32, 213 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale. nᵒ 15.]

Dorez, L. Une lettre de J. A. de Baïf à Charles IX. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II. S. 78—81.]

Farcinet, C. — Trois lettres inédites de Victor Hugo, Alfred de Vigny et Béranger. suivies de vers. In-8⁰, 8 pages. Vannes, Lafolye. Fontenay-le-Comte, aux bureaux de la Revue du Bas-Poitou. (1894.) [Extrait de la Revue du Bas-Poitou.]

Hugo, V. — Œuvres complètes. *Edition* nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maitres. Actes et Paroles. III:

Depuis l'exil (1870-1885). Fascicule 3. Petit in-4°. p. 225 à 344. Paris, Testard.

La Fontaine. — Fables. *Edition* illustrée. Livraisons 41 à 90. (Fin.) In-4°. p. 321 à 714. Paris, Boulanger.

— Fables choisies. Illustrations de Grandville. In-18 jésus, 228 p. Tours, Mame et fils. (1894.)

— J. de. — Contes et Nouvelles en vers. 2 vol. In-16. T. 1er, IV-272 p.; t. 2, V-316 p. Paris, Le Vasseur et Cie. [Les Conteurs galants des XVIIe et XVIIIe siècles, ornés de 149 grav. par Duplessis-Bertaux (t. 3 et 4).]

La Rochefoucauld. — Maximes et Réflexions morales. Précédées d'une étude par Emilie Deschanel. In-32, 192 p. Paris, Berthier. 25 cent. (1894.) [Bibliothèque nationale.]

Marguerite de Navarre. Dernières poésies de, texte inédit publié et annoté par Abel Lefranc. Paris, Publ. der Société d'histoire littéraire de la France. 8°.

Marivaux. — Œuvres choisies. 2 vol. In-16. T. 1er, 455 p.; t. 2, 449 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25 le vol. (1894.) [Les Principaux Ecrivains français.]

Michelet. — Œuvres complètes. Histoire de France. *Edition* définitive, revue et corrigée. T. 7: Renaissance. In-8°, 407 p. Paris, Flammarion. 7 fr. 50.

— — T. 8: Réforme. In-8°, 452 p. Paris, Flammarion.

Molière. Le Misanthrope. With introduction and notes by *E. G. W. Braunholtz.* Cambridge, At the University Press. [Pitt Press Series.]

— Album de, (Portraits de Molière. Fac-similés d'autographes. Habitation. Théâtre. Decorations. Costumes. Quatre estampes de Brissart. Frontispices. Musique.) Paris, Hachette. Un vol. 8°. F. 7.50. [Les Grands Ecriv.]

Montesquieu, — Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, suivies du dialogue de Sylla et d'Eucrate et de Lysimaque; *Edition* classique, annotée par C. Aubert. In-16, VIII-207 pages. Paris, Hachette et Cie. 1 fr. 25. [Classiques français.]

— Voyages de Montesquieu. Publiés par le baron Albert de Montesquieu. I. In-4°, XLVIII-377 p. Bordeaux, imp. et lib. Gounouilhou. Paris, lib. J. Rouam et Cie. [Collection bordelaise.]

Musset, A. de. — Œuvres. T. 9: Mélanges de littérature et de critique. (Le Tableau d'église; Revue fantastique; l'Art moderne; Salon de 1836; Faire sans dire; De la tragédie; Mlle Pauline Garcia; Discours de réception à l'Académie.) In-4°, 423 pages. Paris, impr. et librairie Lemerre. 25 fr. (1894).

— A Selection from the poetry and comedies. Editet with an introduction and notes by L. Oscar *Kuhns.* Boston, Ginn & Company. XXXVII, 282 S. 8°.

Pascal, B., Les Première, Quatrième et Treizième Lettres provinciales; Publiées dans leur texte primitif, avec une introduction et des notes, par Ernest Havet, 6° *édition.* In-18 jésus, LXVI-85 p. Paris, Delagrave.

— Œuvres complètes T. 1er. In-16, VIII-424 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Picot, E., Chants historiques français du XVIe siècle. (suite). [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II. S 36—58.]

Racine, Mithridate. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec des notices, une analyse, des notes grammaticales, historiques et littéraires, et un appendice, par G. Lanson, 2e *édition.* Petit in-16, 144 pages. Paris, Hachette.

Roy, E., L'entrée de la reine Marie de Médicis en 1610: vers inédits de Régnier. [In: Rev. d'Hist. litt. de la France I. S. 422—429.]

Saint-Simon, Les Mémoires. Notice, analyse et extraits par A. Parmentier. In-18 jésus, 143 p. Paris, Delagrave. 1 fr. (1894). [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Tamizey de Larroque, Une lettre inédite de Bayle. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I. S. 430—432.]

Teissier, O., Poésies provençales de Robert Ruffi (XVIe siècle). Marseille, Boy. 79 S. 8°. [Extr. du Bulletin de la Soc. d'études scientifiques de Draguignan].

Teulié, H., Mémorandum des Consuls de la ville de Martel. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 17—34.]

Voltaire, Vergier, Sénecé, Perrault, Moncrif et *Ducerceau*, Contes et Nouvelles en vers. T. 1er: Contes de Voltaire, Vergier, Sénecé, Perrault, Moncrif et le P. Ducerceau. In-16, 212 pages. Paris, Le Vasseur et Ce. [Les Conteurs galants des XVIIe et XVIIIe siècles, ornés de 149 grav. par Duplessis-Bertaux (t. 1er).]

Bibliothèque française. 63. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. 63. Histoire d'un petit homme. Ouvrage couronné par l'académie française par Marie Rob. Halt. In Auszügen m. Anmerkgn., Fragen u. e. Wörterbuch zum Schulgebrauch hrsg. v. Prof. Dr. C. Th. Lion. (VI, 205 u. 83 S.) 1.50.

Bibliothek gediegener u. interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt u. m. den Biographieen der betr. Klassiker ausgestattet v. Ant. Goebel. Fortgesetzt v. Johs. Brüll. 59—62 Bdchn. Erläuterndes Wörterverzeichnis. 12°. München, Theissing. 59—62 Boissier, Cicéron et ses amis. (30 S.) —.30.

— pädagogischer Klassiker. Eine Sammlg. der bedeutendsten pädagog. Schriften älterer u. neuerer Zeit, hrsg. v. Frdr. Mann. 12 Bd. gr. 8°. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 12. Michel de Montaigne. Auswahl pädagogischer Stücke aus M.'s Essays, übers. v. Ernst Schmid. 2. Aufl. (V, 72 S.) —.50; geb. 1.10.

Bossuet. — Sermons sur l'honneur du monde et sur l'ambition. Texte revu sur les manuscrits de la Bibliothèque nationale, publié avec une introduction, des notices, des notes et un choix de variantes par Alfred Rébelliau. 3e *édition.* Petit in-16, XXII-63 p. Paris, Hachette et Ce. 75 cent. [Auteurs français désignés pour l'épreuve de la lecture expliquée du brevet supérieur (années 1894, 1895 et 1896).]

Buffon. — Œuvres. (Classe de seconde moderne. 5e année.) Notice, analyse et extraits par L. Haudié. In-18 jésus, 120 pages. Paris, Delagrave. 1 fr. (1894.) [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Chateaubriand de. — Itinéraire de Paris à Jérusalem. Grand in-8°, 367 p. avec grav. Tours, Mame et fils. (1894.) [Bibliothèque des familles et des maisons d'éducation.]

Corneille. — Chefs-d'œuvre. (Le Cid; Horace; Cinna; Polyeucte.) Préface et notes par F. Brunetière, de l'Académie française. Illustrations par J. Dubouchet. In-8°, XXXIV-295 p. Paris, Hetzel et Ce. 7 fr. [Bibliothèque d'éducation et de récréation.]

Extraits choisis des auteurs classiques. Molière. (Sténographie Aimé Paris.) In-12, 95 p. Cempuis (Oise). Paris, 9, rue de Vaugirard. 75 cent.

— d'auteurs français prescrits pour les classes de troisième, seconde et rhétorique, publiés sous la direction du R. P. V. Delaporte, S. J. (Les Chroniqueurs; Montaigne; Pascal, Provinciales, 1, 4, 13; Lettres du

XVIIe siècle; Lettres du XVIIIe siècle; Voltaire, J. J. Rousseau, Buffon.) In-18 jésus, XIII-314 pages. Tours, Mame et fils. (1894.)

Famille, une, de Rouges-Gorges. Schul-Ausg. Mit Wörterverzeichnis. 2. Aufl. 12°. (135 S.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. Kart. 1.

Fénelon. — Les Aventures de Télémaque, suivies des Aventures d'Aristonoüs. Avec notes historiques, mythologiques et géographiques. *Edition* classique. In-16, 399 pages. Tours, Mame et fils. (1894.)

Feugère, L. — Morceaux choisis de prose et de vers des classiques français, à l'usage de la classe de sixième, recueillis et annotés. *Nouvelle édition,* revue et augmentée d'extraits des auteurs des XVIIIe et XIXe siècles, par G. Feugère. 3e *édition.* In-16, XI-244 p. Paris, Delalain frères. 1 fr.

Gasquet, A. — Lectures sur la société française aux XVIIe et XVIIIe siècles. In-18 jésus, 314 p. Paris, Delagrave. (1894.) [Bibliothèque des écoles primaires supérieures et des écoles professionnelles.]

Halévy, Ludovic, l'invasion. Souvenir et recits. Im Auszug zum Schulgebrauch hrsg. v. Ackermann. Mit 3 Kärtchen u. Wörterverzeichnis. 8°. (IV, 115 S.) München, J. Lindauer. Kart. 1.20.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben. Nr. 17. 8°. L., Dr. P. Stolte. Kart. 17. François Coppée. Ausgewählte Novellen, m. Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. Gerh. Franz. (XVI, 80 u. 38 S.). 1.—.

Kamp, Otto u. Heinr. Lange, Frankreichs Jugenddichtungen. Eine Auswahl französ. Kinderlieder u. Gedichte, f. den Schulgebrauch stufenmässig geordnet. 8°. (XVI, 136 S.) Frankfurt a/M., Voigt & Gleiber. 1.20.

La Fontaine. — Les Fables. Notice, analyse et extraits annotés par Emile Hinzelin. In-18 jésus, 259 pages. Villefranche-de-Rouergue. Paris, Delagrave. 1 fr. 25. (1894.) [Bibliothèque des écoles primaires supérieures et des écoles professionnelles.]

Massillon. — Sermons. Notice, analyse et extraits par Jacques Porcher. In-18 jésus, 96 pages. Paris, Delagrave. (1894). [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Prosateurs français. Ausg. A m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B m. Anmerkgn. in e. Anh. 103. u. 104. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 103. Confessions d'un ouvrier par Émile Souvestre. Im Auszuge hrsg. v. Dir. Alb. Benecke. (V, 133 u. 18 S.) —.90. — 104. La science amusante. Expériences de physique et géométrie pratique. Von Arth. Good. Hrsg. v. Realgymn.-Oberlehr. Dr. Gust. Ramme. (VI, 86 u. 27 S.) —.75.

Rahn, Hans. Lesestücke f. den französischen Unterricht auf der oberen Stufe höherer Lehranstalten zur Einführung in Land, Art u. Geschichte des fremden Volkes. II. Tl. Mit Anh., welcher enthält: 1. e. freie metr. Übertragg. v. Gedichten des II. u. III. Abschnitts, 2. e. kurzen Abriss der französ. Metrik, 3. e. Ansicht v. Paris nebst Plan der Stadt u. Umgebg., 4. e. Karte v. Frankreich. gr. 8°. (VIII, 341 S.) L., O. R. Reisland. 2.80.

Sammlung v. Festspielen zu Schüleraufführungen. Eingerichtet v. Emil Penner. 1. u. 2. 8°. L., Renger. 1. L'avocat Patelin. Comédie en 3 actes et en prose par Brueys. (52 S.)

Schulausgaben englischer u. französischer Schriftsteller. 4. Bdch. 8°. Bremen, G. Winter. 4. 40 französische Gedichte. Für den Schulgebrauch hrsg. v. A. Bremer. (IV, 55 S.) n. Kart. —.80.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 91. Bd. L., Renger. Geb. 91. Comment j'ai fait mon dictionnaire de la langue française v. Émile Littré. Causerie. Für den Schulgebrauch erklärt v. J. Imelmann. (VIII, 55 S.) n. n. —.80.

Schulbibliothek, französische u. englische. Reihe A: Prosa. 86., 89. und 90. Bd. 8°. L. Renger. 86. Picciola par Saintine. Auswahl. Mit 1 Kartenskizze. Für den Schulgebrauch erklärt v. Bernh. Lengnick. (XIII, 120 S.) Geb. 1.20. —90. Histoire de ma jeunesse v. Dominique François Arago. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Klein. (IX, 108 S.) 1.20.

— dasselbe. Reihe C: Für Mädchenschulen. Prosa u. Poesie. 13—16. Bd. 8°. Ebd. Kart. in Leinw. 13. Réseli aux roses. Bastien et Franceline. Aus: Courts récits par Johanna Spyri. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dr. Clem. Klöpper. (84 S.) n. n. —.80. — 14. Contes par Mme. Carraud. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dr. Clem. Klöpper. (82 S.) n. n. —.80. — 15. La jeune Sibérienne par Xavier de Maistre. Für den Schulgebrauch bearb. v. Prof. Dr. Jos. Sarrazin. (VII, 118 S.) n. 1.—. — 16. Récits de la vie réelle par J. Girardin. Für den Schulgebrauch bearb. v. Bürgersch.-Rekt. Karl Zwerg. (IV, 92 S.) n. n. —.80.

— französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 16. Bdch. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. 16. Du coeur par Edmondo de Amicis. Ausgewählt für den Schulgebrauch, hrsg. u. erklärt v. Gust. Strien. (VIII, 112 S.) n. 1.20; Wörterbuch. (38 S.) n. —.40.

Textausgaben französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. v. Prof. Realgymn.-Oberlehr. Osk. Schmager. 22.—24. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. 23. Histoire de trois ouvriers français: Palissy—Jacquard—Richard-Lenoir. Ausgewählt u. bearb. v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. (VI, 109 S.) n. 1.—; Wörterbuch dazu (59 S.) n. —.40. — 24. Contes choisis d'auteurs suisses 1. partie. Combe, les bonnes gens du Croset. Trolliet, dans la montage. Hrsg. v. Prof. Dr. K. Sachs. (IV, 136 S.) n. 1.—; Wörterbuch. (25 S.) n. n. —.25.

Trümper, K., Sammlung französischer Gedichte, nebst kurzgefasster Verslehre, litteraturgeschichtl. Bemerkgn. u. Hilfe f. die häusl. Vorbereitg. (I. Tl. besonders f. Tertia u. Sekunda.) 8°. (67 S.) Duderstadt, F. Wagner.

Voltaire, Histoire de Charles XII. Extraits précédes d'une étude sur la vie et les œuvres de Voltaire, avec une analyse et des commentaires sur l'Histoire de Charles XII par Olivier Billaz. In-18 jésus XIX-131 p. Paris, Garnier frères. [Enseignement secondaire moderne.]

— Siècle de Louis XIV; Chapitre des beaux-arts, publié avec une introduction et des notes par Emile Bourgeois, maitre de conférences à l'Ecole normale supérieure. 3e *edition*, Petit in-16, XXXIX p. et p. 621 à 647. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

Bourciez, Notes de la phonétique gasconne. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 62—64.]

Clapi, S. Dictionnaire Canadien-Français ou lexique-glossaire de mots, expressions et locutions ne se trouvant pas dans les dictionnaires courants et dont l'usage appartient surtout aux Canadiens-Français. Montréal (1894.) 8°. Sarsbd. M. 25.—.

Delait, J., Essai de grammaire wallonne II. Articles, substantifs, adjectifs, pronoms & particules de la langue wallonne. Liège, imprimerie H. Vaillant. Carmanne. 92 S. 8°.

Joret, Ch., Listes des noms de plantes envoyées par Peiresc a Clusius — Charles de l'Écluse. — [In Rev. des langues romanes XXXVII ,437 ff.].

Mugnier, Fr., Les gloses latines françaises de Jaques Greftus — Poésie en patois savoyard de 1564. Contribution à l'étude de la langue

française et du patois en Savoie au XVIe siècle. Paris, Champion. 63 S. 8°.

Passy, P., Notes sur le parler d'Ezy-sur-Eure. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 1—16. 80—88.]

de Puchesse Baguenault, De quelques mots d'ancien langage français conservés dans l'Orléanais. Orléans, Herluises, 1893. 29 S. 8°. [Mémoires de la Soc. archéologique et historique de l'Orléanais XXIV.]

Quelques strophes de Mireille traduites en cinq dialectes méridionaus. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 119—136. 265—278.]

Vachet, A., Glossaire des gones de Lyon. Vieux mots lyonnais recueillis par M. l'abbé Ad. Vachet, missionaire de Lyon. In-8°, 39 p. Lyon, imprim. Gallet.

Almanac patouès de la Bigorro. Annado 1893. In-16, 48 p. Tarbo, émpr. Lescamela; prénc ipaous libérayrès bigourdas.

Annada lemouzina, Annuari per bel an de Dieu 1895; par Lemovix. In-16, 32 pages. Brives, imprim. Verlhac. Limoges, Delcourtiens.

Armana marsihés pèr l'annado 1894. (6° annado.) Recuei de conte, charradisso, cansoun e galejado. Armana dei troubaire marsihés emé d'imgi e une carto dei vènt. Publica souto la direicien de Aguste Marin. In-8° carré, 106 p. avec grav. et portraits. Marseille, du Petit Marseillais.

— prouvençau pèr lou bèl an de Diéu 1895, adouba e publica de la man di felibre (an 41 dóu Felibrige). In-16, 112 p. et annonces. Avignon, Roumanille. Paris, Thorin; Taride; Marpon et Flammarion. Marseille, rue Paradis.

Cacho-Fio (lou), armana en prouvençau per lou bel an 1895. (15° annado.) Grand in-16, 160 p. Carpentras, imprimerie et librairie Brun et Ce. 50 cent.

Girard, M. — La Crau (poésies et légendes provençales) (1879-1889), avec la traduction française en regard du texte. In-8°, XXIV-472 pages. Avignon, Ve Roumanille.

Gros, C. — Lous Vis de l'Eraut (vers). In-8°, 4 p. Montpellier, Hamelin frères.

Quinçay, B. — Catherine, hichtoire auvergnate (en vers). 2e *édition.* In-8°, 8 p. Paris. Haton. 50 cent. (1894.) [Le Monologue au pensionnat.]

Texte en patois du Périgord. [In: Rev. de Phil. fr. et prov. VIII. S. 306—308.]

Xavier de Fourvière. — Lou Brès de l'Enfant Jésu, pastorale en trois actes et en vers. In-18 jésus, 136 p. et musique. Marseille, Imprimerie marseillaise. 1 fr. 50. (1894.)

Beauquier, Ch., Chansons populaires rec. en Franche-Comté. Paris, Leroux Fr. 6.

Contes populaires, recueillis à Bournois (canton de l'Isle-sur-le-Doubs, arrondissement de Beaume-les-Dames) par Charles Roussey. In-8°, XI-304 p. Paris, l'auteur, 67, rue du Cardinal-Lemoine; librairie Welter. 7 fr. 50. (1894.) [Société des parlers de France.]

Meyrac, A., Contes du pays d'Ardennes. In-8°, 191 p. avec illustrations de Bergevin. Paris, Oudin et Ce. [Nouvelles Bibliothèque illustrée de vulgarisation.]

Referate und Rezensionen.

Meyer-Lübke, Wilhelm. *Grammatik der romanischen Sprachen.* II. Band: Formenlehre. Leipzig, O. R. Reisland, 1894. XX, 672 S. 8°. Preis 19 Mk.

Referent beabsichtigt auf den folgenden Blättern nicht eine allseitige Beurteilung der M.'schen Grammatik zu geben, sondern eine Anzahl Randbemerkungen zu veröffentlichen, die er sich bei dem Studium des vorliegenden zweiten Bandes machte[1]). Der Verf. hat es verstanden, ein überaus reiches und weit verstreutes Material zu einem Gesamtbilde im allgemeinen geschickt zu vereinigen und sich dadurch um die romanische Sprachwissenschaft ein grosses Verdienst erworben. „Zum Studieren und Nachschlagen, nicht zum Lesen" ist die Grammatik bestimmt, wie M. selbst einmal irgendwo geäussert hat. In der That dürfte es unter den auf dem Gebiet der roman. Sprachwissenschaft in den letzten Decennien erschienenen Büchern wenige geben, die in gleicher Weise wie M.'s Grammatik zu weiterem Studium fruchtbare Anregung bieten. Gewiss ein Verdienst, das nicht hoch genug gewertet werden kann. Seinem weiteren Zweck, als Nachschlagebuch zu dienen, dürfte dagegen M.'s Werk mit Rücksicht auf die Verlässlichkeit und Vollständigkeit der darin gemachten Angaben in der vorliegenden Gestalt noch nicht entsprechen. Liegt es mir ganz fern, dem Verf. einen Vorwurf daraus machen zu wollen, dass er das umfangreiche, in zahlreichen Wörterbüchern, Grammatiken, Monographien etc. niedergelegte Material für seine Darstellung nicht gleichmässig verwertet hat und manches, was Beachtung verdiente, noch unbeachtet liess, so vermag ich doch den Wunsch nicht zu unterdrücken, dass er, weit öfter als es geschehen ist, im Verlauf seiner Arbeit angegeben hätte, auf welche Quellen seine Angaben jedesmal zurückgehen und inwieweit letztere im einzelnen Falle das Ergebnis eingehenden Studiums auf Grund des in der Einleitung verzeichneten Materials wirklich sind, inwieweit sie andererseits einer solchen Grundlage entbehren. Verf. hätte auf

---

[1]) Zum 1. Bande vgl. diese *Zeitschrift* XII, S. 67—89.

diese Weise, ohne allzugrosse Mühe seinerseits, es dem Benutzer seines Buches wesentlich erleichtert, die Vervollständigung seiner Beobachtungen und die absolut notwendige kritische Sichtung eines sehr verschiedenwertigen Materials überall da vorzunehmen, wo er selbst mit Rücksicht auf den Arbeitsplan, den er sich vorzeichnete, hiervon noch hat Abstand nehmen müssen.

Ich will versuchen, die Berechtigung meines Wunsches näher zu begründen. Wenn Verf. S. 84 bemerkt, es seien aus den Sprachen Frankreichs die Vertreter von *major*, abgesehen von *vimaire* und dem zum Substantivum gewordenen *maire*, „völlig geschwunden", so darf man mit Rücksicht auf unser doch noch immer recht bescheidenes Wissen von dem Wortschatz einzelner Mundarten eine so kategorische Äusserung wohl an sich für bedenklich halten, kann sich aber auch im vorliegenden Falle unschwer von der Unhaltbarkeit derselben überzeugen. Mistral, *Trésor* II, S. 251 verzeichnet: *maje, màji(m.), maige(g.), maye(b.)* . . adj. et s. des deux g. Plus grand . . und Specialwörterbücher provenzal. Mundarten bestätigen diese Angaben zur Genüge. Lespy und Raymond verzeichnen in ihrem *Dictionnaire béarnais* II, 56 als der heutigen Sprache angehörig *maye, maje, mage,* plus grand: *Maye bounhur de da que de recebe* (Imitation de J. Ch.) Plus grand bonheur de donner que de recevoir etc.[1]) Vgl. noch Vayssier, *Dictionnaire patois-franç. du dép. de l'Aveyron* s. v. *máge.* Dass *maje* ausser in komparativer auch in positiver Bedeutung heute erscheint, bemerkt Azaïs, *Dict. des idiomes rom.* s. v. (car on dit *lou pus maje,* le plus grand). — S. 86 sagt Vf., dass *minimus* noch heute als „*moimę* (cadet) in Morvan" existiere. De Chambure, dessen *Glossaire* M. in der Einleitung als Quelle für die Sprache dieser Gegend angiebt, kennt das Wort nicht, sondern verzeichnet nur *moinme* = frz. *même. Moinme* findet sich bei demselben Autor noch in drei S. 964 ff. seines *Gloss.* abgedruckten, Versionen der *Parabole de l'enf. prodigue* Vers 3: „P'çot d'zors aiprès, *le moinme* de sas fiots . . s'en feu bin loin dans ein païs étranzé . . (Version von Château-Chinon). In der schriftfranz. Übertragung Le Maistre de Sacy's entspricht hier zwar Peu de jours après, *le plus jeune* de ces deux fils . . . s'en alla dans un pays étranger . . ., gleichwohl darf es wahrscheinlich erscheinen, dass im Patoistext *le moinme* in den Zusammenhang passendes *même* ist, welche Bedeutung *moinme* ebenda Vers 17 (*soué-moinme*) unzweifelhaft hat. Da M. *moime* (nicht *moinme*) verzeichnet, vermute ich als seine Quelle die bei L. Favre S. 40 f. abgedruckte Version der *Parab.*, in der die Schreibung *moime* sich findet oder Jaubert, *Glossaire du*

---

[1]) S. auch Lespy, *Grammaire béarnaise*² S. 238, *Maye* plus grand, *Lou maye* le plus grand.

Centre, der *moime* in der Bedeutung *le plus jeune, le plus petit* mit dem Zusatz „*se dit en Morvand*" verzeichnet, dessen Angabe aber auf dem Vorkommen jenes Wortes in der genannten Version der *Parab. de l'Enf. prod.* beruhen dürfte[1]. Wie dem auch sei, aus dem Gesagten wird zur Genüge hervorgehen, dass *moime* = minimu im Pat. morv. zweifelhaft und der Wunsch, dass Vf. die Quelle, der er seine Angabe entnommen, angegeben hätte, kein unberechtigter ist. — S. 130 führt M. aus: „Die Bewahrung von *quem* teilt es [das Rumänische] mit dem Westen . . ., und mit einem Teil Frankreichs, vgl. *kaẽ* in Vionnaz, *kẽ* in Albertville, *k'ẽ* in Freiburg, *kẽ* in Neuenburg und so auf dem ganzen südöstlichen Sprachgebiete, überall, so scheint es, mit *bene, rem* reimend, also *quem*, nicht *qui* als Grundlage verlangend . . ." M. äussert sich hier mit einer gewissen Reserve, wenn er ein „so scheint es" einfügt. Und dennoch möchte man wissen, worauf seine Angabe, dass auf dem genannten Gebiete die behandelten pronominalen Bildungen mit *bene* und *rem* überall zu reimen scheinen, sich stützt. In Vionnaz z. B. hat nach Gilliéron, *Pat. de la commune de Vionnaz* S. 28 *bene* zwar *bâẽ* aber *rem ré* ergeben, in Albertville ist nach Fr. Brachet, *Dictionn.* S. 176 *bene bin* (*bẽ*), *rem* aber (S. 197) *ré* geworden. Ebenso haben, wie sich leicht nachweisen liesse, vielerwärts sonst auf franco-provenz. Gebiet beide Wörter verschiedene Entwickelung eingeschlagen[2]. —

[1] Jaubert verweist unter *moime* auf *peuçot*, das in demselben Verse der Parab. vorkommt und bemerkt unter diesem Worte ausdrücklich „Se trouve dans la traduction en morvandiau de la parabole de *l'Enf. prodigue*".

[2] Vgl. z. B. noch Gauchat in Gröber's *Zs.* XIV, S. 425 f. Unverständlich ist mir daher auch M.'s Bemerkung S. 115 „Im Nord- und Südostfranzösischen lautet *rem* durchaus *riẽ*". Es liegt auf der Hand, dass, wenn auch M.'s Vermutung, wonach jene pronominalen Formen überall mit den modernen Entsprechungen von *bene* und *rem* reimen, richtig wäre, dies noch nicht zu dem Schluss berechtigen würde, welchen er daraus zieht. Um schliessen zu können, das „*quem* nicht *qui*" den betreffenden Formen zu Grunde liegt, bedürfte es auch noch des weiteren Nachweises, dass ihnen *qui* + Nas. als Grundlage nicht genügt. M. lässt unbeachtet, dass z. B. in Vionnaz *kâẽ* auch *-âẽ* = *īnu* zur Seite steht und dass dem Fem. von *kâẽ kaina* genau *-aina* = *-ina* in *dodaina* = *Claudina* entspricht, dass in Albertville *vekinu* zu *vezẽ* (Brachet schreibt *vezin*; dazu das Femininum *vezena), līma* zu *lẽ-ma (linma* Brachet) etc. geworden ist, also wohl auch hier die Gleichung *kẽ* = *qui*-Nas. möglich ist, dass im *patois broyard* (Freiburg) neben *kẽ* f. *k'eina* als Repräsentanten der Entwickelungsprodukte von *i* + Nas. *lẽ* — *linu*, *vẽ* — *vinu* und, dem Fem *k'eina* entsprechend, *leima* — *lima* etc. stehen. Vgl. Häfelin, *Jahrb. N. F.* III, S. 154 und zu den neuenburger Mundarten Kuhn's *Zeitschr.* XXI, S. 309 ff., 513 f. Westfrz. *quein*, *queine* bleiben noch näher zu untersuchen. Vorläufig vergleiche man über die Behandl. von *i* + Nas. in westfranzös. Mundarten Meyer *Gramm.* I, § 33 und dazu *Zs. f. franz.*

Wenn Verf. pg. 251, dort, wo er das Präsens Indikativi von *esse* im Rätoromanischen behandelt, über die Verbreitung der Formen der 1. Pluralis bemerkt: „In der 1. Plur. besteht *soṅ* nur [sic] vom Fassathal bis Enneberg", so hätte ich hier den Zusatz gewünscht: „nach Gartner, *Rätorom. Gramm.* S. 150"; es wäre dann der Leser darüber orientiert gewesen, dass die Bezeichnung „vom Fassathal bis Enneberg" auch das Grednerthal einschliesst, ferner darüber, dass im Fassathal (es handelt sich nur um Canazei in Ober-Fascha) nicht *soṅ*, sondern die Mischform *siọn* sich findet und, was wichtiger ist, dass Vf. das Verbreitungsgebiet dieser Formen nicht weiter zu bestimmen versucht hatte, als er jene Angabe niederschrieb. Nach Gartner, *Grundriss* I, 486 spricht man *šión* auch in Erto und nach Gartner *Gramm.* Einleitung S. XXXIV f. *soṅ*, *šoṅ* oder *šioṅ* in Ampezzo (Tirol), Auronzo, Comelico und noch in Forni di sopra im

---

Sprache XII, S. 69. Dass mundartl. ital. *quegno*, *quigna* und *chignamente* eher auf *quinam* als auf *quem* sich zurückführen lassen, bemerkt Caix, *Giornale di filol. rom.* I, S. 47. Nicht ausser Acht zu lassen waren auch rätorom. *quin (Arch. glott.* VII, 450 Anm.), catal. *quin*, *quina* (Gröber's *Grundriss* I, S. 683), altprov. *quinh*, *quinha*, *quina* etc. (Raynouard, *Lexique* V, 26; P. Meyer, *Romania* XX. 321; Appel, *Rev. d. l. rom.* XXXIV, 9), npr. *quin*, *quinh*, *quen* etc. (s. Mistral, *Trésor* s. v. *quint)*, deren Herleitung aus *quem* doch wohl in den meisten Fällen als nicht möglich sich erweist.

Da M. die zahlreichen früheren Deutungsversuche mit keinem Worte erwähnt, stelle ich die mir bekannt gewordenen hier zusammen. Was zunächst seine eigene Herleitung aus *quem* angeht, so wurde dieselbe für provenz. *quinh* zuerst von Diez, *Rom. Gramm.* versucht, später aber fallen gelassen. Auf *quem* führt auch Ed. Böhmer lyon. *quino* (s. Puitspelu, *Dict.* S. 468) zurück. Im *Etym. Wörterb.* IIc s. v. *quin* schlägt Diez zögernd *quinam* als Etymon vor. Caix Beurteilung der ital. Formen habe ich bereits erwähnt. *Rom.* V, S. 383 weist G. Paris auf die Identität von ital. *chignamente* und altfrz. *queiennement* (die nach ihm im Vergleich mit *queinement* die ursprünglichere Form ist) hin, mit der Bemerkung „*quant à l'étymologie de cet adverbe, elle est fort obscure*". Spätere Deutungsversuche der provenzalischen Formen sind die von Appel, *Rev. d. l. r.* XXXIV, S. 9 aus *quine* und von P. Meyer, *Roman.* XX, S. 321, aus **quineus*, **quaneus*; Puitspelu, *Dict.* vermutet, dass lyon. *quino* mit altpr. *qun* identisch ist und mit diesem aus *quid unus* sich erklärt. Erst auf Grund einer eingehenden Untersuchung der Geschichte jener Wörter wird sich eine Erklärung aller in Betracht kommenden Formen mit einiger Sicherheit geben lassen. Dass *quẹm* als Etymon den meisten hier in Frage stehenden Bildungen nicht genügt, das gesuchte Etymon vielmehr *quị* als ersten Bestandteil enthalten muss, lässt sich wohl schon jetzt für wahrscheinlich halten. Ob eine Verschmelzung von *quem* und *quị* zu den roman. Bildungen geführt hat, darüber möchte ich mir heute nicht einmal eine Vermutung gestatten. Dass die erwähnten Pronomina überwiegend in Fragesätzen und Ausrufungssätzen begegnen, ist zu beachten.

Ueber die von Meyer erwähnten an *quantus* angeglichenen Formen *quint*, *quinta* etc. s. ausser Ascoli *Arch. glott* III, S. 91 Anm. jetzt noch Koschwitz *Gramm. hist. de la langue des Félibres* S. 90.

Tagliamentogebiet, ferner in Buchenstein, Colle, Zaldo, im Gebiet der Zelline in Cimolais und an der Livenzaquelle in Pulcenigo[1]). — Ebenda bemerkt Vf. über die 3. Plur. des Präsens Ind. von *esse*: „Endlich die 3. Plur. ist von Fassa bis Enneberg durch die 3. Sing. ersetzt, vergleiche S. 165, während sie im Rheinthal von der 3. Sing. aus mit *-n* gebildet wird: *en*, vergl. ital. *enno* § 119; überall sonst lautet sie regelmässig *son*, *sun*". Auch hier sind nur Gartner's Angaben *Rätor. Gramm.* S. 150 (nicht auch ib. S. XXXIV) zu Grunde gelegt und es wäre ein darauf bezüglicher kurzer Hinweis für den Vf. eine geringe Mühe, für die Orientierung des Benutzers seines Buches von Nutzen gewesen.

Zu manchen anderen Angaben M.'s liesse sich dasselbe bemerken. Das Angeführte mag genügen, um meinen vorhin geäusserten Wunsch als berechtigt erscheinen zu lassen.

§ 60. Wenn es mit Bezug auf die Geschlechtsbildung der Adjectiva heisst, dass das Neuprovenzalische ganz auf dem französischen Standpunkt stehe, so hätte u. A. der Behandlung eines Teils der Adjectiva auf *-au* (*-alem*) in der Mundart von Béarn als einer Ausnahme gedacht werden können. *Tau* (talis), *quoau* (qualis) werden hier noch heute fast immer auch als Fem. in alter Weise verwendet, und auch sonst finden sich beachtenswerthe Reste älteren Gebrauchs.[2])

§ 65. ***Mais*** (*magis*) als Steigerungswort ist auch nordfranzösischen Mundarten noch heute nicht ganz fremd. Vergl. De Chambure *Gloss. du Morvan* s. v. *mâ: al ô mâ mailaide* = il est plus malade.

§ 66. Organische Komparative. Es hätte sich bemerken lassen, dass viele Mundarten im Vergleich zu den Schriftsprachen die Zahl der organischen Komparative noch weiter reduciert haben. So sagt man in Uriménil (Hailland, *Essai* III, S. 13) *pus p'tit* = *moindre*, im Normannischen (Moisy, *Dictionnaire* S. LXVI) *plus bon* neben *meilleur*, *plus bien* neben *mieux*. Vgl. auch Siede, *Syntactische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser* S. 6 f. — Ursprüngliche Komparative begegnen in der Function des Positivs und sind wieder der Steigerung durch *plus* fähig: *Pu mẹ̌yœ̌* Saint Pol (Faubourgs) (*Rev. des pat. g.-r.* I, 107). *Moindre* in der Bedeutung „mittelmässig, schwach" begegnet heute auf weitem Gebiet. Vgl. z. B. für Berry Jaubert, *Glossaire* S. 445, für Morvan de Chambure,

[1]) Der von M. § 133 hervorgehobene sehr beachtenswerte Zusammenhang zwischen der Form der Endung des 1. Pl. Präs. Ind. der Verba 1.—3. Konjugation und der 1. Pl. Präs. Ind. des Verbum Substantivum wird durch diese genauere Abgrenzung des *sumus*-Gebietes nur um so eclatanter. Vergl. dazu Gartner, *Rätor. Gramm.* § 158.

[2]) S. Lespy, *Gramm. béarn*[2] S. 214 ff.

Glossaire S. 567, zum Normannischen Robin, *Dict. du pat. norm. en usage dans le dép. de l'Eure* s. v., zum Provenzalischen Mistral, *Trésor* s. v. *mendre.* Nprov. *maje* (major) = grand wurde oben S. 66 erwähnt. Aus ital. Mundarten sei nur erwähnt *cchiu mméjje* in den Abruzzen (s. Finamore, *Vocabol.* S. 2). Ib. *cchiu mmejjóre.* — Der Verwechselung zwischen dem adjectivischen und adverbialen Gebrauch organischer Komparativbildungen liesse sich weiter nachgehen. *Mielhor* = mieux, plutôt ist bereits aus dem Altprov. zu belegen und den modernen Mundarten z. T. ganz geläufig (s. Chabaneau *Rev. d. l. r.* XII, S. 298). Bekannt ist auch die Vertauschung von *pire* und *pis* in französ. und provenzalischen Patois. — Noch sei bemerkt, dass in einzelnen Gegenden Südfrankreichs heute von *plus* ein Fem. *pluso* (Plur. *pluses, plusos*) gebildet wird. S. Vayssier *l. c.* s. v. *pus: Pouórto de peros.* — *N'y o pas pússos* = apporte des poires. — Il n'y en a plus. *Obèn pas pusso de forino,* nous n'avons plus de farine. Vergl. auch Mistral *Trés.* II, 600 *plusso,* fém. de plus, en Rouergue: *plusso de tristesso,* plus de tristesse. Es handelt sich um dieselbe Erscheinung, die Meyer für *mai(s)* [1]) angemerkt hat.

§ 68. Flexion der Zahlwörter. Bemerkenswert sind auch bergam. (*Valle Seriana sup.*) *done*, *dune* als Femininformen zu *du* [2]). Beeinflusst durch *õna* (una)? Vergl. senes. *amendune* (Parodi, *Romania* XVIII, 607). — Unerklärt ist auch wallon. mask. *õk* (unus), worin man eine Anbildung an *cinque* nicht sehen wird. Grandgagnage *Dict.* s. v. *onque* [3]) erinnert an lat. *unicus* und Marchot, *Phonologie détaillée d'un pat. wall.* S. 3 nimmt dieses als Etymon an. Um sich ein Urteil bilden zu können, müsste man die Geschichte des wallon. Wortes kennen. In einem Gedicht des 17. Jahrhunderts findet es sich bei Wilmotte, *Le Wallon* S. 137. Als altwallon. bezeichnen es, wenn ich recht verstehe, G. Doutrepont und I. Haust, *Mélanges wallons* S. 35.

§ 75. Betonte Personalpronomina der 1. u. 2. Person. Wenn Vf. bemerkt, dass im Französischen die ältesten Denkmäler die Formen *eo, io, eu* (= lat. *ego*) zeigen, so wäre in Bezug auf *eu*

---

[1]) Vergl. dazu ausser Mistral *Trésor* s. v. *mai* auch Azais, *Dictionnaire* s. v. *mait*, *mai* und Vayssier l. c. *may* (4). Vayssier verzeichnet nicht nur die Pluralformen *maysses, -ssos, -tes, -tos;* sondern auch *maysso, mayto* im Singul: *n'y o pas máyto. Mait* nach *mant?*

[2]) A. Tiraboschi, *Vocabolario* [2] S. 469.

[3]) Vergl. noch A. Horning *Zs. f. rom. Phil.* IX, S. 493 und jetzt auch J. Delaite, *Essai de grammaire wallonne* II, S. 46: *Onque, eune.* Ces deux formes, l'une masculin, l'autre feminin, s'emploient absolument et ne peuvent servir d'adjectif numéraux. On ne dira pas *onque pan*, un pain, ou bien *eune peûre*, une poire, mais bien absolument *j'ènne a onque, eune*, j'en ai un, une.

eine nähere Angabe erforderlich gewesen. Wenn es dann weiter heisst, „das heutige *je*, das sich schon im XIII. Jh. findet, erklärt sich als tonlose Form“, so liegt wohl ein Versehen vor, da doch *je* in gewissen Hss. des XII. Jh.'s bereits ganz gewöhnlich ist[1]). — Wenn von dem Gascognischen gesagt wird, dass dort als Casus obl. der 1. Person in betonter Stellung *mi* ausschliesslich begegne, so trifft das für die moderne Mundart nicht zu. — Wo findet sich ein Beleg dafür, dass das Provenzal. „seit dem XIII. Jh.“ *ieu* auch als betonten Obliquus gebraucht? Diez *Gramm.*[3] II, 98 bezeichnet diese Verwendung ausdrücklich als neuprovenzalisch und, soweit ich sehe, haben auch spätere Forscher, die sich mit der Frage beschäftigt haben, diesen Gebrauch nicht als alt zu erweisen vermocht[2]). — Wäre nicht auch zu sagen gewesen, dass dem Spanischen die Verwendung des Nom. als Obl. nicht unbekannt ist (Todos contra *yo*, yo contra todos etc.)? — Aus französ. Patois sei noch angemerkt, dass in La Hague heute neben unbetonten *nous*, *vo[s]*, *vous* betonte *nouĕs*, *vouĕs* stehen, s. Fleury (*Essai* S. 61, 269): *I nous veit, i nous prêche* aber *I prêche à nouès, Aimăĕz nóuĕs*). Eigenartig sind *mètu, tètu, sètu, vuètu* im Patois des Depart. Creuse (A. Thomas, *Arch. des missions scient.* 3. Série V (1879), S. 458, Anm. 4), ferner *tès autes*, das im Wallonischen heute an Stelle von *vos autes* (vous autres) treten kann und dann vor dem Verbum durch die 2. Sg. des persönlichen Pronomens wieder aufgenommen wird (*tès autes, ti freus çoula!* vous, vous feriez cela. (Delaite, *Essai de gramm. wallonne* II, 1895, S. 67).

§ 76. Betonte Personalpronomina der 3. Person. Das mundartl. prov. *elses* erklärt sich so, dass in *els* das *s* als stammhaftes empfunden wurde, und dann ein neuer Plural mittelst *-es* in der von M. § 39 (S. 55) angegebenen Weise gebildet wurde: *els* — *elses* wie *cors* — *corses*. Diese Erscheinung ist in der Languedoc nicht selten. Vf. selbst erwähnt § 96 noch *aquelses, totses.* Mehr giebt Chabaneau, *Rev. d. l. r.* V, S. 439 und XI, S. 24 (*calses, quauses, tauses, eusses* = oculos, *pelses* = pilos etc.) S. ferner Vayssier, *Dict. pat. franç. du dép. de l'Aveyron* S. XXXIX *nous* (nodus) — *nouses*. — *Loralti* in Pistoja und *loręt* in Barbania (*Val Canavese*) vergleicht sich *leus autes* im Wallonischen. S. Delaite *l. c.* pg. 68. — Der in französ. Patois weit verbreiteten Formen mit *z* im Anlaut des betonten persönlichen Pronomens der 3. Person: *zeux, zelles* etc. hätte gedacht werden können. Vergl. *Zs. f. rom. Phil.* XIII, S. 406.

---

[1]) Z. B. *Oxforder Psalter* LXXII, 21 e *je* a neient demené sui. Ib. 22. Sicume jumenz faiz sui envers tei, e *je* tutes ores ensembl'ot tei.

[2]) Vgl. Elsner, *Ueber Form und Verwendung des Personalpronomens im Altprovenzal.* Kieler Diss. 1886. W. Bohnhardt, *Das Personalpronomen im Altprov.* Marburger Diss. 1888. Chabaneau, *Rev. d. l. r.* V, 451.

§ 78. Tonlose Subjektspronomina im Französischen. Vf. meint, meine Gröber's *Zs.* XIII, S. 322 vorgeschlagene Herleitung von *non* aus *un on*, scheitere daran, dass *unus homo* in der Bedeutung von „man“ im Altfrz. nicht gesagt werde, ausserdem afrz. *uns on*, nfrz. also höchstens *son* lauten würde. Es sind das die Einwände, die bereits G. Paris *Romania* XVIII, S. 629 gegen meinen Deutungsversuch gemacht hatte. Ohne das Gewicht derselben zu verkennen, vermag ich darauf hin nicht meine Auffassung zu Gunsten jener anderen, es sei *non* aus *lon* auf dem Wege lautgesetzlicher Entwickelung hervorgegangen, fallen zu lassen. *Non nen* begegnen in altfrz. Texten doch relativ recht selten und mögen ursprünglich lokal eng begrenzte Erscheinungen gewesen sein, nicht älter, als es die Verdrängung des Nominativs *uns* durch den Obl. *un* in den betreffenden Gegenden ist. Auch mag ihnen ein *un on* zur Seite gestanden haben, ohne dass uns dieses zufällig überliefert ist. Die ältesten Belege für *nem, nen* sind m. W. aus der Hs. des Gormund und Isembert nachgewiesen worden, können hier aber durch den Copisten des 13. Jhdts. in den Text gekommen sein, wie es G. Paris *Rom.* V, S. 378 angenommen hat. Ebensowenig vermag das Vorkommen von *nen* in den Hss. des *Clef d'amors* (ed. A. Doutrepont Bibl. Norm. V) dieses als alt zu erweisen. Gegen die Annahme, *non* sei aus *l'on* auf dem Wege lautlicher Entwickelung hervorgegangen, spricht, dass sich einwandfreie Belege für den Übergang eines wortanlautenden *l* in *n* unter dem Einfluss eines folgenden *n* sonst kaum beibringen lassen[1]). — Zu meinen *Zs. f. rom. Phil.* XIII, 408 ff. gemachten Bemerkungen über *os* = *vos* führt M. aus, ich hätte das nach altfranzös. Syntax stets betonte, auch nach Präpositionen mögliche *ous* mit dem neufranzösischen, stets tonlosen zusammengeworfen“. Da Meyer diese Auffassung, die noch des Beweises ermangelt, in der Syntax näher darlegen dürfte, so behalte ich mir vor, darauf später zurückzukommen. Vorläufig habe ich mich nicht davon zu überzeugen vermocht, dass altfrz. *os* anders zu beurteilen ist, als mdtl. neufrz. *os.* Dass betonte und tonlose

---

[1]) Wenn ich dagegen *Zs. f. rom. Phil.* XIII, 323 bemerkte: „In Mons wird auch dem Subst. *homme n* vorgesetzt: *vo n'homme*, Sigart, *Glossaire* S. 263“, so hätte es statt dessen wohl vielmehr heissen müssen: das Pluralpossessiv der 2. Person *vo* wird in Anlehnung an die Formen der Singularpronomina vor vokal. Anlaut zu *von'*. Ebenso sagt man in Mons (s. Siegart *l. c.* pg. 40) *non'* statt *no* und *leun'* statt *leu*: *non' amisse leun' amisse* nach *emm n'amisse* (mon ami) etc. Vergl. dazu M. § 92, wo die zutreffende Erklärung für analoge Erscheinungen in südostfranz. Mundarten gegeben ist. Zu dem § 92 von M. Ausgeführten sei noch das an *not' vot'* angeglichene Mask. Fem. *leut* (neben *leu*) im normannischen Patois von Bray (s. J. E. Decorde, *Dictionnaire du patois du pays de Bray* S. 15) angemerkt.

pronominale Bildungen sich gegenseitig in der Form beeinflussen können, ist dabei vorausgesetzt.

Dass in der 3. Plur. das Masc. *il* im Altfrz. gelegentlich an die Stelle des Fem. *elles* getreten ist, vermag ich nicht für besonders auffällig zu halten; war doch auch für die 1. und 2. Person eine verschiedene Form für Masc. und Fem. nicht vorhanden. Heute gebraucht man *i*, *il* als Fem. (neben *e* und *elle*) in Blois und wohl noch anderwärts. S. A. Thibault, *Glorsaire du Pays Blaisois* S. IX. Im Anschluss hieran sei bemerkt, dass in franz. Patois auch das betonte Objektspronomen *elles* auf weitem Gebiete durch die Reflexe des masc. *illos* verdrängt worden ist (s. Thibault *l. c.* S. 148. Adam *l. c.* pg. 75).

Zu den „südöstlichen Mundarten" bemerkt Meyer u. A., dass in der 1. Plur. nur Vionnaz die Abschwächung zu *nę* kenne. Beachte aber auch *ne* St. Maurice-de-l'Exile (Isère) (Clédat's *Revue* II, 278), wo ebenfalls die 3. Singl. *(où, oùlle, alle)* bemerkenswert ist. —

Dass auch im Lyonnesischen die 1. Plur. des Verbums das Pronomen der 1. Sing. erhält, ist zu beachten. (Vgl. Puitspelu, *Dictionnaire* S. CXVII *je venons* etc.) Nach Burgass, *Darstellung des Dialects im XIII. scl. in den Departements „Seine-Inférieure und Eure (Haute-Normandie)"* (Halle 1889) S. 69 begegnet *j'* auch an Stelle der 2ten Pers. Plur. des persönlichen Pronomens, doch sind die von ihm dafür gegebenen, L. Favre *Parab. de l'enf. prod.* S. 89 entnommenen beiden Belege wohl nicht einwandfrei.

§ 83. Tonlose Objectspronomina der 3. Person. Zu der bekannten Erscheinung, dass im Französischen das Ortsadverb *y* in pronominaler Function für den Dativ des persönlichen Pronomens begegnet, vergl. u. a. auch A. Haase, *Syntax d. 17. Jahrhund.* S. 18 f. und Siede, *Syntactische Eigentümlichkeiten* S. 17. Siede dürfte auch die zutreffende Erklärung für die pronominalen Bildungen *lözi (lozi, lezi)* gegeben haben. *y (ibi)*, das die Stelle des Singulardativs *lui (li)* vertreten konnte, wurde später als wesentliches Kennzeichen des dativischen Verhältnisses aufgefasst und dann verstärkend an den Plural *leur* angefügt: on a beau *leur y* dire. Dass vor *y leur* fehlt, kommt vor, aber wohl nur dann, wenn durch den Zusammenhang der Rede ein Zweifel über die Beziehung ausgeschlossen ist. Was das Verbreitungsgebiet der in Frage stehenden Bildungen angeht, so sei noch hingewiesen auf Adam, *Pat. lorr.* S. 78 f., der *lési (je lési ons raconté celè* nous leur avons raconté cela), *lisi, lausi, losi, lousi, lâsi* aus lothringischen Ortschaften nachweist[1]), und auf

[1]) Ob *lis*, *les*, die auch ohne die Verstärkung durch *i* als Dative vorkommen, hier etymol. = *illos* sind, demnach den Accus. an Stelle des Dativs repräsentierten, oder ob sie etymol. *illis* wiedergeben, liesse sich

Jaubert, *Gloss. du Centre*, der *y* auch an Stelle eines schriftfranz. *en* (ce mauvais vin, quand on a soif on *y* boit tout de même) kennt. Manches Hierhergehörige bietet ferner das Provenzalische. Vielleicht ist schon Boethius 22 (mal ome foren, a ora sunt pejor, volg *i* Boecis metre quastiazo) *i* = *lor* zu fassen. Vergl. zum Altprovenzal. weiter Bertran de Born (ed. A. Stimming) 35, 30 und mehr bei von Elsner und W. Bohnhardt *l. c.* Heute ist *i* in pronominaler Function in Beziehung auf Personen in Südfrankreich weit verbreitet. Über prov. *lo, los, le les, la* in dativischer Verwendung, desgl. über *los i, lous y* im Alt- und Neuprovenzalischen hat Chabaneau *Rev. d. l. r.* VIII, 38 (Anm.) und ib. XVI, 80 (Anm.) (s. auch XII, 296) gehandelt, und die Richtigkeit seiner Auffassung ist von Lespy *Gramm*[2]. S. 288 f. mit Unrecht beanstandet worden. Nach Luchaire, *Essai* S. 234 sagt man heute *lisi* (= schriftfranz. *à eux* und *leur*) in der „région girondine" (d. h. in fast dem ganzen Départ. Gironde und in einem Teil des Départements Lot-et-Garonne).

§ 90. Die Possessiva im Französischen. Wenn M. pg. 113 zu den tonlosen Formen der 1. Pers. des Possessivums bemerkt: „im Nordwallonischen von Béthune an westlich schwindet das *n*: *mẹ̊*, wodurch beide Geschlechter zusammenfallen, und schliesslich wird hier das *ẹ̊* wie jedes andere zu *ü*: *mü*" so liegt wohl irgend ein Versehen vor. Soll es statt „im Nordwallonischen" heissen „im Nordpikardischen" oder giebt es eine Ortschaft Béthune auch im östlichen Belgien, die gemeint ist? Für Lüttich und Namur wird von Grandgagnage, *Dictionnaire mi*, für Seraing, das wenige Kilometer südlich von Lüttich liegt, von A. Horning *Zs. f. rom. Phil.* IX, 494 ebenfalls *mi* als tonlose Form der 1. Pers. angegeben. Ein nordwallonisches *mü* kommt zwar vor, aber m. W. nur als Obliquus des Personalpronomens in bestimmter Verwendung: *houque mü* (appelle-moi). Vergl. jetzt J. Delaite, *Essai de grammaire wallonne* II (1895), S. 59, wo gesagt wird „*mu* [d. i. *mü*] s'emploie comme complément direct d'un impératif terminé par une consonne sonnante (*e* muet)". Dem Objectspronomen *mü* entspricht ein Nominativ *jü*, das ebenso nur bedingungsweise, in der Inversion nach stimmhaftem Kons. begegnet: *aim(e) -jü*, aber nach Vokal *j'*: *a-j'* (*ai-je*) *vou(s)-j'* (*veux-je*), wobei zu bemerken ist, dass neben *a-j'*, *vou(s)-j'* auch *a-j' jü*, *vou(s)-j' jü* mit beachtenswerter Doppelsetzung des Pronomens angegeben wird. In der 2ten Person entspricht *tü*: *boge-tü* (bouge-toi) und neben *assîds-t'* (assieds-toi) mit Doppelsetzung des Pronomens auch *assîds-t' tü*, dann, mit *tü* als Subjectspronomen, *magnes-tü?* (manges-tu?) neben *asse?* (as-tu?), *ti mangnes* (tu manges) und *t'as* (tu as). Eine

---

nur durch eine eingehende Untersuchung entscheiden. Vgl. jetzt zum Wallonischen J. Delaite, *Essai de grammaire wallonne* II, S. 64 f.

zuverlässige Deutung dieser *ü*-Formen liesse sich nur auf Grund einer eingehenden historischen Untersuchung geben. Dass der Ausgangspunct für dieselben das Subjectspronomen der 2. Pers. Singul. ist, sei hier mit allem Vorbehalt als Vermuthung geäussert.[1]) Wer es unternimmt, den genannten Formen weiter nachzugehen, wird auch auf die Verwendung von *lü*, das ausser in Nominativfunction (c'est *lü*) und nach Präpositionen (por *lü*) bedingungsweise als Objectspronomen abhängig von einem Imperativ (donne-*lü* = donne-le und donne-la) erscheint, sein Augenmerk zu richten haben und wird endlich das adjectivische Possessivum *notrü*, das nur in wenigen Verbindungen wie *notrü-dame*, *notrü-père* auftritt und hier die wallonisierte Form des schriftfranzösischen *notre* darstellt, nicht ausser Acht lassen dürfen.

§ 98. Neutralformen der Pronomina. In § 564 sagt Vf., von den lateinischen Demonstrativen fehle *hic* ganz. Das ist doch nur richtig mit der Einschränkung, dass das Neutrum *hoc*, von dem die verstärkten Formen ital. *ciò*, frz. *ço*, prov. *so*, *aisso* etc. erwähnt worden, auf weitem Gebiet sich erhalten hat. Irgendwo hätte erwähnt werden müssen, dass auch das nicht verstärkte *hoc* als Objektspronomen deutlich erkennbare Spuren sowohl in der langue d'oc als auch in der langue d'ouil[2]) zurückgelassen hat. — Wenn M. sagt, „für tonloses neutrales Object“ besitze das Altbéarnische *at*, *ac*, *ag*, so kann das die Vorstellung erwecken, dass der heutige Dialect von Béarn diese Bildungen nicht mehr kenne. Es ist aber *at* auch dem Neubéarnischen ganz geläufig und *ac*, *ag* begegnen ebenfalls, wenn auch weniger oft, in dem heutigen Patois (s. Lespy, *Gramm.*² S. 309 u. 310). Was die Herleitung dieser Bildungen angeht, so möchte Meyer dieselben auf *illu* zurückführen, was mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als Chabaneau's *Rom.* IV, 346 versuchte Deutung aus *hoc* oder Lespy's Annahme (*l. c.* S. 309), *ac* sei aus dem gleichbedeutenden *aco* gekürzt. Zu dem Lautübergang von *-ll* in *-t*, *-g* vergl. auch Lespy *l. c.* pg. 74 f.: *bellu* — *bèt* und *beg*, *collu* — *cot* und *cog* etc. Was mir für Meyer's Herleitung namentlich noch zu sprechen scheint, ist, dass in Orthez *ec* statt *ac*, *at* begegnet: prenez *ec* — prenez cela. Lespy, der diese Thatsache constatiert, weist *l. c.* S. 310 aus der älteren Sprache auch *het*, *heg* und *hec* (dieses im *Censier d'Ibos*, Luchaire, *Études* S. 291) nach. Neben dem neutralen Objectspronomen *at*, *ac*, *ag*, *ec*, (*het*, *heg*) besitzt das Béarnesische ein masculines und feminines Subjectspronomen *et* (ille), *ere* (illa), Plur. *etz*, *eres*, das ich (nach Lespy *l. c.* S. 284) hier nicht nur deshalb anführe, weil es

---

[1]) Vergl. dagegen zu wall. *jü* Wilmotte *Romania* XVIII, S. 216.

[2]) S. jetzt G. Paris *Romania* XXIII (1894), S. 174 ff.

eine mascul. Nebenform mit *g: eg* (heute *eyt* in Orthez, *etch* in Bielle und Accous) aufweist[1]), sondern auch deshalb, weil es keine Formen mit *a* neben sich zu haben scheint, also die Schwierigkeit, die der Herleitung des Objectspronomens *ac* aus *illu* noch entgegensteht, erkennen lässt.

§ 99—106. Der Artikel. Vf. sagt in § 99, dass *ipse* in der Function des Artikels im Sardischen, Mallorkanischen und einem Teil des Gascognisch-Katalanischen begegne und geht auf die hier sich findenden Formen in § 106 näher ein. Innerhalb des Gascognischen begrenzt er das *ipse*-Gebiet ib. in derselben Weise, wie es Luchaire, *Les idiomes pyrénéens* S. 229 (unter Hinweis auf seinen Aufsatz in der *Rev. de Gasc.*, *avril* 1879) gethan hatte. Chabaneau, *Rev. d. l. r.* XI, S. 28 ist aber wohl sicher im Recht, wenn er dem *ipse*-Gebiet eine viel grössere Ausdehnung (le littoral méditerranéen, de Nice à Valence) zuerkennt. Vgl. auch Mushacke, *Französ. Stud.* IV, S. 109 f. und namentlich Mistral *Trésor* II, S. 904 f. wo *sou* als noch heute lebendig in Grasse, Castellane und den Bergen der Alpes maritimes nachgewiesen wird: Dans cette région provençale on emploie *sou* pour *lou*, *sa* pour *la*, *sei* pour *lei*, *sel* devant un nom singulier commençant par une voyelle, *s'* devant un nom pluriel commençant par une voyelle: *sou capèu*, le chapeau, *sa fremo*, la femme, *sei capèu*, les chapeaux, *sei fremo*, les femmes, *sel auceloun*, l'oisillon *s'ome*, les hommes, *s'auco*, les oies. Unter den genannten Formen bereitet *sel* Schwierigkeiten. Ich vermute Angleichung an *el*, das neben *lou* heute auf weitem Gebiete (s. Mistral *l. c.* I, 855) erscheint.

Dialectisch französisch ist die Verwendung des mit *ecce* zusammengesetzten Demonstrativums cel als Artikel, eine Functionsverschiebung, von der hier oder in § 564 hätte Notiz genommen werden können. Schon im *Ipomedon* liest man 4733 Capaneus un coup li dune parmi *cel* escu; 3887—8 Percent e fendent *ces* escuz E faussent *ces* heaumes aguz etc., worauf Mussafia *Sitzungsberichte der Ak. d. Wiss. in Wien* CXXI, No. XIII, S. 43 f. (vergl. dazu E. Stengel *Zs. f. franz. Spr.* XIII² S. 19 f.) aufmerksam gemacht hat. Koschwitz hat in der Ausgabe des *Ipomedon* S. 181 eine Reihe sprachlicher Erscheinungen des Textes zusammengestellt, die als pikardisch bezeichnet werden können. Auf dieselbe Gegend weist die Verwendung des Demonstrativums als Artikel nach Ausweis des Sprachstandes der modernen Mundart. Corblet, *Glossaire* S. 99 bemerkt: L'article est fréquemment remplacé par le pronom démonstratif: *che; d'che; à che; chés; d'chés; à chés.* Exempl.: Che beudet il est dins *chés* camps . . . Dans certains cas, on emploie simultanément l'article et le pronom démonstratif. Ex.: Aprés c's armanos

---

[1]) S. mehr Luchaire, *Étude* S. 233.

lo on put tirer *ch'l'ékielle* (*Astrologue Picard*, 1845). Man vergl. damit die Versionen der *Parab. de l'enf. prod.* (ed. Favre) aus Cambrai, Arras, Mons etc., desgl. die in der *Rev. des pat. g. r.* I, 98 ff. 107 ff. abgedruckten pikardischen Text. Der Gegenstand verdient eine eingehende Untersuchung.

Wenn Vf. S. 128 ausführt: „Ganz vereinzelt steht Nizza mit *lu la*, Plur. *lü li*, wo *li* wohl phonetisch aus *las* enstanden und *lü* zu *lu* nach *tu*: *tü* (§ 97) gebildet ist“ so ist dazu zu bemerken, dass in § 97 *tü* (toti) für Nizza nicht nachgewiesen wird (nach Mistral *Trés.* s. v. *tóuti* sagt man in Nizza nicht *tü*, sondern *toui*), dass *lü* als Pluralform des männlichen Artikels nicht ausschliesslich in Nizza, sondern auf weiterem Gebiet vorkommt (s. Mistral *l. c.* s. v. *li* und Clédat in seiner *Revue* I, 91) und dass es auch als masculine Form des Artikels im Singular sich findet (s. Chabaneau *Rev. d. l. r.* V, 464 und Clédat *l. c.*).

§ 207. Praesens Indicativi von esse. Der ausserordentliche Formenreichtum der neulateinischen Idiome tritt vielleicht nirgends mehr in die Erscheinung als in der Flexion des vielgebrauchten Verbums *esse*. Vf. giebt eine wahre Musterkarte von Formen und doch wäre es ihm wohl ein Leichtes gewesen, noch einmal so viele anzuführen, hätte er eine irgendwie erschöpfende Behandlung des Gegenstandes beabsichtigt. Ich habe zu einzelnen seiner Angaben in § 209 oben S. 68 einige Bemerkungen gemacht und schliesse hier ein paar weitere Notizen an: § 210 ist neben neap. *songo* etc. auch *sogu* in Nordsardinien und Korsika zu beachten (*Arch. glott.* II, S. 135) und ferner *sugn* in Mondovi (Piemont; s. Biondelli, *Dialetti* S. 553) anzumerken. Wenn ib. von der Ausdehnung des *ęs*- und *sęs*-Gebietes in Italien gehandelt und dabei *ses* als die piemontesische Form, *ei* als die emilianische ohne jede Einschränkung angegeben wird, so enspricht das nicht den Thatsachen. Was das Emilianische angeht, so giebt Ad. Mussafia *Darstell. d. romagn. Mundart* S. 70 *së* (in einigen Untermundarten *si*) an und aus den bei Biondelli, *Dialetti* abgedruckten Versionen der Parab. vom verl. Sohn lässt sich entnehmen, dass *se (si)* in Pavia, Mantua, Rimini, Lucca, Ravenna, und sonst besteht (dagegen *e*, *i* od. *ie* in Bologna, Parma, Modena, Ferrara etc.). In Piemont spricht man nach derselben Quelle *è*, *èi* in Corio, Azeglio, Alessandria, Vercelli, Bistagno und anderwärts (*ses* in Turin, Asti, Cuneo, etc.), so dass sich mit demselben Recht wohl auch die umgekehrte Behauptung aufstellen liesse, wonach in Piemont *es*, in der Emilia dagegen *ses* die Form der 2. Pers. Singl. Praes. Ind. des Verbums *esse* wäre. — § 211. In französ. Patois begegnet eine 1. Pers. Sg. mit auslautendem *t* in Anlehnung an die ursprünglich auf *t* auslautenden Formen des Paradigmas. S. *Rev, d. pat. g.-r.* I, 105 in einem Texte im Patois von St. Pol (Pas de

Calais) *süt* (vor vokalisch anlautendem Wort). Für Pont-Audemer (Dép. Eure) wird *suit* bezeugt von Robin, *Étude* S. 179 On dit à Pont-Audemer *je seus été, je suis été* et malheureusement aussi *je suit été.* Vollständige Angleichung der 1. Sg. an die 2. Sg. kennen lothringische Patois. Schon Oberlin, *Essai* (1775) S. 111 giebt für Ban de la Roche *dj'as* (2. *t'as*, 3. *il a*) an, Jaclot de Saulny *Vocab.* S. 58 *o* (neben *su;* 2. und 3. *o*), Adam *Pat. lorr.* für eine Anzahl Ortschaften der Departements Meurthe et Moselle und Vosges *o* und *a* (gleichlautend die 2. und 3. Pers.).[1]) Umgekehrt begegnet auch Beeinflussung der 2. Sg. durch die 1. Sg. in Nordfrankreich vereinzelt: *tou su* sagt man in Sommepy (Marne) nach Tarbé *Recherches* S. 166, *t'sú* (und *t'seuïe*) in einigen Ortschaften des Départements Vosges nach Adam *Pat. lorr.* S. 136. In Anlehnung an die 3. Sg. ist gebildet *t'et, t'est* in Mons (s. Sigart, *Gloss.*² S. 42). — Nicht überzeugt hat mich, was M. über die Entstehung der schriftfranz. 1. Pl. *sommes* ausführt. Vergl. dazu jetzt Baist und Thurneysen *Zs. f. rom. Phil.* XVIII, 276 f. Ohne für G. Paris' Deutung von *sommes* als Verschränkung von *sons* und *esmes* mich entscheiden zu wollen, kann ich M.'s dagegen erhobenen Einwand (S. VI), *esmes* finde sich nur in der Normandie, nicht gelten lassen. Weshalb kann nicht *esmes* einst auch in Nordfrankreich viel weitere Verbreitung gehabt haben, als wir nachweisen zu können vielleicht nur zufällig in der Lage sind.[2]) — § 212. 213. Zum Provenzalischen und Franko-

---

[1]) Auch Angleichung der 1. Sg. an die 1. Pluralis kommt vor. S. A. Küppers, *Ueber die Volkssprache des 13. Jahrhunderts in Calvados und Orne* S. 53 f. und Burgass, *Darstellung des Dialectes im XIII. scl. in den Departements Seine Inférieure und Eure (Haute-Normandie)* S. 75. Genty's *Rimes inédites* und *Louis Pétits* (1658) *Muse normande*, aus denen von K. und B. *somm's, somme* als 1. Sg. citiert werden, sind mir nicht zugänglich. Mindestens verdächtig ist die Form *sume* (= je suis), die Tarbé *Recherches* S. 111 für Auve (Marne) angiebt. In der ib. S. 106 aus Auve mitgeteilten Version der *Parab. de l'enf. prod.* ist statt *aje ne sume digne que v'appeleisse voute afant* zu lesen *aje ne su me (= mi, mica) digne.* Vergl. dagegen noch Moisy, *Dict. du pat. normand* pg. LXXIV „De l'habitude de substituer la prem. pers. du plur. à la prem. pers. du sing., est resultée une confusion entre les deux personnes, confusion telle que l'on dit *j'aviomes, je sommes* etc, aussi bien pour *j'avais, je suis*, que pour *nous avions, nous sommes*".

[2]) Neben der 1. Plur. *ôtes* und *oates* verzeichnet Adam *l. c.* pg. 136 auch *s-otes, s-ates* und entsprechend mit anlautendem *s* eine 2. Pl. *sos* etc., womit man noch *vos sas* bei Oberlin, *Essai* S. 111 vergleiche. Ich wage nicht zu entscheiden, ob hier überall das anlautende *s* aus denjenigen Formen des Paradigmas stammt, denen ein solches *s* etymologisch zukommt oder ob das Bindungs-*s* des persönlichen Pronomens der Verbalform sich agglutiniert hat *(vou[s êtes)*, wie das sicher bei *v'sêtes* im Patois manceau (s. Dagnet, *Le pat. manceau* S. 56) der Fall sein dürfte. Einer zuverlässigen Deutung entziehen sich ebenso noch 2. u. 3. Sg. *atoe* in

provenzalischen sei bemerkt, dass hier französ. *suis* entsprechende auf -*s* auslautende Formen der 1. Sg. Pres. Ind. nicht unbekannt sind. Chabaneau weist *Rev. d. l. r.* XXXII f. ein vereinzeltes *sos* aus einem altprovenzalischen Texte nach und bemerkt, dass heute in Ardèche und Isère *sous* und *sious* vorkommen. M. giebt an, dass im Prov. auch ein selteneres *so, son* sich findet und bemerkt dazu weiter, dass dasselbe noch jetzt in der Languedoc gebräuchlich ist. Meine Quellen für die heutige Mundart kennen *soun* (*soum, sou*), woneben auf kleinerem Gebiet *so* vorzukommen scheint, das ausser für gewisse Districte der Languedoc auch für einen Teil des angrenzenden gascognischen Gebiets von Luchaire, *Les idiomes pyrénéens* S. 253 bezeugt ist. Überhaupt scheint mir Vf.'s Darlegung der neuprov. Formenverhältnisse in § 212 keine sehr glückliche zu sein. Ein näheres Eingehen auf seine Ausführungen muss ich mir hier versagen.

§ 226. Die Verba des Gehens. Wenn Vf. S. 266 zum Neuprovenzal. bemerkt „die Verteilung der zwei Stämme ist dieselbe, wie in der alten Sprache, ausser im Gascognischen, wo wie im Spanischen der Plural *bam, bats* lautet", so ist dazu zu bemerken, dass für einen Teil des gascogn. Gebietes, nämlich für das Depart. Gers und die angrenzenden Districte der Dep. Landes, Hautes-Pyrénées und Tarn et Garonne, also im alten Armagnac, *anam* und *anatz* angegeben wird[1]), während andererseits von *vadere* gebildete 1. und 2. Plur. ausser im Gascognischen auch im Limousinischen heute begegnen[2]). — Aus französ. Mundarten, zu denen M. bemerkt, dass wenig Material vorliege, wäre mir manches beachtenswert erschienen. So die 1. Pl. Präs. Ind. *vons* in Haut-Maine (De Montesson Vocab. S. 471) in Riceys (Aube; s. Tarbé, *Rech.* S. 151) und den Vouthons (Meuse, s. Labourasse, *Glossaire* S. 61). Beachte jetzt auch *Bulletin de la Soc. des Parlers de France* I (1894), S. 149, wo *j võ* (nous allons) aus dem Patois von Doulevant-le-Château (Champagne) verzeichnet ist. M. erwähnt S. 265 lothring. *nolé*, eine be-

---

Moivrons (s. Adam *l. c.* pg. 136), 2. Sg. *etę (étaient* s. Küppers *l. c.* S. 54) im Patois von Perche (Dép. Orne), 3. Pl. *otõ (otons* Jaclot, *Vocabul.* S. 58) im pat. messin, 3. Pl. *etã (etant,* de Montesson *Vocabul.* S. 209) in Haut-Maine.

[1]) S. Luchaire, *Étude* S. 242. Umgekehrt bezeichnet M. § 262 die dem Dialecte von Armagnac angehörige 1. Sg. Imp. Ind. von *esse eroi* allgemein als gascognisch, während sie doch dem grössten Teil des gascognischen Gebietes fremd sein dürfte (s. Luchaire S. 236). Es entgeht mir nicht, dass Mistral *Trés.* I, 1072 *eroi* ebenfalls schlechthin als gascognisch verzeichnet, es dürfte sich aber doch empfehlen, Mistrals Paradigmen zur Formenlehre an der Hand tüchtiger Specialuntersuchungen, soweit solche vorhanden sind, zu kontrollieren.

[2]) S. Mistral, *Trésor* I, S. 92 lim. *vau va vai van va van* und dazu Chabaneau *Rev. d. l. r.* VI, S. 196 *van vá vai vam vá* ou *aná van.*

kannte, auch ausserhalb Lothringens begegnende Verschmelzung von *en* mit dem Verbum, und in anderem Zusammenhang S. 629 pik. *dalé*[1]), das er sich aus *-en/d aller* entstanden denkt. Da lothr. *nolé* und pik. *dalé* demnach in Bezug auf ihre Entstehung eng zusammen gehören, hätte es sich empfohlen, dieselben zusammen zu behandeln. Bemerkt sei zu M.'s Angaben S. 629, dass auch npr. *enana* die Verschmelzung von *en* mit dem Verbum zeigt, s. Mistral *Trésor* s. v. *s'enana:s'es enana* (il s'en est allé), in Marseille *enanas-v'en*. Vergl. ausserdem noch *et s'an analé dans ein péys bien loin* (St. Ménehould, Tarbé, *Rech.* S. 113), *y s'an analé* (ib.)

§ 240. Habere im Italienischen. Lautet die 1. Person Präs. Sing. in Neapel thatsächlich *ayu, ayo, aye*, wie Vf. angiebt? Wentrup, *Beiträge* S. 23, Galiani, *Del dialetto napoletano*[2], S. 18, Schneegans, *Laute und Lautentw. im sicil. Dialecte* S. 202, verzeichnen *aggio* und *agge*, während *aje* als die Form der 2. Pers. Sing. angegeben wird. — Nicht sehr klar und erschöpfend finde ich, was M. über den *g*-Vorschlag, den norditalienische Mundarten kennen, ausführt, wenn er zur 2. Sg. Präs. angiebt „heute [im Venezianischen] *g-a*, in Padua aber schon *g-e* aus *ai*“, dann als 1. Plur. *gam* im Bleniothale erwähnt und zur 3. Plur. bemerkt „im Venezianisch-Paduanischen wird stets *g* vorgeschlagen, worin wohl das Adverbium *ge* (S. 104) zu sehen ist“. Dazu ist zu bemerken: 1. dass die Identität dieses *g*-Vorschlages mit dem Adv. *ge* doch wohl völlig sicher ist; 2. dass in der Toscana[2]) in gleicher Verwendung *ci*: io *ci* ho, tu *ci* hai etc., im Romagnolischen[3]) *j*: a *j*-ò du libar (ho due libri) etc. begegnet; 3. dass das Adverb sich zunächst nur dann einzufinden scheint, wenn *habere* als selbständiges Verbum fungiert, dagegen nicht, wenn es als Hülfsverbum verwendet wird[4]). Ich habe nicht zu constatieren vermocht, ob sich dialectisch der Vorschlag des Adverbs ohne Einschränkung auch beim Hülfsverbum findet. Will Vf. dies andeuten, wenn er sagt: „im Venezianisch-Paduanischen wird stets *g* vorgeschlagen“ oder soll damit ausgedrückt sein, dass sämtliche Formen des selbständigen Verbums diesen Vorschlag kennen?

§ 362 ff. Genusbildung. Dem schwierigen Kapitel von der Genusbildung und dem Genuswechsel hat Vf. besonderes Interesse

---

[1]) S. Corblet, *Gloss.* S. 358 und Sigart, *Gloss.* S. 139.

[2]) S. Tiraboschi *Vocab.* pg. 41 Anm.

[3]) Mussafia, *Darstellung der romagn. Mundart* S. 68 Anm.

[4]) S. ausser Tiraboschi *l. c.* und Mussafia *l. c.* noch Peri *Vocab. Cremonese* pg. 1, Biondelli, *Dialetti* S. 31 f. Was die Verwendung des Adverbs angeht, so lässt sich etwa der Gebrauch von *y* in franz. *il y a* und span. *hay* zum Vergleich heranziehen. Etymol. ist nordital. *ghe* auch durch Marchesini's Ausführungen *Studi di fil. romanza* II, 15 ff. m. E. noch nicht völlig klar gestellt worden.

zugewendet. Zu einem abschliessenden Urteil wird sich freilich gerade in Bezug auf die hier einschlägigen Probleme in vielen Fällen heute noch nicht, z. T. überhaupt nicht, gelangen lassen. Was M.'s Darstellung anlangt, so stehe ich, um dies vorweg zu nehmen, namentlich seinen Ausführungen auf S. 426 f., wo über die gegenseitige Beeinflussung von Reimwörtern gehandelt wird, sceptisch gegenüber. Es liegt auf der Hand, dass, wenn ein Wort ein anderes im Genus beeinflussen soll, es in der Seele des Sprechenden die Vorstellung des anderen wachrufen, zu ihm in eine bestimmte Beziehung treten muss. Eine solche Beziehung kann geschaffen werden durch den begrifflichen Inhalt der betreffenden Wörter, durch den begrifflichen Inhalt und die äussere Form oder auch durch die äussere Form allein. Durch bloss formale Übereinstimmung wird eine zur Angleichung führende Beziehung in der Vorstellung des Sprechenden im allgemeinen nur dann hergestellt werden, wenn ein Wort einer Gruppe gleich oder ähnlich lautender Wörter angehört. So wahrscheinlich es a priori erscheinen mag, dass *fons, mons, pons, frons* sich gegenseitig beeinflussen, so schwer wird es mir, mit M. anzunehmen, dass z. B. frz. *huile* nach dem einen Worte *tuile* oder friaul. *sef* (sebu) nach *plef* (plebe) sich gerichtet habe. Zugegeben, friaul. *sef* habe sich im Geschlecht *plef* angeschlossen, wie ist da nprov. (agénais) *seu* f. zu erklären, dem ein Reimwort *pleu* nicht zur Seite steht? Vielleicht liesse sich hier ein anderes Reimwort finden, nach dem sich *seu* gerichtet haben könnte, wie sich denn auf diese Weise der Geschlechtswechsel in zahlreichen Wörtern leicht — nur zu leicht — erklären liesse. Nach M. hätte sich blen. *traf* (trabe) m. nach *kaf* (caput) im Geschlecht gerichtet. Zu beachten ist aber, dass auch alt- und neuprov. *trau* m. (und f.), venez. *trave* und *travo* (dem *cao* = caput zur Seite steht) m., ital. *trave* m. (und f.), sicil. *travu* m., lothring. *tre* (Meyer § 378) m. begegnen, für die andere masc. Reimwörter zu suchen wären. Lothr. *tre* hätte sich nach M. *blé*, *gré*, *gué* angeschlossen, ähnlich könnte sich das sic. *travu* nach *cavu* (Höhlung, Höhle), das prov. *trau* nach *fau* (die Buche) etc. gerichtet haben, was mir alles nicht sehr wahrscheinlich erscheint. Eher noch würde ich annehmen, um eine andere Deutungsmöglichkeit zu erwähnen, *trabs* sei durch das begrifflich verwandte *fustis* beeinflusst worden. Wenn M. bemerkt, sard. *nie* (nive) m. sei durch *die* (die) beeinflusst, so ist dazu zu beachten, dass auch bellun. *nei* (*Arch. gl.* II, 440) Mask. ist. Wenn gredn. *pert* (partu) nach *pert* (parte) Fem. geworden sein soll, so bleibt auffällig, dass ebenda *ert* (arte) trotz *pert* Masc. geworden ist[1]).

---

[1]) Hier noch einige weitere Bemerkungen zu M.'s Angaben in § 378: Neben prov. und frz. *front* Mask. stehen gredn. *früent* m. (Gartner, *Die*

§ 364. Materielle Geschlechtsbezezeichnung. Vf. behandelt unter dieser Überschrift diejenigen Fälle, in denen eine Unterscheidung des natürlichen Geschlechtes dadurch angezeigt wird, „dass für das männliche Wesen ein ganz anderes Wort gewählt wird als für das weibliche". Wenn nun hier unter den Belegen nfrz. *cheval* — *jument*, altfrz. *cheval* — *ive* fungieren, so war nicht unbemerkt zu lassen, dass *cheval* zum Unterschied von *jument* (das übrigens auch altfrz. ganz gewöhnlich ist) und *ive* nicht das männliche Pferd als solches bezeichnet, sondern das natürliche Geschlecht unbezeichnet lässt. Richtiger als die vom Vf. gewählte Gegenüberstellung wäre also: nfrz. (a) ohne Unterscheidung des natürlichen Geschlechts *cheval*, (b) Bezeichnungen für das männliche Pferd *roussin, étalon, cheval entier*, (c) Bezeichnungen für das weibliche Pferd *jument*, (*cavale*).[1]) Entsprechend in mehreren anderen Fällen, von denen dann abzusondern wären diejenigen, in denen a und b oder a und c nicht geschieden sind. Unter lat. *felis* verzeichnet M. franz. *matou* — *chat*. Richtiger: (a) *chat*, (b) *matou*, (c) *chatte*. Unter *asinus* hätten verzeichnet werden können franz. (a) *âne*, *baudet;* (b) *baudet*; (c) *ânesse*. Unter lat. *verres porca* stellt Meyer frz. *verrat* — *coche*. Richtiger: (a) *porc*, *pourceau*, *cochon;* (b) *verrat;* (c) *truie*, (*coche*). Wenn zu lat. *taurus vacca* ohne jede weitere Bemerkung auch gasc. *brau* — *bime* angegeben werden, so ist das irreführend, da den lat. Wörtern in Wirklichkeit doch wohl nur *taure tau* und *baque* auch begrifflich entsprechen. *Brau* und *bime* bezeichnen jüngere männliche resp. weibliche Rinder, wofür meist überall sonst ebenso besondere Bezeichnungen vorhanden sind. M. selbst führt noch frz. *génisse*, poitev. saint. *bödẹ* an. In gleicher oder ähnlicher Verwendung begegnen z. B. *manzo* (in den Cottischen Alpen), *môdze* (Bas Valais), *jounégo* (langued.), *velle* (franz. Ausdruck

---

gredner Mundart S. 122), altgen. *fronte* (s. Flechia, *Arch. glott.* X, 158), altvenet. *fronte* m. (Novati, *Navigatio Sancti Brendani* S. XXXVIII), logudor. *fronte* m. (Spano, *Orthographia* S. 61), neuvenet. *fronte* m., ital *fronte* m. (und f.) Also vielleicht schon vulgärlat. *frons* m. und f. — Neben lat. *fons* m. ist *fons* f. nachgewiesen (s. Meyer, *Grundriss* I, 371), wozu span. *fuente* f., nprov. *fount font* Fem. zu beachten sind. — Könnte nicht auch port. *grey* Fem., das nach Meyer durch *ley* beeinflusst wurde, sein Geschlecht aus lat. Zeit überkommen haben, da lat. *grex* als Fem. begegnet (s. E. Appel, *De genere neutro* S. 37 f.)? — Zu *dent* vergl. E. Appel, *Arch. f. lat. Lex.* I, S. 449 und beachte noch altprov. *dent* f. (und m.), neupr. *dent* f., im Catal. von Alghero *dens* f. (*Arch. glott.* IX, 349). — Wo findet sich siz. *menti* als Mask. nachgewiesen? Mortillaro und Traina verzeichnen es in ihren Wörterbüchern als Fem. — Zu franz. *auge* war auf § 388 zu verweisen.

[1]) Zum Altfranz. vergl. Bangert, *Die Tiere im altfranzösischen Epos.* I. Marburg 1884.

der Züchter und Kaufleute), *brava* (Forez), *amaie* (wallon.), *corbine* und *chevrille* (Morvan), *taouro* (Creuse). Vergl. E. Rolland, *Faune populaire.* Einwände liessen sich ebenso gegen andere Ausführungen dieses Abschnittes erheben, so gegen die Angabe lat. *gallus* — *gallina* seien nur im Rumän. und Franz. nicht beibehalten oder gegen die unter lat. *anser* gemachte Annahme: „frz. *jars oie,* sonst *aucus auca*". — In § 365 sei *nẹvœ* — f. *nẹvœs*' in Seraing angemerkt (s. Horning, *Zs. f. r. Phil.* IX, 494).

§ 368. Vereinzelt auftretende Suffixe zur Femininbildung. *-toria* als Fem. zu *-tore* begegnet nicht ausschliesslich im Piemontesischen (und Waldensischen): Vgl. Mistral *Trésor* s. v. *pagadou, pecadou, sauvadou, trahidou* und Chabaneau *Rev. d. l. rom.* V, 445; XI, 25. Beachte auch neupr. *-ouno* als Fem. zu *-ou(r)*: *sauvadou* —*sauvadouno, pecadou* —*pecadouno,* (Mistral, *Trésor*), ein Seitenstück zu franz. *-eu(r) -euse: chanteur -chanteuse* etc.

§ 372 ff. Geschlechtswechsel infolge von Suffixgleichheit, Ausgangsähnlichkeit, Ausgangsgleichheit etc. Recht ansprechend ist, was M. S. 422 über die Geschlechtsänderung der aus der Schriftsprache aufgenommenen Wörter auf *-el* in den Mundarten bemerkt. Was blais. *(h)otel* (s. Talbert, *Le dial. blais* S. 266) angeht, so fragt es sich, ob nicht das von Vf. § 383 erwähnte gleichbedeutende *otó* f. in der Franche-Comté im Zusammenhang damit zu betrachten ist. Beachte noch *autel* f. im Patois der normannischen Landschaft Bray (s. Decorde, *Dictionnaire* S. 14). — S. 420 sei zu ital. *dazio* gredner. *dats* Masc., bologn. *dazi* m. angemerkt. — S. 423 auch altgen. *la ventra* (Arch. glott. X, 158) und franz. *la ventre* (*bleu* etc. s. Molière, Ausgabe der *Gr. Ecriv.* VIII, 468). — *Seigle* ist Fem. in Puybarraud (Charente), s. Rev. d. pat. g.-r. II, S. 57. — Auch im Nprov. begegnet *force* m. (neben f.), s. Mistral, *Trésor* s. v. — Neben sard. *filige* m. beachte auch bergam. *faleč* m. und span. *helécho* m., neben rum. *salce* (salix) f. auch altfrz. *sauce, saus* etc. f. (u. m.), neuwall. *sa* fem. etc., s. M. § 381. — S. 424. Neben sard. *pulige* m. stellt sich *puliza* f. in Sassari. — Wenn für afrz. *souriz* f. Angleichung an *raiz* (radice) Fem. vermutet wird, so ist unterengad. (Münsterthal) *šuọrš* f. nicht unbeachtet zu lassen. Angemerkt seien auch friaul. *soriš* f. etc. (s. Gartner in Gröbers *Grundriss* I, 467) und Terramo (s. Savini *La gram. ed il lessico del dial. teramano* S. 187) *sorghẹ* (*sorica, s. Meyer § 410) f. — S. 425. Unter lat. *axis* ist bergam. (Tiraboschi, *Vocab.* S. 34) *as* m. anzumerken; unter *floris* mittelrhät. *flu* etc. f., prov. *flor* fem.; unter *picis* lognd. *pighe* m.; unter *tussis* Nizza *touis* (Mistral *l. c.*) m. —

§ 379 ff. Geschlecht durch die Bedeutung bedingt Mit Sicherheit zu bestimmen, welche Factoren für den Geschlechtswechsel einzelner Wörter oder Wortgruppen jedesmal ausschlag-

gebend geworden sind, ist nicht wohl möglich. Sicher ist, dass auch die Bedeutung der Wörter vielfach von Einfluss auf das Geschlecht war, und es will mir scheinen, dass Vf. diesen Einfluss in seiner Darstellung im ganzen eher zu niedrig als zu hoch bemessen hat. Zu seinen Ausführungen im einzelnen hier nur wenige Bemerkungen: Könnte nicht altfrz. *automne* unter dem Einfluss von *été*, das ursprünglich Fem. war, Fem. geworden sein, statt dass es sich, wie M. vermutet, nach *colonne* gerichtet hätte? Später wurden dann beide Masculina nach *hiver*[1]) und *printemps*. Blais. *la šo*, die Wärme, hätte sich nach M. im Geschlecht gerichtet nach *la froi*[2]), die Kälte, nachdem dieses letztere unter dem Einfluss der Reimwörter *foá* (fidem) und *loá* (legem) Fem. geworden wäre. Hinzuzufügen ist, dass auch in neuprovenz. Mundarten (s. Mistral *l. c.*) *caud* und *fre* als Fem. vorkommen, für die man lieber Beeinflussung durch *frejour* f. und *calour* f. annehmen wird. — Unter *lumen* waren auch zu erwähnen nvenez. *lume* f. (neben m.), *lum lun* f.[3]) in Enneberg, Greden, Ampezzo (Tirol), Fassa, Friaul. Die Annahme, *luce* habe das Geschlecht dieses Wortes beeinflusst, bedarf der Bestätigung. — Zu franz. *art* Masc. sind auch nprov. *art* m., span. *arte* m. (und f.) und bergam. *arte* m. (und f.) anzumerken. — Nach M. hat sich *vallis* m. nach *mons* gerichtet. Die umgekehrte Angleichung kann vielleicht *mont* Fem. in mittel- und ostrhätischen Gebieten bezeugen. — Npr. und nfr. *ongle* Mask. nahm nach M. das Geschlecht von *doigt* an. Beachte, dass umgekehrt im Pat. des Dép. Meuse (s. Labourasse *l. c.*) *doigt* und im Bergamaskischen *de* Fem. wurden, während *ongle* und *ongia* ib. Fem. blieben. Also hier wohl der umgekehrte Angleichungsprozess! — Wo sind morv. *soá (sué?)* und *fañ'* als Masculina nachgewiesen? In de Chambure's *Glossaire* finde ich beide Wörter ausschliesslich als Fem. verzeichnet. *Fañ'* (*faingn'* in de Chambure's Orthographie) wird dort als die Form des Morv. n[ivernais] angegeben. Wenn Vf. annimmt, prov. *set* sei Masc. geworden unter dem Einfluss eines mascul. *fam*, so scheint es dieser Auffassung zu widersprechen, wenn Couzinié in seinem *Dict. de la langue romano-castraise* zwar *set* als Masc. verzeichnet, aber *fam* daneben ausschliesslich als Femininum. Es darf indessen fraglich erscheinen, ob C's Angaben hier, wie sonst in seinem

---

[1]) *iver* Fem. in der normannischen Mundart der Landschaft Bray. S. Decorde, *Dictionnaire* S. 15.

[2]) Vergl. auch E. Robin, *Étude sur le pat. normand en usage dans l'arrondissement de Pont-Audemer* s. v. *froid* und Decorde *l. c.* S. 14.

[3]) Vergl. Alton, *Die lad. Idiome*, Gartner, *Die gredner Mundart* und Ascoli, *Arch. glott.* (I, 543). Rum. *lume* f. wird von Vf. in § 382 behandelt.

Dict., den Sprachgebrauch einer einheitlichen Mundart oder den Sprachgebrauch verschiedener Mundarten betreffen. — Wenn S. 427 angenommen wird, *honneur* sei Masc. geblieben, weil es mit *bonheur* reime, so darf daran erinnert werden, dass auch nprov. *ounour* Masc. (und Fem.) ist, obwohl ihm ein Reimwort *bonour* nicht zur Seite steht.

Nicht behandelt wird in dem Abschnitt über Genusbildung das Geschlecht der Postverbalia und gewisser zusammengesetzter Wörter (*rouge-gorge* etc.), worüber man Vf.'s Ausführungen in § 399 und in § 544 nachsehe.

§ 396 ff. Nominalbildung durch Ableitung. Wenn M. in der Darstellung der Lehre von den Nominalsuffixen den umfangreichen Stoff nicht nach der Function der Suffixe gliedert, sondern, wie es Diez gethan hatte, nach der Form derselben, so wird man das in Anbetracht des Umstandes, dass über die Verwendung der Suffixe in zahlreichen Mundarten brauchbare Vorarbeiten noch nicht vorhanden sind, nur billigen können. Selbst was die Behandlung der einschlägigen formalen Fragen angeht, dürfte sich nach gründlicher Durchforschung der einzelnen Mundarten später manches anders darstellen. Vorläufig aber haben wir allen Grund uns über das vom Vf. Gebotene zu freuen. Ich habe einzelne seiner Angaben nachgeprüft und bin dabei nicht immer zu demselben Ergebnis gelangt wie er. So in § 455, wo es heisst „*Unus*, *-a* ist auf den Westen [Span. Portg.] beschränkt". Gehören denn prov. (s. Mistral, *Trésor*) *cabruno*, *chabruno* (auv.), *cabrun*; *cavalun* (mars.); auv. *pourchuno* (l'espèce porcine), *vachun* etc. nicht hierher? *-unus*, nicht *-umen*, liegt vielleicht auch vor in nprov. *ratun* (engeance des rats odeur des rats etc.). Erwähnen lassen sich noch nprov. *feruno*, *furuno* Wild, *fennun* u. a. Eine definitive Entscheidung wird freilich erst möglich sein auf Grund einer eingehenderen Untersuchung. — In § 489 wird gehandelt von dem Suffix *-tor*, *-tórem*: *cantator*, *auditor* etc. Bekanntlich wird *-átor* im Provenzalischen zu *-aire*. Verf. ist nun der Ansicht, dass dieses *-aire* vom Provenzal. aus in die Dauphiné und nach Lyon eingedrungen ist und z. B. in lyon. *amolairo* Schleifer, *patairo* Lumpensammler, *piñairo* Hanfkrempler, *sarrairo* und *seitairo* Säger erscheint. Die Lyoner Beispiele finden sich in Puitspelu's *Dictionn.*, aus dem sich noch ersehen läst, dass *-airo* phonetisch heute = *ęro* (in einigen Ortschaften *-ero*) ist. Zu vergleichen ist E. Philipon, der in Clédats *Rev. des pat.* I, 280 aus dem eine Stunde von Lyon entfernten Saint Genis les Ollières u. a. mitteilt: *patèro* Lumpensammler, *pinèro* Hanfkrempler, *mányèro* Esser (dazu das Femininum *manjèri*), *sayèro* Schnitter (Fem. *sayèri*), *amolèro* Scheerenschleifer, *regrolèro* Schuhflicker. Was die Herkunft des Suffixes angeht, so steht fest, dass es in der Mundart von Lyon nicht aus *-ator* sich entwickeln konnte, das *-ore* ergeben hätte, aber

deshalb mit Meyer anzunehmen, dass *-airo* (*-ero*) „vom Provenzalischen aus" eingedrungen sei, würde ich erst dann mich entschliessen können, wenn sich *-airo* (*-ęro*) nicht auch als gut lyonnesisch erweisen liesse, und wenn sich nachweisen liesse, was doch wohl nicht der Fall ist, dass die mit dem Suffix *-airo, -ęro* gebildeten Wörter vorwiegend Gewerbe bezeichnen, die im Lyonnesischen nicht altheimisch sind. *Puitspelu* und *Philipon* erkennen in der Endung der genannten Wörter das lat. Suffix *-arius*, und ich finde keinen durchschlagenden Grund, die Auffassung der beiden Forscher nicht zu teilen, d. h. in *-airo, ęro* hier nicht dieselbe Suffixbildung zu sehen, die vorliegt in altlyon. *essemplayro, commissairo, necessero*, neulyon. *avèro* (apiariu, s. Philipon *l. c.* S. 280), *vièro* (Brachfeld) und sonst. Dass neben *patèro* auch *patī* (*-i* = *-ariu*) angegeben wird, sei angemerkt. Was die Mundart der Dauphiné angeht, so will ich mir ein Urteil nicht erlauben, da Verf. aus dieser Gegend einen Beleg nicht giebt. Aus Mistral's *Trésor* liessen sich solche zusammensuchen. Aber Mistral giebt nicht an, aus welchem Teile der Dauphiné seine Beispiele (s. *pataire, pignaire, eimoulaire*) genommen sind, und es steht, so weit ich sehe, der Annahme nichts im Wege, dass in einem Teile dieses Dialectgebietes *-aire* die lautgerechte Entwickelung von lat. *-ator* darstellt. Vergl. Devaux *Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional* S. 427. Zum Bedeutungsunterschied der Substantive auf *-aire* und *-adú* im Prov. s. auch Meyer S. 6 und Lespy, *Gramm.*[2] S. 172. — § 499. Das Diminutivsuffix *-ie-* besitzt auch das Katalanische in *bounich*, wäre hier aber nach Morel-Fatio Gröbers *Grundriss* I, S. 686 aus dem Castilianischen eingedrungen. Zu beachten ist, dass *bouni, bounic* (fem. bounico), dazu *bouniqu-et* und *bounic-ot* in Südfrankreich heute weite Verbreitung haben und *bunik*, wie M. angiebt, noch im Waldensischen erscheint, zu beachten ferner, dass das gleiche Suffix im Prov. noch an anderen Wörtern begegnet, wie périg. *boursic*, kleine Hosentasche, *bourric* (Gers) der junge Esel, *asic-ot* (ib), *crabic* (Lauragais, s. Rolland *Faune* V, 178) junge Ziege, béarn. *pouric* und *pouric-ou* Hühnchen, gasc. *poulic-ou*. Ob es hier überall aus dem Spanischen eingedrungen ist, lässt sich wohl nur durch eine eingehende Untersuchung entscheiden[1]). Wer diese Untersuchung unternimmt, wird auch sardisches *-icu* nicht unbeachtet lassen dürfen, das nach Spano, *Ortografia* S. 50 sehr häufig begegnet und zur Bildung von Koseformen aus Personennamen (*Piricu, Antonicu, Johannicu*) ausschliesslich verwendet wird. — Nicht recht verständlich ist mir eine Bemerkung M.'s zum Suffix *-ottus*, wonach „von einigen offenbar

---

[1]) S. jetzt A. Horning *Zs. für roman Phil.* XIX, S. 170 ff.: *Die Suffixe -ĭccus, -ŏccus, -ŭccus im Französischen.*

jüngeren Fällen im Französischen abgesehen" dieses Suffix „stets" Mask. wäre. Über das Alter der mit diesem Suffix zusammengesetzten Bildungen wird sich freilich in jedem einzelnen Falle schwer Klarheit schaffen lassen, zu bezweifeln ist aber nicht, dass dieselben recht oft auch weiblichen Ausgang zeigen. Erwähnt seien nur béarn. *boucote* (kleiner Mund), *camote*, *hemnote, manote, pastourote* und so immer (nach Lespy *Gramm.*[2] S. 236), wenn in dieser Mundart das Suffix an ein weibliches Substantiv tritt. Dann ital. *casotta* npr. *iloto* u. s. w.

§ 560. Dass die vigesimale Zählmethode dem Provenzalischen wohl bekannt ist, dafür fehlt es an Zeugnissen nicht. So steht in Savinian's *Grammaire provençale* (sous-dialecte rhodanien) S. 26 neben *vuetanto* auch *quatre vint* angegeben, und Mistral *Trésor* s. v. *vint* kennt nicht nur *quarte-vint*, sondern auch *tres-vint, tres-vints* (!) = 60, *sièis-vint, trege-vint* = 260, *dès-e-nòu-vint* = 380, *cènt-vint.* Lespy, *Gramm.*[2] S. 259 führt neben *oeytante quoate-bingtz* an und Vayssier *l. c.* bemerkt s. v. *bint : tres bints* soixante. *Sièys-bints* six vingts, ou cent vingt, ainsi de suite jusqu'à *dosonoū-bints* trois cent quatre-vingts. Dass auch auf franco-provenzalischem Gebiet diese Zählmethode nicht unbekannt ist, kann man jetzt aus Duret's *Gramm. savoy.* (ed. Koschwitz) S. 25 ersehen: les habitants du bassin de l'Arve disent fréquemment: *dou vèn* deux vingts = 40, *dou vènt-e-dis* = 50 . . . *si vèn* six vingts = 120. S. ib. pg. 24 Anm.[1]) — Mit span. *milenta* vergl. ital. *millanta,* altfranz. (Godefroy) *milante*, nprov. (Mistral) *milanto* und *milantasso.*

§ 561. Ordinalzahlen. Wie in anderen Abschnitten der M.'schen Grammatik, so ist auch hier das Provenzalische allzu stiefmütterlich behandelt. So erfahren wir nichts über das schon für die alte Sprache bezeugte Auftreten des französ. Ordinalsuffixes und die weite Verbreitung desselben in den lebenden provenzalischen Mundarten, nichts über das Fortbestehen der ersten 6 lateinischen Ordinalzahlwörter, die z. T. noch heute in ihrer ursprünglichen Verwendung begegnen, nichts auch darüber, dass in den Bildungen mit *-en, -eno* diese Endung auf weitem Gebiete durch *-en*(*c*), *-enco* heute verdrängt ist. Vgl. Savinian *l. c.* S. 26: *lou tresen*, *la tresenco; lou trento-e-unen*, *la trento-e-unenco* und Mistral *Trésor* s. v. *unen, dousen, tresen* etc.

§ 564. Pronominalbildung. Demonstrativa. Auf lat. *iste* wird span. und portug. [?] *ese* zurückgeführt und dazu auf Bd. I,

---

[1]) Was die neufranz. Schriftsprache betrifft, so findet sich *six-vingts* bei Autoren des 17. Jahrhunderts noch häufig (s. Haase, *Syntax* S. 80). Aus den Patois seien die Angaben de Montesson's (Haut-Maine), *Vocab.* S. 469, und diejenigen Jauberts, *Glossaire du Centre* s. v. *vingt*, angemerkt.

S. 522 verwiesen, wo gesagt ist: „Im Aspan. wird *este* vor Konsonant zu *es*, daher denn neuspan. *ese*". Eine hinreichende Begründung dafür, dass span. *ese* = *iste* und nicht, gewöhnlicher Annahme entsprechend, = *ipse* ist, vermag ich auch in Vf.'s Angaben I, § 458 noch nicht zu finden. Sind wir über die Behandlung der Lautgruppe *ps* im Altsp. hinreichend unterrichtet, um zu wissen, dass dieselbe unter gewissen Bedingungen nicht auch *s* ergeben konnte? Wie erklären sich altportug. *medes*, *medeses?* Vf. geht so weit, zu sagen (II, S. 596), dass Verstärkungen durch *atque*, *ecce* sich für *ille* und *iste* durchweg finden, dagegen für *ipse* ausser im Sardischen nicht. Nach seiner Auffassung läge demnach auch in portg. *aquesse*, campobass. *quisse*, *chęssa*, *chęsse* (vgl. d'Ovidio, *Arch. glott.* IV, 168), cat. *aqueix* nicht *ipse*, sondern *iste* als zweiter Bestandteil vor, was mir für die portg. und campob. Formen als nicht erwiesen, für catal. *aqueix* als unzutreffend erscheint.

§ 567. Indefinite Pronomina nach Art von obwald. *éntsik'i* (non sapio qui) etc. durch Umschreibung gewonnen, sind eine auch aus den Mundarten Frankreichs lange bekannte Erscheinung. So bildet man in Lüttich *ine sakî* (quelqu'un), Namur *one sakî* etc. S. Grandgagnage, *Dictionn.* II, 333 f.; Sigart, *Glossaire*[2] S. 322 *saki*, S. 323 *saqué;* Corblet, *Glossaire* S. 557 *saquoi*; Chavet, *Franç. et Wallon* S. 76 f., Favre, *Parab. de l'enfant prodigue* S. 11 (Mons): *Ein n'saqui* avoa deux fieux; ib. S. 15 (Namur): I va adlé *n'saky* di *ç'* pays la. Vergl. ferner Puitspelu, *Dict. étym. du pat. lyonn.* S. 379, 445, 448: *sequin*, *cèque*, (*in*)*esséqui* etc. Ich unterlasse es, diesen Bildungen weiter nachzugehen und erwähne nur noch das mit engad. *kel-k'i-d-eks* „wer immer es ist" zu vergleichende *quequeseit* (quelque chose) im pat. haguais (s. Fleury, *Essai* S. 286; auch erwähnt von Puitspelu *l. c.* pg. 445)[1]).

§ 571. Lat. omnis wäre nach Vf., abgesehen von ital. *ogni*, altital. *ogna* (omnia) durch *totus* verdrängt worden. M. übergeht die rätoromanischen Formen, nimmt also wohl für dieselben Ent-

---

[1]) Dass im Französ. einfaches *un* die Function eines indefiniten Pronomens im Sinne des heutigen Schriftfranzösischen *quelqu'un* hat übernehmen können (z. B. *Enf. prod.* ed. Favre pg. 40 (Morvan): O s'an ailé dont et o se bouté au sarvice *d'ein* que demeurot dret lai . . .), darauf wird Vf. in der Syntax einzugehen sich vorgenommen haben. — Zu dem S. 599 erwähnten neulothr. *ęk* (aliquod) seien noch angemerkt wallon. (Ardenn.) *ák* (Grandgagn. *l. c.* II, S. VIII) und Meuse (Labourasse, *Gloss.* pg. 326 und sonst) *acque;* daneben hier *iauque* und *iacque* mit *i*, das in gleicher Weise wie dasjenige in französ. *i-tel*, *i-tou* zu beurteilen sein wird. — Unter den Zusammensetzungen mit *qualis* seien noch hervorgehoben *kák kĕ* (quelque quoi, quelque chose in Athis, Dép. Orne, s. *Rev. d. pat. g.-r.* II, 283) und prov. *qualque re*, nprov. *quaucaren* etc. (s. Mistral *l. c.* s. v.)

lehnung aus dem Italienischen an. Vergl. indessen Gartner, *Rätorom. Gramm.* S. 10.

Altfrz. *quant* (= nfrz. combien) begegnet noch heute in gleicher Verwendung. Z. B. Malmédy: *kwantes varlets* ont do pan à l'abondince d'vin l'mâhon du m'pere! (*Enf. prod.* ed Favre S. 8).

D. Behrens.

Pipping, Hugo. *Die Lehre von den Vokalklängen.* Neue Untersuchungen mit dem Hensen'schen Sprachzeichner. [*Zeitschrift für Biologie,* Bd. XXXI, N. F. XIII].

— — *Über die Theorie der Vokale.* Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Tom. XX. No. 11. 1894.

Unter den wenigen Philologen, die an die Lösung der äusserst schwierigen Frage nach der Natur der Vokalklänge mit Erfolg herangetreten sind, steht Pipping in vorderster Reihe. Seine äusserst gründlichen Untersuchungen verdienen, wie schon aus der hochinteressanten Abhandlung Auerbach's in dieser *Zeitschrift,* Bd. XVI, über die physikalischen Grundlagen der Phonetik hervorgeht, unsere besondere Beachtung.

Pipping gründet seine Lehre von den Vokalklängen auf Untersuchungen mit dem Hensen'schen Sprachzeichner. Mit Hermann gelangt er zu der Ansicht, dass die von Helmholtz aufgestellte Theorie richtig ist, wonach die Vokale durch feste, oder in sehr engen Grenzen sich verschiebende Töne charakterisiert werden, oder, wie Hermann sich ausdrückt, dass jeder Vokal einen oder zwei feste Formanten hat.

Das Charakteristische des Vokals einseitig in Verhältnisgrössen der Partialtöne finden zu wollen, wie verschiedene Forscher dies gethan haben, ist darnach nicht länger zulässig. Inwieweit ausser absoluten Tonhöhen auch diese relativen Verhältnisse für den Vokal massgebend sind, bleibt unserer Ansicht nach eine offene Frage. Es ist bekannt, dass Auerbach die gemischte Theorie vertritt, nach welcher sowohl absolute als relative Partialtöne bei der Erzeugung der Vokale eine Rolle spielen.

Wenn Pipping in seiner Auffassung von der Natur der Vokale im wesentlichen mit Hermann übereinstimmt, so unterscheidet er sich doch von diesem dadurch, dass er die auf die Note des Formanten eingestellte Mundhöhle nur die nächstliegenden Partialtöne des Stimmklanges resonatorisch verstärken lässt, dass er also in den Vokalen lauter harmonische Teiltöne findet, während Hermann

der Mundhöhle eine völlige Selbständigkeit zuschreibt und unharmonische Teiltöne beobachtet hat.

Der Ansicht Hermann's widerspricht zunächst der Versuch Hensen's mit einer durchschlagenden, mit aufgesetzten Resonanzröhren versehenen Zungenpfeife. Wird durch die nichttönende Orgelpfeife ein Resonator angeblasen, so entsteht ein lauter Eigenton desselben, wird dagegen die Orgelpfeife zum Tönen gebracht, so erlischt der Eigenton des Resonators vollständig. Dadurch ist erwiesen, dass eine tönende Luftlamelle unfähig ist, einen Resonator anzublasen. Da die Mundhöhle auch als Resonator anzusehen ist, so müssen wir aus Hensen's Versuch schliessen, dass der tönende Luftstrom, der bei der Vokalbildung durch die Mundhöhle geht, unfähig ist, einen selbständigen, von der Schwingungszahl des Kehlkopfs unabhängigen Mundton zu erzeugen.

Aus der Unregelmässigkeit einer Vokalkurve kann nicht unmittelbar geschlossen werden, dass ihr ein unharmonischer Ton beigemengt war. Kleine Veränderungen in der Mundstellung, Schwankungen der Tonhöhe oder Mängel des zur Aufzeichnung dienenden Apparats können dieselbe erklären. Pipping hat von 69 Vokalkurven mindestens je zwei Wellen gemessen und nirgends den unharmonischen Ton entdecken können. Solche unharmonische Töne würden auch beim Gesang jeden Kunstgenuss unmöglich machen; namentlich beim Chorgesang würden grässliche Schwebungen zu stande kommen, die musikverständige Menschen nicht ertragen könnten.

Auch in Beziehung auf die Zweckmässigkeit der Fourier'schen Analyse der Vokalklänge weicht Pipping in seiner Ansicht von Hermann ab. Mathematisch gesprochen ist dieselbe, wie schon Helmholtz ausführte, willkürlich und darum wenig empfehlenswert; vom physiologischen Standpunkt aus ist ihre Richtigkeit dagegen annehmbar, da viele Menschen bei einiger Uebung aus den Vokalklängen harmonische, nie aber unharmonische Teiltöne heraushören; vom physikalischen Standpunkt aus suchte Helmholtz ihre Richtigkeit durch folgenden einfachen Versuch zu erweisen: Wenn man den Dämpfer eines Klaviers hebt und gegen den Resonanzboden des Instruments den Vokal A auf irgend einen der Töne des Klaviers singt, so giebt die Resonanz der nachklingenden Saiten deutlich A wieder, singt man O, so klingt O nach, singt man E, so klingt E nach; weniger gut glückt der Versuch bei I. Wir können diesen Versuchen die grosse Bedeutung nicht zugestehen, die ihnen Pipping zuschreibt. Wenn ich irgend einen Vokal gegen die Saiten eines Klaviers singe, so bin ich nur zu sehr geneigt, diejenigen Vokalklänge herauszuhören, die ich gesungen habe. Von grösserer Beweiskraft wäre es, wenn die Schallmassen so weit herbeigeleitet würden, dass der am

Klavier Stehende die gesungenen Vokale nicht mehr hören und trotzdem den Vokalcharakter genau erkennen könnte. Dann wäre allerdings bewiesen, nicht nur dass die Vokale, physikalisch gesprochen, Sinusschwingungen mit fortschreitenden Phasen enthalten, sondern, dass das spezifisch vokalische Element des Klanges sich aus solchen Schwingungen zusammensetzt, da andernfalls der von den Saiten zurückgegebene Schall den Vokalcharakter verlieren würde.

Von besonderer Wichtigkeit für den Gesamtklang ist die Bedeutung des Grundtones. Pipping kommt hier zu dem Schlusse, dass ein Klang von der Schwingungszahl n empfunden wird, sobald eine hinreichende Anzahl von Teiltönen vorhanden ist, deren Schwingungszahl gerade Vielfache von n sind, dass ferner kein Teilton an und für sich genügt, um eine sichere Höhenempfindung hervorzurufen. Als Beweis führt Pipping an, dass die Obertöne zur sicheren Wahrnehmung der Klanghöhe beitragen, dass ferner die Höhe eines einfachen Tons von unserem Ohr nur sehr unsicher geschätzt wird, und dass der Grundton für die Hervorbringung einer sicheren Klanghöhenwahrnehmung entbehrlich ist. Letztere Behauptung suchte Pipping dadurch nachzuweisen, dass er zunächst einen beliebigen Klang in ein Klavier hineintönen liess, während die Dämpfer gehoben waren. Das Klavier antwortete mit einem in jeder Beziehung ähnlichen Klang. Darauf wurde der Versuch so wiederholt, dass nur die Saiten vom zweiten Teilton an von ihren Dämpfern befreit wurden, während alle diejenigen Saiten, die durch den Grundton des hineintönenden Klanges in Mitschwingung versetzt werden konnten, gedämpft blieben. Trotzdem hier in dem aus dem Klavier heraustönenden Klange der Grundton fehlte, blieb die Höhe des Klanges intakt. Wir hegen gegen diesen Versuch ausser dem schon oben genannten Bedenken, dass der Hörer von dem aufgesprochenen Klange zu sehr beeinflusst ist, noch den Zweifel, ob die Dämpfer imstande sind, einen Ton gänzlich auszulöschen. In Beziehung auf Vokalklänge wäre es jedenfalls von grösstem Interesse, Untersuchungen darüber anzustellen, inwieweit bei den einzelnen Vokalen der Charakter derselben noch deutlich wahrnehmbar ist, wenn der Grundton ausgelöscht wird. Es ist nicht anzunehmen, dass alle Vokale sich hier gleich verhalten. Am ehesten darf wohl bei dem durch viele Obertöne sich auszeichnenden I der Grundton fehlen, ohne dass der Vokalcharakter beeinträchtigt wird, während z. B. O bei Weglassung des Grundtones mit U verwechselt werden dürfte. Der Grundton wird allerdings in einem Klange nie ganz fehlen, weil er stets als Differenzton von jedem beliebigen Paar benachbarter Teiltöne auftritt.

Als Anhänger der Theorie von den festen Resonanzhöhen ist Pipping ein Gegner der Lehre von den typischen Articulationsformen.

Diejenigen Phonetiker, deren Systeme sich auf Zungen- und Lippenstellungen basieren, haben angenommen, dass dieselbe Articulationsform auch denselben Laut erzeugen müsse. Nun ist es nach der Helmholtz'schen Vokaltheorie klar, dass ein und dieselbe Articulationsform bei Individuen, deren Sprachorgane nicht kongruent sind, auch nicht denselben Laut erzeugt, und dass das Kind z. B., wenn es die Vokale der Erwachsenen treu wiedergeben will, andere articulatorische Mittel ergreifen muss. Man ist jedoch durchaus nicht genötigt anzunehmen, dass Kinder das geringere Volumen ihrer Mundhöhle einseitig durch stärkere Verengung der Mundöffnung compensieren müssen. Zunächst ist die gelegentliche Anwendung abweichender Klangfarben bei Kindern und Frauen sehr wahrscheinlich, da nicht alle Vokale in Beziehung auf kleinere Abänderungen der Tonhöhe gleich empfindlich sind; sodann kann ein grösserer Kieferwinkel einen grossen Teil des Volumenverlustes ausgleichen. So wichtig die Lehre von den typischen Articulationsformen für den praktischen Schulmann ist, so muss man doch mit Pipping einräumen, dass ein streng wissenschaftliches System darauf nicht gegründet werden kann; ein solches kann nur von den konstanten Elementen bei der Vokalbildung ausgehen. Konstant ist aber bei der Erzeugung eines Vokals die Bildung von Hohlräumen mit bestimmten physikalischen Eigenschaften (Resonanzhöhen und Resonanzbreiten). Ob Pipping gut daran thut, nur gesungene oder gesprochene Vokalklänge zu untersuchen, erscheint uns zweifelhaft. Da es möglich ist, sämtliche Vokale so zu flüstern, dass ihr Charakter vom Ohre deutlich wahrgenommen werden kann, so dürfen unserer Ansicht nach die geflüsterten Vokale nicht ganz unbeachtet bleiben.

Mit Recht hebt Pipping hervor, dass man von ausschliesslich physikalischen oder ausschliesslich genetischen Vokalanalysen keine endgiltige Lösung der Frage betreffs der Vokalklänge erwarten kann, sondern dass die Physiologie des Ohres mit zu berücksichtigen ist. In wie weit kann sich nun die Lehre von festen Resonanzhöhen und Resonanzbreiten auf die Physiologie des Ohres stützen? Helmholtz hat zuerst die Hypothese aufgestellt, dass im Ohre eine Reihe von abgestimmten Resonatoren vorhanden ist. Dieselbe wird durch folgende Betrachtungen und Erfahrungen gestützt:

1. Wir wissen, dass das Ohr jede periodische Bewegung in einfache Sinusschwingungen zerlegt (Ohm).

2. Wir wissen, dass eine Veränderung der Vibrationsform, welche die Amplituden der einzelnen Sinusschwingungen unberührt lässt und nur ihre Phase betrifft, von dem Ohre nicht wahrgenommen wird (Helmholtz).

3. Bei gewissen Crustaceen, deren Gehörorgane direkt beobachtet werden können, hat es sich gezeigt, dass bestimmte Teile (Härchen) auf bestimmte Töne am stärksten reagieren (Hensen).

4. Die membrana basilaris ist von einer Reihe Querfasern durchzogen, die ohne Teilung für sich verlaufen und sich ziemlich leicht isolieren. Diese Querfasern werden, wenn wir von der Wurzel des Schneckenkanals nach der Kuppel fortschreiten, länger und länger. Die Anzahl der Fasern beläuft sich auf viele Tausende. Es scheint, dass die Fasern der membrana basilaris schon beim neugeborenen Kinde ihre definitive Länge erreicht haben (Hensen).

5. Die Gesetze der Elastizitätslehre berechtigen uns anzunehmen, dass die Fasern der membrana basilaris isoliert schwingen können, ohne dass sich die Bewegung auf die benachbarten Saiten überträgt (Helmholtz).

Pipping setzt somit mit Recht voraus, dass ein Ton von bestimmter Höhe den entsprechenden Teil der membrana basilaris in Mitschwingung versetzt, und diese Schwingung den von diesem Teil der membrana basilaris ausgehenden Nerven erregt. Allein damit ist verschiedenes, zunächst das Hören der Differenztöne, noch nicht erklärt. Zwei primäre Töne von x und y Schwingungen erregen allerdings zunächst nur die ihnen zukommenden Resonatoren; allein dadurch, dass ein Wellenberg des einen Tons x—ymal in der Sekunde einen Wellenberg des anderen Tones trifft, und dass bei den Wellenthälern es ebenso ist, muss eine periodische Zu- und Abnahme der Tonmassen entstehen, und diese erzeugt den Differenzton. Wie kommt es aber, dass durch dieses x—ymal in der Sekunde erfolgende An- und Abschwellen der Tonmassen der Resonator in unserem Ohre, der auf x—y Schwingungen antwortet, in Erregung versetzt wird? Hierüber giebt uns Hermann Auskunft. Er sagt, dass nicht nur jeder Resonator durch Vermittelung einer Nervenzelle, die er Zählzelle nennt, auf seine Acusticusfaser wirkt, sondern dass die Zählzellen auch noch mit allen anderen Resonatoren verbunden sind. Ein Ton von x Schwingungen wird also nur den Resonator von x Schwingungen und dessen Hörnervenfaser erregen; diese Erregung wird zwar allen anderen Zählzellen zugeleitet, allein dieselben reagieren nicht. Wenn aber der Ton von x Schwingungen ymal in der Sekunde an- und abschwillt, so wird ausser dem Resonator und der Zählzelle von x Schwingungen auch die Zählzelle von y Schwingungen in Erregung versetzt, und es wird der Intermittenzton von y Schwingungen gehört.

Eine weitere Schwierigkeit, auf die Pipping nicht aufmerksam macht, liegt in der Kleinheit der resonierenden Gebilde in dem canalis cochlearis der Schnecke. Wie kann man so winzigen Gebilden so tiefe Eigentöne zuschreiben, wie wir sie thatsächlich hören?

Hermann weist darauf hin, dass es sich bei den nervösen Endapparaten nicht notwendig um mechanische Elastizität zu handeln braucht, sondern dass diese nervösen Endapparate ebenfalls um einen gewissen mittleren Zustand hin und her sich bewegen, gewissermassen schwingen können, wobei sie sich, wie Hering sich ausdrücken würde, in bestimmter Weise dissimilieren, bei dem Übergang zur Ruhe aber sich wieder neu bilden, assimilieren.

Gestützt auf die Physiologie des Ohres kommt Pipping zu dem Schlusse, dass das Merkmal eines Vokals in der Erregung von Membranfasern innerhalb Gebieten bestimmter Anzahl, Lage und Breite zu suchen ist.

Wir geben im Folgenden noch die Resultate der Analysen Pipping's kurz an. Eine Prüfung derselben ist leider dem Ref. unmöglich. Die untersuchten Vokale sind die 10 langen Selbstlaute der Ma. von Helsingfors, eine Übereinstimmung mit den Analysen der deutschen Laute ist also nicht zu erwarten.

A.

Bei diesem Vokal zeigt sich stets eine Verstärkung aller Töne in der oberen Hälfte der zweigestrichenen und der unteren Hälfte der dreigestrichenen Oktave. Das breite Verstärkungsgebiet ist zweigipfelig, und zwar liegt der erste, weniger bedeutende Gipfel bei gis^2 oder a^2, der höhere und wichtigere unweit cis^3.

E.

Die Kurven geben drei verschiedene Verstärkungsgebiete an. Das tiefere Gebiet breitet sich über die ganze eingestrichene Oktave aus (als Maximalpunkt kann f^1 angegeben werden), das zweite Gebiet erstreckt sich über zwei ganze Tonstufen und hat als Maximalpunkt fis^3, während das dritte Verstärkungsgebiet sehr eng ist und als charakteristische Tonhöhe cis^4 zeigt.

I.

Pipping hat früher gemessene I-Kurven nochmals geprüft. Alle Kurven zeigen eine deutliche Verstärkung zwischen f^4 und fis^4; zu den früher für I gefundenen Tönen (etwa d^1 und cis^4), von denen der untere ein recht weites Gebiet, der höhere höchstens eine Terz vertritt, wäre also wahrscheinlich noch fis^4 — hinzuzufügen.

O.

Als Resonanzton für O giebt Pipping g^1 an, die Breite scheint eine ganze Oktave zu erreichen.

U.

Das schwedische U zeichnet sich wie das deutsche durch zwei Verstärkungsgebiete aus, ein tiefes, ziemlich breites und ein hohes, enges. Als durchschnittlicher Maximalpunkt des tieferen Gebiets ist e^1 oder f^1 angegeben, die Breite desselben wird auf eine

volle Oktave geschätzt; der Maximalpunkt des höheren Gebiets liegt bei d^3, und der Umfang desselben ist etwa eine Quarte.

Y.

Auch dieser Vokal zeigt zwei Verstärkungsgebiete. Als charakteristische Tonhöhe des unteren Gebiets wird durchschnittlich d^1 angegeben, seine Breite umfasst eine knappe Oktave; das obere Gebiet umfasst kaum eine halbe Tonstufe und zeigt etwa die Höhe c^4.

Å.

Die Tonhöhe für Å ist etwa h^1, die Breite des Gebiets ist jedenfalls grösser als beim O und umfasst über eine Oktave. Möglicherweise stellt sich das breite Verstärkungsgebiet bei späteren Analysen als zweigipfelig heraus.

Ä.

Dieser Laut zeigt sicher zwei Verstärkungsgebiete. Die verschiedenen Analysen geben für die maximale Verstärkung für das untere Gebiet g^2, für das obere etwa fis^3; das erstere ist höchstens eine Quarte breit, das letztere eine Septime.

Ö.

Auch hier sind zwei Verstärkungsgebiete. Das eine umfasst die ganze eingestrichene Oktave und hat f^1 als maximalen Resonanzton, das höhere Gebiet zeigt eine Breite von einer Quarte, als Maximalpunkt der Tonhöhe wird fis^3 oder g^3 angegeben.

Ø.

Das breite Ø unterscheidet sich vom Ö dadurch, dass das untere Verstärkungsgebiet viel höher und viel enger ist, das obere dagegen etwas tiefer und breiter. Für das erstere kann durchschnittlich e^2, für das obere dis^3 als Centrum angegeben werden; die Breite beider beträgt ungefähr eine Quinte.

Sieht man davon ab, dass Helmholtz die Bedeutung des Grundtones etwas überschätzte, die Verstärkungsgebiete dagegen zu wenig berücksichtigte, so können die von Pipping gewonnenen Resultate als eine Bestätigung der Helmholtz'schen Vokallehre angesehen werden. Kein Physiologe oder Sprachforscher, der sich inskünftige mit Vokalklängen beschäftigt, kann die Untersuchungen Pipping's unbeachtet lassen. Wir empfehlen das Studium derselben der grossen Zahl von Lehrern, die sich gegenwärtig mit Phonetik beschäftigen, aufs angelegentlichste. Wenn sie auch in ihren Ansichten in manchen Punkten von Pipping abweichen, so werden sie doch in der Erkenntnis der Natur der Vokalklänge wesentlich gefördert werden. Wir heben noch besonders hervor, dass es sehr angenehm berührt, wie Pipping auf gegnerische Einwände eingeht und keine Mühe scheut, sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, und dass er seine Stellung stets in ruhig objektiver Weise zu verteidigen sucht.

REUTLINGEN. PH. WAGNER.

Schulze, Alfr. *Predigten des heiligen Bernhard in altfranzösischer Übertragung aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin.* Hrsg. v. A. Sch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. CCIII. Tübingen 1894.

Endlich ist die Berliner Handschrift der altfranzösischen Übersetzung von Predigten des Hl. Bernhard der gelehrten Welt zugänglich geworden, nachdem die Pariser Handschrift dieses sprachlich äusserst interessanten Textes schon vor 10 Jahren in Foerster einen Herausgeber gefunden hatte (*Rom. Forschungen* II). Schulze's Ausgabe mit lexikalischem Anhange, Verzeichnis der vorkommenden Bibelstellen wird wohl Beifall finden, besonders wegen der äusserst praktischen Beigabe des lateinischen Textes am Fusse der Seiten. Das einzige, was sie vermissen lassen könnte, wäre eine sprachliche Untersuchung, die ich daher demnächst in Vollmöller's *Romanischen Forschungen* IX, Heft 2, geben werde, und sprachliche Fragen betrifft auch das, was ich an seiner Ausgabe auszusetzen habe.

Der Annahme Schulze's, dass die Predigten XXIX—XXXVIII einem anderen Übersetzer zuzuschreiben seien, muss ich mich durchaus anschliessen. Ausser den von ihm angeführten Ersatz von *totevoies* durch *nekedent* und von *per aventure* durch *puecestre* tritt hier plötzlich *estuet* 320_{7}, 329_{9} für das *covient* der übrigen Predigten ein. Nur in diesen 10 Predigten findet sich *tresk'a* 327_{22} neben dem *jesk'a* der anderen Predigten, *enjandrat* 329_{6}, *enjanrant* 330_{16}, neben *engenuir*, das in den übrigen Predigten allein vorkommt, nur hier *donrat* $290_{34,37}$ 291_{48}, während die übrigen *darrat, derrat* haben, *esperint* 332_{29}, 334_{43} *esperintels* 335_{47} mit eingeschobenem *n*, *jel* 308_{35}, 316_{12}, 325_{12} *jes* 316_{10} (für *je lo, je les*). Auffällig ist vor allem das Fut. Während sonst in der 3 s. Fut. *-it* die Regel bildet, kommen in diesen Predigten auf 33 Fut. auf *-at* nur 10 auf *-it*.

Was die 39. Predigt anlangt, die Schulze aus äusseren Gründen wieder dem ersten Übersetzer zuweist, so hat sie nur 3 Fut.: *traiterit* 340_{9} *darrit* 340_{11} 343_{30}, ferner *darrit* (gegen *donrat* des 2. Übersetzers). Diese Punkte scheinen also für Schulze's Annahme zu sprechen.

In der Wiedergabe des handschriftlichen *u* seinem Lautwerte nach durch *u* und *v* stimme ich nicht in allen Punkten mit dem Herausgeber überein; *iule* giebt er, meines Erachtens richtig, durch *ivle* wieder, sodass *ententiulement* 307_{32}, 318_{27} wohl nur Versehen sind. Ebenso ist *ensignieue* 187_{69} ein offenbarer Druckfehler. Aber *aule* ist auch durch *avle* wiederzugeben. Zunächst muss man doch, so lange nicht besondere Gründe vorliegen, eine gleichmässige Entwickelung des *bl* annehmen, sodann spricht auch heutiges *töy'* (*tabula*), *stöy'* (*stabulum*) für *vl*, denn nur nach

Konsonanten ist *l* zu *i* vokalisiert. Ich würde auch *enseure* 130_{40} schreiben, denn heute heisst es *χ̣ūr'* (*Zéliqzon, Lothringische Mundarten* im *Jahrbuch der Gesellschaft für lothr. Geschichte u. Altertumskunde.* 1889. I. Ergänzungsheft. § 133), ebenso *enseuons*, *enseuent*, *enseuivet* u. s. w., vgl. *ensuons* 97_{73}, *suient* 97_{71}. Die Formen sind wohl vom Inf. neu gebildet, denn *qu* wird zwischen Vokalen in unserer Mundart zu *w* (vergl. meine demnächst erscheinende Arbeit: *Die altfranz. Predigten des Hl. Bernhard* in Vollmöller's *Roman. Forsch.* IX. 2. § 105). 148_{11} *desrouet* statt *desrovet* ist im Wortverzeichnis verbessert.

Was den Gebrauch von *w* anbelangt, so ist *auue* durch *awe* wiedergegeben (vgl. meine erwähnte Arbeit § 17a, deren erster Teil als Dissertation [Bonn 1895] gedruckt vorliegt). Ebenso ist in der sogenannten Hiatustilgung in *nouuellon* 81_{5}, *couuardement* 216_{18}, *couue* 90_{19} *w* zu schreiben, da diese beiden *u* einen dunkeln Nachklang bezeichnen, der zum Halbvokal *u̥* = *w* werden kann. Andererseits ist wohl *vuels* (und nicht *wels*) 10_{83}, 19_{36}, 119_{55}, 288_{18}, *vuelt* 17_{20}, 294_{6}, 355_{1}, 358_{17}, 378_{45} *vues* 283_{37} zu drucken, denn sonst liefert unser Text kein Beispiel für die Verkürzung von betontem *ué* zu *e*.

Das Trema ist meiner Meinung nach vom Herausgeber an mehreren Stellen unrecht gesetzt worden; *repäut* für *repaut* 57_{24} ist wohl Versehen, denn *plaüt* 186_{58} wird in den Berichtigungen in *plaut* verbessert; *cröez* 105_{52} ist wohl eher *croez* für *croiz* (vgl. *soet* für *soit* 320_{4}, *rezoevre* 345_{9}, 354_{72}) für *creoiz*, denn die 2 pl. Praes. Ind. wird bei den Verben auf *re* stets auf *oiz* gebildet. 8_{62}, 176_{55}, 372_{6} wohl *puént* für *pueent* (vgl. *atempreiment* 55_{13}, *acustumeiment* 358_{16}, *nos* = *nausea* 267_{38}) und nicht *püent*, das eine in unserem Texte nicht belegte Tonverschiebung von *ué* zu *úe* voraussetzen würde. Das Part. Perf. von *seure* ist als *seut* anzusetzen 207_{77}, 268_{41}, *conseut* 278_{3}, 318_{24}, $321_{8,10}$, 328_{2}, denn das Fem. ist *enseute* F. 59_{3}. Auch würde ich lieber *roine* statt *roïne* 226_{29}, 294_{8}, 339_{8}, 340_{12}, 342_{21}, 366_{7} u. s. w. schreiben, denn die Grundform *reïne* ist doch durch *rei*, *roi* beeinflusst worden, die beiden Vokale zu *ei* zu verbinden und mit diesem zu *oi* zu wandeln.

Im einzelnen hätte ich noch folgendes zu bemerken: 4_{31} *derisons* kann doch wohl kaum Umstellung sein. Es ist Schreibfehler. — 106_{55} *resucreccion* ist vom Kopisten verschrieben und also zu verbessern. — 155_{20} *enerchement* ist in *encerchement* zu ändern. Oder ist *enerchement* nur ein Versehen des Setzers? — 157_{12} *seit* statt *soit* ist offenbar ein Schreibfehler und folglich zu ändern. — 221_{1} *voluntrive* statt *voluntruie* (vgl. *volentrif* 330_{17}, *voluntris* 322_{18}, 330_{17}) — 249_{18} hätte ich *batistle* beibehalten. Vgl. *Baptistle* F. 104_{19}. — 294_{15} ist Bibelstelle (Joh. 45,8) und gesperrt zu drucken. — 297_{49}

vielleicht *d'efeccion* statt *d'afeccion?* — 300_4 wohl *n'etarzerat* zu lesen, da sonst nur *atarzer* in unserem Texte vorkommt.

Anmerkungen: I § 6 muss bei den Beispielen für den Wechsel von *i* und *e me frere* 325_{13} gestrichen werden, denn es ist *mei frere*, die richtige lothringische Form. — I § 76. *mervelles tes tu* (ebenso 368_{21}), ferner *as is tu* 282_{28} ist, glaube ich, nur ein vom Schreiber falsch angesetztes *s*, da auslautendes *s* längst stumm war. Er mag durch die Gewohnheit, vor invertiertem *tu* ein *s* zu schreiben, dabei beeinflusst sein, aber gesprochen wird dieses *s* nicht sein. — II § 75. *ardeor* wie *seovret* 282_{26} zeigen wohl nur ein fälschlich eingeschobenes Hiatus *e* (vgl. *vigueor* 235_{25}, *esseurz* 244_{16}), da dieses verstummt war. Vgl. Corssen, §[a] 1,6α. — XIII § 2. In *lot* (auch 275_{43}) ist das nachtonige *e* nicht bezeichnet. Vgl. weiter oben *puent*. — XVII_{45} *montres* vielleicht nur Versehen des Schreibers, durch das folgende *dessendres* veranlasst. In *dessendat* 378_{41}, *dessendest* 93_{38} sehe ich kein Perf. der 1 *sw*, sondern Spuren eines mundartlichen ę Perf., wobei der Schreiber die erste Form fälschlich in die *a*- anstatt die *i*-Form übertragen hat. Vgl. in Vollmöller's *Rom. Forschungen* IX Heft 2 § 126 Anm. — XXIII_{24} *sunt doneit* muss beibehalten werden. Ein Refl. mit *avoir* ist in unserem Texte nicht zu finden. — XXXIV_{20}. *asuarent* halte ich für falsche Übertragung eines ę Perf. (vgl. oben zu XVII § 45), wie sie später auch in die starke Konjugation drangen; *diet* 327_{23}, *enleisest* 132_{63}, *trassest* 95_{53}, *sostraest* 163_{21}, *retraesses* 298_5, *ociessent* 385_{86}, *aherdessent* 207_{76}, *lusest* 246_{32} (in F. *ajoignessent* 34_{17}, *circonciest* 82_{10}, *riest* 19_{20}), mit falschem *a condusast* 225_{21} (F. *traiast* 21_{11}). — XXXV § 1. *doie* ist zunächst streng von Formen wie *aie*, *voie* zu trennen. *doie* ist in der That Subj.-Form, denn ausser in der 3 s. *doit* hat das ganze Praes. in unserem Texte Subj.-Formen 2 s. *doies* 227_{37} (F. 14_{16}). pl. *doiens* 178_1, 181_{19}, 234_{19} (F. 4_{20}), *doiez* 174_{43}, 257_3 (nur 180_{15} *devoiz* und 83_{21} *doiz*); *aie* und *voie* zeigen dagegen ein falsch angehängtes *e*, weil umgekehrt oft im Berliner Bernhard nachtoniges *e* fehlt. Vgl. auch *avoiet* 317_{14}, *estoiet* 329_9, *pocene* 323_{20}, *fieie* 321_{12}. Daher auch wohl *avoier* 315_5. — XXXVI § 5 *al pais* und § 6 *lo pais* ist wohl vom Abschreiber hineingebracht. Weil kurz darauf *païs (pagensem)* folgt, hat er auch *paiz̧* für *pais* gehalten. — XXXIX § 7. In *ke nos partiens et sa leece et a sa joie* ist statt *et* vielleicht *a* zu schreiben; *a* war zu *e* geworden (vgl. *ei lais* 108_{76}, *vet* 129_{32}) und *t* war stumm.

Einige Nachträge und Bemerkungen zum lexikalischen Anhang:

abitacle 237_{38} (F. *habitacle* 101_4).

aflier. *affliet* = *affligit* 248_{47}. *furent affliiet* = *sunt afflicti* 261_{26}. *afflievent* = *affligebant* 26_{95} (F. 89_7, 174_{14}).

alligir. *molt alligist lo traval . . . li glore* = *toberabilem reddit* 42_{15}.

bahaller 86_{4} = *balare* ist wohl nur Schreibung für *baler*, weil im Lothringischen die Vokale lang gezogen werden (*Romania* I 335). Vgl. bei F. *beeste* 148_{25}, *liiez* (*laetus*) 52_{28}, *Moyises* 163_{12}, *oyit* 162_{36}.

chuer. *peüst chuer* = *cribraret* 57_{23}.

chazier wäre doch als Inf. zu *chazat* 148_{12} anzusetzen; *chazier* ist aber *cha[l]chier*, denn für *ch* wird oft *s* geschrieben (*essaper* 182_{28}, *dessirier* 278_{4}, *pessier* 265_{21}, *essiele* = *scala* 243_{6} u. s. w.) und *s* und *z* wechseln. Vgl. auch 220_{42} *chalchie*.

enfagniez 349_{41} = *infangatos*. Godefroy hat nur die Form mit *ng* *enfangier*.

engenuïr. Praes. Ind. 3 s. *nos engenuïst om* = *generamur*. Praes. Conj. 3 s. *engenuïsset* 34_{4} = *pariat*. Perf. Ind. 3 s. *engenuït* = *genuit*. 330,16, 343_{26}. Part. Perf. *engenuït* 83_{20}, 226_{31}, 285_{47}, 330_{15}. *engenuïe* 209_{91}. (F. *engenuïst* $43_{1,2}$. *engenuïsset* 177_{35} Perf. *engenuït* 7_{16}, 39_{24}.

enmeute 220_{40} ist lautlich *esmeute*.

enumbrier. *enumbriat* 232_{3} (zweimal). Godefroy hat nur *enombrer*.

favirgier. *qui l'homme avoit favirgiet* = *fabricator hominis* 102_{28}. *favergivent* = *fabricarent* 62_{13} für *favergievent*, vgl. *travillivent* 134_{76}, *tesmognivet* 251_{65}, *ensignivet* 22_{66}, *aparillivet* 32_{147}.

de feccion 297_{49} ist vielleicht *d'efeccion* = *d'afeccion* zu lesen.

feintes = *stercora* 327_{20}. nfr. *fiente* = **fĭmita* von *fimus*.

fieiee 321_{12} ist doch wohl = *fieie*. Das zweite *e* ist falsch angesetzt gerade wie in *pocene* 323_{20}.

jeuse 30_{131} = *maxilla* (F. 152_{40}, 176_{15}). In der jetzigen Mundart *žą̈χ* die Wange. Vgl. meine Arbeit: *Die altfranz. Predigten des h. Bernhard* in Vollmöllers *Rom. Forsch.* IX. Heft 2. IV. Lexikalisches unter *geuse*.

osses 100_{9}, 166_{40}, 186_{61}, 328_{3}.

raviskir. Praes. Conj. 30. *raviskisset* 284_{45}. Part. Perf. *ravisquiz* 95_{52}, 107_{64}. S. auch *veskir*.

rut. Dass *ruz* und *ruit* dasselbe Wort ist, beweisen folgende Stellen: N. sing. *li ruz de ces penses* = *torrens cogitationum* 170_{13}, *li ruz undanz* = *torrens inundans* 306_{23}.

Obl. sing. *del rut de son deleit* = *torrente voluptatis* 211_{105}. *prist cinq pieres el rut* = *de torrente* 305_{21}. *cel ruit de deleit* = *torrentem voluptatis* 210_{93}. *de cel rut de deleit* = *torrente voluptatis* 270_{10}. *del rut de deleit* = *voluptatis torrente* 365_{4}.

Obl. plur. *sentiens les ruz de cel fluve* = *stillicidia* 339_{7}.

veskir Impf. *qui charnelment veskivent* = *carnalibus carnis opera fuerunt victus* 377_{35}. S. auch *raviskir*.

Berichtigungen und Zusätze: S. 438 zu 129_{31} *puist* 171_{30}, *puissent* 206_{72} dürfte wohl nicht als Beleg für das parasitische *i* herangezogen werden, denn sie sind nicht = *peüst, peüssent*, sondern = *puïst, puïssent*. *pooir* bildet im Bernhard ein *i* Perf. Vgl. *poïsses* 193_{111},

254$_{85}$, *poïst* 55$_{12}$, 209$_{89}$, *poïssent* 208$_{85}$ (F. *poïs* 94$_{37}$, *poïst* 51$_{33}$, *poïssent* 164$_{25}$). Das vortonige *o* wird nur, wie so oft, durch *u* ausgedrückt.

K. BUSCHERBRUCK.

Des hundes nôt. Untersucht und herausgegeben von **Dr. Karl Reissenberger,** Director der K. K. Staats-Oberrealschule in Bielitz. Sonderabdruck aus dem Programme der K. K. Staats-Oberrealschule in Bielitz für das Schuljahr 1892/93. Wien 1893.

„Des Hundes Not“ gehört zu den kleineren Denkmälern der mhd. Tierepik, welche J. Grimm in seinem *Reinhart Fuchs* gesammelt und herausgegeben hat. Es umfasst 292 Verse in Reimpaaren und erzählt uns eine Geschichte von Lerche und Hund: dieser hat nichts zu fressen, die Lerche verschafft ihm durch List Brot, Käse und Eier, welche ein kleines Kind dem Pflüger auf's Feld tragen wollte, dann verhilft sie ihm auch noch zum Lachen, indem sie zwei kahlköpfige Drescher derart äfft, dass sie miteinander in Streit geraten, und als der Hund von den erzürnten Dreschern Prügel bekommt, dass er schier nicht mehr laufen kann, bringt sie ihm auch noch einen Arzt, nämlich den Wolf, bei dessen Anblick der Hund das Laufen sofort wieder lernt. Das alles ist mit wenig Kunst, aber flott und munter, zuweilen recht lustig erzählt, sodass dies Gedicht jedenfalls zu denjenigen Producten der mittelalterlichen Litteratur gehört, die man auch heute noch mit dem Behagen des Unterhaltung suchenden Lesers geniessen kann. Wie erheiternd wirkt z. B. die Schilderung von den beiden Kahlköpfen, die sich gegenseitig in die Haare fahren (v. 205ff.):

si wolden sich zewâre
roufen bî dem hâre,
dô hâten si des hâres niht,
des was ir roufen gar enwiht.
si begunden kratzen
einander ûf den glatzen,
sô enphienc eins iesliches glaz
manegen ungevüegen kraz,
daz ie nâch dem kratze
gienc daz bluot ûz dem glatze.
dô was glaz wider glaz,
dô was kraz wider kraz.
wer gesach ie solhen strît,
als sie hâten an der zît!

Das Gedicht ist zuerst 1816 von Mailath und Köffinger in dem *Kalocsaer Codex altdeutscher Gedichte,* dann von J. Grimm in seinem *Reinhart Fuchs* (1834) herausgegeben worden. Für seine Neuausgabe hat Reissenberger die beiden Hss. von neuem collationiert, resp. collationieren lassen. Der Text bringt gegenüber Grimm zahlreiche Besserungen, in metrischer Hinsicht wie in vielen Einzelheiten; vor allem behält R. häufig die Lesart der Hs. bei, wo Grimm um glatte Verse zu machen geändert hatte.

Bezüglich des Handschriftenverhältnisses beharrt der Herausgeber gegen Schönbach, Sprenger und Bahder auf seinem schon bei der Ausgabe des Reinhart Fuchs (1886) geltend gemachten Standpunkt, dass die Kalocsaer Hs. (K) nicht eine blosse Abschrift der Heidelberger (P), sondern mit dieser aus einer gemeinsamen Quelle herzuleiten sei. In *praxi* hält sich R. in erster Linie an P., hie und da auch an K. Zeitlich weist er das Gedicht in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, aber hinter das Jahr 1218; örtlich nach Mitteldeutschland; Verfasserschaft des Strickers wird abgelehnt. Dem Text gehn zusammenhängende Betrachtungen über Stil, Metrik und Sprache voraus; textkritische Erläuterungen bilden den Schluss. Das sind alles Dinge, welche der Beurteilung der Fachgermanisten unterliegen. Nur zu v. 154 *(ich wil dir sagen waz dû tuo)* möchte ich darauf hinweisen, dass die Verwendung der 2. pers. imp. anstelle des Conjunctivs im abhängigen Satz auch im altfrz. geläufig ist, wie Tobler *(Z. f. R. Ph.* 1877, S. 14 — *Verm. Beitr. zur franz. Gram.* S. 25) gezeigt hat, welcher seinerseits schon auf den analogen Gebrauch im Germanischen (Scherer, *Z. Gesch. d. d. Sprache* S. 195; Paul, *Mhd. Gram.* § 368.) verweist.

Speciell für den Romanisten besitzt der Text ein besonderes Interesse, weil eine ganz ähnliche Geschichte im *Roman de Renart* (Br. XI, 760 — 1369) erzählt wird. Jacob Grimm — und ebenso sein Bruder Wilhelm — war wie es scheint der Meinung, der deutsche Dichter habe das franz. Gedicht zur Quelle gehabt. Dagegen hat schon K. v. Bahder (*Germania* XXXI, 105 ff.) protestiert, die Selbständigkeit der deutschen Bearbeitung betont und deren Herkunft aus der mündlichen Überlieferung erwiesen. In seiner Einleitung nimmt R. diese Untersuchung auf grund vermehrten Materials wieder auf, um den Weg, den die mündliche Überlieferung genommen, und den Ort ihres Ursprungs aufzudecken. Das gewonnene Resultat ist, bei dem Verhältnis der beiden Texte zu einander, für die Renartbranche von gleicher Bedeutung wie für das deutsche Gedicht: beide Verfasser haben aus der mündlichen Überlieferung geschöpft, die als gemeinsame Quelle dienende Erzählung ist ursprünglich in Indien zu Hause und hat sich auf mündlichem Wege nach Europa verbreitet, wo sie seit dem 11. Jahrhundert bekannt gewesen, nur hat der

französische Dichter eine Weiterbildung der Erzählung gekannt und versificiert, welche mit der ursprünglichen Geschichte noch eine zweite, aus anderer Quelle stammende Episode als Einleitung verband, in welcher der Fuchs durch Drohung oder List einen Vogel dazu bringt, ihm seine Jungen auszuliefern.

Die klare und einleuchtende Untersuchung hätte vielleicht noch gewonnen, wenn der Verf. sein Variantenverzeichnis so geordnet hätte, dass die verschiedenen Stoffe und Formen, welche hier in Betracht kommen, auch äusserlich von einander unterschieden wurden. So figurieren unter den indischen Varianten zwei, eine aus Benfeys *Pantschatantra*, die andere aus Hardys *Manual of Buddhism*, welche nur ein Nebenmotiv unserer Geschichte enthalten und, wenn überhaupt ein Zusammenhang anzunehmen ist, doch nur sehr lose mit dieser zusammenhängen. Der Lieblingsaffe des Königs bemerkt dort auf dessen Haupte eine Biene und erschlägt bei dem Versuch sie zu töten den König selbst; hier ist es ein kahlköpfiger Zimmermann, welcher von einer Fliege belästigt und von seinem Sohne versehentlich getötet wird. Mag man nun zwischen dieser Erzählung und der Scene zwischen Lerche und Drescher in des Hundes Not einen Zusammenhang annehmen oder nicht, jedenfalls gehörten die beiden Varianten nicht unter das Verzeichnis der Varianten von des Hundes Not.

Ebenso waren diejenigen Varianten besonders aufzuführen, welche nur das Märchen von dem den Vogel um seine Jungen betrügenden Fuchs zum Inhalt haben. Dasselbe ist unserer Erzählung allerdings in verschiedenen Versionen, namentlich auch im *Renart*, zur Einleitung gegeben worden, ist aber von Haus aus selbständig und mangelt gerade dem mhd. Gedicht.

Auch die nunmehr verbleibenden Versionen, welche samt und sonders Abarten unserer Erzählung sind, hätten noch genauer geschieden werden können, je nachdem sie dieselbe unverbunden zeigen (wie das mhd. Gedicht) oder mit Fuchs-Vogel-Geschichte kombiniert (wie der *Rom. d. R.*).

Also etwa:

I. Ein Vogel verschafft einem Vierfüssler Speise, Trank und Unterhaltung: Die beiden indischen Versionen vom Rebhuhn und Schakal; das mhd. Gedicht; die deutschen Märchen bei Grimm, Vernelcken etc.

Ia. (vielleicht Vorstufe zu I). Jemand will einen Mann (Kahlkopf) von einem belästigenden Insekt befreien, erschlägt ihn aber durch sein Ungeschick: Indisch (Pantsch. — *Man. of. Buddh.*).

II. Der Fuchs (Schakal) bringt einen hoch nistenden Vogel durch Drohung oder List dazu, ihm seine Jungen selbst auszuliefern:

Calilah und Dimnah; sudanesisch (Marno)[1]; hottentottisch (Bleek); siebenbürgisch (Haltrich-Wolff No. 18); russisch (Gerber 13); finnisch (Schreck S. 189).

III. Kombination von I und II, wobei der Vierfüssler, welchem der Vogel Essen u. s. w. verschafft, die Rache gegen den Fuchs übernimmt, der des Vogels Junge gefressen: hierher gehört die Mehrzahl der übrigen Varianten, namentlich Branche XI des *Roman de Renart*, die bretonische und eine gascognische, die esthnische, verschiedene russische und eine südslavische Variante.

IIIa. (Weiterentwicklung von III). Der Feind des Vogels in II und der Freund des Vogels in I sind dieselbe Person, der Vogel verschafft dem Fuchs Essen etc. um ihn vom Raub seiner Jungen abzuhalten und dafür zu entschädigen: eine gascognische Variante, ferner russische (Gerber 12, Sadovnikov[2]), siebenbürgisch (No. 21).

Eine solche Übersicht, vielleicht mit kurzen Inhaltsangaben der betr. Varianten, die ja dem Leser wohl nur in den seltensten Fällen sämtlich zu Gebote stehen, hätte dem, welcher die Untersuchung verfolgen will, das Verständnis gewiss sehr erleichtert. Zudem wäre dabei auch von vornherein deutlich geworden, wie nahe sich die indischen und deutschen Versionen stehen, insofern gerade sie die Kombination mit dem anderen Märchen (II) nicht vorgenommen haben: gewiss ein Beweis für das relativ hohe Alter der deutschen Versionen sowie dafür, dass das Märchen nicht bereits in der kombinierten Form nach Europa gekommen sein kann.

Reissenbergers Untersuchung ist gleichzeitig und unabhängig von Sudre's Buch *Sur les sources du Roman de Renart* (Paris 1893) entstanden, welcher das Thema im Anschluss an die XI. Renartbranche behandelt. Wenn nun beide in der Hauptsache zu dem gleichen Ergebnis kommen, so ist das ein erfreulicher Beweis für die Richtigkeit der jetzigen Anschauung, dass unter den Quellen für das mittelalterliche Tierepos das Märchen eine bedeutende Rolle beanspruchen darf.

---

[1]) Hier wären noch nachzutragen die verschiedenen von Leo Reinisch in seinen Grammatiken mitgeteilten Versionen aus Nordafrika: *Die Nubasprache* (Wien 1879) S. 213; *Texte der Sahosprache* (Wien 1889) S. 234; *Bilinsprache* S. 231.

[2]) Dieses Märchen endet damit, dass der Fuchs von der Nachtigall das Fliegen lernen will, sie nimmt ihn mit in die Höhe, lässt ihn dann aber fallen, sodass er stirbt. Dies Motiv begegnet selbständig in einem finnischen Märchen (*Schreck* S. 238) von Fuchs und Kranich; ähnlich auch von Fuchs (Schakal) und Marabu im ägyptischen Sudan (*Marno* No. 4). Entfernter verwandt ist *Pantschatantra* I, 7 (Benfey II. S. 59), wo der Kranich Wassertiere auf seinen Rücken steigen lässt, sie dann aber von oben auf einen Felsen wirft und verspeist.

Nicht in allen Punkten freilich treffen die beiden Forscher zusammen. Sudre, ausgehend von der Renartdichtung, welche, wie schon bemerkt, die kombinierte Form zeigt, legt den Nachdruck auf andere Motive. Das Motiv der Freundschaft zwischen Vogel und Hund stellt nach ihm die Erzählung zu jener Gruppe, deren ältesten Vertreter wir in der äsopischen Fabel vom Hahn, Huhn und Fuchs (Halm No. 225) haben. Anderer Herkunft sind die eingeschobenen Episoden: Verschaffen von Speise, Trank und Unterhaltung. Die Einleitung, wie der Fuchs des Vogels Junge bedroht oder verschlingt, gehört auch bei ihm zur Fabel des Directoriums (*Calilah und Dimnah*). Es gab eine Zeit, in welcher diese Fabel in der mündlichen Überlieferung zwei verschiedene Formen erhalten hatte: in der einen handelt es sich um Vogel, Fuchs und Hund, wie in der griechischen Fabel — Zeugnis das slovenische Märchen bei Krauss (*Südslav. Märchen und Sagen* I No. 9); die andere Form kennt nur Fuchs und Vogel und ist durch die verschiedenen Liebesdienste, welche dieser jenem erweist, erweitert — Beispiel das siebenbürgische Märchen (Haltrich-Wolff No. 21). Später trat eine Verschmelzung ein, indem in den Rahmen der ersten, durch das slovenische Märchen characterisierten Form, die verschiedenen Liebesdienste des Vogels gegen den hungrigen Vierfüssler aus der zweiten Form eingefügt wurden (Esthnische und französische Märchen, auch *Rom. d. Ren.*). Eine andere Umbildung sehen wir in den beiden russischen Märchen vor sich gehen, wo der Fuchs nur mehr zufällig auftritt; noch stärkere Entartung in den beiden deutschen Märchen, denen der Fuchs völlig mangelt.

Sudre begnügt sich, die mündliche Überlieferung als Quelle festzustellen; Reissenberger geht noch weiter, er sucht Indien als die Heimat seiner Erzählung zu erweisen. Gerade in diesem zuerst in Indien nachweisbaren Stoff (Liebesdienste des Vogels gegen den Vierfüssler) erblickt R., entsprechend dem Inhalt des mhd. Gedichts, das eigentliche Thema; für S. sind umgekehrt diese Elemente nur accessorisch, die Grundlage des Ganzen ist vielmehr in einem der griechischen Fabel verwandten Thema resp. in der Directoriumsfabel zu suchen. Im ganzen ist es nach Sudre's Darstellung weniger leicht, sich ein klares Bild von der Entwickelung des Stoffes zu machen. In welcher Beziehung steht z. B. die Fabel des Directoriums zur Äsopischen Fabel? Das eine Mal gilt die letztere als Typus (nicht als Quelle) der im *Renart* begegnenden Erzählung, das andere Mal ist es die Fabel des Directoriums, die sich in zwei Formen gespalten hat, deren eine wie die griechische von Vogel, Hund und Fuchs erzählt. Wie kommt der Hund hier herein? Diese Frage wird zwar aufgestellt, aber nicht beantwortet. Ist die Übereinstimmung mit der griechischen Fabel nur zufällig, oder hat sich die Entwickelung

unter Einfluss der griechischen Fabel vollzogen? Ferner die zweite Form (repräsentiert durch das Siebenbürg. Märchen) *ne faisant figurer que l'oiseau et le renard et ayant emprunté à une autre série de contes le tableau des soins donnés par un animal à un autre*, wie hat sie sich aus der Fabel des Directoriums entwickelt? Sudre erklärt es selbst für unursprünglich, dass hier das vom Vogel gespeiste Tier zugleich sein Feind statt sein Begleiter ist. Gleichwohl erblickt er in diesem Typus eine der beiden Urformen, durch deren Mischungen die übrigen Varianten entstanden sind. Ist da die Erklärung nicht natürlicher, dass diejenigen Versionen, welche aus dem Feind des Vogels hier und aus seinem Begleiter dort eine einzige Person machen, erst abgeleitet sind aus jenen, wo drei Tiere, nämlich der Vogel, sein Freund der Hund und sein Feind der Fuchs einander gegenüberstehen?

So muss ich Reissenberger auch bzgl. der deutschen Märchen Recht geben, die den Fuchs gar nicht kennen, sondern nur von Freundschaft zwischen Vogel und Hund berichten. Nach Sudre sind es Verstümmelungen aus der combinierten Märchenform. Aber weder in diesen Märchen noch — was noch wichtiger — in dem durch sein Alter ehrwürdigen mhd. Gedicht deutet irgend etwas darauf hin, dass der Fuchs hier jemals eine Rolle gespielt oder dass diese Gruppe die Einleitung mit der Drohung des Fuchses gegen den Vogel gekannt hätte. Es sind eben die allernächsten Verwandten der indischen Erzählung von Schakal und Rebhuhn, die wir hier vor uns haben und die sich hier noch in der ursprünglichen Selbständigkeit erhalten haben, während anderwärts die Combination durchgeführt wurde.

Zweifelhaft kann man darüber sein, welche Bedeutung man der äsopischen Fabel und im Zusammenhange damit dem slovenischen Märchen einräumen will. In den combinierten Formen unserer Erzählung handelt es sich um die Freundschaft zwischen Vogel und Fuchs und um den Bund zwischen Vogel und Hund zur Bestrafung des Fuchses. Dieses Nebeneinander von Vogel, Fuchs und Hund kann selbständig einfach dadurch entstanden sein, dass die beiden Erzählungen combiniert wurden und hierbei der Freund des Vogels in I die Rache an dessen Feind in II übernahm. Aber eigentümlich ist es doch, dass der so entstehende neue Typus in den Grundzügen schon in der äsopischen Fabel vorgezeichnet ist: Hund und Hahn reisen zusammen, bei einbrechender Nacht sucht der Hahn seine Lagerstätte oben auf einem Baume, der Hund in einer Höhlung am Fusse desselben. Am Morgen kommt der Fuchs, durch das Krähen des Hahns herbeigelockt, und sucht den Hahn durch Schmeicheleien zum Herabkommen zu bewegen. Der Hahn weist ihn an den Pförtner, dieser (der Hund nämlich) springt hervor und zerreisst den Fuchs.

Nahe verwandt hiermit ist das slovenische Märchen: Der Fuchs begehrt, in dem er den Gesang des Vogels rühmt, dessen Junge zur Speise, lässt sich aber vertrösten, bis sie gross geworden seien. Unterdess gewinnt der Vogel einen Hund zum Helfer, dieser verbirgt sich und als der Fuchs wiederkommt, springt er auf ihn los. Der Fuchs entweicht in seine Höhle und hält hier ein Zwiegespräch mit seinen Körperteilen. Als er aber seinen Schweif zur Strafe für sein Verhalten zur Öffnung hinausstreckt, erfasst ihn der Hund daran, zieht ihn heraus und tötet ihn. Man sieht, hinzugefügt ist hier das auch sonst bekannte Zwiegespräch mit seinen Körperteilen; die Einleitung ist der Directoriumsfabel ähnlich. Aber im übrigen stimmt der Inhalt so deutlich zu Äsop, dass ich dies slovenische Märchen weniger für eine Ableitung aus der Directoriumserzählung als vielmehr für eine, vielleicht durch letztere beeinflusste Variante der äsopischen Fabel, resp. der dieser zugrundeliegenden Erzählung erklären möchte.

Ich halte es also für möglich, dass die Geschichte vom Hahn, Hund und Fuchs bei der Entwickelung unserer Erzählung mitgewirkt und vielleicht gerade für die Combination der beiden Urstoffe (s. o. I und II) vorbildlich geworden ist. Wir erhielten so zu diesen zwei Urtypen noch einen dritten, repräsentiert durch Äsop und das slovenische Märchen. Das Ineinanderlaufen dieser drei Urformen hätte dann die Mehrzahl der modernen Varianten zustande gebracht.

Zu durchaus sicheren und unanfechtbaren Resultaten werden wir auf dem Gebiete der Märchenforschung wohl nur selten kommen. Wenn man anfängt, sich mit den verschiedenen Versionen einer solchen Geschichte zu beschäftigen, treten einem bald unterscheidende hervorstechende Züge entgegen, welche eine Gruppierung im groben ermöglichen und ein klares Bild zu versprechen scheinen. Aber je mehr man sich in Einzelheiten versenkt, desto verwickelter wird die Sache. Die Bedingungen sind eben hier ganz andere als bei den verschiedenen Bearbeitungen eines litterarischen Werkes, wo man mit geringerem Material zu thun hat, wo man verlorene Glieder mit Sicherheit erschliessen kann, gegenseitige Beeinflussung nur in seltenen Fällen anzunehmen braucht und schliesslich zur Aufstellung eines säuberlichen Stammbaumes gelangt. Anders beim Märchen: sind die Typen einmal vorhanden, so bilden sie sich beständig weiter fort, sei es selbständig, sei es, dass sie sich gegenseitig untereinander beeinflussen, sei es unter Einfluss ursprünglich ganz fremder Erzählungen, sodass neue Formen entstehen, die man nicht mehr mit Sicherheit diesem oder jenem Typus zuweisen kann. Und es ist nicht einmal zu hoffen, dass die Vermehrung des Materials, das weitere Auftauchen bisher unbekannter Varianten, die Sache be-

deutend klären würde. Im Gegenteil, häufig genug giebt eine neue Variante nur wieder neue Rätsel auf.

Jedenfalls aber hat die Untersuchung der tiergeschichtlichen Stoffe, wie sie von der modernen Forschung inauguriert worden ist, den rechten Weg eingeschlagen, mag auch im einzelnen Fall ein volles Einverständnis nicht zu erzielen sein. Für unsere Geschichte hat der Herausgeber von *„des hundes nôt“* die Grundzüge der Wanderung und Veränderungen des Stoffes klar und in der Hauptsache überzeugend gezeichnet, wofür ihm auch der Dank der Romanisten so gut wie der Germanisten und der Märchenforscher gebührt.

TUEBINGEN. CARL VORETZSCH.

Benecke, Albert. *Französische Schul-Grammatik.* Ausgabe B. Kurzgefasstes Lehrbuch. Erster Teil. Dritte revidierte Auflage. Potsdam, Aug. Stein, 1894.

Wenn man in Erwägung zieht, dass diese Grammatik erst im verflossenen Jahre in einer „revidierten“ Ausgabe neu erschienen ist, und wenn man dieselbe dann auf ihren Inhalt prüft, so weiss man in der That nicht, was den Verfasser oder den Verleger veranlassen konnte, uns mit diesem Buche zu beschenken. Hat doch selbst Plötz es für nötig erachtet, seine Lehrbücher ein wenig den modernen Anschauungen anzupassen, hier aber, bei Benecke, haben wir noch die schönste, unverfälschteste alte Plötz'sche Methode von reinstem Wasser, und es scheint, als wenn für Benecke die letzten Jahre mit ihren vielfachen neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Methodik unseres fremdsprachlichen Unterrichts einfach nicht existiert haben! Es genügt, einige Punkte hervorzuheben, um ein Bild von dieser Grammatik zu geben.

Recht unzweckmässig ist die Bezeichnung der Aussprachen der Buchstaben (§ 1) durch deutsche Buchstaben, besonders für *g* = *j*, deren Aussprache folgendermassen angedeutet wird: *g* lautet wie die erste Silbe des Wortes „genieren“, *j* wie die Mittelsilbe von „logieren“. Fast könnte das ja bedeuten, dass *g* = *j* zwei verschiedene Laute bezeichnen. In der folgenden Aussprachelehre geht Vf. immer nach alter Sitte vom Buchstaben, anstatt vom Laute aus, und verstösst damit schon gegen einen Hauptgrundsatz des gegenwärtigen Anfangsunterrichtes.

§ 4 heisst es: „Jedes französische Wort wird auf der letzten vollen Silbe betont“, obwohl es doch bekannt genug sein dürfte, dass dieses Gesetz viele Einschränkungen erleidet, die meistens ihren Grund in der stärkeren Betonung des betreffenden Wortes haben. Eigentlich darf man doch überhaupt von französischem Accent gar nicht reden, ohne zwischen expiratorischem und musikalischem Accent zu unterscheiden, doch gebe ich zu, dass diese feine Unterscheidung für den Elementarunterricht noch verfrüht sein mag.

Auf S. 5 erscheinen die ersten Uebersetzungsbeispiele, natürlich auch nach dem alten Schema in Einzelsätzen folgenden geistreichen Inhaltes: *La dame regarde Amélie. La mère regarde les perles de la reine* etc. etc. Der Vf. behauptet sogar im Vorwort, dass diese Einzelsätze sich auch

ganz vorzüglich zu Sprechübungen eignen, und dass dieselben „gerade wegen der Abwechslung des Inhalts“ es ermöglichen, die Aufmerksamkeit und die frische Teinahme der Klasse zu wecken. Wie das möglich ist, ist mir unklar.

§ 18 heisst es: „Das *t* von *et* und macht nie Bindung“. Also die vokalische Bindung scheint der Herr Verf. überhaupt nicht zu kennen, obwohl in den neuesten Lehrbüchern und Broschüren, z. B. bei Quiehl[1]), immer wieder auf dieselbe hingewiesen ist, und auch Wätzold neulich in seinem Vortrage über *Die neuen Lehrpläne in der Schulpraxis* (in dem französischen Ferienkursus in Berlin) nachdrücklich auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht hat.

Kaum ist der Schüler in einige wenige Geheimnisse der französ. Aussprache eingeweiht worden, beginnen auf S. 8 auch schon die deutschen Sätzchen zum Uebersetzen in das Französische, aus welchem ich nur zwei anführe: „Der Vater spricht von den Flügeln des Vogels“ und „Ich kenne die Frau, sie ist Amaliens Freundin“.

§ 22 wird gesagt, *v* werde wie deutsches *w* gesprochen, was für manche Gegenden Deutschlands, wo *w* bilabial ist, grundfalsch ist. S. 9 wird dem Schüler bereits der Unterschied im Gebrauch des Imparfait und Défini an zwei Sätzen erklärt, als ob der Gebrauch dieser beiden Zeiten sich überhaupt aus zusammenhanglosen Einzelsätzen erkennen liesse. § 25 wird behauptet, dass *h* im Französischen nie gesprochen werde, was wiederum falsch ist, da *h* aspirée recht häufig, oft sogar ziemlich stark, aspiriert wird; auch die unfranzösische Bezeichnung *h* voyelle und *h* consonne (S. 15) wäre besser unterblieben.

§ 26 wird die Aussprache des *x* in *Bruxelles* mit *ss* angegeben, während man doch recht oft in Frankreich *brüksel'* sprechen hört.

§ 28 sagt der Verfasser, dass in *donné-je* aus dem dumpfen *e* ein geschlossenes *é* werde. Das geschieht doch nur in der Schrift, während in der Aussprache das *e* offen wird.

§ 29 ist dem Verfasser ein kleines Versehen passiert, wenn er sagt, dass die französischen sogenannten Nasenlaute durch Schwingungen der Luft in der Nasenhöhle gebildet werden, während doch die Mundhöhle bei der Bildung der französischen Nasale ebenso beteiligt ist; die obige Erklärung hätte nur für die deutschen Nasale Geltung.

Frnz. *gn* wird § 32 als ein „*n* mit nachfolgendem dumpfem *i*“ erklärt, während es ein *n* mit *i*-Stellung des Mundes ist.

Wenn die Aussprache der Schmelzlaute *l* und *ll* (§ 32) durch ein ganz weiches deutsches *j* bezeichnet wird, so liegt dabei die Gefahr sehr nahe, dass dann der Schüler am Ende von Wörtern wie *péril* und *fille* ein wirkliches dt. *j* ertönen lässt, was man leider so oft in deutschen Schulen zu hören bekommt und was doch nicht sorgfältig genug verhütet werden kann.

Es ist falsch, dass *t* „gewöhnlich wie das deutsche *t*“ laute (§ 33), da im Französischen stets die deutsche Aspiration *(t')* fehlt. Bei der Regel über den Lautwechsel des *e* in der Stammsilbe (§ 54) vermisse ich die Angabe, dass der innere Grund dieses Lautwandels in der Betonung liegt: Ist die Stammsilbe betont, so wird *e* offen, dagegen bleibt es dumpf, wenn der Ton auf der Endungssilbe liegt. Es hätte auch durch andere Beispiele (*modeler* — *modèle* u. s. w.) klar gemacht werden müssen, dass dieses Lautgesetz nicht blos für das Verb, sondern in der französ. Sprache

---

[1]) *Französische Aussprache und Sprechfertigkeit.* Marburg, 1893. S. 69 fg.

überhaupt gilt. Es hätte ferner genügt, einige Musterverba übersichtlich aufzuführen, dagegen könnten die zahlreichen übrigen genannten Verben (*achever — sécher, atteler — cacheter*) der Lektüre überlassen bleiben. Ueberhaupt vermisse ich in der ganzen Darstellung der sogen. unregelmässigen Verben eine klare Uebersicht.

Die Regel für *jouer* und *tuer* (*nous jouïons, tuïons*) (S. 52, no. 4) erscheint mir überflüssig, ebenso auch die für die Substantiva auf *ou, ail* und *al*, sowie die Plurale *les ciels* und die Unterscheidung zwischen *les aulx* und *les ails* (§ 58). Wozu den Schüler mit grammatischem Ballast beschweren, den er zum grössten Teil niemals in der Lektüre antrifft und kaum jemals praktisch zu gebrauchen hat?

Bei *vaincre* (§ 64) wird gesagt, dass Présent und Imparfait dieses Verbs wenig gebräuchlich sind; wozu sind diese Formen aber dann überhaupt angeführt?

Das Futur und Konditional würde ich nicht als zusammengesetzte Zeiten aufführen (§ 65), da dieselben für den Franzosen durchaus einfach sind; dass sie ihrer Entstehung nach zusammengesetzt sind, ist eine andere Sache.

§ 68 muss es *Frédéric deux* statt *second* heissen.

Der Imperativ des Passivs *sois choisi* etc. (§ 70) könnte gestrichen werden.

Die Regel über die Stellung zweier persönlicher Fürwörter bei dem Verb (§ 74) könnte viel einfacher so gefasst werden: Der Akkusativ steht dem Verb zunächst; *lui* und *leur* vor dem Verb verdrängen den Akkusativ von seinem Platz (vgl. Kühn, *Französ. Schulgrammatik*[2], S. 92).

Wenn Verbindungen wie *attendez-y-moi*, obwohl grammatisch richtig, doch zu vermeiden sind (§ 76), so brauchen sie auch nicht aufgeführt zu werden. Die Anmerkung zu § 82, 3 erscheint mir vollkommen überflüssig, da man bei der Einübung der Pronomina die Vergleichung mit dem Deutschen überhaupt möglichst vermeiden wird, der Schüler also kaum auf den Gedanken kommen dürfte, *le cheval-là* statt *ce cheval-là* zu sagen. Für die Behandlung dieses Kapitels kann man nur immer wieder auf die vorzügliche Methode als Muster hinweisen, deren sich Rossmann und Schmidt in ihrem *Französ. Lehrbuch* bedienen, welche das Pronomen durch Umformungen geeigneter Sätze aus der Lektüre, ohne Vermittlung des Deutschen, üben.

§ 83 wird *en* als Genetiv des persönlichen Fürworts der dritten Person, und *y* als Dativ desselben aufgefasst. Ich würde lieber sagen: *en* steht statt *de* mit einem Subst. oder Pron., und *y* statt *à* + Subst. Pron., denn z. B. in dem Satze: *L'avare a de l'or et n'y touche pas*, wird man *y* schwerlich als Dativ erklären können.

Recht hübsch sind die als Lesestücke S. 158 f. angeführten Prosaauflösungen mehrerer Fabeln von Lafontaine, denen auch einige im poetischen Gewande folgen; freilich ist es einseitig, dass ausser Lafontaine gar keine anderen Dichter vertreten sind. Die folgenden Anekdoten (S. 167—168) spielen zur Zeit des Herodes, im Orient und zu Athen; von Frankreich und den Franzosen findet sich nichts.

Die S. 194 f. (§ 12) genannten defektiven Verben hätten, da sie im ganzen selten vorkommen, auf ein Minimum beschränkt werden können. Die deutschen zusammenhängenden Stücke, welche zur Einübung der unregelmässigen Verben dienen sollen, sind wiederum mit Vorliebe aus dem Altertum genommen (Xerxes bei Abydos, Theseus, Julius Cäsar, Damon und Phintias, Philipp von Macedonien und Aster, Iphikrates, Dionysius Philoxenus, Sterichorus und die Einwohner von Himera, Philopömen), während der 3. Abschnitt eine in Italien spielende Erzählung in französ.

Sprache (*Pic de la Mirandole*) enthält, der im 4. Abschnitt eine Umformung in deutscher Sprache zum Rückübersetzen folgt.

Von Frankreich und französischem Wesen bekommen die Schüler also recht wenig in diesen Uebersetzungsstücken zu Gesicht, obwohl dieses ein Grundsatz ist, der jetzt doch bei der Auswahl der Lesestücke in erster Linie berücksichtigt werden müsste. Der andere für die Uebersetzung geltende Grundsatz ist der, dass man, wenn man schon aus dem Deutschen in das Französische übersetzen lässt, originale deutsche Stücke möglichst lange vermeidet, sondern vorzugsweise Retroversionen und Umformungen im Anschluss an Gelesenes bietet; diesem Grundsatz ist in dem Buch von Benecke wenig Rechnung getragen worden, im Gegenteil, den Schluss bilden eine Reihe von deutschen Uebungsstücken „ohne Bezug auf die Lektüre".

So kann ich denn mein Urteil über das vorliegende Buch zusammenfassen, indem ich sage, dass dasselbe den Anforderungen, welche man gegenwärtig an ein französisches Lehrbuch stellen muss, in keiner Weise entspricht; dazu hätte der Verfasser sein Buch nicht nur bearbeiten, sondern vollständig umarbeiten müssen.

ELBING. DR. BLOCK.

Stein, *Lehrgang der französischen Sprache im Anschluss an die Lehrpläne vom Jahre 1891.* Aachen, R. Barth, 1893.

Welche besonderen Zwecke der Verfasser bei der Ausarbeitung dieses Lehrgangs im Auge gehabt hat, ist uns weder aus der Vorrede noch aus dem Buche selbst nach Durchsicht desselben klar geworden, denn es ist nicht schlechter und nicht besser, nicht selbständiger und eigenartiger als manches andere aus der schier unendlichen Reihe von französischen Unterrichtswerken, welche dem Anfangsunterricht dienen sollen; es müsste denn sein, dass der Verfasser die allerdings nicht sehr zahlreichen Werke, welche speziell dem französischen Unterricht an Gymnasien und Realgymnasien gewidmet sind, um ein Buch mit neuem Lehrstoff vermehren wollte [1]). Es hat aber wohl gar nicht in der Absicht des Verfassers gelegen, etwas eigenartig Methodisches zu schaffen, denn nach seiner Auffassung soll, wie wir aus der Vorrede entnehmen, ein Schulbuch „eigentlich nur ein Mittel zum lebendigen Verkehr zwischen Lehrer und Schülern sein, diesem Verkehr nur den Stoff liefern, die mündliche Unterweisung und Übung stützen, niemals aber den Lehrer zurückdrängen, niemals die freie Bewegung seiner Persönlichkeit hemmen, niemals daher alles bieten, was im Dienste der Unterweisung und Übung vorkommen werde und müsse". Das ist alles recht schön und gewiss manchem Lehrer, der gern seine eigenen Wege geht, willkommen. Indessen scheint der Verfasser nicht bedacht zu haben, dass die Zahl der Lehrer, welche mit einem solchen von der gewohnten Plötzmethode so sehr abweichenden Buche unterrichten können, immer noch eine recht kleine ist.

---

[1]) Nach einer Bemerkung in der Vorrede soll das Buch freilich auch dem franz. Unterricht an Realanstalten dienen, was wir für ausgeschlossen halten, denn ein für Quartaner berechnetes Buch kann nicht auch dem Sextaner einer Realanstalt in die Hände gegeben werden. (Man vergleiche hierzu *Ztschr. f. fr. Spr. u. Litt.*, Bd. XVI., Referate und Rezensionen, S. 182).

Hätte die Reformbewegung in die Kreise der beteiligten Lehrer so schnell Eingang gefunden und hier zu einem Unterricht auf solcher Grundlage wie in dem vorliegenden Buche Anlass gegeben, so hätte die Regierung nicht nötig besondere Kurse zu veranstalten wie gegenwärtig in Frankfurt am Main. Ferner aber kommt dazu, dass der französische Unterricht an Gymnasien infolge der Maximalstundenzahl-Verfügung jetzt mehr als früher von Nicht-Fachlehrern erteilt werden muss, welche weder Zeit noch Lust haben, sich die erforderlichen Übungen selbst zusammenzustellen. Sollen dieselben wirklich zweckentsprechend sein und den Lehrstoff möglichst vielseitig verarbeiten, so kann man dieselben nicht, wie der Verfasser zu glauben scheint (s. Vorrede), bei jeder Gelegenheit mühelos aus dem Ärmel schütteln. Wir sehen es deshalb als einen besonderen Vorzug z. B. des auch sonst trefflichen Elementarbuches von Ricken an, dass der Verfasser durch solche und andere Beigaben dem Lehrer den Unterricht wesentlich erleichtert hat. Übrigens widerspricht Stein selbst dem oben aufgestellten Grundsatz, wenn er hier und da „mündliche Übungen" bringt. Die Daseinsberechtigung derselben in seinem Buche vermögen wir um so weniger einzusehen, als sie recht dürftig und von solcher Art sind, dass sie auch der ungeschickteste Lehrer ohne Mühe und ohne Buch anstellen könnte. Eine Hauptarbeit freilich nimmt auch Stein demselben ab, nämlich die Umformung der französischen Stücke zum Zweck der Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische. Diese Stücke sind recht sorgfältig und zweckmässig ausgearbeitet. Ob sie aber schliesslich „mit leichter Mühe ohne Stocken und freudig von den Schülern bewältigt werden" können, möchten wir doch bezweifeln, da sie auf der Verarbeitung eines Lehrstoffes beruhen, zu dessen Bewältigung nahezu 2000 (!) Wörter und Redensarten im festen Besitz des Schülers sein müssen. Vergleichsweise führen wir hier an, dass das für Gymnasien und Realgymnasien bestimmte Buch von Ricken mit etwa 825 auskommt. Werden noch Hölzel'sche Bilder benutzt, so mag der Wortvorrat auf etwa 1000 steigen, und das ist für das erste Jahr vollkommen ausreichend. Dabei stellen die von Stein gewählten Stücke sprachlich nicht geringe Anforderungen an das Auffassungsvermögen der Schüler, sie lassen ein stufenmässiges Fortschreiten wenig erkennen, und schon die ersten enthalten so complicierte Sprachformen, dass ein Anfänger seine liebe Not damit haben wird.

Betrachten wir schliesslich die Stücke nach ihrem Inhalt, so mögen dem Verfasser bestimmte Grundsätze bei der Auswahl vorgeschwebt haben; wir haben uns vergebens bemüht dieselben aufzufinden. Nach einigen Skizzen aus dem Schul- und Alltagsleben des Schülers folgt in No. 4 eine Fabel und allerlei vom Gesichts- und Gehörsinn der Tiere. No. 5 behandelt die Frage, wieviel ein Kind seinen Eltern kostet. No. 6 enthält ein längeres Stück über die Schwalbe, No. 7 bringt eine Fabel, No. 8 den Brief eines Knaben an seinen älteren Bruder in Paris, No. 9 eine Anekdote, No. 10 die Knochen des menschlichen Skeletts (!) und Robert Bruce und die Spinne u. s. w., kurz ein Kunterbunt von Stoffen, das dem so oft gerügten Kunterbunt von Einzelsätzen der früher gebrauchten Lehrbücher in nichts nachsteht. Hier sollten doch in Ermangelung eines so zu sagen idealen Prinzips die Forderungen der neuen Lehrpläne massgebend sein, also ein Lehrstoff gewählt werden, der auf die Klassen Quarta bis Untertertia, resp. Obertertia verteilt, die typischen Formen und Gegenstände des Alltagslebens umfassen, ferner neben geeigneten Gedichten Stücke anekdotenhaften und erzählenden Charakters bringen müsste, um dann mit Stücken in strengerem historischen Stil abzuschliessen, letztere möglichst dem Leben und der Geschichte des französischen Volkes

entnommen. Ein solches Lehrbuch herzustellen, das die Lehrziele der oberen Klassen nach Inhalt und Form bereits *in nuce* enthalten und eine gute Grundlage für dieselben gewähren soll, ist im Lehrfach der neueren Sprachen freilich ungleich schwieriger als in dem der klassischen, da die Zahl und Mannigfaltigkeit der gelesenen Werke viel grösser ist. Aber dank den Anregungen der Reform, den Weisungen der Lehrpläne und der Oberschulbehörde, dank endlich den Verlagsbuchhandlungen selbst, welche die Werke ordnen, wie sie am besten auf den verschiedenen Klassenstufen zu gebrauchen sind, herrschen jetzt ungleich festere Grundsätze und grössere Einigkeit in der Auswahl der Lektüre.

In der Vorrede verspricht der Verfasser dem Elementarbuch ein Lese- und Übungsbuch nebst Grammatik folgen zu lassen. Wir wünschen ihm zu seinem Vorhaben alles Gute, können aber der Herausgabe der bezeichneten Werke nach seiner ersten Leistung leider nicht mit besonderer Erwartung entgegensehen. Sie mögen inzwischen zumteil erschienen sein, haben dem Beurteiler aber noch nicht vorgelegen. Er würde sich freuen, wenn sein ungünstiges Vorurteil sich nicht bestätigte.

K. Roeth.

Kron, R. *Guide épistolaire.* Anleitung zum Briefschreiben im Anschluss an die Methode Haeusser. Karlsruhe. J. Bielefelds Verlag. 20 S. 8°. 1893.

Wie schon der Titel andeutet, ist der *Guide épistolaire* für Leser geschrieben, die des Französischen einigermassen mächtig sind. Das 1¼ Bogen starke Büchlein enthält eine gruppenweise geordnete Übersicht der verschiedenen Formeln, die in jedem Briefe wiederzukehren pflegen. Der Gedanke, eine solche Zusammenstellung vorzunehmen, darf als ein glücklicher bezeichnet werden, denn jeder, der nur ausnahmsweise in die Lage kommt, einen französischen Brief abzufassen, wird Zeit und Arbeit sparen, wenn er im *Guide épistolaire* die üblichen Eingangs- und Schlussformeln, wie sie im vertraulichen, geschäftlichen und amtlichen Verkehr üblich sind, übersichtlich zusammengestellt findet.

Dagegen darf nicht verschwiegen werden, dass trotz der in der Vorbemerkung enthaltenen gegenteiligen Behauptung des Herrn Verfassers eine blosse Zusammenstellung der verschiedenen unter Abschnitt E gegebenen Formeln noch lange keinen französischen Brief ergiebt, sobald der Text den Umfang einer kurzen Anzeige oder Mitteilung überschreitet und die Ansprüche nicht unter das Mass des Zulässigen sinken. Die mit Bossuet unterzeichnete Beileidsbezeugung (S. 19, 5) ist eine recht bedenkliche Probe auf die gepriesene „mechanische“ Briefstellerei.

Aber auch die einzelnen der für Kaufleute bestimmten Formeln enthalten sprachlich und sachlich manches Unzulässige. Keinem Kaufmann wird es einfallen, eine Abbestellung in der Seite 12, Satz 2 und 4 angegebenen Weise zu begründen, und die auf Seite 14 angeführten Beschwerden haben in dieser Form wenig Aussicht auf Beachtung. Ebenso haben Wendungen wie: *mes plus constants efforts seront dirigés. . . . la confiance* (vermutlich *connaissance*) *approfondie de ces marchandises . . .; donner satisfaction à vos ordres* u. a. m. keinen Anspruch auf Mustergiltigkeit.

Das Büchlein würde durch Beigabe eines kurzen Inhaltsverzeichnisses und einer Liste der üblichsten kaufmännischen Kürzungen an Brauchbarkeit gewinnen; ebenso dürfte es sich nützlich erweisen, die unentbehrlichsten Regeln über richtige Verwendung der Zeiten, gegen die auch der

Text mitunter verstösst (*je place le nom* statt *j'ai inscrit le nom nous vous expédions* statt *expédierons* oder *avons expédié* (S. 7) hinzuzufügen. Nicht recht verständlich ist das vereinzelte Auftreten des Bindestriches ‿, der wohl ursprünglich zur Bezeichnung der Aussprache dienen sollte?

Th. de Beaux.

Plötz-Kares. *Schulgrammatik der franz. Sprache in kurzer Fassung.* 2. Auflage. Berlin, Herbig.

La critique a déjà fait ressortir les qualités de cette nouvelle grammaire et les avantages qu'elle a sur l'ancienne, dont elle n'est, au bout du compte, que le vernissage, si je puis m'exprimer ainsi. Personne cependant n'a encore, que je sache, relevé les imperfections qu'elle contient au point de vue du français. Si j'entreprends de le faire moi-même, les auteurs me le pardonneront certainement et profiteront, si bon leur semble, de mes observations pour une nouvelle édition. Je crois, en tout cas, rendre service à mes collègues qui, comme moi, se servent de ce livre. La deuxième édition n'a, du reste, ni changement ni amélioration au point de vue de la langue.

Je vais donc prendre ce volume page par page et noter ce qui me paraît demander une retouche quelconque.

Page 124, ligne 6, il faut une virgule après le mot *permission.*

Page 133, l. 24: Vespasian antwortete (imp.) und fuhr fort (imp.) . . . Ces deux verbes ne doivent pas être à l'imparfait, mais bien au passé défini.

Page 135, l. 17: *Veuillez m'indiquer le chemin, monsieur.* Bien que correcte, cette phrase ne veut rien dire et ne saurait être usitée dans la pratique. *Quel chemin?* On ne saurait, en effet, donner une réponse à une pareille demande.

Page 136, l. 10: aber er k a m zu spät . . . L'élève ne peut que traduire: il *vint* trop tard, puisque, deux leçons auparavant, on lui a appris que kommen signifie *venir;* et pourtant ici il faut traduire: il *arriva* trop tard. P. 136, l. 6: „Le roi Jean *s'assit* sur le trône de France . . .“ C'est là une expression bien malheureuse; er s e t z t e s i c h auf dem Thron . . . Pourquoi ne pas dire *monta* sur le trône? Dans la même page, se trouvent quatre lignes qui sont encore bien plus *schoking.* Elles me rappellent une boutade du journal satirique „Ulk“ No. 50, et intitulée: Der entsittlichende Einfluss der franz. Grammatik von Plötz. Je ne juge pas à propos de citer les exemples choisis par ce journal.

Page 139, l. 20: „Wollen (franz. werden) Sie sich nicht einen Augenblick setzen?“ On peut sans doute employer le futur; mais la vraie traduction de cette phrase serait: Ne *voulez-vous* pas vous asseoir un instant? P. 140, l. 1: après les mots v e r s t e h e n w ü r d e, il faudrait indiquer le subjonctif, puisque les auteurs le font avant d'arriver à la leçon qui traite de ce mode. P. 140, l. 4: „Die Franzosen mussten die Niederlande räumen“. D'après les vocables correspondant à la leçon, il faut traduire *räumen* par *vider,* ce qui n'est pas français; le terme propre serait *évacuer.* P. 141, l. 21: „*Verkauft* man auf dieser Station ein direktes Billet für Paris?“ Aux vocables correspondant à la leçon, il est dit: verkaufen, *vendre.* C'est du pur allemand. En France, on dit: Délivre-t-on (donne-t-on) un billet direct pour Paris? P. 142, l. 16: „Piron schrieb (imp.) nur Lustspiele“. Ce verbe doit être au passé défini. P. 144, fin: „En Allemagne, *la* givre est fréquente . . . *elle* est produite . . .“ Je m'étonne qu'on n'ait

pas corrigé cette faute dans la deuxième édition; *givre* est masculin. P. 152, l. 26: „Es scheint . . .“ après anerkennen, il faut indiquer le subjonctif. P. 160, l. 3: après *ciel*, il faut une virgule. P. 160, l. 28: il est dit là que *kalt baden* signifie *se baigner à froid*. Je doute fort qu'on ait raison. P. 166, l. 9: „Die heisse Luft entweicht langsam durch das Rohr des Ofens, während in den Kaminen der grösste Teil der Hitze verloren geht (frz. verloren ist)“. C'est mauvais de dire *est perdue*; ce qui serait juste, c'est *se perd*. P. 171, l. 2: „pourra“ gagnerait à être changé en „pourrait“. P. 171, l. 26: „Die Straussencier (frz. die Eier des Str.) wiegen . . .“ Un élève qui lit cette parenthèse ne sera-t-il pas tenté de traduire: les œufs de l'autruche . . .? Et cependant, il faut dire: les œufs d'autruche. P. 173, l. 6: „Cette *figure* gigantesque tient à la *main* un étendard . . .“ Une *figure* qui tient à la *main* un étendard produit un effet assez comique. P. 178, l. 23: „Die Soldaten haben endlich der Zahl unterliegen müssen“. A la page 158, on a traduit: *succomber à la misère;* ici, on doit dire succomber *sous* le nombre. „Tandis que sa vertu succombe *sous* le nombre“ (Corn. Poly. 1,4). Mais comment l'élève arrivera-t-il à faire cette différence? P. 183, l. 11: „Überliefere Deine Waffen . . . — Komm und hole sie (frz. Komm sie holen), antwortete . . .“ Holen a été toujours traduit par *aller chercher;* de sorte qu'un de mes élèves se mit à traduire: *viens aller les chercher*. N'avait-il pas bien saisi ce que veulent les auteurs? Il faudrait donc ou ne rien mettre, ou dire: Komm sie suchen. P. 198, 27: „Wenn Du zu uns kommen wirst, so wirst du mit *(par)* Deinen eigenen Augen sehen . . .“ Voir *par* veut dire: ne s'en rapporter qu'à soi; voir *de* signifie: être témoin. „Je l'ai vu, dis-je, vu, *de* mes propres yeux vu“ (Molière, Tart. V. 3). P. 203, l. 1: „(que) Ta volonté soit faite sur la terre comme au ciel“. Si on supprime le *que*, la phrase ne correspond plus au génie de la langue française; je dirai même qu'elle n'est pas française. Qui dirait, par exemple, à son élève: „Ta version *soit* faite avant demain?“ Et cependant le sens est absolument identique.

Pag. 210, l. 12: Es ist selten, dass der Zug ganz pünktlich ist“. Aux vocables, pünktlich est traduit par *exact;* cependant on ne s'exprime pas ainsi; on dit: le train arrive *à la minute, à l'heure*. La phrase continue ainsi: „es liegt wenig daran, dass ich den ersten Zug benutze“; et aux vocables: einen Zug benutzen, se servir d'un train. On ne peut pas s'exprimer ainsi; il faut traduire: il m'importe peu de prendre le premier train. P. 238, fin: „Die Kirchtürme . . .“ Ce Kirchtürme a été traduit (p. 72) par *tour d'église;* ces *tours* portent en général le nom de *clocher*. P. 239, 23: „Ce tunnel a une longueur de 13 $^1/_2$ Kilomètres . . .“ En France, on s'exprimerait autrement, et on dirait: *treize kilomètres et demi*. P. 245, l. 15: „Frau Bertha, die Schwester des Kaisers Karl des Grossen . . .“ Je serais extrêmement curieux de savoir comment on veut faire traduire *Frau* Bertha! P. 248, l. 28: „Ein Kubikdezimeter *reines* Wasser . . .“ Comment l'élève arrivera-t-il à traduire *reines Wasser* par *eau destillée*? La phrase continue ainsi: „Ein Stück Eisen von demselben Umfang . . .“ Or, le mot Umfang est indiqué par *taille;* c'est *volume* qui serait juste. A la p. 254, l. 29, l'expression *zugleich mit* ne doit pas être rendue par *ensemble*, mais par *ainsi que, en même temps que*. P. 260, fin: „Sie haben 25 Kilo frei“ = avoir 25 Kilos de port gratis . . . Les indicateurs du chemin de fer disent: le voyageur a droit au transport gratuit de 25 Kilos; ou bien encore: il est accordé aux voyageurs 25 Kilos en franchise . . . . P. 270, l. 21: „Heureux les pauvres *en* esprit . . .“ Cette expression de de la Bible est passée en proverbe; mais on dit: *les pauvres d'esprit*. P. 272, l. 23: „la *(ma)* tête me fait mal“. On ne saurait dire *ma* tête,

sans parler allemand. P. 275, l. 21: „Da warf er sich in seinem Bette herum . . .“ Ce n'est point *se rejeter* qu'il faut dire, mais *se retourner*. Et dans la même phrase: Den Zorn Gottes *auf* seine Kinder herabrufen; *auf* serait mieux rendu par *sur* que par *contre*. P. 286, l. 8: „Straff angezogene Fäden . . .“ ce ne sont pas des fils bien *serrés*, mais bien *tendus*. P. 292, l. 29: „Ganz Rom . . .“; il est clair, d'après un exemple de la même leçon, que les auteurs veulent faire traduire par *tout Rome*, ce qui ne peut pas aller ici; il faut dire: Rome tout entière; ou bien: toute la ville de Rome. P. 301, l. 15: „Ich weiss, dass Du nicht eine (einzige) Stunde zu verlieren hast“. On dit: je sais que tu n'as pas *une minute* à perdre. P. 308, fin: . . . Wir wünschen uns Geld auf [eine] bequeme Weise zu verschaffen. Pourquoi ne veut-on pas faire traduire *eine?* On ne saurait dire autrement que: *d'une* manière . . . A la page suivante, on traduit le mot *Pult* par *pupitre;* c'est *secrétaire* qui serait juste; le pupitre est Kirchenpult. P. 311, l. 4: „Seit langer Zeit hatte ich nicht ein solches Vergnügen genossen“. Dans une remarque, les auteurs disent: Die zweite Negation fällt aus. Mais ce n'est pas du tout nécessaire, et les paragraphes 2 et 3 de la page 261 devraient être redressés. Je puis parfaitement dire: Il y a deux nuits que je n'ai *pas* dormi; il ne sait *pas* ce qu'il veut. P. 312, l. 14: „Sie liess mehr Wein auftragen . .“ On a fait traduire, à la page 384, dans les vocables de la leçon 84: (noch) mehr par *davantage*. Comment l'élève se tirera-t-il d'embarras? On ne peut dire ni *davantage*, ni *plus*; le mieux serait, je crois: elle fit apporter encore du vin. P. 313, l. 18: „Die Verwundeten wurden in einer Hütte untergebracht . . .“ Ce n'est pas *établir*, mais bien *transporter*, *conduire*, *amener* que peut vouloir dire ici unterbringen.

„Endlich erblickten die Spanier die Stadt, welche auf (sur) der Insel eines grossen Sees lag . . .“ lit-on à la page 315, ligne 33. Pourquoi *sur* l'île? Ne fallait-il pas là ce qu'on trouve page 306, ligne 16: „auf (dans) der Insel Guanahani?“ Et puis die *Insel eines* Sees ne donnera que du mauvais français; on dirait mieux *l'île formée par un lac*. „Montezuma kam ihnen entgegen“ est rendu par *vint* à leur devant. On emploie *venir* quand celui qui parle se trouve à l'endroit où l'on *vient*; je traduirais: *alla à leur devant*. P. 317, l. 15: „Er gewährte den beiden Matrosen die Freiheit . . .“ Dans une note, les auteurs font traduire *die* par un *possessif*. Or, c'est précisément la phrase allemande qui serait ici française.

A la p. 323, on fait traduire mit *dreister Miene* par d'un air *assuré*. Sans doute, je ne saisis pas bien l'allemand, sans quoi je traduirais par *insolent*. P. 334, l. 5: Die [sie] ertragen musste . . .“ On doit effacer la parenthèse, car *sie* doit être traduit. Deux lignes plus loin: „dessen Namen und Stand sie nicht kannte“ sera difficilement traduit par un élève, car il faut dire: dont elle ne connaissait *ni* le nom *ni* le rang (dignité). P. 337, l. 4: „Bei diesen Soldaten *stand* ein gewisser Cook . . .“ On ne doit pas dire *se tenait*, mais *se trouvait*. P. 402, l. 14: Weihen zu = *consacrer*; il faut dire seulement *sacrer*, et traduire: (Richelieu) fut *sacré* évêque de Luçon.

C'est dans l'intérêt des élèves et des études que j'ai cru devoir redresser ces quelques erreurs qui déparent un livre excellent. Il y en a bien encore d'autres, mais elles sont moins frappantes. Je termine ces observations; en profitera qui voudra.

Jos. Aymeric.

Dickmann, Otto E. A. *Französische und englische Schulbibliothek*, Reihe B Band 22. *Le Gendre de Monsier Poirier* von Emile Augier und Jules Sandeau, für den Schulgebrauch erklärt von Joseph Victor Sarrazin. Leipzig, Renger 1893. VIII. 90 S.

Reihe B Band 23. *Mademoiselle de la Seiglière* von Jules Sandeau, für den Schulgebrauch erklärt von Joseph Victor Sarrazin. Leipzig, Renger 1893. IX. 112 S.

Reihe A Band LXIX. *Conteurs modernes.* Ausgewählte Erzählungen von Simon, Theuriet, Moret, Révillon, Richebourg, für den Schulgebrauch erklärt von Joseph Victor Sarrazin. Leipzig, Renger 1893. VI. 92 S.

Bei Besprechung dieser drei neuen Schulausgaben kann ich mich ziemlich kurz fassen: sind dieselben doch bearbeitet von einem bekannten Kenner der französischen Litteratur und gleichzeitig gewiegten Schulmann, so dass die kritische Nachlese sehr dürftig ausgefallen ist. Den Grundsätzen der Dickmann'schen Sammlung entsprechend sind nur die wirklich schwierigeren Ausdrücke übersetzt, und zwar in Anmerkungen unter dem Text, während die sachlichen Erläuterungen in den Anhang verwiesen sind. Grammatikalische Erörterungen fehlen gänzlich und bleiben, mit Recht, dem Lehrer überlassen. Infolgedessen weichen die Ausgaben der beiden Lustspiele *Le Gendre de Monsieur Poirier* und *Mademoiselle de la Seiglière* wesentlich von den bereits in der Martin Hartmann'schen Sammlung sowie in der bei Velhagen und Klasing erschienenen ab; auch die litterarisch-biographischen Einleitungen sind bedeutend knapper gehalten, für den Schulgebrauch jedoch völlig genügend. Lobend ist auch hervorzuheben, dass im Kommentar mehrfach Neues gebracht und überall ein besonderer Wert darauf gelegt ist, dem Schüler die ihn fremdartig anmutenden französischen Sitten und Einrichtungen näher zu rücken.

Der dritte hier zu besprechende Band: *Conteurs modernes* enthält folgende sechs Erzählungen: *Jean le Flô*, von Jules Simon, wo uns die Anfänge des französischen Volksschullebens in einem Dorf der Bretagne und der rastlose Fleiss und die bescheidene Unverdrossenheit geschildert werden, mit welcher der Schulmeister Le Flô schliesslich alle Schwierigkeiten überwindet. Der durch seine Liebe zur Natur und seine Gabe sie dem Leser mitzuteilen allgemein beliebte André Theuriet ist durch zwei Erzählungen vertreten: *La Pipe* bringt uns einer braven Bürgerfamilie in einem Landstädtchen näher, während die Handlung der andern: *la Saint-Nicolas* in der Pariser Beamtenwelt sich abspielt. *La Tempête*, von Tony Révillon, versetzt uns in die Fischerhütten an der normannischen Küste, *l'Anarchiste*, von Eugène Moret, unter die streikenden Arbeiter einer nordfranzösischen Fabrikstadt. *La Bavarde* endlich, von Emile Richebourg, ist ein köstlich humoristisches Idyll, dessen Schauplatz ein mitten in den Weinbergen Burgunds gelegenes Städtchen ist. Sämtliche Erzählungen sind, meines Wissens, zum ersten Male hier für die Schule bearbeitet. Die Auswahl ist mit grossem Geschick getroffen; durch diese gemütswarmen, teilweise humorvollen Genrebilder wird der Schüler in anregendster Weise in das französische Alltagsleben eingeführt, und zwar — worauf besonderer Wert zu legen ist — in das der mannigfaltigsten Klassen der arbeitenden Bevölkerung in den verschiedensten Teilen Frankreichs.

Wie oben erwähnt, habe ich nur sehr weniges an diesen drei für die Schullektüre durchaus empfehlenswerten Ausgaben auszusetzen. Eine allgemeine Bemerkung betrifft die Auswahl der in den Fussnoten erklärten

schwierigeren Ausdrücke. Wenn man es für wünschenswert erachtet, Redensarten und Ausdrücke zu erklären, wie: *faire de l'esprit* XXII, 13, 7, *premier plan* XXII, 22, 19, *à ce sujet* XXII, 43, 29, *comment cela?* XXII, 54, 4, *exercer des droits* XXIII, 46, 2/3, *faire de la peine* XXIII, 71, 2, so hätte doch wohl a fortiori die gleiche Behandlung eintreten sollen bei Wendungen wie: *je n'y reviens que pour mémoire* XXII, 45, 1, *qui a terre a guerre* XXII, 71, 12, *me suis-je fait tirer l'oreille?* XXIII, 9, 24, *à pans coupés* XXIII, 55, 2, *agissant aux poursuites et diligences* XXIII, 79, 35, *le marquis de Carabas* XXIII, 89, 24, *voir dire* XXIII, 80, 27, *bien des mercis* LXIX, 34, 5, *un pays* LXIX, 34, 7, und dgl.

Zu den gegebenen Erläuterungen selbst habe ich folgendes zu bemerken:

Le Gendre de M. Poirier, S. 12, Z. 13. *Dont tu me diras des nouvelles* wäre besser übersetzt mit: über den du staunen, an dem du deine Freude haben wirst, statt: „*des nouvelles*, deine Ansicht".

S. 14, Z. 29. *Un pas de clerc* bedeutet nicht nur hier sondern überhaupt: Missgriff, Schnitzer.

S. 15, Z. 14. Bei *papa-gâteau* wäre zu erwähnen gewesen, dass bei der Bildung des Wortes nicht nur *gâter*, sondern auch *gâteau* (Kuchen) mitgewirkt hat.

S. 43, Z. 1. Die Erklärung von *faire nouvelle lune* durch: „seine Vorzüge sorgfältig verbergen (der Neumond ist am Himmel nicht sichtbar)" halte ich nicht für richtig. Ich würde sagen: sich in neuer Gestalt zeigen, durch die Neuheit der Erscheinung Effekt machen.

S. 51, Z. 18 (Anhang). In der Beschreibung des Pikettspiels ist die zweite Hälfte des letzten Satzes nicht richtig. Man kann auf sehr verschiedene Arten in **einem** Spiel bis auf hundert kommen, auch ohne sämtliche Asse zu haben.

S. 62, Z. 16. Ich bezweifle, dass *C'est bien* hier von Verdelet ironisch gemeint ist.

Mademoiselle de la Seiglière. S. 82, Z. 16 (Anhang). Im Sinne des Marquis steht allerdings hier *manant* = Bauer, im Gegensatz zu *gentilhomme* = Edelmann. Es hatte aber hinzugefügt werden sollen, dass *manant* heutzutage fast ausschliesslich die Bedeutung: Flegel, Rüpel hat.

Conteurs modernes. Jean le Flô, S. 20, Z. 3 (Anhang). Man kann nicht sagen, dass nach der jetzigen französischen Verfassung der Senat über der *Chambre des Députés* steht. Konstitutionell haben beide Versammlungen bezüglich der Gesetzgebung gleiche Befugnisse: ein Gesetz wird erst rechtskräftig, wenn es von beiden Häusern angenommen worden ist. Faktisch aber ist eher die *Chambre des Députés* das einflussreichere Haus, da es stets die Priorität für die Budgetberatung hat, welche im Senat meist sehr summarisch abgethan wird.

Bei der Erzählung: *l'Anarchiste*, S. 51 ff. wären einige Worte über den Verfasser **Eugène Moret** am Platze gewesen.

Druck und Papier der Ausgaben sind gut, Druckfehler selten. Auf zwei derselben sei hier aufmerksam gemacht, weil sie leicht in späteren Auflagen stehen bleiben könnten. Nicht **1790**, wie es im Anhang zu *Le Gendre de M. Poirier*, Anmerk. zu S. 31, Z. 16 heisst, sondern in der Nacht vom 4./5. August **1789** wurde der Verzicht auf die Privilegien geleistet. Sodann *Conteurs modernes*, Anmerk. zu S. 31 (Anhang): Das Fest des heiligen Nicolaus fällt auf den **6.**, nicht den **5.** Dez. Endlich ist es Schade, dass in *Mademoiselle de la Seiglière* die Einbanddecke durch den Druckfehler *comèdie* verunziert ist.

BASEL. G. SOLDAN.

Quayzin, Henry. *Premières Lectures* dédiées aux classes moyennes des écoles supérieures de jeunes filles. 2. Aufl. Stuttgart, P. Neff. 1891.

Die Besprechung dieser hübschen Sammlung ist durch meine Schuld verspätet. Daher erschiene es unpassend, wollte ich mehr als ein paar Worte dazu sagen, die nur empfehlend ausfallen können. Der erste Teil des Buches reicht bis S. 80 und umfasst 38 Nummern. Die Stücke bewegen sich alle dem Inhalte nach im Gesichtskreise des Alters, für das sie bestimmt sind. Sie sind meist etwas lehrhaft, doch nicht aufdringlich. Sprache und Darstellung sind gut, manchmal geradezu reizend. Für meinen Geschmack tritt das einfach Erzählende in Prosa wie Poesie etwas zu sehr zurück. — Der zweite Teil (bei S. 195) hat 49 Nummern. Auch hier finden sich allerliebste Sachen. Der Kreis, in dem sich die Stücke dem Inhalte nach bewegen, ist etwas erweitert. Die Nummern, welche sich mit biblischen Stoffen, griechischen Göttern, Alexander befassen (24, 26, 27, 28, 30—34), wären wohl besser durch solche französischen Inhalts zu ersetzen. Doch sind Stücke aus der Bibel wohl auch schon für diese Stufe zulässig. Auch in diesem Teile sähe ich gerne das Erzählende in einfacher Sprache mehr betont. Der Verfasser wählt, wie mir scheint, mehr mit dem Gefühl, und zwar mit dem feinen Gefühl eines Mannes, der seine Muttersprache kennt und liebt, als mit dem kühlen Verstand des Pädagogen, der nüchtern ermisst, was seinen Schülern am meisten zu gute komme. Das Buch gewinnt dadurch an Reiz. Es hat noch ausserdem den grossen Vorzug, eine durchaus selbständige Arbeit zu sein, eine Seltenheit, die der, welcher sich mit der Schulbücherlitteratur viel zu befassen hat, hoch schätzt. — Das Wörterbuch (oben S. 240) ist etwas knapp. Genauer hab ich es nicht geprüft, doch bei einigen Stichproben wollte es schon nicht recht reichen. Die Ausstattung ist vorzüglich.

F. Dörr.

Zola, Émile. *Lourdes.* Paris, Charpentier 1894. Preis 3,50 fr.

Freitag, den 19. August, nachmittags 5 Uhr verlässt „der weisse Zug“ den Orléans-Bahnhof zu Paris, um in 22-stündiger Fahrt die Jammervollsten unter den Schwerkranken der nationalen Pilgerfahrt zur Wundergrotte hin zu schaffen; und fünf Tage später begleiten wir denselben Zug mit denselben Menschen gefüllt über dieselbe Strecke bis zu den Befestigungen von Paris zurück. Zwei Tage Fahrt, drei Tage Aufenthalt; durch diese Zeit führt Zola den Leser hindurch. Alles, was über den Wunderort geschrieben ist, hat der Autor zusammengetragen, alles gesehen, alles durchforscht; und alles, alles, alles stellt er dem Leser vor Augen. Wie drängt er Elend und Hoffnung in die Abteilungen der Wagen des Zuges zusammen: Schwindsucht und Auszehrung, Lähmung und Lupus und Leberkrebs, Knochenerweichung und offene Geschwüre; Röcheln, Auswurf, Agonie; und allerlei Gefässe; und Wundererzählungen, Gebete, Gesänge und Bernadette's Lebensbeschreibung. Dann kommt Lourdes; Bahnhof, Hospital, Grotte, Kirchen, Bäder, Anlagen, Panorama, Klöster, Hotels — Bädeker und Murray können's nicht genauer, nicht vollständiger schildern. Das Einzige, was man vermisst, ist ein Plan von Stadt und Umgegend; der sollte beigegeben sein, wie die Stammtafel den Rougon-Macquart's. Nichts Ekelhaftes wird verschwiegen; den Gipfel bietet wohl die Beschreibung der Wannen mit dem Wunderwasser gefüllt, das bei dem spärlichen Fliessen der Quelle nur zweimal täglich erneut wird, und nun alles in

sich aufnimmt, was die Hunderte von badenden Kranken an Eiter und Blut, Charpie und Schorf, Hautfetzen und Verbänden zurücklassen (S. 175). Und der Glaube der Priester taucht selbst einen Todten hinein, und die Menge schreit: „Herr! erwecke ihn!"

Mit ausserordentlicher Gestaltungskraft hat Zola dieses überreiche Gewirr gegliedert und zu einem lebensvollen Bilde zusammengefasst. Mit noch grösserer Kunst hebt er die Gestalten seines Romans von dem Hintergrunde ab. Es versteht sich bei seinem psychologischen Scharfblicke von selbst, dass er die Zustände in Lourdes sich in hundert Geistern und Gemütern wiederspiegeln lässt und all' ihre Eindrücke scheinbar objektiv erzählt. Mitunter wird man an den früher beliebten Vorwurf der Gemälde erinnert, in denen um den grünen Tisch der Spielhölle die verschiedensten Charaktere ihre Physiognomien zum besten geben. So lässt er hier Frömmigkeit und Fanatismus, Sehnsucht nach Gesundheit und Verachtung des Lebens, mystische Verschwommenheit und Scepticismus, Selbsttäuschung und Verzweiflung und vieles Andere noch dicht neben einander treten.

Zwei Personen stehen im Mittelpunkte der Handlung und des Interesses, Marie de Guersaint und Pierre Froment. Sie waren zwei Nachbarskinder; als Kinder liebten sie sich. Ihn bestimmte seine fromme Mutter zum Geistlichen. Sie wurde durch einen Sturz vom Pferde in ihrer Entwickelung gehemmt, gelähmt. Und da er sie nie besitzen konnte, legte er die Gelübde ab. Und dann verlor er seinen Glauben; und sie weiss das. So unternehmen sie Beide die Wallfahrt; sie, um ihre Gesundheit, er, um seinen Kinderglauben durch ein Wunder wieder zu erlangen. Er hofft, dass, wenn sie geheilt wird, Gott auch zu ihm gesprochen habe, für ihn. Und doch weiss er auch, wie ein junger, genialer Arzt ihm gesagt hat, die Krankheit sei nur Autosuggestion, der Glaube würde ihr helfen, blitzartig würde ihre Heilung sein, in einer Exaltation ihres ganzen Wesens würde Lähmung und Schmerz schwinden. So kommen sie zur kerzenflimmernden Grotte. Sie betet mit der Inbrunst ihres ganzen Seins für ihn, für sich. Und da das heilige Sacrament im Sonnenglanze strahlend vorüberzieht, da wird sie blitzartig ergriffen, da steht sie auf und wandelt; und aus Tausenden von Kehlen schallt es: *„Magnificat anima mea Dominum!"* Aber Pierre's Zweifel halten stand; aus dem Reiche der Vernunft giebt es keinen Weg rückwärts zum Glauben, selbst nicht durch Wunder. Und wieder sieht das Marie, und sie fühlt, was ihm das Herz zerreisst: sie jetzt nicht besitzen zu dürfen, und doch die trennenden Gelübde nur für Aberglauben zu halten. Und auf der Rückfahrt, nächtlich, flüstert sie ihm zu: „Ich habe mich der heiligen Jungfrau geweiht. Nie werde ich mich vermählen."

Mit wunderbarer Zartheit hat Zola dieses Seelendrama durchgeführt. Die Nacht vor der Grotte, im Gebet, angesichts des flammenden Pilgerzuges, im berauschend, süssen Dufte unsichtbarer Rosen, von fern her klingen die Töne frommer Weisen herüber — das gehört zu dem Schönsten und Innigsten, was Zola je geschrieben hat.

GIESSEN. E. NETTO.

Ohnet, Georges. *La dame en gris.* Paris; Ollendorff; 1895. Preis 3,50 fr.

Der Verfasser hat seinem neuesten Werke einen etwas stark gewürzten Stoff zu grunde gelegt, diesen dann aber in künstlerisch vollendeter Weise so gemodelt, geschliffen und facettiert, dass dem Leser ein packender und bis zur letzten Seite spannender Roman geboten wird, der

auf dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur einen hervorragenden Platz beanspruchen darf. Das behandelte Problem, — denn ohne ein sociales Problem thut es der moderne französische Romancier nun eben nicht —, das behandelte Problem hier in Kürze anzugeben, würde ein Unrecht gegen den Autor sein: denn gerade seine grösste Kunst verwendet er dazu, die schwachen und unwahrscheinlichen Punkte durch brillante Composition und geistvolle Schreibweise zu verdecken. Dass der Dialog blendend ist, dass das Eindringen und Zergliedern bei feinsten Gefühlen und Zuckungen der Seele den Verfasser des meisterhaften „Serge Panine“ verrät, das kann natürlich nicht überraschen. Den etwas süsslich larmoyanten Marlitt-Ton, der in den letzten Schriften Ohnet's zu Tage trat, treffen wir zu unserer Freude nirgend an. — Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, dass es mir mit der „Dame en gris“ gegangen ist, wie früher mit der „woman in white“ — ich habe jedes der beiden Bücher in einem Zuge zu Ende gelesen.

GIESSEN. E. NETTO.

Gyp. *Tante Joujou.* Paris, Calmann Lévy, 1893. 273 S. 8°.

Von dem Schriftsteller Gyp gilt bekanntlich das Dichterwort: Er ist nicht ganz reinlich. Um so mehr verdienen die in dem oben angeführten Bande zusammengefassten 3 Novellen als zartempfundene Schilderungen der innersten Gefühlsregungen des menschlichen Herzens hervorgehoben zu werden. Die erste betitelt *Tante Joujou* dreht sich um das Liebesverhältnis eines sehr edlen Mädchens zu dem früheren Gatten ihrer ehebrüchigen Schwester, den sie aus kirchlichen Bedenken nicht heiraten mag und dessen Mätresse sie wird, um seinen Liebesgram, der eine ernstliche Gefährdung seiner Gesundheit herbeizuführen droht, zu heilen. Von diesem, um einer früheren Mätresse willen. verlassen, stirbt sie an gebrochenem Herzen. Es fehlt also auch das Prickelnde nicht, aber die Schilderung desselben vermeidet alles, was an litterarischen *haut gôut* erinnert. Die 2. Novelle *Le Pot de Réséda* ist ein wenig kindlich und etwas ins Sentimentale streifend, doch fehlt ihr der pikante Schlusseffect nicht. Denn eine Dame in Trauer, die mit ihrer Tochter zusammen einen verblühten Resedastock in etwas abgöttischer Weise gepflegt hat, antwortet auf die Frage, ob diese Tochter gestorben sei: *Non . . . elle est partie avec un officier prussien.* Die Erzählung spielt nämlich im Jahre 1870 und ist etwas stark vom Chauvinismus durchtränkt.

In der dritten und letzten Novelle: *Pierette* wird die Liebelei, Koketterie und glückliche Heirat eines Backfischs mit einem Manne im Ende der Dreissiger geschildert, wobei eine ältliche Nebenbuhlerin unfreiwilliger Weise die Beiden zusammenführen muss. Auch hier ein bischen Pikanterie, z. B. schildert das junge Mädchen die verblichenen Reize ihrer Konkurrentin in recht drastischen Worten und schliesst mit der frechen Bemerkung: *Et notez que je ne parle que de . . . des morceaux qu'on voit . . . les autres, je ne sais pas comment ils sont . . . ni vous non plus . . .* Sie spricht nämlich zu dem Liebhaber der ältlichen Schönen, den sie selbst kapern will. Gyp nennt das eine *„mélange d'effronterie et de candeur“*, jedenfalls ist die erstere Eigenschaft in jener Mischung überwiegend.

R. MAHRENHOLTZ.

Auguste Jacot, curé de Fèves. *Vingt ans après.* Strassburg, Trübner 1894, 91 u. IX p.

Der um seiner reichstreuen Gesinnung willen von den Pariser Tageszeitungen verläumdete Pfarrer schildert die augenblicklich in Lothringen und im Elsass herrschenden politisch-sozialen Zustände als sehr günstige. Er weist darauf hin, wie in den beiden Reichslanden Handel und Gewerbe blühen, Pressfreiheit und religiöse Duldsamkeit herrschen, auch die gesellschaftlichen Gegensätze der französisch redenden und der deutschen Bevölkerung sich sehr abgeschliffen haben. Doch giebt er zu, dass auch die mit der neuen Ordnung versöhnten Kreise, in politischer Hinsicht sich sehr zurückhaltend zeigten. Ausserdem rückt er mit einigen „*Desideratis*“ hervor. Er verlangt, dass die französ. Sprache, wie früher, die herrschende bleibe und auf den elsässisch-lothringischen Schulen besonders gepflegt werde, ferner, dass der Einfluss der katholischen Geistlichkeit auf diese Schulen noch eine Verstärkung erfahre. Jacot hängt nämlich mit seinem Herzen, wie er selbst sagt, noch an Frankreich und spricht kein Wort Deutsch, ausserdem ist er ein Anhänger der Zentrumspartei. Den kathol. Klerus der Reichslande sucht er als durchaus reichstreu hinzustellen, wie es denn nach seiner Ansicht überhaupt keinen „Protestler“ mehr gäbe. Das Festhalten am Reiche sei schon nötig, um der anwachsenden religionslosen Sozial-Demokratie entgegen zu wirken. Darum begrüsst er den von ihm vorausgesagten verhältnismässig günstigen Ausfall der letzten Reichstagswahlen in Elsass-Lothringen mit unverhohlener Freude, schildert gleichfalls den Besuch Kaiser Wilhelms II und die dabei stattgefundenen patriotischen Kundgebungen mit Begeisterung.

Es wäre gewiss wünschenswert, wenn alle Elsässer und Lothringer französ. Abstammung ebenso verständig und reichstreu urteilten, wie der hochehrenwerte Pfarrer von *Fevès*, aber nicht zu verkennen bleibt, dass für sein Festhalten am deutschen Reiche der Hass gegen die kirchenfeindliche 3. Republik Frankreichs ein Hauptmotiv ist. Ausdrücklich hebt er hervor, dass der Katholizismus in dem protestant. Deutschland mehr geehrt werde, als in dem „sehr christlichen“ Frankreich. Seine Forderung die Schule der kathol. Geistlichkeit auszuliefern und seine Schwärmerei für den verstorbenen Windhorst und die Centrumspartei zeigen überdiess, dass er mit den politischen Vorurteilen keineswegs die kirchlichen aufgegeben hat. Wir wollen sein mannhaftes Auftreten gegen die chauvinistische Verhetzung ihm um so höher anrechnen, als er in seinem Herzen Franzose geblieben ist.

R. Mahrenholtz.

Miszellen.

Das lateinische Perfect, welche Benennung zwei Formenbildungen — ein wirkliches Perfect und einen ursprünglichen sigmatischen Aorist — zusammenfasst, fungiert syntaktisch sowohl als Perfectum praesens wie auch als sog. Perfectum historicum oder Aorist, z. B.

cecĭdi (Perf. praes.) = gr. *πέπτωκα*
cecĭdi (Perf. hist.) = gr. *ἔπεσον*
scrīpsi (Perf. praes.) = gr. *γέγραφα*
scrīpsi (Perf. hist.) = gr. *ἔγραψα*.

Diese Doppelfunction des Perfects musste als ein Mangel und ein Hemmnis empfunden werden, schon wegen des dadurch bedingten Schwankens der Tempusfolge in dem von einem Perfecte abhängigen Nebensatze. Demgemäss musste das Streben der Sprache darauf gerichtet sein, entweder den einen der beiden Functionsbegriffe aufzugeben, so dass dann die Perfectform nur dem einen übrig gebliebenen Functionsbegriffe zum Ausdruck gedient hätte, oder aber bei Festhaltung beider Functionsbegriffe für den einen derselben einen neuen formalen Ausdruck zu schaffen, welcher letztere, entsprechend der ganzen Sprachentwickelung zunächst nur ein asynthetischer, d. h. ein analytischer sein konnte.

Der letzterwähnte Weg ist eingeschlagen worden: die Perfectform wurde auf den Ausdruck des Aoristbegriffes beschränkt (so dass also *scrīpsi* [ital. *scrissi*, altfranzös. *escris*] nunmehr functionell nur = *ἔγραψα* war), der Perfectbegriff aber wurde durch analytische Verbindungen zum Ausdruck gebracht, und zwar:

a) durch die Verbindung *habeo* + Part. Perf. (Pass.), welches letztere in die Function eines Part. Praet. übertrat:

b) durch die Verbindung *sum* + Part. Perf. (Pass), welches letztere auch hier in die Function eines Part. Praet. übertrat.

Die erste Verbindung war geeignet, den Vollzug einer Handlung in Hinsicht auf deren Object hervorzuheben; das Particip stand zu dem Object im Prädicatsverhältnis und musste folglich mit dem Object congruieren, also: *habeo scriptas epistolas* = ich habe die Briefe als geschriebene, d. h. ich habe die Briefe geschrieben, habe die Handlung des Schreibens an den Briefen so vollzogen, dass diese nunmehr geschrieben sind.

Die zweite Verbindung war geeignet, den Vollzug einer Handlung in Hinsicht auf deren Subject hervorzuheben; das Particip stand zu dem Subject im Prädicatsverhältnis und musste folglich mit dem Subject congruieren, also: *sum * venūtus* = ich bin gekommen, d. h. ich bin ein Gekommener, der Vollzug der Handlung des Kommens ist in Hinsicht auf mich erfolgt.

Ihrer Beschaffenheit nach war die Umschreibung des Perfects mit *habeo* für transitive, diejenige mit *sum* für intransitive Verba die geeignete.

Der Umstand aber, dass die begriffliche Scheidung zwischen Transitivis und Intransitivis im Lat. eine wenig scharfe war und im Roman. eine wenig scharfe blieb, musste ein Schwanken im Gebrauche der beiden Umschreibungen veranlassen, d. h. die Möglichkeit bieten, dass *habeo* + Part. Praet. auch bei Intransitivis, *sum* + Part. Praet. auch bei Transitivis zur Anwendung gelangte. In letzterer Richtung konnte als förderlich sich erweisen der weitere Umstand, dass die Umschreibung des activischen Perfecti praesentis (*sum* + * *venutus*) formal zusammenfiel und begrifflich sich nahe berührte mit der Umschreibung des sog. passivischen Praesens z. B. *sum amatus*). Diese Berührung mag übrigens überhaupt dem Aufkommen der Perfectumschreibung mit *sum* günstig gewesen sein.

In dem Wettbewerbe der beiden Perfectumschreibungen hat sich diejenige mit *habeo* — wofür im Portug. das synonyme *teneo* eingetreten ist — als die stärkere erwiesen, denn in den pyrenäischen Sprachen und im Rumänischen ist sie alleinherrschend, in den übrigen rom. Sprachen (Ital., Frz., Prov.) aber vorherrschend geworden, indem sie entweder als allein üblich oder doch als neben derjenigen mit *sum* üblich auch auf einen Teil der Intransitiva ausgedehnt worden ist (z. B. im Frz. einerseits auf *courir, marcher* etc., andrerseits auf *monter*, *descendre* etc.). Um so befremdlicher muss es erscheinen, dass im Ital., Frz. u. Prov. die reflexiven Verba das Perfect mittelst *esse* umschreiben. Um dies verstehen zu können, ist Folgendes zu erwägen.

Ein reflexives Verbum ist, weil ein (mit dem Subject begrifflich identisches) Object von ihm abhängt, stets mindestens formal ein transitives Verb, und um desswillen gebührt ihm theoretisch die Umschreibung mit *habeo*. In der That scheint diese auch ursprünglich auf dem Gesamtgebiete des Romanischen möglich gewesen zu sein, denn im älteren Ital., Frz. u. Prov. sind Belege für solche Perfectumschreibungen nicht eben selten.

Wenn nun aber eine Handlung an ihrem eigenen Subjekte zum Vollzuge gelangt ist (z. B. „sie hat sich gewaschen"), so wird das Subject dadurch in den gleichen Zustand versetzt, in welchen es auch dann versetzt worden sein würde, wenn die Handlung nicht von ihm selbst, sondern von einem anderen Subjekte zum Vollzuge gebracht worden wäre: ob das Kind sich selbst gewaschen hat oder ob z. B. die Mutter das Kind gewaschen hat, und also das Kind von der Mutter gewaschen worden ist, ist in Bezug auf den Erfolg gleichgültig, denn in dem einen wie in dem anderen Falle i s t das Kind gewaschen. Es sind also die Ausdrucksweisen

infans se habet lavatum (*-am*)
frz. *l'enfant* * *s'a lavé* (*-e*)
und *infans est lavatus* (*-a*)
frz. *l'enfant est lavé* (*-e*)

einander gleichwertig und konnten folglich neben einander herlaufen, liefen jedenfalls auch neben einander her. Nicht auffällig aber kann es sein, dass in den Sprachen, welche wenigstens bei einem grossen Teile der Intransitiva die Umschreibung mit *esse* festhielten, bei den Reflexiven die Umschreibung mit *habeo* und diejenige mit *sum* sich mischten und dass als Product solcher Mischung sich ergab

infans se est lavatum (*-am*)
frz. *l'enfant s'est lavé* (*-e*).

Nicht erst der Bemerkung bedarf es, dass das Objectspronomen in dieser Verbinduug logisch unberechtigt ist; seine Setzung wird aber leicht verständlich aus der Neigung aller idg. Volkssprachen, die innere Beziehung einer Handlung zu ihrem Subjekte anzudeuten.

G. KÖRTING.

Boileaus sechste Epistel in freier Nachbildung.

Die anmutige Naturschilderung am Anfange dieses Gedichtes, die Klänge heiteren Humors an einigen Stellen desselben, die Stimmung, die über dem Ganzen schwebt, geben der Epistel, wie man hervorgehoben hat, einen besonderen Reiz. Im Zeitalter Ludwigs XIV. dürfte dieselbe in Beziehung hierauf nicht ihres Gleichen haben. Der Uebersetzer glaubt unnötige Zuthaten vermieden und nur da den Ausdruck verändert zu haben, wo es der deutsche Geschmack verlangt.

Ja, Lamoignon, die Hauptstadt will ich fliehn
Und fern von ihr durch Wald und Fluren ziehn.
Soll ich den Weiler, der mich anlockt, nennen?
Es ist Hautile, ich will es frei bekennen.
Ein kleiner Zug anmut'ger Hügelreih'n
Mit wundervoller Fernsicht schliesst es ein.
Und nahe dieser sanften Hügelkette
Sechsfach verzweigt schaust Du der Seine Bette.
Und auf Umwegen, mannigfach geteilt,
Müht sich das Wasser, das zum Meere eilt.
Viel Weiden links und rechts den Fluss umkränzen,
Nussbäume auch mit froher Jugend Tänzen.
Das Dörfchen ist aus Felsen ganz erbaut;
Kein Fremdling anfangs seinen Augen traut.
Die Kirche selbst ist in den Stein gehauen,
Und jeder kann sich leicht sein Hüttchen bauen.
Das Herrenhaus, ein wenig mehr geschmückt,
Hat einen Park, der jedes Aug' entzückt.
Die Morgensonne kann das Schlösschen sehen;
Der Berg beschützt es vor der Winde Wehen.
Behaglich sitzt Dein Freund im Wald und sinnt
Und nutzt den Faden, den die Parze spinnt.
Lustwandelnd sucht er sich unschuld'ge Freuden,
Um die ihn mancher Krösus kann beneiden.
Gelassen schlendr' ich durch den Wiesenplan,
Und süsses Träumen zieht den Dichter an.
Oft sind die Verse schwerer abzurunden;
In jenem Hain hab' ich den Reim gefunden.
Im Angeln bracht' ich es zur Meisterschaft;
Manch gierig Fischlein hab' ich hingerafft.
Oft hört der Landmann meine Flinte knallen
Und sieht hinab die Luftbewohner fallen.
Kehr' ich zurück, find' ich ein artig Mahl,
Nicht ausgesucht, nicht Gänge ohne Zahl.
Die Künste Bergerats wird niemand kennen,
Und keiner kann hier Broussains Speisen nennen.
Die schöne Zeit fliegt allzuschnell vorbei;
Sie schwindet rasch, gleichwie des Lebens Mai.
Kann ich nicht allzeit diesen Wald durchmessen,
Die Hauptstadt fliehn, die grosse Welt vergessen?
Doch kehr' ich wieder nach Paris zurück,
Vorbei ist dann das allzu kurze Glück.
Kaum beim Spaziergang kann ich mich erholen;
Ein Vetter naht, gleichwie auf Hermes' Sohlen.
Noch staubig, soll ich zu den Richtern gehn,
Dass sie nach den verbrieften Rechten sehn.

Der eine wohnt nicht weit den Tuilerien;
Zum andern muss ich bald nach Passy ziehen.
Ein Schwätzer will dann wiederum mich quälen:
„Weisst Du, was sich die Herrn bei Hof erzählen?
Ja, gegen Dich ist alles zornerfüllt;
Man spricht davon, wie jetzt der Kamm Dir schwillt.
Dem König hinterbringt man böse Sachen."
„Nun, und der König"? „Er fing an zu lachen." —
Pradon greift Dich und andre heftig an,
Und manche Gegner siehst Du auf dem Plan.
Auf Krämerdüten wird man es noch lesen,
Wes Geistes Kind Herr Despréaux gewesen!
Ein Witzwort hat Dir manchen Feind gemacht;
Du bist der Mann, der alle Welt verlacht.
Ein bös Pamphlet hast unlängst Du geschrieben;
Die Antwort ist man Dir nicht schuldig blieben."
„Was"?! „Ich erfuhr es im Palais Royal;
Dort hast Du Feinde. Feinde ohne Zahl.
Es wird sich alles wider Dich empören,
Satirenschreibern gute Sitte lehren!" —
Zwölf Jahre sind's, seit ich das Bändchen schrieb,
Dem Drucker und den Lesern allzulieb.
Der Thoren Reden über mich ergehen.
Verblendet muss ich oft die Menge sehen.
Wie sie mir zuschreibt, was ich nicht geschrieben;
Die Wahrheit ist mein schwacher Schutz geblieben.
Was ein Spassvogel der Provinz gemacht,
Das wird in bälde nach Paris gebracht.
Ob es auch fade, dumm und ungesalzen,
Es kommt zum Drucker, bald wird man es falzen.
Mit meinem Namen zur Provinz zurück
Kehrt es und täuscht des biedern Landmanns Blick.
Und Zeugen über Zeugen muss ich suchen;
Doch kein Beteuern hilft, es hilft kein Fluchen.
„Man kennt die Wendungen; man kennt den Stil.
Ein Meisterstück: es kostet Arbeit viel."
„Zu solchem Werk hab' ich mich nicht erdreistet.
So schöne Verse hab' ich nicht geleistet."
„Der Spott steht Ihnen gar nicht übel an;
Wer selbst sich lobt, der ist kein braver Mann."
Da also stets der Ärger mich bedrückt,
Was Wunder, wenn ich gern, der Stadt entrückt,
Die Musen will im Wald, auf Fluren pflegen,
In Einsamkeit, in Büschen und Gehegen.
Es flieht Apollo vor dem Lärm der Stadt;
Er kommt nicht rasch wie ein geheimer Rat,
Wenn der Minister rasch ihn will citieren;
Phöbus Apollo will uns selbst regieren!

„Siegreich dringt unser mut'ger König vor;
In Cambrai öffnet sich alsbald das Thor.
Im März ward Valenciennes mit Sturm genommen:
O Feinde, was soll Euer Trotz Euch frommen?
Philipp hat es bei Cassel Euch gelehrt,
Dass sich der Franken Heldenmut bewährt.

Saint-Omer sah ich unsrer Stärke beben;
Nach einer Woche musst' es sich ergeben."

So spricht ein Freund, der immer schmeicheln will.
Zuerst schweig' ich bei seinen Worten still.
Doch als er anfängt, meinen Vers zu loben
Und mich zum Sänger des Achill erhoben,
Da sprech ich: „Schwach ist meiner Muse Kraft,
Und mit der Jugend ward sie hingerafft.
Nur wenig konnt' ich einst mein Eigen nennen;
Auch dies ist hin; ich muss es Dir bekennen.
Des Königs Ruhm, des Vaterlandes Glück,
Ist jetzt fürwahr des Dichters Missgeschick."

Wie glücklich ist der Mann, den niemand kennt,
Den kein Gelehrter, keine Zeitung nennt.
In Einsamkeit lebt er ein wonnig Leben.
Er weiss nichts von der Ehrsucht eitlem Streben.
Er giebt nicht Rechenschaft von seiner Zeit;
Sein höchstes Glück ist die Zufriedenheit.
Doch wer den Leuten täglich Rechnung schuldet,
Gleicht jenem Manne, welchen kaum man duldet.
Viel Ungerechtigkeiten er erträgt,
Gleichwie das Maultier, dass der Kärrner schlägt.
Die Menschen sind ja immer voller Launen;
Was ist es doch, das sie ins Ohr sich raunen?
Lobsprüche hört man wohl, doch bleibt man Knecht,
Ob man gefehlt hat, oder treibt man's recht.
Wir können unsre Ketten nicht zerbrechen,
Die wir genährt sind an den Musenbächen.
Wer am Permessusufer gross genährt,
Der sieht mit Schmerz, wie sich sein Ruhm verzehrt.
Das Publikum will immer neue Sachen.
O sagt mir doch, wie kann ich alles machen?
Wir sollen wachsen, wachsen immer mehr.
Da frag' ich euch: Wo nehm' ich alles her?
Denn dass die alten Leute jünger werden,
Das sah noch niemand hier auf dieser Erden!

Langsamer wird des Vierzigjährigen Schritt;
Es geht die Zeit, und wir, wir gehen mit.
Schon manchen sah ich von der Staffel fallen,
Die er erstieg, unglücklich nun vor allen,
Weil er sich sehnt nach jener Jünglingskraft,
Die ihm das Alter hat dahingerafft.
Bisher hat mein Gesicht nur wenig Falten;
Allein ich fühl's, ich werde schnell veralten.
Im Wald, auf Wiesen samm'le ich neue Kraft
Und ruf' Apoll, der mir die Reime schafft.
Den Lärm der Strassen kann ich nicht ertragen;
Unmöglich ist's, was auch die Leute sagen.
O frage nicht, warum mich Schwermut quält;
O sage nicht, dass man die Tage zählt,
Den Musenpfleger in Paris zu sehen;
Mag erst der Sommer und der Herbst vergehen.

Wen Rang und Stellung in die Hauptstadt führen,
Der wirke, wo ihn hohe Ehren zieren.

Beredsamkeit hat immer ihre Stellen;
Der Kund'ge wird ein rechtes Urteil fällen.
Das Ansehn der Gesetze sei vermehrt;
Dem Trotz der Feinde werde streng gewehrt.
Dem Vaterlande schuldest Du die Gaben,
Die Gott Dir lieh, Du wirst die Armen laben.
Den Witwen und den Waisen hilfsbereit,
Bist Du ein Hort und Helfer jederzeit.
Ich bin ein Träumer, der nur wohl sich fühlt,
Wenn Waldesschatten seine Stirne kühlt.
Ich kann mich an Lutetia nicht gewöhnen;
Mit ihrem Lärm kann ich mich nicht versöhnen.
Doch wenn erst der Oktober wiederkehrt,
Wenn man den frohen Gott der Trauben ehrt,
Wenn sich Pomona an den Früchten freut,
So komm' ich in die Stadt zur rechten Zeit.
Dann werd' ich vor der Hauptstadt nicht erschrecken,
Und in dem Wald werd' ich mich nicht verstecken.
Wir sehn uns in Paris, in Bâville drauf;
Bald such' ich Dich in freien Stunden auf.
Wenn Themis ihm gelassen Mussestunden,
Hab' ich noch allzeit meinen Freund gefunden.
Dann siehst Du mich als Neuling, hoch zu Ross;
Wenn Du ausreitest, bin ich Dein Genoss.
Auf grünem Rasen lassen wir uns nieder,
Um anzustimmen unsrer Jugend Lieder.
Auch ernste Reden werden uns erfreun;
Doch düstre Sorge soll uns nicht zerstreun.
Was ist das Gut, das alle Weisen zieret,
Das nie der Thor im innern Herzen spüret?
Was ist das wahre und das höchste Gut?
Wie zähmen, wie bezwingen wir das Blut?
Was kann dem Manne grössre Ehre geben,
Ein reiches Wissen, oder strenges Leben?
Das ist es, Lamoignon, was dort mich hält.
Wohl uns, wenn es den Schwätzern nicht gefällt,
Uns schonungslos die Zirkel zu zerstören.
Denn wie der Hydra Köpfe, die sich mehren,
Stellt oftmals eine Legion sich ein.
O welche Qualen, welche Höllenpein!
Wenn wir in Bâville einen Freund erwarten,
Kommt unversehn's die Schwätzerschaar zum Garten.
Belagert seh' ich schon das grosse Thor;
Ein halbes Dutzend Stutzer steht davor.
Lass uns in eine Höhle dann entweichen,
Dass uns die seichten Spässe nicht erreichen!

E. Weyhe.

Zum Volksliede.

1. Französische Version eines flämischen Volksliedes.

Die Musikbeilage zum *Figaro* vom 1. Juni 1892 brachte die wohlgelungene Übersetzung eines flämischen Tanzliedes, welche folgender Sammlung entnommen war: *Chansons populaires flamandes des XVe, XVIe,*

et XVIIe siècles, recueillies et publiées avec le texte original et une traduction française par Victor Wilder.

Das zweite Lied dieser Sammlung, welche mir selbst nicht zu Gesicht gekommen ist, mag seines neckischen Tones und seiner sonstigen Verbreitung wegen an dieser Stelle abgedruckt werden:

La petite dévote.

„Gentille petite dévote,
Veux-tu danser tous deux?“
„Monsieur, c'est une faute,
Quand on a fait des voeux;
Je fuis la danse,
Je hais la danse;
Bon dieu! c'est heureux que j'y pense à point:
Béguines et nonnes ne dansent point!“

„Mignonne, veux-tu me complaire,
Je t'offre un oeuf tout frais.“
„Monsieur voudrait me faire
Pécher à peu de frais;
Je fuis la danse . . . . etc.“

„Veux-tu m' écouter, o ma rose,
Je t'offre un beau cheval.“
„Monsieur, vraiment, je n'ose,
J'ai peur de faire mal;
Je fuis la danse . . . . etc.“

„Si tu te décides, ma belle,
Je t'offre un beau mari.“
„Mon bon monsieur“, dit-elle,
„Vous êtes bien poli;
Ma foi, j'y pense,
Je saute et danse;
On peut s'amuser sans penser à mal,
La danse est plûtot un plaisir moral.“

Später fand ich das Original in: *Willems, oude vlaemsche liederen*, Gent 1848, S. 290 u. Coussemaker, *chants populaires des Flamands de France*, Gand 1856, S. 384.

Dieses Volkslied ist, wie oben angedeutet, auch sonst weit verbreitet. Frischbier führt in seiner Sammlung: *Hundert ostpreussische Volkslieder*, Lpz. 1893, S. 58 zwei Lieder auf: „Schnell geheilt“. Die Tochter will trotz der ihr von der Mutter angebotenen Geschenke (ein Paar Schuh, ein Kleid, 'nen Hut, 'ne Mütz, ein Tuch) nicht spinnen. Erst als der Mann in Aussicht gestellt wird, thun die Finger plötzlich nicht mehr weh und bequemen sich zum Spinnen. Willems und Coussemaker sprechen ebenfalls von der Beliebtheit und Verbreitung des Themas.

Ähnliches findet sich auch auf französischem Boden. Champfleury und Wekerlin erwähnen in ihrer Sammlung: *Chansons populaires des provinces de France*, Paris 1860, S. XXIII ff. u. S. 50 ein Hochzeitslied. Früh am Hochzeitsmorgen will der Bräutigam der Braut die Geschenke bringen, findet aber die Thür verschlossen; vergebens bittet er:

Ouvrez, ouvrez la porte,
Françoise, ma mignonne,
De beaux cadeaux à vous présenter,
Hélas! ma mie, laissez-nous entrer.

Die Spröde bleibt aber den Geschenken gegenüber ungerührt *(des rubans, un mouchoir, une bague, un tablier etc. à vous présenter).* Erst bei dem Verse: *un beau garçon à vous présenter*, öffnet sich die Thür.

Das Tanzmotiv klingt auch in Herders volkstümlicher Ballade: *„Erlkönigs Tochter“* an, aber ernst und schwermütig. Die Geschenke, zwei goldene Sporen, ein Hemd von Seide, ein Haufen Goldes vermögen Herrn Oluf nicht mit der Königstochter zu tanzen, was er mit dem Tode büssen muss.

2. Shakespeare und das Tagelied.

Man hat schon mehrfach auf die Ähnlichkeit zwischen der Brautnachtscene im *Romeo* (III,5) und dem Tagelied hingewiesen (so Heyne-Göttingen in seinem Kolleg: *Gesch. d. deutsch. lyrischen u. Spruchdichtg. im Mittelalter.* Fränkel in einem Vortrag: *Das germanische Tagelied und „Romeo und Julia“* III, 5, vergl. *Shakespeare-Jahrbuch* 1891, S. 129. Das aus diesem Vortrag hervorgegangene Buch Fränkels *Shakespeare und das Tagelied.* Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte der germanischen Völker, Hannover 1893 hat mir nicht vorgelegen). Die Liebenden werden am frühen Morgen durch den Ruf der Lerche, welche gleichsam die Rolle des Wächters übernommen hat, aus süssen Träumen aufgeschreckt. Die Scene trägt in der That den Duft und Glanz jener mittelalterlichen Dichtungsart an sich. Diese Ähnlichkeit nun bemerkt auch A. Theuriet in seinem bekannten Buche *Sous bois* (S. 253). Der Dichter ist auf der Suche nach einem einst gehörten Volksliede, welches er auch so glücklich ist zu finden. Die vorletzte Strophe dieser alten *chanson du jardinier* lautet:

Ils ne furent pas le quart d'une heure ensemble
Que l'alouette chanta le jour.
— Belle alouette, belle alouette,
Tu as menti!
Tu as chanté la pointe du jour,
Il n'est que minuit.

Dieselbe Situation hier wie dort: die Lerche waltet ihres Wächteramts und mahnt die Liebenden durch ihren Gesang zum Aufbruch.

Vielleicht bietet dieses französische Seitenstück, welches eben das weitere Vorkommen jener volkstümlichen Situation zeigt, einen Anhalt zu der Annahme, dass Shakespeare bei Abfassung seiner Scene ein derartiges Lied vorschwebte, und dass in derselben so zu sagen ein dramatisiertes Tagelied vorliegt.

Und wenn weiterhin in dem Stücke (IV, 4, 5) Graf Paris am Hochzeitstage frühmorgens mit den Gästen unter Sang und Klang in das Leben und Treiben in das Capulet'sche Haus einzieht und die Braut tot — wenn auch nur scheinbar — vorfindet, so ist das wieder eine volkstümliche, an das Volkslied erinnernde Situation; man lese doch nur den Schluss jener Herder'schen Ballade:

Frühmorgens und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschaar.
Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?“

— — — — — — — — — — — — —

Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

A. Andrae.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue annuel de la librairie française pour 1894 (2[e] année), rédigé par D. Jordell, donnant la nomenclature de tous les livres français parus en France et à l'étranger pendant l'année 1894. In-8°, 260 p. Paris, Per Lamm.

— général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 28: Avignon; par M. L. H. Labande. T. 2. In-8°, 835 p. Paris, Plon, Nourrit et C[e]. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Labande. — Les Manuscrits de la bibliothèque d'Avignon provenant de la librairie des papes du XIV[e] siècle; In-8°, 16 p. Paris, Imp. nationale. [Extrait du Bulletin historique et philologique (1894).]

Schmidt, K., Bibliographie 1890. [Supplementheft XV der Zeitschrift f. rom. Phil.]

Breymann, Herm., die neusprachliche Reform-Literatur von 1876—1893. Eine bibliographisch-krit. Uebersicht. gr. 8°. (IV, 155 S.) L., A. Deichert Nachf. 3.—.

Jahrbuch der französischen Litteratur von Prof. M. Mayr. 1. Jahrg. 1894. 8°. (VII, 136 S.) Zittau, Pahl. 1.50.

Badke, O., Beiträge zur Behandlung der Moduslehre im Französischen. Pr. Stralsund 1895. 23. S. 4°.

Baudouin de Courtenay, J., Versuch e. Theorie phonetischer Alternationen. Ein Capitel aus der Psychophonetik. gr. 8°. (V, 124 S.) Strassburg, K. J. Trübner, Verl. 4.—.

Blondel, J. E., Phonologie mécanique de la langue française. In-8°, 409 p. Paris, Guillaumin et C[e]. 4 fr.

Boissière, P., Dictionnaire analogique de la langue française. Répertoire complet des mots par les idées et des idées par les mots „Supplément." Grand in-8°, 32 p. Paris, Larousse. 1 fr. 50.

Braune, Th., Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischer Wörter deutscher Herkunft. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 348—369.]

Capdepic, A., Nouvel essai sur l'étymologie du nom de Montauban. In-8°, 17 pages. Montauban. [Extrait du Recueil de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Tarn-et-Garonne.]

Cohn, G., Maurais. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 458—462.]

Delboulle, A., Notes lexicologiques. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 256—266.]

Fröhlich, K., J. Garniers Institutio gallicae linguae (1558) und ihre Bearbeitung von Morlet (1593) mit Berücksichtigung gleichzeitiger Grammatiker. Pr. Eisenach 1895. 18 S. 4°.

Gaidoz, H., L'Etymologie populaire et le Folk-Lore. [Mélusine VI. VII.]

Godefroy, F., Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IX[e] au XV[e] siècle 80[e] fascicule (Bourre-Carrefour), p. 357 à 432. Paris, Bouillon. (1894.)

Hatzfeld, A., A. Darmesteter, A. Thomas, Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVI[e] siècle jusqu'à nos jours. Fascicule 15. In-8° à 2 col., p. 1105 à 1184. Paris, Delagrave. [L'ouvrage sera publié en 30 fascicules, du prix de 1 fr. chacun. On souscrit à l'ouvrage complet au prix de 30 fr.]

Holder, Alfr., alt-celtischer Sprachschatz. 7. Lfg. Lex-8°. (Sp. 1537—1792.) L., B. G. Teubner. 8.—.

Horning, A., Die Suffixe *-ĭccus, -ŏccus, -ŭccus* im Französichen. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, 170—187.]

Hosch, Siegfr., französiche Flickwörter. Ein Beitrag zur französ. Lexikographie. I. Tl. Progr. gr. 4°. (32 S.) B., R. Gaertner. 1.—.

Jeanroy, A., Le latin *vimen* et ses dérivés en provençal et en français. [In: Annales du Midi VII, 129—140.]

Johansson, Verbet *faire* med följande infinitiv. En studie i modern fransk syntax. Norrköping 1895. 26 S. 4°.

Lotsch, F., Ueber Zola's Sprachgebrauch. Diss. Greifswald 1895. 67 S. 8°.

Meyer-Lübke, W., Romanische Etymologien: prov. *ban*; *combrus*; aspan. *enguedat*; fr. *fade*; ostfrz. *guy*; afrz. *isnele pas.* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX. 273—281.]

— Zur Syntax des Substantivums. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 305—325.]

Mucha, O., Ueber Stil und Sprache von Philippe Desportes. Diss. Rostock 1895.

Nizier du Puitspelu, Le Littré de la Grand'- Côte, à l'usage de ceux qui veulent parler et écrire correctement. In 8°, VIII-344 p. Lyon, imp. de l'Académie du Gourguillon.

Paris, G., fr. *dôme.* [In: Romania XXIV, 274—276].

Plattner, P., Spécimen d'un Dictionnaire de la prononciation française. II. Pr. Berlin 1895. 18 S. 4°.

Schulze, H., Das französische Passiv und seine Ersatzmittel. Pr. Zittau 1895. 39 S. 4°.

Settegast, F., Die Bildung der 1. Pl. Prs. Ind. im Galloromanischen, vorzüglich im Französischen. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, 266—269.]

— *Enme (enma)* in der altfranz. Stephansepistel. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 453—457.]

Stappers, H., Dictionnaire synoptique d'étymologie française. 3[e] *édition.* In-12, 972 p. Paris, Larousse. 6 fr.

Stiebeler, E., Der Subjonctif in den verkürzten Sätzen des Französischen. Pr. Stettin 1895. 24 S. 4°.

Thomas, A., Etymologies françaises: *aochier*; *artiller, artilleur, artillerie*; *goupillon; hausse-col; penture, rature; ratoir, ratoire; rader, radeur, radoir; rest.* [In: Romania XXIV, 264—273.]

Trommlitz, P., Die französischen *ui*-Perfecta ausser *poi* (potui) bis zum 13. Jahrhundert einschliesslich. Pr. Stralsund 1895. 19 S. 4°.

Ulrich, J., Die *-s*-lose Form der 1. Plur. im Altoberengadinischen, bezw. Provenzalischen und Normannischen. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 463—465.]

Boerner, Otto, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksichtigung der Uebungen im mündl. und schriftl. freien Gebrauch der Sprache. 4. Doppel-Aufl. 15. bis 26. Taus. gr. 8°. (XVI, 332 S.) L., B. G. Teubner. 2.60; 1. Abtlg. allein (XI, 78 S.) geb. in Leinw. —.80.

Brée-Schneitler, Traité de correspondance commerciale I, Ier partie: Correspondance, IIe partie: Dictionnaire et annotations. Dresden, Kühtmann. 2 Teile geb. 4.40, brosch. 3.60.

Durand, L., Uebungen f. die französische Konversationsstunde, nach Hölzels Bildertafeln im genauen Anschluss an „Lessons in English conversation by E. Towers-Clark" bearb. v. D. u. M. Delanghe. 5—7 Hft. (2. Bd.) gr. 8°. (Mit je 1 Bild.) Giessen, E. Roth. —.40. 5. Die Stadt (La ville). (36 S.) — 6. Der Wald (La forêt). (26 S.) — 7. Das Hochgebirge (La chaîne des Alpes). (27 S.)

Durand, L., u. M. Delanghe, Uebungen f. d. französische Konversationsstunde, nach Hölzels Bildertafeln im genauen Anschluss an „Lessons in English conversation by E. Towers-Clark" bearb. 8. Hft. Der Bauernhof. (La ferme). gr. 8°. (24 S. m. 1 Bild.) Giessen, E. Roth. —.40.

Koch, John, praktisches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 1. Tl. 8°. Ebd. Geb. 1. Praktisches Elementarbuch f. Fortbildungs- und Fachschulen, wie zum Selbststudium, m. Unterstützg. von Professor A. Sohier bearb. v. K. (VIII, 196 S.) B., E. Goldschmidt. Geb. 1.80.

Lefèvre, L'automne représenté pour la leçon de conversation française d'après le tableau d'automne publié par la librairie dite de Strasbourg. Pr. Halberstadt 1895. 8 S. 4°.

Oster, J., Cours supérieur de grammaire française à l'usage des écoles allemandes. Dresden, G. Kühtmann. Br. 4.50; geb. 5.—.

Sabatié, R., La Composition française aux brevets de capacité élémentaire et supérieur. Choix de sujets donnés aux examens dans les dernières sessions. In-16, XVI-68 p. Paris, Delalain frères. 1 fr.

Schneitler, F. H., Lehrgang der französ. Sprache für Kaufleute. 3. verbesserte Auflage. Dresden, G. Kühtmann. Br. 2.20; geb. 2.60.

Schulze, Geo., Abriss der französischen Formenlehre in Beispielen. gr. 8°. (31 S.) B., A. Haack. —.80.

Traut, H. Th., Französische Aufsatz und Briefschule. Für die Oberklassen höherer Schulen und zum Privatstudium. 2. Aufl. Dresden, G. Kühtmann. Br. 1.80; geb. 2.—

Uebungs-Bibliothek, französische. Nr. 7. 12°. Dresden, L. Ehlermann. Geb. 7. Zopf und Schwert. Lustspiel v. Karl Gutzkow. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische neu bearb. v. Dr. Jul. Sahr. 2. Aufl. (152 S.) n. 1. 20.

Weill, L., französ. Grammatik. 12—16 Lfg. Stettin, Herrcke & L.

Bahrs, Die gegenwärtigen Ziele im neusprachlichen Unterricht auf dem Realgymnasium und ihre Erreichbarkeit. Pr. Dessau 1895. 19 S. 4°.

Enquêtes et Documents relatifs à l'enseignement supérieur. LVIII. Rapports des conseils généraux des facultés pour l'année scolaire 1893—1894. In-8°, 252 pages. Paris, Impr. nationale. [Ministère de l'instruction publique.]

Knabe, K. A. F., Französische Einflüsse auf das deutsche Realschulwesen. Pr. Kassel 1895. 22. S. 4°.

Münch, Wilh. u. Frdr. Glauning. Didaktik u. Methodik des französischen u. englischen Unterrichts. [Aus: „Baumeister's Handbuch der Erziehungs- u. Unterrichtslehre f. höhere Schulen."] Lex.-8°. (107 und 88 S.) München, C. H. Beck. 4.50.

Pech, R., Zum Betriebe der französischen Sprechübungen auf dem Gymnasium. Pr. Königshütte 1895. 16 S. 8°.

Seeger, I. Bemerkungen zur Organisation des französischen Unterrichts. II. Bemerkungen zu einzelnen Lehren der neufranzösischen Syntax. Pr. Güstrow 1895. 32 S. 4°.

Seelig, M., Ueber die Grundsätze, die bei der Abfassung einer für die Schule bestimmten Grammatik der französischen Sprache zu befolgen sind. Mit beigefügten Proben. Pr. Bromberg 1895. 39 S. 8°.

Wendt, Otto, Encyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache, mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis bearb. 2. Aufl. 2 Tle. gr. 8°. (VIII, 356 S.) Hannover, C. Meyer. 5.—.

Baist, G., Arthur und der Graal. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 326—347.]

Becker, Ph. Aug., Nachträge zu Jean Lemaire. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, 254—261.] ✓

Bédier, J., Les Fabliaux. Etudes de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen âge. 2e *édition*, revue et corrigée. In-8°. VIII-501 pages. Paris, Bouillon. 12 fr. 50. [Bibliothèque de l'Ecole des hautes études (98e fascicule.)

Bonnefon, P., Ronsard ecclésiastique. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 244—248.]

Brunetière, F., L'Evolution de la poésie lyrique en France au XIXe siècle. Leçons professées à la Sorbonne. T. Ier. 2e *édition*. In-16, 366 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Brunot, F., Notes autobiographiques relatives à Antoine du Verdier, sieur de Vauprivas. [In: Rev. d. Hist. litt. de la Fr. II, S. 249—254.]

Buffenoir, H., Jean-Jacques Rousseau et ses visiteurs. In-8°, 35 p. Paris, imprim. Hennuyer. 1 fr.

Collignon, A., La Vie littéraire. Notes et Réflexions d'un lecteur. In-18 jésus, 505 p. Paris, Fischbacher.

— Diderot: sa vie, ses œuvres, sa correspondance. In-18 jésus, XVII-304 p. Paris, F. Alcan. 3 fr. 50.

Curzon, H. de, Le Théâtre contemporain et le Répertoire de nos trois grandes scènes. In-8°, 16 p. [Extrait de la Revue de la France moderne (avril 1895.)]

Friesland, C., Die Quelle zu Rutebeufs Leben der heiligen Elisabeth. [In: Zs. für rom. Phil. XIX, S. 375—382.]

Gaidoz, H., Saint Eloi. [In Mélusine VII, S. 76—94, 157 f.]

Herrenschwand, K., Jean-Baptiste-Louis Gresset sein Leben und seine Werke. Diss. Zürich 1895. 204 S. 8°.

Jacquet, A., Le Sentiment national au XVIe siècle. Claude de Seyssel. In-8°, 43 p. Besançon. [Extrait de la Revue des questions historiques (avril 1895.)] ✓

Jahnow, A., Beobachtungen über la Fontaine's Fabeln mit besonderer Berücksichtigung seines Verfahrens bei Verwertung entlehnter Stoffe. I. Pr. Strehlen 1894. 15. S. 4°.

Jeanroy-Félix, V., Nouvelle Histoire de la littérature française pendant la Restauration. In-8°, XI-483 p. Paris. Blond et Barral.

Keidel, G. C., Die Eselherz- (Hirschherz-, Eberherz-) Fabel. [In: Zeitschr. für vergl. Litteraturgeschichte, 1894, S. 264—267.]

Lallemand, P., A travers la littérature. In-16, 279 p. Lyon, Vitte.

Lanson, G., Histoire de la littérature française. 2e *édition*, revue et corrigée. In-16, XV-I, 159 p. Paris, Hachette et Ce. 4 fr.

Loth, J., Die Sprüchwörter und Sentenzen der altfranzösischen Fabliaux, nach ihrem Inhalt zusammengestellt. I. Pr. Greifenberg 1895. 15 S. 4°.

Mettlich, J., Bemerkungen zu dem anglo-normannischen Lied vom wackern Ritter Horn. Diss. Kiel 1894. 44 S. 8°.

Morf, H., Notes pour servir à l'histoire de Troie en Italie (suite et fin) [In: Romania XXIV, 174—196.]

Noury, J., Voltaire inédit (Billets à Cideville; Contrefaçon de ses œuvres à Rouen; Correspondance de Cideville avec Voltaire, de Mme du Châtelat avec Cideville); par M. J. Noury, secrétaire de la Société libre d'émulation du commerce et de l'industrie de la Seine-Inférieure. In-8°, 15 pages. Paris, Imprimerie nationale. [Extrait du Bulletin historique et philologique (1894).]

Pech, R., Les Fâcheux de Molière comparés à son Misanthrope. Pr. Königshütte 1895. 20 S. 8°.

Puech, Bonaventure des Periers à Nîmes. [In: Revue de Midi 1893.]

Ricard, Le Grand Siècle. La Fontaine. In-16, 215 p. Paris, Vic et Amat.

Ritter, E., Sur la date d'une lettre de Voltaire, 1751. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 255.]

Rosenbauer, A., Die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und Dubellay. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancepoetik in Frankreich. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Nachfl. (Georg Böhme). 3.50.

Rossel, V., La littérature allemande en France au XVIIIe siècle. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 169—200.]

Rousset, H., Le Théâtre à Grenoble: histoire et physionomie (1500-1890). In-8°, VIII-179 p. Grenoble, Impr. dauphinoise. (1891.)

Suchier, H., Der musikalische Vortrag der Chanson de geste. [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 370—374.]

Taphanel, A., La Beaumelle à Copenhague. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 201—220.]

Toynbee, P., Jean de Meun's account of the Spots on the Moon [In: Romania XXIX, 277 f.]

Wechssler, E., Ueber die verschiedenen Redactionen des Robert v. Borron zugeschriebenen Graal-Lancelot-Cyklus. Halle, M. Niemeyer. 1.50.

Werner, M., Zwei Threnoi Alfred de Mussets. Berliner Dissert. VIII, 104 S. 8°.

Woltersstorff, H., Essai sur la vie et les œuvres de Rodolphe Töpffer. II. Pr. Magdeburg 1895. 29 S. 4°.

Clément-Simon, Notice de quelques manuscrits d'une bibliothèque limousine [In: Bulletin de la Soc. des lettres, sciences et arts de la Corrèze. Tulle 1894. S. 147—163, 177—208].

Pélissier, L.-G., Notes et extraits de quelques manuscrits de la bibliothèque Méjanes (Aix en Provence) [In: Revue des bibliothèques 1893—1894].

Aliscans. Extrait des anciens poèmes français. In-8°, 36 p. Paris, Gautier. 10 cent. [Nouvelle Bibliothèque populaire, n° 447].

Beiträge, Berliner, zur germanischen und romanischen Philologie. Veröffentlicht von Dr. Emil Ebering. B., C. Vogt. Romanische Abteilg. Nr. 2. gr. 8°. Ebd. 2. Das altprovenzalische Klagelied m. Berücksicht. der verwandten Litteraturen. Eine litterarhistor. Untersuchg. Nebst einer Beilage üb. die Vizgrafen v. Marseille u. das Haus Baux in ihren Beziehgn. zu den Trobadors, e. krit. Ausgabe einiger Lieder u. 2 ungedruckten altfranzösischen Klageliedern. Von Dr. Herm. Springer. (111 S.) n. 2.80.

Deschamps, E., Œuvres complètes. Publiées d'après le manuscrit de la Bibliothèque nationale par Gaston Raynaud. T. 9 : le Miroir de mariage. In-8°, 401 p. Le Puy, impr. Marchessou. Paris, libr. Firmin-Didot et Ce. (1894). [Société des anciens textes français].

Ebeling, Geo., Auberee, altfranzösisches Fablel. Mit Einleitung u. Anmerkungen hrsg. gr. 8°. (VII, 147 S.) Halle, M. Niemeyer.

Escoufle (l'), roman d'aventure (en vers), publié pour la première fois, d'après le manuscrit unique de l'Arsenal, par H. Michelant et P. Meyer. In-8°, LIX-329 pages. Paris, Firmin-Didot et Ce. (1894). [Société des anciens textes français].

Fuhrken, G. E., De David li prophecie [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, 189—234].

Jeanroy, A., Deux noels limousins du seizième siècle. [In: Annales du Midi VII, 107 ff].

Chanson (la) de Roland. Traduction précédée d'une introduction et accompagnée d'un commentaire par Léon Gautier, membre de l'Institut, professeur à l'Ecole des chartes. 22. édition. Edition populaire, illustrée par O. Merson, Chifflart, Ferat et Zier. Grand in-8°, 359 p. Tours, Mame et fils.

Roman, J., „Supplément aux chartes de Durbon, publiées par M. l'abbée Guillaume"; In-8°, 8 p. Grenoble, Imprim. centrale. (1894).

Arcambau, Edme Louis, und *Karl Köhler*, französisches Lesebuch f. die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. gr. 8°. (VIII, 244 S.) L., B. G. Teubner. Geb. in Leinw. 2.40.

Chateaubriand. Extraits. Avec une introduction, des notes et des sujets de devoirs par Ch. Gidel. In-18 jésus, XIX-181 pages. Paris, Garnier frères. (1894). [Enseignement secondaire moderne].

Dannehl, G., Proben metrischer Uebersetzungen aus holländischen, vlamischen, spanischen, mexikanischen und französischen Dichtern. Pr. Sangerhausen 1895. 18 S. 8°.

Duchassing, récits d'histoire de France. Im Auszuge hrsg. u. erklärt von Heinr. Loewe. gr. 8°. (VIII, 208 S.) B., Weidmann. 2.—.

Ebener, Gfr., und *Adf. Meyer*'s französisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. Ausg. B. Französisches Lehr- u. Lesebuch. 1 Tl.: 1. Unterrichtsjahr von Mädchensch.- und Sem.-Dir. Dr. Wilh. Knörich. gr. 8°. (VIII. 93 S. m. 2 Tab.) Hannover, C. Meyer. 1.—; geb. 1.25.

Geoffroy, J., Fables de La Fontaine en action. In-4°, 32 p. avec. grav. Paris, Hetzel et Ce. [Bibliothèque d'éducation et de récréation].

Glenk, Wilh., französisches Lesebuch f. die unteren und mittleren Klassen höherer Bildungsanstalten, nebst Fragebuch und Wörterverzeichnis. gr. 8°. (VIII, 132 S.) Würzburg, J. Staudinger. 1.20.

Joleaud, E., Nouveau Recueil de poésies à l'usage des classes élémentaires. 5. édition. In-18, 194 pages. Paris, Poussielgue. 1 fr. 25. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne].

Juranville, C., et *P. Berger*, Le Troisième Livre de lecture à l'usage des jeunes filles (Sites et Paysages; Productions du sol; Monographies diverses; Industries spéciales aux ménagères; Commerce; Morale; Civilité; Souvenirs historiques; Grands Hommes et Femmes célèbres). 4. édition. In-12, 396 pages avec 400 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 40.

Ohlert, Töchtersch.-Oberlehr. *Arnold*, französische Gedichte f. die Oberstufe d. höher. Mädchensch. gr. 8°. (VIII, 80 S.) Hannover, C. Meyer. —.75.

Prosateurs modernes. VII. u. VIII. Bd. 8°. Wolffenbüttel, J. Zwissler. VII. Lettres de famille, par Mme. Z. Carraud. Für den Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. (126 u. Wörterbuch 35 S.) n. 1.—; kart. 1.20. — VIII. Confidences d'un joueur de clarinette par Erckmann-Chatrian. In gekürzter Form f. d. Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. (IV, 90 S.) —.60; kart. —.80.

Racine. Athalie, tragédie. Précédée d'une étude et accompagnée de notes historiques, grammaticales et littéraires par E. Anthoine, agrégé de grammaire. A l'usage des classes d'enseignement secondaire. In-16, XXXV-100 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Reimann, A., Voltaires Merope in deutscher Uebertragung. Pr. Wohlau 1895. 24 S. 4°.

— *G.*, Boileau, l'art poétique. Erster und zweiter Gesang. In freier Uebertragung. Pr. Graudenz 1895. 33 S. 8°.

Rousseau, J. J., Extraits de J. J. Rousseau; par Jules Steeg. In-18 jésus, 189 p. Paris, Delagrave. [Bibliothèque des écoles primaires supérieures et des écoles professionnelles].

Schulbibliothek, französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe C. Für Mädchenschulen. 17. Bd. 8°. L., Renger. In Leinw. kart. 17. Sans famille par Hector Malot. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dir. A. Seedorf. (202 S.) 1.30.

— A: Prosa. gr. 8°. L., Renger. Geb. 26. Confessions d'un ouvrier par Émile Souvestre. Für den Schulgebrauch erklärt v. Otto Josupeit. 2. Aufl. (VIII, 120 S.) 1.10. 41. Napoléon à Moscou u. Passage de la Bérézina (aus: Histoire de Napoléon) et de la grande armée pendant l'année 1812) v. M. le général Comte de Ségur. Für den Schulgebrauch erklärt v. Adf. Hemme. 3. Aufl. (XVI. 124 S. m. 4 Plänen). 1.50. — 43. Histoire d'un conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian. Für den Schulgebrauch erklärt v. Gust. Strien. 3. Aufl. (XII, 120 S. m. 2 Karten). 1.40.

— französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksichtig. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. von L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 8°. B., R. Gaertner. Geb. 17. Histoire de Marie-Antoinette par E. et J. Goncourt. Im Auszuge f. den Schulgebrauch hrsg. u. erklärt von A. Mühlan. (VII, 168 S. m. Bildnis). 1.50; Wörterbuch (35 S.) —.30. 18. Les grandes inventions modernes dans les sciences, l'industrie et les arts par Louis Figuier. Im Auszuge u. f. den Schulgebrauch hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Otto Boerner. (XII, 173 S.) 1.50; Vorbereitung u. Wörterbuch dazu (52 S.) —.50. 19. Une famille pendant la guerre 1870—71 par B. Boissonnas. Im Auszuge und m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Oberlehr. H. Bretschneider. (VI, 116 S. m. 2 Kartenskizzen). 1.20.

Wolter, Dr. E., Frankreich. Geschichte, Land u. Leute. Ein Lese- und Realienbuch f. den franz. Unterricht. (In 2 Tln.) 1. Tl.: Histoire et biographies. 2. Abdr. gr. 8°. (VIII, 225 S. m. 2 Tab., 3 Plänen und 2 Karten). B., R. Gaertner. 2.20; Einbd. —.40.

Astruc, L., La Man senèstro, pouèmo (avec traduction française). In-32, 57 p. Avignon, Roumanille. 1 fr. 50.

Bernassoun li rei. pastouralo en 5 ate e en vers; par P. R., felibre de Coumbo-Malo. Em' uno prefàci dou P. Savié de Fourviero. In-16, XIV-144 p. Avignon, Seguin.

Degeyter, P., Un dégourdi modèle, chanson en patois. In-plano à 2 col. Lille, imp. Delory.

Delannoy, L., La Dame noire, chonson satirique en patois de Lille. In-plano à 2 col. Lille, imprimerie Liégeois-Six.

Desquermes, J., L'Expulsion des locataires, chanson nouvelle en patois de Lille. In 4° à 2 col., 1 p. Lille, imprim. Liégeois-Six.

Leroy, C., Oune excepcheune, monologue comique. In-18 jésus, 7 p. Paris, Lib. théâtrale. 50 cent.

Savié de Fourviero, Li Patriarcho, counferènci biblico dounado à Sant-Laurèns de Marsiho (caremo de 1892). T. Ier. In-18 jésus, 392 p. Avignon, Aubanel frères.

Referate und Rezensionen.

Mussafia, A. *Über die von Gautier de Coincy benutzten Quellen.* Wien, Tempsky 1894. 4°. 58 S. [Separatabdruck aus B. XLIV der Denkschriften der kaiserlichen Akademie in Wien. Philos.-histor. Classe].

Altfranzösische Prosalegenden aus der Hs. der Pariser Nationalbibliothek, fr. 818. Herausgegeben von A. Mussafia und Th. Gartner. I. Theil. Wien, W. Braumüller 1895.

Die Untersuchung Mussafias über Gautier de Coincy's Quellen steht in engem Zusammenhang mit seinen Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden. Die von Gautier seinen eigenen Angaben zufolge benutzte lateinische Mirakelsammlung von Soissons ist leider verschollen, es gilt daher seine Quelle, oder Quellen, aus der grossen Zahl uns überkommener bislang aber noch wenig durchforschter lateinischer Mirakelsammlungen zu ermitteln. Für sieben Mirakel Gautiers war das bereits geschehen. Mussafia will es für die 47 übrigen thun. Er teilt dieselben nach den in Frage kommenden Hss. in sieben Gruppen, von denen die erste allein elf Stücke umfasst. Für die den beiden letzten Gruppen zugezählten neun Mirakel hat M. die Quelle Gautier's nicht sicher oder gar nicht ermitteln können, da die Sammlung Q der Pariser Hs. lat. 18134, welche hier zunächst oder allein in Frage kommt, wahrscheinlich selbst auf Gautier beruht. Reichliche Mitteilungen aus den Mirakelsammlungen, zum teil unter Gegenüberstellung von Gautier's Text ermöglichen dem Leser sich eine klare Vorstellung über die recht selbständige Art und Weise, in der Gautier seine lateinischen Vorlagen verwertet hat, zu bilden und lassen den Wunsch nach einer neuen Ausgabe seiner Dichtungen um so lauter werden. Das Thatsächliche der lateinischen Berichte bleibt in ihnen, wie M. einleitend ausführt, zwar unverändert, doch begegnen wir einer sehr ausführlichen Darstellung, die durch ihre Lebendigkeit anziehend wirkt, aber oft von Weitschweifigkeit nicht freizusprechen ist. Gerne lässt Gautier die handelnden Personen reden. Der Stil ist mannigfaltig, behende und

launig, die Sprache reich an volkstümlichen Ausdrücken und Wendungen. Ganz anders verfuhr der anglonormannische Dichter Adgar und der anonyme Prosabearbeiter (nicht Reimer, wie durch ein Versehen auf S. 2 gesagt wird) der Legenden, welche in der Par. Hss. fr. 818 enthalten sind. Beide haben ihre Vorlagen so genau wiedergegeben, dass sie sie ersetzen könnten.

Der erste Teil der eben erwähnten Sammlung altfranzösischer Prosalegenden in der Par. Hs. fr. 818 ist von Mussafia und Gartner inzwischen auch veröffentlicht. Sie haben die Ausgabe vor allen des sprachlichen Interesses wegen, dann als Probe der in Frankreich so üppigen Übersetzungslitteratur unternommen. Der vorliegende Teil umfasst zehn Legenden, die den Teil ausmachen, welcher vom ersten an der Hs. beteiligten Schreiber herrührt. Die Wiedergabe des Textes ist möglichst getreu, doch sind Apostrophe und Interpunction, aber keine Accente eingeführt. Druckeinrichtung und Anmerkungen rühren von Mussafia her. In letzteren wird namentlich auf die lat. Quellen Bezug genommen. Eine sprachliche Studie nebst Glossar wird dem zweiten Teil, der in Jahresfrist erscheinen soll, beigegeben werden. Eine eingehende Besprechung der Publikation wird erst angezeigt sein, wenn dieser zweite Teil vorliegt.

E. Stengel.

Spirgatis, E. *Verlobung und Vermählung im altfranzösischen volkstümlichen Epos.* [Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1894]. Berlin 1894. R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. Hermann Heyfelder. 27 S. 4⁰.

In seinem umfassenden, durch glänzende Darstellung und gründliche Kenntnis der mittelalterlichen französischen Litteratur ausgezeichneten Werke *La Chevalerie* hat Léon Gautier über Verlobung und Vermählung in der feudalen französischen Gesellschaft des Mittelalters ausführlich gehandelt. Wenn gleichwohl der Verf. vorliegender Abhandlung denselben Gegenstand zu behandeln unternommen hat, so veranlasste ihn dazu einmal die Erwägung, dass das Werk Gautier's in Deutschland kaum über den Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt sein dürfte, dann aber auch das Bestreben „die Frage in einem allgemeineren kulturhistorischen Zusammenhange“ erneuter Prüfung zu unterziehen. Ref. ist der Ansicht, dass auch nach Gautier dem Gegenstande noch interessante Seiten sich abgewinnen lassen und derselbe es daher wohl verdiente, nochmals eingehend untersucht zu werden. Und zwar dürfte, wer eine der-

artige Neubearbeitung unternimmt, auf zweierlei sein Hauptaugenmerk zu richten haben: auf eine sorgfältige chronologische und lokale Bestimmung des der Untersuchung zugrunde gelegten epischen Materials und auf eine eingehende Berücksichtigung alles dessen, was uns aus anderen Quellen über Eheschliessungs-Recht und Eheschliessungs-Brauch bekannt ist. Eine solche Untersuchung wird des Interesses auch dann nicht entbehren, wenn sich — was a priori als wahrscheinlich bezeichnet werden darf — herausstellt, dass sich das, was sich uns aus den Litteraturdenkmälern ergiebt, in den seltensten Fällen verwerten lässt, um die Ergebnisse aus anderen Quellen aufzuhellen, wohl aber der Aufhellung durch diese in den meisten Fällen bedürftig bleibt. Dem Verf. darf die Anerkennung nicht versagt werden, dass er wenigstens insoweit bemüht war, seinem Stoff in der angegebenen Weise gerecht zu werden, als er das, was aus den Rechtsquellen über Verlobung und Vermählung im Mittelalter bekannt geworden ist, in mehreren Punkten für seine Darstellung verwertet hat, wenngleich er auch hier des Guten wohl viel mehr noch hätte thun können und demjenigen manches zu thun übrig gelassen hat, der nach ihm das gleiche Thema nochmals zu behandeln sich zur Aufgabe machen sollte. So ist ein wichtiger Punkt, der die Kanonisten viel beschäftigt hat, die Bedeutung der copula als Eheschliessungsfaktor, von Sp. überhaupt nicht berührt worden, obwohl das von ihm durchsuchte epische Material ein näheres Eingehen hierauf nahegelegt hätte. Bekannt ist, dass — sehen wir von der Raubehe als der ältesten Eheschliessungsform ab — das Eheschliessungsrecht der Römer wie der Germanen mit dem Frauenkauf beginnt[1]) und dass eine fortschreitende, auf Anerkennung der rechtlichen Stellung des Weibes drängende Civilisation die Kaufidee allmählich zurücktreten, dagegen die übereinstimmende Willenserklärung (consensus) der Eheschliessenden immermehr als conditio sine qua non für das Zustandekommen eines rechtskräftigen Ehebündnisses in den Vordergrund treten liess. In den Litteraturdenkmälern, die für uns hier in Frage kommen, spielt denn auch der Consensus als wesentliches eheschliessendes Moment eine wichtige Rolle, wenn auch in ihnen ältere Rechtsauffassung, nach der dem Mundwalt, so namentlich dem Könige,* wenn er als oberster Lehnsherr diese Befugnis übt, unbedingtes Verfügungsrecht über die Hand des Mädchens oder der

---

[1]) Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen namentlich E. Sehling, *Die Unterscheidung der Verlöbnisse im Kanonischen Recht.* Leipzig 1887. Ferner u. a. L. Desforges, *Etude historique sur la formation du mariage en droit romain et en droit français.* Paris, A. Rousseau 1887. A. Colin, *Des fiançailles et des promesses de mariage.* Paris, A. Rousseau 1887.

Witwe zustand, manchmal noch gar vernehmlich nachklingt. Mit der Frage nach der ehewirkenden Kraft des Consenses steht nun jene andere nach der Bedeutung der Copula als Eheschliessungsfaktor in enger Beziehung und ist im Zusammenhange damit von den Rechtshistorikern wiederholt behandelt worden. Sehling kommt zu dem Schluss, dass im römischen Recht die Herstellung der ehelichen Lebensgemeinschaft zwar unter bestimmten Voraussetzungen als concludente Handlung für den Eheschliessungswillen gilt, im allgemeinen aber zum Zustandekommen der Ehe nicht erforderlich ist. Ebensowenig wäre das deutsche Recht jemals so weit gegangen, die copula an sich genommen als die alleinige Form der Eheschliessung zu bezeichnen, noch auch hätte die ältere Kirche die copula unter die zum Zustandekommen der legitimen Ehe erforderlichen Momente gerechnet. Erst die Annahme der auf Leo I. zurückführenden neuen Sacramentstheorie in der fränkischen Kirche brachte hier eine Änderung. Den Verfechtern dieser neuen Lehre kam es vor allem darauf an, die vom geltenden Recht anerkannte Ehescheidungsmöglichkeit wegen Impotenz und die kirchliche Forderung der Unauflösbarkeit der Ehe in Einklang zu bringen. Blieb dieser Widerspruch bei der älteren kirchlichen Auffassung: *consensus, non copula facit nuptias* bestehen, so fiel er weg bei der Annahme, dass für das Zustandekommen einer wirklichen, sacramentalen Ehe die copula — durch welche die Ehegatten una caro werden — die Voraussetzung bildet. Bekannt ist[1]), dass im Frankenreich Hincmar von Rheims im 9. Jahrhundert der wissenschaftliche Begründer und erste Vertreter dieser Sacramentslehre wurde und durch ihn die Copulatheorie Eingang in die fränkische Kirche gefunden hat, bekannt ferner, dass gegen die neue Lehre eine lebhafte Opposition sich erhob, dann eine vermittelnde Ansicht: *consensu initiatur = desponsatio initiatur matrimonium — copula perficitur* aufkam, die in der ecclesia gallicana und in Oberitalien (Bologna) die herrschende wurde. Ich kann alles das hier nur andeuten, nicht ausführen. Es ist aber durchaus nöthig, jene Verhältnisse scharf ins Auge zu fassen, wenn man überall zu einem richtigen Verständnis dessen durchdringen will, was in litterarischen Denkmälern des Mittelalters über Eheschliessung gelegentlich bemerkt wird. So wenn es Raoul de Cambrai, Vers 6184 ff., heisst:

> *Biax sire rois, merci.*
> *N'a encore gaires que B. li hardis*
> *M'a espousée, par verté le vos di;*
> *Mais une chose voirement i failli*
> *Q'ains ne geümes en .I. lit moi et li.*

---

[1]) S. Sehling l. c.

> *Iugies en droit, li clerq de cest païs,*
> *Laissiés vos dont crestienté honir?*
> *— Trestuit se taissent li grant et li petit*
> *Car molt redoutent li fort roi Loeys.*

Beatrix hat den Bernier geheiratet. Der König Ludwig will von dieser Ehe nichts wissen und Beatrix dem Erchambaut von Pontois zur Frau geben, wogegen dieselbe Protest erhebt, indem sie die Auffassung vertritt, dass der noch nicht stattgehabte concubitus als ein berechtigter Einwand gegen die Rechtsgültigkeit ihrer Ehe mit Bernier nicht geltend gemacht werden könne. Der Text ist wohl sicher um eine Zeit entstanden, in der Hincmar seine Copula-Theorie bereits entwickelt hatte. Nur im Zusammenhang damit und mit den Streitigkeiten, die sich daran angeschlossen haben, ist die Stelle verständlich. Beachtenswert sind auch die weiteren Ausführungen in demselben Epos. Nachdem Bernier eines Tages tod gesagt war, und dann Beatrix die Ehe mit Erchambaut einzugehen genötigt wurde, lässt sie sich von einem fremden Arzte ein Mittel geben, welches dem neuen Gemahl den Vollzug der copula unmöglich macht und stellt sich damit gewissermassen auf den von ihr vorher bekämpften Standpunkt, wonach erst die copula die Ehe existent macht. — Galt nach der in der gallicanischen Kirche herrschenden Auffassung der Satz: ohne copula keine Ehe, oder ohne copula wenigstens keine sacramentale, unlösbare Ehe, so war dabei selbstverständlich vorausgesetzt, dass in der copula der auf die Ehe gerichtete beiderseitige Wille ausgesprochen sein musste, dagegen die durch List oder Gewalt herbeigeführte copula ehewirkende Kraft nicht hatte. Letzteren Fall behandelt eingehend der Verf. des Anseïs von Karthago. Ysoré's Tochter Letise weiss durch List den König Anseïs dahin zu bringen, dass er, ohne es zu wissen und zu wollen, mit ihr den Beischlaf vollzieht, indem sie dabei sich der Hoffnung hingiebt, den für das Zustandekommen des von ihr angestrebten Bundes erforderlichen Consens nachträglich zu erwirken:

> 847 ff. „*Mais par chel dieu, ki maint en Trinite*
> *A mon cier pere dirai la verite,*
> *Ke li rois a le mien cors ahonte*
> *Et vers lui a fause sa loiaute;*
> *Vilainement li moustre s'amiste.*
> *Et quant mes pere en sara la verte,*
> *Cheli menra ariere en son regne,*
> *Pais faira tant au nouvel corone,*
> *K'il me prendra, si seront acorde*".
> *Ensi devise la soie voulente.*

Der Plan misslingt. Die Ehe wird nicht geschlossen. Doch

genug hiervon. Aufgabe des Verfassers wäre es gewesen, die franz. nationale Epik auch nach dieser Richtung hin zu prüfen. Was er giebt, sind lediglich Andeutungen über einige auf die Bettbeschreitung der Vermählten bezügliche Formalitäten. Zu den von ihm in diesem Zusammenhange beigebrachten Stellen sei eine weitere hinzugefügt, die sich Anseïs Vers 6933 ff. findet:

> *Et chil, ki sont de la table fieve,*
> *En une cambre de grant autorite*
> *Ont fait un lit avueques l'espose....*

Der Herausgeber, J. Alton, bemerkt dazu „ist unverständlich; sollte der junge Gemahl selbst bei der Zubereitung des Bettes mitgeholfen haben?" Zu bemerken ist, dass die Hss. abweichende Lesarten haben: C. schreibt (un lit) a novel espose, D.: l. qui fu a lespouse. Vers 6955 ff. wird die benedictio thalami erwähnt:

> *Dans Englebers, ki mout a de bonte*
> *A lues le lit beneï et sacre*[1]).

Ein weiterer Punkt, den Vf. wenigstens nicht mit der wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt hat, betrifft die Wiederverheiratung. Mehr nebenbei nur erfahren wir, dass das Eingehen zweiter Ehen in der feudalen französ. Gesellschaft etwas ganz gewöhnliches war. Bekanntlich hatte die katholische Kirche die zweite Ehe (bigamia successiva), wenn auch nicht verboten, so doch auch nicht eigentlich anerkannt. Es verdient daher besondere Beachtung, wenn in den altfranzös. Epen wiederholt erwähnt wird, dass die Witwe, wenn sie zur Wiederverheiratung schreitet, des priesterlichen Segens teilhaftig wird. So im *Rom. d'Aubery* S. 37 (citiert von Friedberg *l. c.* pg. 59):

> *Desous un paile, que fist fere une fée*
> *fu la roïne benëite et sacrée.*

Aus Gar. le Loh. erfahren wir, dass es Brauch war, bei der Wiederverheiratung der Witwe eine gewisse Wartezeit (tempus lactus) zu beobachten, indem Helissent von Ponthieu ihrem Bruder

---

[1]) Da hier einmal von der copula carnalis die Rede ist, will ich nicht unterlassen eine Stelle hervorzuheben, an der es um den Beischlaf vor der Eheschliessung sich handelt: Doon de Mayence, S. 112.

> *Mez une costume est en no païs entree,*
> *Que nisun hons ne prent fame crestiennée*
> *Dusqu'il l'a une nuit beisié et acolée;*
> *Lors, se il siet a li et a chele ragrée,*
> *Il la prent à mouillier, à l'us de sa contrée.*

Ueber die Sitte der Komm- oder Probenächte vgl. Friedberg, *Das Recht der Eheschliessung in seiner geschichtlichen Entwickelung*, Leipzig 1865, S. 84, wo weitere einschlägige Litteratur verzeichnet ist.

Baudouin von Flandern, der sie zur Wiederverheiratung drängt, antwortet:

I. S. 157. *Frères . . qu'est-ce ore que tu dis?*
Ancor n'a gaires que monsignor perdis,
N'a pas un mois que fut en terre mis . . .
Trestos li mons devroit de moi laidir
Se je, si tost, avoie baron pris.

Es ist wohl nicht blosser Zufall, wenn der Dichter hier die Frist eines Monats erwähnt. Wenigstens fehlt es in den Rechtsquellen nicht an Bestimmungen (z. B. cap. 21 der Aachener Synode a. 817), wonach der Witwe eine Wartezeit von 30 Tagen zur Pflicht gemacht wird, nicht als ob damit die Kirche der zweiten Ehe ihre Sanction hätte erteilen wollen, sondern weil sie dem weltlichen Gesetz machtlos gegenüberstand und mehr nicht erreichen konnte (s. Freisen, *Geschichte des canonischen Eherechts* S. 658 f.). Bemerkenswert ist nun, dass im Lothringer-Epos gleichwohl die Vermählung der Helissent mit ihrem zweiten Mann unverzüglich stattfand und mehr noch, dass, wie uns geschildert wird, auch der priesterliche Segen nicht fehlte:

N'i ot nul terme, né jor n'i ot assis:
Mais maintenant au mostier sunt guenchis;
Clers et provoires i ot au benéir,
Espousé sunt; dou mostier sunt partis.

Man wird nicht wohl anzunehmen haben, dass der Verf. des Epos hier seiner Phantasie freien Lauf gelassen hat, sondern dass in der gallikanischen Kirche zeitweilig eine laxere Praxis geübt worden ist und darf darin eine Bestätigung der Richtigkeit des Resultates sehen, zu dem Freisen *l. c.* pg. 674 auf Grund einer Untersuchung der Rechtsquellen gelangt ist, wenn er bemerkt: „Hincmar von Rheims erklärt ausdrücklich, dass nur eine virgo, sowohl bei der professio wie auch bei der Ehe eingesegnet werden dürfe . . . Es scheint jedoch diese Praxis erst später eingeführt zu sein, da das alte Sacramentarium gallicanum (vor dem 9. Jahrh.) ein Formular für Einsegnung der zweiten Ehe hat. Benedict Levita III. 389 beruft sich auf das Sacramentarium bezüglich Einsegnung der ersten Ehe und muss somit um jene Zeit dasselbe geändert worden sein".

Als man im 11. Jahrhundert anfing, für das Frankenreich das römische Recht zu recipieren, taucht hier auch die römischrechtliche Bestimmung auf, wonach der Witwe ein Trauerjahr vorgeschrieben war[1]). Aus dem volkstüml. französ. Epos lässt sich in

[1]) Vergl. Freisen l. c. pg. 659.

diesem Zusammenhange vielleicht eine Stelle in Aye d'Avignon anziehen. Als der König die verwitwete Aye zwingen will, den Herzog Miles zu ehelichen, macht diese geltend:

S. 99. . . . .I. *respit en weil, sire,*
Enfreci qu'a .I. *an, à mains n'en wiell je mie;*
Lors en ferai requeste as barons de m'empire,
Et si m'iert tresalez le mautalent et l'ire,
Adonc ferai, beau sire, à vostre commandie.

Der Königin erscheint diese Forderung berechtigt, und Miles willigt ein.

Wenn die Kirche schon die zweite Ehe nicht eigentlich billigte, sondern nur gestattete, so stand sie selbstverständlich der bigamia simultanea durchaus ablehnend gegenüber. Besonderer Bestimmungen bedurfte es hier nicht, weil die Auffassung von dem monogamen Charakter der Ehe vom weltlichen Recht bereits anerkannt war. „Die Kirche hatte nicht mehr gegen die Polygamie zu kämpfen, sondern vielmehr gegen die Praxis in gewissen Fällen eine zweite Ehe einzugehen . . ." (Freisen). Derartige Fälle waren z. B. gegeben, wenn der Mann in Kriegsgefangenschaft geriet und nach einer bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt war, oder wenn er totgesagt war, oder bei Ungläubigen, welche sich nach der Taufe wiederverheiraten, obwohl der ungläubig gebliebene andere Gatte noch am Leben ist. Aus den Rechtsquellen ersehen wir, dass die Beurteilung solcher Fälle im Laufe der Jahrhunderte Schwankungen unterworfen war. Von Interesse wäre es nun gewiss auch hier, zu untersuchen, wie in den Litteraturdenkmälern derartige Fälle behandelt werden, und es würde eine solche Untersuchung aus dem Rahmen einer Arbeit über „Verlobung und Vermählung" keineswegs herausfallen. Jourd. de Blaiv. werden dem Erzbischof die folgenden Worte in den Mund gelegt, um Oriabel zu einer neuen Ehe zu bewegen:

2342 ff.[1]) . . . . *dame, bien l'ai oi,*
Ce dist la laittre et li bries qui est ci.
Cil gentiz hom qui a moillier voz prinst,
Par grant dolor est de voz departis.
Je voz donrai, s'il voz vient a plaisir,
Autre seignor que aurez a mari.

In Raoul de Cambr. 6717 ff. genügt dem Könige ebenso die Mitteilung, welche ihm von dem Schicksal des Bernier gemacht

[1]) Bereits citiert von H. Modersohn, *Die Realien in den altfranzösischen Chansons de geste „Amis et Amiles" und „Jourdains de Blaivies"*. Münster. Dissertat. 1886.

wird, dessen Frau Beatrix zu alsbaldiger Wiederverheiratung zu drängen. Nach der Auffassung eines Canonisten aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts (Tancred, *Summa de matrimonia.* S. Freisen *l. c.* pg. 369) macht, wenn ein Mann gegen die Sarazenen gezogen ist oder auf einer weiten Reise sich befindet, der Eid jener Personen, welche von seinem Tode Kunde haben, die zweite Ehe erlaubt. Nach canonischem Recht wäre dann die andere Ehe direct erlaubt gewesen, während nach weltlichem Recht nach geleistetem Eide noch ein Jahr gewartet werden musste[1]).

Ich lasse jetzt noch einige Bemerkungen zu einzelnen Ausführungen des Verfassers folgen. Nach einer kurzen Einleitung rechtshistorischen Inhalts beginnt derselbe seine Darstellung mit einer allgemeinen Bemerkung über die Auffassung vom Wesen der Ehe, wie uns dieselbe im volkstümlichen Epos entgegentritt. Nach ihm wären die Helden der Chansons de geste in der Regel wenig geeignet, die Rolle des zärtlichen Liebhabers zu spielen und hegen dieselben „von der Frau geradezu eine geringe Meinung, betrachten sie fast wie eine Ware und sehen die Ehe lediglich als ein Geschäft, als ein Mittel an, ihre Stellung gegenüber ihren Feinden zu verbessern". Mögen diese Ausführungen im allgemeinen das Richtige treffen, so wäre es doch wohl angebracht gewesen, dieselben unter Hervorhebung namentlich solcher Stellen, an denen altfrz. epische Dichter über den Ehezweck speciellere Angaben in ihre Darstellung einfliessen lassen, näher zu begründen. Zweck der Ehe ist nach der Auffassung der ritterlichen Gesellschaft des Mittelalters, wie uns dieselbe im volkstümlichen Epos entgegentritt: 1. Befriedigung des Geschlechtstriebes: *Querrez moi fame, mes cors*

---

[1]) Verlassen wir das Gebiet der nationalen Epik und halten wir Rundschau auf dem Gebiet der übrigen altfranzösischen Litteratur, so bietet sich uns eine Fülle von Material, das in diesem Zusammenhange sich verwerten lässt. Vgl. G. Paris, *La légende du mari aux deux femmes* (Académie des inscriptions et des belles lettres, 1887, S. 571—586) und W. Foerster, *Ille et Galeron*, Einleitung. Wenn wir, wie in der bekannten Geschichte des Grafen von Gleichen, die G. Paris l. c. zum Ausgangspunkt für seine Betrachtungen macht, den Papst ein weitgehendes Dispensationsrecht in Eheschliessungssachen üben sehen, indem er dem Grafen gestattet, gleichzeitig mit zwei Frauen in legitimer Ehe zu leben, so fällt mir dabei eine Stelle der 2ten Branche von Cour. Loois ein. 388 ff. sagt der Papst zu Guillaume:

Vei ci saint Pere, qui des anmes est guarde:
Se por lui, sire, fais ui cest vasselage,
Char puez mangier les jorz de ton eage
Et feme prendre tant come il t'iert corage.

Allerdings braucht man hier nicht notwendig an bigamia simultanea zu denken.

mestier en a sagt der Herzog Hervis zum Abt von Gorze. Garin le Loher. I, 47. 2. Besitz zu erwerben: Couronn Loois 1369 rät der Papst Wilhelm ein Weib zu nehmen, indem er zur Motivierung hinzufügt: *Bachelers estes, de terre avez mestier.* 3. Erzielung von Nachkommenschaft behufs Vererbung des Besitzes wird so oft als Ehezweck angegeben, dass es fast überflüssig ist, dafür Belege zu geben. So heisst es z. B. Aymer. de Narbonne 1334 ff.:

Adont li loent li petit et li grant:
Aymeris sire, por Deu onipotant,
Car prenez fame, n'alez plus atandant,
Dont eussiez, biaus sire, aucun enfant
Qui del pais fust après vos tenant.
S'estes sans oir, ce sera dolor grand;
Joie en avront Sarrazin et Persant.

4. Politische Erwägungen verschiedener Art: Anseis 929 f. bemerkt Raimons, indem er für A. um die Hand der Tochter des Marsilies anhält: *S'il vous agree, la guere fineron, Dore en avant bon ami en seron, N'i ara mais ne noise ne tenchon, Par mariage maint mal abaise l'on.* Vergl. noch Raoul de Cambr. 902 f. Garin le Loh. II, S. 64. Die in den vorstehenden Sätzen ausgesprochene Ansicht über die Ehe ist nun aber, wie es nach Spirgatis Andeutungen scheinen könnte, doch wohl nicht für die mittelalterliche feudale Gesellschaft besonders charakteristisch. Oder ist es nicht dieselbe Auffassung, wenn kirchliche Schriftsteller und Glossatoren derselben Zeit ebenso „die Erzeugung einer proles und die legitime Befriedigung des Geschlechtstriebes" als den doppelten Zweck der Ehe hinstellen (s. Freisen *l. c.* pg. 22 ff.)! Hervorzuheben ist weiter, dass neben jener materialistischen doch auch eine mehr ethische Auffassung von dem Verhältnis der Ehegatten zu einander im Epos nicht unausgesprochen bleibt: *Mult doit liés estre hom qui bone feme a, E, s'il est bons, de fin cuer l'amera; Le bon conseil que li done crera* heisst es Aliscans 253 und Aim. de Narb. 2392 ff. lesen wir die von Sp. selbst in anderem Zusammenhange citierten Worte: *Mès une chose sachiez qu'est veritez, Molt est li hom fox et musarz provez, Qui fame prant outre ses volentez. Ja se li hom n'est de sa fame amez, N'en sera bien serviz, ne annorez.*

S. 10 f. hätte erwähnt werden können, dass in Aye d'Avign. der Sohn, der vom König Ganor zum Ritter geschlagen war, als Verlober seiner eigenen Mutter bei deren Wiederverheiratung erscheint, über diese die Mundgewalt übt. Der Heide Ganor hält bei Guy um die Hand von dessen Mutter Aye an mit den Worten:

S. 107. *Or me di verité, dorras me tu ta mere?*

Woranf dieser erwidert:

Oil, certez, ja ne vous ert vėé,
Car je wiel et otroi que vous soiez mon pere.

Hierauf bekräftigen beide den Vertrag durch gegenseitigen Eid:

Iluec li a li enfes fiancie et jurée,
Et Ganor sor sez diex sa fiance livrée.

S. 110 werden weiter dem Guy die Worte in den Mund gelegt:

Ganor aura ma dame, car je li ai donnée.

Als dann G. bemerkt, er wünsche sich nunmehr zunächst des Consenses der von ihm zur Frau Begehrten zu versichern *(je weil savoir de lui le cuer et la pensée)*, antwortet Guy:

Mon seignor, si soit com vous agrée;
Vos ne la poez perdre quant la vous ai donnée.

S. 11. Wenn Vf. bemerkt „dem Herrscher steht aber nicht allein das Recht der Bestätigung und Versagung zu; er kann über die Hand der Tochter eines Vasallen nach eigenem Ermessen verfügen. Daher hat er als Verlober sogar den Vortritt vor ihrem natürlichen Vormund", so scheint mir das hierfür angezogene Beispiel Loh. II. S. 69 deshalb nicht gut gewählt zu sein, weil hier Milon aus freien Stücken ausdrücklich darauf verzichtet, die Verlobung seiner Töchter mit Garin und Begues zu vollziehen. S. 68 übergiebt M. seine Töchter dem Könige mit den Worten:

Tenez mes filles, biaus sire rois Pepins,
Metez les si qu'à bien puissent venir.

Weiter heisst es dann:

Il (der König) *les embrasse soz son mantel hermin,*
Et les pucelles li font parfont enclin.

Die Stelle scheint mir vielmehr bemerkenswert vor allem deshalb, weil hier der König, bevor er den Verlobungsact vornimmt, die beiden Töchter Milons förmlich unter seinen Schutz, dessen Symbol der Mantel ist[1]), nimmt.

S. 22 ff. handelt Vf. von der traditio puellae am Tage der Vermählung und erwähnt die dabei üblichen Ceremonien. Bemerkt sei dazu, dass in Raoul de Cambrai Berniers Gemahlin Beatrix mehrere Ringe trägt:

Dist la pucele: Merci, biax sire rois.
N'a encore gaires que B. li cortois
M'a espousée: les aniax ai es dois.

---

[1]) Vergl. Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer* S. 160: „Bei der adoption und legitimation wurden die Kinder unter den Mantel genommen, sie hiessen Mantelkinder" etc. und auch G. Tamassia, *Il diritto nell' epica francese dei secoli XII e XIII* (In: *Rivista italiana per le scienze giuridiche* I, S. 230), wo unsere Stelle erwähnt ist. Ueber den Mantel als Rechtsymbol bei der Verlobung s. Weinhold, *Die deutschen Frauen*[2] I, 341.

Die Stelle ist vom eherechtlichen Standpunkte bemerkenswert, weil die Auffassung vertreten wird, dass mit den Formalitäten der sponsalia de praesenti, auch ohne nachfolgende copula (s. oben S. 141), die Ehe existent ist. Wenn dabei von *les aniax* im Plural die Rede ist, so darf das vielleicht dahin gedeutet werden, dass neben dem Trauring hier der Verlobungsring als Symbol der eingegangenen Verbindung figuriert? — Wenn Vf. ib. über die Form des Traurings sagt „Im Gegensatz zu dem heute üblichen einfachen goldenen Reif, war der Trauring damals mit Edelsteinen verziert und sollte wohl auch geheimnisvolle Kräfte besitzen, um im Notfalle als wirksamer Talisman zu dienen", so bin ich zwar nicht in der Lage, dies zu widerlegen, meine aber, dass durch die von Sp. erwähnte eine Stelle aus Aye d'Avignon[1]) seine Behauptung nicht als allgemein gültig sich erweisen lässt und will nicht unbemerkt lassen, dass Colin in seiner rechtshistorischen Abhandlung *Des fiançailles et des promesses de mariage* S. 123 genau die entgegengesetzte Ansicht ausspricht: *De fer qu'il (l'anneau de fiançailles) était chez les premiers Romains, il devient d'or pur. Il est parfaitement rond pour montrer que l'engagement qu'il représente ne doit avoir aucune fin; il ne doit être enrichi ni de pierreries, ni de ciselures auquelles les inombrables superstitions populaires, longtemps vivantes n'eussent pas manqué d'attribuer un effet magique.* — Lässt sich der Ring als die häufigste Form bezeichnen, welche die arrha angenommen hat, so begegnet doch daneben im Epos einige Male noch der solidus et denarius (esposer de l'argent et d'or mier) in gleicher Verwendung. Vergl. dazu ausser Spirgatis pg. 23 noch diese *Zs.* XV, S. 199[2]).

D. Behrens.

Merveilles advenir en cestuy an vingt et sis. Pronostication satirique pour l'année 1526. Collection des bibliophiles genevois Nr. 1. Genève, librairie Jullien, 1893. 42 pages 8⁰. Prix: fr. 6.

Ce petit poème de trois cents vers, oeuvre d'un auteur inconnu, a été imprimé à Genève en 1526. Un seul exemplaire en était resté; il appartenait à M. le comte de Lignerolles. A la mort de ce riche

---

[1]) Vergl. noch Godefroy *l. c. Table alphabétique* s. v. *anneau.*

[2]) Ich benutze hier die Gelegenheit, um einen Irrtum zu berichtigen, in welchem ich mich bei der Abfassung der *Zs.* XV abgedruckten Besprechung von Altons Ausgabe des Anseïs von Karthago befand und auf den Herr Professor Suchier mich aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hatte: es hat das *l. c.* pg. 196 erwähnte *coumain* in *gente coumaine* mit *commune* nichts zu thun. Das Richtige findet sich *Romania* IX, S. 173.

amateur, il a été vendu; le libraire qui l'a acheté 400 fr., l'offre dans ses catalogues au prix de 600 fr. M. Alfred Cartier a fait la description de cet exemplaire dans les Mémoires de la Société d'histoire de Genève (tome XXIII, pages 547 à 551).

M. Théophile Dufour, déjà connu par un intéressant travail bibliographique[1]) a donné de ce curieux poème une réimpression faite avec beaucoup de soin. Il se divise en trois parties; dans la première, le poète se représente enlevé par les Dieux au milieu de sa promenade:

Ung bien matin, par le travers des blés,
Ainsi qu'errant je passoye chemin,
En contrehault tenant les yeulx bendés,
Vois recognoistre Mars et Juno levés,
Cérès, Palas, ... et Bachus, dieu de vin,
Par sus les nues, avec grande assemblée
De petitz dieux . . . .
De moy sans faulte ilz firent une emblée.

— — — — — — — — — — — —

Et pour autant qu'ainsi ravi m'avoient
Pour réveller leurs secretz et propos,
J'heuz celle charge . . . .

Viennent ensuite de plaisantes pronostications pour chaque mois de l'année: l'auteur y fait une caricature de ces prophéties qui remplissaient les almanachs de cette époque, à la grande satisfaction de leur public:

En juing, vous verrés sur poeriers
Pâtez, conis, feisans et tartres . . . .
Puis, en juillet, l'arc pluvial
Sera chargé de junes dames . . . .
Et en aoust, pleuvront materas
Remplumés jusques à la teste . . . .

Le poème se termine par un épilogue, où l'auteur, parlant plus sérieusement, rappelle que l'avenir appartient à Dieu seul, et que l'homme n'est pas en mesure de le prévoir d'après le cours des astres:

Sainct Jhérosme, ce docteur vénérable,
En a escript . . . .
Et la Sibille appelée Erithée,
Vaticinant de Dieu tout éternel,
Comme celle qu'estoit illuminée, ...

---

[1]) *Notice bibliographique sur le Catéchisme et la Confession de foi de Calvin* (1537) et sur les autres livres imprimés à Genève et à Neuchâtel dans les premiers temps de la Réforme (1533—1540) par Th. Dufour. Genève, lib. Georg. 1878.

A dict, en somme, que du faict supernel
Dieu seul estoit grand juge perhemnel,
Sans ce que l'homme, muable créature,
En sceut juger par le cours de nature.

Dans ce poème, on compte quatorze dizains en décasyllabes rimant ainsi:

abaabbcbbc, cdccddcdde, efeeff ....

et vingt-trois huitains en octosyllabes rimant ainsi:

ababbcbc, cdcddede, efef ....

Mais un des huitains (le second du mois d'avril) et cinq dizains ont été mutilés par la suppression de deux vers dans chacune de ces six stances. Nous ne possédons en effet, dans l'exemplaire daté de 1526 qui nous a été conservé, qu'une reproduction négligemment faite d'une pièce qui avait été composée d'abord pour l'année 1524, comme M. Dufour l'a prouvé dans ses notes sur le vers 58 et sur les vers 253 à 256. Il manque les pronostications de janvier et février, qui devaient trouver place après le vers 214; trois dizains manquent aussi après les vers 46, 278, 286, à moins que ces vers ou ceux qui les suivent n'aient été maladroitement corrigés dans l'édition de 1526, le correcteur n'ayant pas pris garde à l'entrelacement des rimes, qui ramène au commencement de chaque stance la rime qui figure au dernier vers de la stance précédente.

Aux vers 127 et 129, il y a eu — nous ne sommes pas en mesure de dire pourquoi — une correction de ce genre, mal faite. Le vers 127 était sans doute:

Alors verrez s'ouvrir les nues

Car les rimes, dans ce poème, ne sont souvent que des assonances.

M. Dufour a fait quelques bonnes corrections à un texte manifestement incorrect. J'aurais conservé le texte primitif au vers 63: C'est viande; et au vers 134: fornir, en sous entendant: *et se* fornir .... Au vers 55, j'aurais écrit *toucher:* à qui mon parlemant voudra toucher; au vers 224: *qu'on* peut cuillir; au vers 238: *Pronostiquant;* au vers 300: *mains.* — Au vers 296, *baveries* veut dire bourdes plutôt que bavarderies; au vers 243: *erreur de bohémie,* soit de bohèmes ou bohémiens, disant la bonne aventure, selon M. Dufour; ne s'agit-il pas plutôt de l'hérésie des Hussites?

Cette plaquette est annoncée comme formant le No. 1 d'une collection dans laquelle M. Dufour se propose de remettre au jour une série de pièces du XVI[e] siècle, intéressantes pour l'histoire littéraire de Genève, celles surtout qui n'existent qu'en exemplaires rarissimes ou même uniques, en sorte qu'elles sont demeurées à peu près inconnues. L'entreprise ne saurait être en meilleures mains.

Souhaitons qu'elle se poursuive, et que pendant les années prochaines, les amateurs voient s'en succéder les fascicules avec quelque régularité.

EUGÈNE RITTER.

Wagner, Ernst Winfrid. *Mellin de Saint-Gelais.* Eine litteratur- und sprachgeschichtliche Untersuchung. Ludwigshafen a. Rh. 1893. Heidelberger Promotionsschrift. 149 ss. 8⁰.

Lebensgang, gesellschaftliche Stellung und Geschmacksrichtung machten M. de Saint-Gelais naturgemäss zu einem Nachbildner der Italiener in Inhalt und Form. Steht er rücksichtlich beider in starkem, wenn auch nicht unbedingtem Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen, so bewahrte er sich jedoch nationale Eigenart und grosse Selbstständigkeit in der Verwendung des sprachlichen Materials und Ausdrucks. Dass der Verf. genannter Abhandlung auf diesen Punkt so grosses Gewicht gelegt hat und so ausführlich darauf eingegangen, ist sehr anerkennenswert. Er beginnt mit einer allgemeinen Einleitung (S. 3—8), an welche sich eine Biographie (S. 9—17) schliesst, worin er neue Ergebnisse zwar nicht aufweisen kann, aber die Angaben seiner Vorarbeiter aufs sorgfältigste prüft und die kargen autobiographischen Anspielungen in St.-G's Gedichten chronologisch aneinanderreiht. Absch. II A bringt (S. 18—23) eine Zusammenstellung der Nachrichten über Veröffentlichungen der Werke des Dichters und eine kritische Besprechung der Ausgaben bis auf die jüngste von Blanchemain (1873), welche aber nicht abschliessend ist, obwohl sie mit Kritik gemacht und auch die zwei erhaltenen Hss. (S. 21) und die Bemerkungen der Kommentatoren (S. 23) heranzieht. Die Klassifizierung der bemerkenswerteren Werke M. de St.-Gelais' (II. B. S. 24—38) nach den Dichtungsgattungen scheint mir insofern wenig glücklich, als in den wenigsten Fällen der Dichter s e l b s t den Inhalt seiner Gedichte zu deren Form in eine bestimmte Beziehung gesetzt hat. So sah sich der Verf. genötigt, teils auf den Abschnitt über die Metrik hinzuweisen, teils dort manches zu wiederholen. Das Bild der dichterischen Thätigkeit St.-G's. aber verliert dadurch, dass inhaltlich zusammengehöriges an einer ganzen Anzahl von Stellen zerstreut steht, nur noch mehr an Einheitlichkeit. Vielleicht hat der Verf. das auch gefühlt und daher einen Abschnitt „Zur Charakteristik M. de St.-G's", welcher besser ganz am Ende stünde und dann die gewonnenen Resultate zusammenfasste, h i e r angefügt. Wollte er jedoch das in II B eingeschlagene Verfahren rechtfertigen, so hätte er in III St.-G's Charakter als Gelegenheitsdichter ausdrücklich betonen und näher darauf eingehen müssen, was er da überhaupt zu thun versäumte. Ebenso möchte ich ihm

verdenken, dass er, in diesen beiden Abschnitten nicht nur, sondern durch die ganze Schrift hindurch, seinen Vorgängern gegenüber in so starker kritischer Neutralität verharrt. Indem der Verf. den folgenden Abschnitt „Zum Sprachgebrauche Mellin's" betitelt, scheint er andeuten zu wollen, dass es ihm nicht auf unbedingte Vollständigkeit angekommen ist. Folgendes hebe ich hervor: Die Form *esmai* (S. 49) ist nicht nur provenzalisch; *guitterre* findet sich in dieser Schreibung bereits im Rosenroman. S. 50 *nau* (für *nef*) hat noch Hardy, *Cornélie* II 240, ebenso weist er noch häufiges *jacoit que* auf, das man sogar noch bis in's 18te Jh. hinein findet. Dass der Verf. zu den „Latinismen und Neubildungen gelehrten Ursprungs, welche der Periode oder St.-Gelais allein eigen, erstere grösstenteils nicht, oder in veränderter Bedeutung überdauert haben", auch das gut afr. belegte *amer* stellt, muss wunder nehmen, noch mehr, dass er S. 67 sich dieses Versehens nicht begiebt. *Bienfait* ist eb. zu streichen und S. 52 *estude* als bereits älteres gelehrtes Wort zu bezeichnen. *Apris* in der Bedeutung „geschickt" ist keine Neubildung, sondern u. a. schon in der afr. Lyrik zu erweisen. Ebenso sind *coustumier*, *chapeau* (= couronne), *desservir* (= mériter) und das halbgelehrte *repentance* im Afr. häufig zu finden. Nicht minder *guerredoner*, das doch, abgesehen von den bei Littré citierten Beispielen, schon Alexius 56,b steht, vielfach im Aiol und sonst. *Impitie* ist wohl nicht ein von Mellin erfundenes Wort vgl. Lacurne und Ducange s. v. Bei *sagette* hätte, um Verwechselung mit dem afr. häufigen Deminutiv von *sage* zu vermeiden, *sagitta* hinzugefügt werden müssen. In *boutter* ist schwerlich mehr als die Doppelschreibung des *t* Italianismus (afr. *bouter*). Neben dem S. 55 erwähnten *arsoir* finden sich Schreibungen wie *sarmon* und *aronde* bereits in östlichen Hss., die dem Ende des XIII. Jhs. angehören. Mit Rücksicht auf sein Vorkommen im Rosenroman u. ö. dürfte *fouir* für *fuir* als Italianismus kaum zu halten sein. Die Schreibung *aparence* (S. 61) ist die im Afr. übliche. Zu *sercueil* (S. 62) vgl. jetzt Cohn, Suffixwandlungen S. 256. Bereits das Afr. verwendet *tout* zur Steigerung (S. 65) und weiterhin (S. 70) eine Anzahl von Wörtern als Praepositionen, die heute nur noch als Partikeln gebraucht werden wie *dedans*, *devers* u. a. — Wenn in dem (S. 88—118) der Metrik gewidmeten Abschnitte der Verf. (S. 107) bei Mellin keine *vers libres* gefunden haben will, aber S. 109 die Aelles und das Madrigal als Gattungen einstrophiger Gedichte aufführt, so war es geboten, sich an einer dieser beiden Stellen mit der Ansicht von Ph. A. Becker *Z. f. R. Ph.* XII S. 90, 94—95 auseinanderzusetzen. Die Frage betr. die Einführung des Sonettes beantwortet der Verf. S. 126 dahin, dass Mellin der erste sei, der die italienische Gedichtform unabhängig, vor allem was den Inhalt betrifft, nachgeahmt. Als eine endgültige Lösung wird das kaum

anzusehen sein. — In seiner Annahme, den substantivierten Infinitiv auf italienischen Ursprung zurückzuführen (S. 123) geht W. fehl, da sich dieser afr. bereits sehr häufig findet, ja sogar derart, dass durch Beifügung des Adjektivs oder durch unmittelbare Vorsetzung des direkten Objektes, welches dann keinen Artikel hat, der Infinitiv von seinem Artikel getrennt ist. — Die Vorlage für das Gedicht *D'un eslongement* hätte der Verf. sich die Mühe geben können, bei Ariosto aufzusuchen, es ist Capitolo IX *Qual son', qual sempre fui tal esser voglio* und hätte ferner (ebenfalls S. 130), statt die immerhin vorsichtige Angabe der Herausgeber zu Vol. III 154 zu einer festen Thatsache zu stempeln, diese abweisen müssen. Übrigens hat Mellin die kleineren Gedichte Ariosto's noch öfter benutzt, so ist, um nur eines anzuführen, für *Nuit d'amour* (Vol. III 99, bei Wagner S. 36) jedenfalls dessen Capitolo VI *O più che'l giorno a me lucida e chiara* das Muster gewesen.

Wäre der Druck übersichtlicher angeordnet, wichtigeres herausgehoben und weniger wichtiges in Anmerkungen, von denen ein allzubescheidener Gebrauch gemacht ist, verwiesen, auch Satzungeheuer (wie z. B. ein 14 zeiliges auf S. 12) vermieden worden, so wäre das der sonst fleissigen und tüchtigen Arbeit nur zu statten gekommen.

Marburg. GEORG STEFFENS.

Brunetière, F. *Les époques du théâtre français (1636—50).* Paris, 1893, Calmann Levy. 373 S., 8°. Preis fr. 3,50.

Jeden Donnerstag finden am staatlich unterstützten Odéontheater *matinées classiques* statt, in erster Reihe für die studierende Jugend. Der Aufführung geht ein litterarischer Vortrag über das Stück voraus. Brunetières 15 Vorträge erstrecken sich über 250 Jahre der dramatischen Litteratur und wollen an besonders typischen Beispielen die Höhenzüge der Entwickelung des französischen Dramas beschreiben. Drei Corneille'sche Stücke „*Cid*", „*Menteur*" und „*Rodogune*" eröffnen den Reigen. Es folgen paarweise abwechselnd *Ecole des femmes* und *Tartuffe* einerseits, *Andromaque* und *Phèdre* andrerseits. Das 18. Jh. hebt an mit *Turcaret*, der ersten Schilderung von Geldmenschen; dann kommt Marivaux neben Voltaires Nationaltragödie *Zaïre*, hierauf das bürgerliche Drama und *Figaro*. Vom 19. Jh. sind ausser dem romantischen Drama nur Scribe und Musset zu finden.

Von lebenden Dramatikern sieht Brunetière ganz ab: *Si j'en avais dit trop de bien, j'aurais été, je vous aurais paru suspect de*

complaisance ou de flatterie; mais si je n'en avais pas dit assez, vraiment, j'aurais alors abusé de la situation quasi fortifiée que j'occupe sur cette scène, séparé d'eux par cette rampe et abrité contre leurs représailles par leur absence peut-être et, en tout cas, par leur savoir-vivre et par leur courtoisie. Daher fehlen Dumas, Sardou, Pailleron, Becque e tutti quanti, welche H. Parigot in *Le théâtre d'hier* behandelt.

Man sieht an jeder Seite des Buches, dass Brunetière sich in die geschilderte Zeit richtig hineingelebt hat und zwar so richtig, dass mitunter sein Standpunkt von befangenem Klassizismus sich nicht loszumachen vermag. Auch die ausländischen Anregungen kommen bei dieser Befangenheit viel zu kurz. Am besten tritt dies in der Besprechung der *Zaïre* hervor (S. 240 ff.). Mit Unrecht ist hier der Einfluss des englischen Theaters auf Voltaire herabgesetzt (S. 250). Dagegen dürfte Brunetières Auffassung teilweise gebilligt werden, dass für *Zaïre* dem Dichter drei Frauengestalten aus seiner Umgebung Modell sassen, die unglückliche *Adrienne Lecouvreur* († 1730), die Zirkassierin *Aïssé* mit ihrem Chevalier d'Aydie und vielleicht auch für einzelne Züge die göttliche Emilie, die Marquise *du Châtelet*. Freilich lässt sich gegen die Letztere einwenden, dass Voltaire vor 1733 seine *docte Emilie* gar nicht, oder wenigstens kaum erst kannte. Noch mehr liesse sich gegen den S. 263 ff. versuchten Nachweis vorbringen, dass die bewegende Grundidee in *Zaïre* nicht der Christenglaube sei, sondern Voltaire auch hier heimlich den *fanatisme* bekämpfe.

Musterhaft ist S. 217 Molières Antipode, der feine Marivaux aus seiner Zeit heraus behandelt und werden die Keime der Empfindsamkeit bei ihm und Prévost nachgewiesen. Ebenso die Entwickelung des bürgerlichen Dramas und die direkte Verwandtschaft von La Chaussée's Rührdrama mit dem modernen Sozialdrama, letzteres nach Lansons bekannter Arbeit. Es folgt eine Skizzierung des *Mariage de Figaro* (297 ff.) und seiner technischen sowie sozialen Bedeutung. Wertvoll ist bei der Abhandlung über das romantische Drama der Nachweis, dass die „Lokalfarbe" nicht Erfindung der Romantiker ist, sondern von Voltaire zuerst ausgiebig angewendet und vom volkstümlichen Melodramatiker Pixérécourt, dessen Stücke zwischen 1797 und 1835 etwa 30000 Aufführungen erlebt haben sollen, auf die Spitze getrieben wurde. Ein ergötzliches Beispiel aus P's *Christophe Colomb* wird 323 ff. gegeben. Ebenso findet sich schon 1800 bei Lemerciers *Pinto* die Mischung des Komischen und Tragischen. Fein hat Brunetière die Charakteristik des romantischen Dramas herausgearbeitet, jener Mischung von lyrischer Subjektivität und schrankenloser Freiheit der künstlerischen Phantasie. Die Missachtung gegen Scribe teilt er nicht, er weist im 15. Vortrag ihm und Musset

den richtigen Platz in der Entwickelung des zeitgenössischen Dramas an.

FREIBURG I. BR. JOSEPH SARRAZIN.

Parigot, Hippolyte. *Le Théâtre d'hier,* Etudes dramatiques, littéraires et sociales. Paris, Lecène, Oudin et Cie., 1893. XLIII und 448 S. — Preis 3,50 fr.

Da Brunetière's gesammelte Vorträge *Les Epoques du théâtre français* mit dem Jahr 1850 die übersichtliche Betrachtung des neueren Dramas der Franzosen abschliessen, so kann Parigot's Buch als Fortsetzung willkommen geheissen werden. Im raschen Fluge durchmustert der Vf. die Hauptmomente der bedeutungsvollen Entwickelung des zeitgenössischen Dramas, die mit Augier anhebt und mit H. Becque einen vorläufigen Abschluss gefunden zu haben scheint.

In der That ist der Ruhepunkt, welchen Ref. bei Veröffentlichung seiner Studien zum modernen Drama der Franzosen konstatierte (1888), noch immer vorhanden. Noch immer befindet sich die dramatische Litteratur in der Periode unsicheren Tappens und Tastens, bis vielleicht das Geschlecht, welches die Kriegsjahre 1870—71 zum Leben heraufriefen, die erlösende Kunstform findet. Einstweilen kommen auch uns selbst die von Augier geschaffenen Gestalten beim elektrischen Licht der modernen Bühnensäle etwas ältlich und abgeblasst vor.

Den Haupteinwand, der gegen Parigots Darstellung sich sofort darbietet, hat R. Doumic bereits erhoben *(Revue d'hist. litt.* I, S. 2). Sie besteht aus kunstvollen Einzelbildern, etwa wie ein Lustspiel Meilhac-Halévys. Der Verfasser hat sich der Mühe enthoben, dem Werdegang des modernen Sittendramas nachzuspüren und die einzelnen Etappen zu bezeichnen, welche innerhalb desselben jeder der Hauptdramatiker zurückgelegt hat. Dies geht schon aus der Anordnung des Stoffes hervor: Augier, Dumas fils, Pailleron, Labiche, Meilhac-Halévy, Sardou, Becque. Richtiger wäre Sardou zwischen Dumas und Pailleron einzureihen, sodass mit Labiche eine neue Etappe anhebt, auf welcher Meilhac-Halévy weiter wandern. Auch Zola verdient, wenigstens als Theoretiker, ein Plätzchen in einem Überblick der vorliegenden Art.

Parigot verfügt über einen flotten Stil, und er weiss es auch. Daher gleicht wohl die eine oder die andere Studie, welche er hier den hervorstechendsten Dramatikern widmet, einer Plauderei in einem Salon des *monde où l'on s'amuse*, und zwar in einem Salon, dessen Gäste den betreffenden Dramatiker und seine Hauptwerke so

gut kennen, dass jede der geistreichen Pointen Parigots, jede versteckte Anspielung auf keimkräftigen Boden fällt. Dem profanum vulgus muss und wird vieles entgehen.

Augier's Bild nimmt ein Viertel des gesamten Raumes ein. Mit Recht: denn Parigot versäumt nicht, das neugestaltete kulturelle Milieu eingehend zu schildern, aus welchem A.'s beste Dramen erwuchsen. Meisterhaft ist z. B. die Charakteristik der *blague parisienne*, in welcher der ernste Augier stets eine sittliche Gefahr erblickte (pag. 67 ff.). Doch scheint S. 82 ff. Augier's Lob dem Überschwang sich zu nähern: *c'est encore Molière, avec des oppositions moins accusées, quelque chose de plus uni, de plus fondu dans l'ensemble*, oder sogar: *Avec Molière, Emile Augier est le seul auteur dramatique qui ait écrit d'une égale supériorité en vers et en prose* (S. 114). Das gleiche ist bei der Analyse des *Maître Guérin* der Fall; P. überschätzt dieses Stück mit seinen fertigen Romanfiguren. Aber das eine werden wir zugeben, dass Augier's Dramen viel eher als etwa Zolas Romane getreue kulturgeschichtliche Urkunden zur Geschichte des Bürgertums des Second Empire sind (S. 36 und 122). Vermisst wird eine allgemeine Betrachtung über die Art, wie Augier die dramatische Lösung herbeiführt (vgl. *Montégut*, R. d. d. M., 1. April 1878, pag. 652—53).

Auf Augier folgt A. Dumas fils, der etwas weniger gut wegkommt. Immerhin wird en passant seine technische Fertigkeit mit derjenigen Corneilles verglichen (S. 126 ff.) und *Sylvanie* als Typus neben *Tartuffe* gestellt (176). Verdienstlich ist der Hinweis auf Balzacs Bedeutung für die im Sittendrama eingetretene Wendung: *Dumas n'est point allé au réalisme par aventure. Il s'est d'abord orienté dans cette région que Balzac avait défrichée. Il a pointé vers les questions sociales, vers les irréguliers de la vie* (S. 143). Ebenso darf man der Kritik beistimmen, die S. 207 ff. an Dumas' Idealen und Weltverbesserungsplänen geübt wird, sowie dem wortreichen Gesamturteil über ihn.

Das hübsche Charakterbild Pailleron's wird mit einer journalistischen Skizze des Salons im 19. Jahrhundert und einer Studie über das Eindringen der Ausländerinnen in die höhere Pariser Gesellschaft eingeleitet. Als Eigenheit dieses vollendeten Weltmanns hebt Vf. die Auffassung der jungen Mädchen hervor (*Sazaune*, *La Souris*), sowie die gefällige Eleganz innerhalb der realistischen Beobachtung und Darstellung. Indessen irrt Vf., wenn er meint, Pailleron's schriftstellerische Laufbahn sei noch nicht abgeschlossen (S. 290). Der Dichter des *Monde où l'on s'ennuie*[1])

[1]) *Le Monde où l'on s'ennuie* wurde 1881 aufgeführt, nicht 1891, wie es S. 243 durch Druckfehler heisst. Ferner ist S. 278 zu lesen *L'Age ingrat*, statt L'ange ingrat.

wartet nicht, bis man ihm das bekannte Solve senescentem zuruft. Der halbe Erfolg der *Souris* hat ihn belehrt, dass die Zeit beschaulicher Ruhe da ist, noch mehr derjenige der *Cabotins*.

Beim Lesen der Skizzen über Labiche (291 ff.), Meilhac-Halévy (315 ff.), Sardou (347 ff.) wird Ref. den Eindruck nicht los, als ob gerade hier der Vf. über den Mangel an tief eindringenden Studien habe täuschen wollen. Die behagliche breite Charakteristik Sardous zeigt jedoch starke Anklänge an Doumic's wenig bekannten Aufsatz im *Correspondant* vom 10. Oktober 1890.

Andererseits ist mit Genugthuung der Versuch zu begrüssen, dem vereinsamten und verbitterten Henry Becque in einer wohlabgerundeten Studie (S. 399 ff.) den Platz anzuweisen, welcher innerhalb der dramatischen Evolution unserer Tage ihm gebührt. Der Dichter der *Corbeaux* ist mitten in einer Zeit glänzenden Schaffens stehen geblieben und infolge seiner endlosen Polemiken gegen strenge und vermeintlich ungerechte Kritiker — namentlich Sarcey — verrufen und unterschätzt. Aus Becques *Souvenirs d'un auteur dramatique*, die nach Parigots Buch ans Licht kamen und daher seine Angaben vielfach ergänzen, ist zu ersehen, dass der Dichter immer noch an seinem Lebenswerk *Les Polichinelles* arbeitet, in welchem er die Moralverwirrung der modernen Pariser geisseln will. Mit einem humorsprudelnden Stück *(L'enfant prodigue)* hatte Becque seine Dramatikerlaufbahn begonnen, hierauf in *Michel Pauper* den erbarmungslosen Feldzug Dumas' gegen das Ewigweibliche fortgeführt, bis er in *Les Corbeaux* mit allen konventionellen Gestalten und mit allen Scribe'schen Bühnenkunststückchen brach. Becque ist der Standartenträger des naturalistischen Dramas, der französische Ibsen; aber diesem Feldherrn fehlen die Soldaten. Daher der selbstquälerische Zug in seinem ganzen Wesen und allgemein die gegen ihn herrschende Antipathie.

Es geht aus obiger Inhaltsskizze hervor, dass Parigot recht schätzenswertes Material zur Geschichte des neuzeitigen Dramas der Franzosen beibringt. Eine sorgfältige Überarbeitung des Ganzen würde zweifellos den inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Entwickelungsphasen schärfer hervortreten lassen.

JOSEPH SARRAZIN.

Doumic, R. *De Scribe à Ibsen.* Causeries sur le théâtre contemporain, Ouvrage couronné par l'Académie française. — Paris, Paul Delaplane [1893]. XVI und 352 Seiten, Preis fr. 3,50.

Eine Sammlung von kurzen Theaterbesprechungen mit einer trefflichen und bündigen Einleitung legt R. Doumic unter obigem

Titel vor. Die einzelnen Skizzen sind geschickt gewählt, ebenso geschickt gruppiert und behandeln zum Teil Autoren der allerjüngsten Zeit. — Doumic meint, Scribe sei der Vater des heutigen Dramas, weil alle Neuerungen aus Oppositionsstreben gegen seine Mache erwachsen seien. Aus Scribes seichter Behandlung der Charaktere sei das *théâtre d'analyse* hervorgegangen und logischerweise auch das jetzt noch im Werden begriffene *théâtre d'idées*, bis schliesslich Ibsen als Ideal der Jugend dastand. Diese Behauptung muss auf Widerspruch stossen. Jene langsame Evolution von Aussen nach Innen ist nicht beim Drama allein zu finden, sondern bei allen Kunstformen, insbesondere beim Roman; sie ist demnach eine Folge des Milieu und der veränderten Weltanschauung der Zeitgenossen.

Auf die Erörterung von Scribe's dramatischer Bedeutung folgt eine treffende Skizze von Musset's Comédies et proverbes, insbesondere von *Fantasio*. Als Vertreter des romantischen Dramas erscheinen hierauf Al. Dumas père, dann Aug. Vacquerie und Flauberts wenig bekannter Freund Louis Bouilhet. Die folgenden Seiten besprechen Dumas fils' *Demi-Monde*, die Aufnahmsrede Freycinets als Nachfolger Augiers, alsdann Sardous *Famille Benoiton* und *Thermidor*, neben *Froufrou* und *La Petite Marquise* der Geschäftsfirma Meilhac und Halévy. Alles ist richtig gesehen und geistvoll wiedergegeben, obwohl nicht immer sonderlich neu.

Der zweite Teil entschädigt dafür, indem er weniger oft besprochenen Autoren sich zuwendet. Zunächst Barrière und sein Mitarbeiter Capendu (S. 135 ff.); dann nach einem wenig inhaltreichen Exkurs über Labiche der vielsprechende Jules Lemaître mit *Révoltée* und *Le député Leveau*, der Lyriker Jean Aicard mit dem kühnen *Père Lebonnard* (1889) und eine Reihe von jüngeren Dramatikern, die ihr letztes Wort noch zu sprechen haben: z. B. der bittere H. Lavedan *(Le Prince d'Aurec,* 1892*)*, der durch das Théâtre-Libre wohlbekannte François de Curel, — eine sehr fesselnde kraftvolle Schriftstellererscheinung, — hierauf der rasch berühmt gewordene Georges Ancey, dann Jean Jullien, ferner Zolas einstiger Jünger Henry Céard und das von H. Becque ausgehende Dioskurenpaar Guinon und Denier *(Les Jobards*, 1892). Einen würdigen Schluss giebt der alte Ibsen ab, dessen Dramen in Graf Prozors Übersetzung auch in Paris die verdiente Aufnahme fanden (1891 ff.).

Alle diese Skizzen und Charakteristiken sind wertvolle Bausteine zu einer Geschichte der dramatischen Dichtung unserer Tage. Man kann also Doumic's Buch als Fortsetzung zu dem oben besprochenen von Parigot ansehen, welches wiederum die Vorträge Brunetières fortsetzt. Die drei Werke geben zusammengenommen,

einen Überblick über die Hauptabschnitte und die Hauptautoren des neueren französischen Dramas.

JOSEPH SARRAZIN.

Betz, Louis P. *Heine in Frankreich,* eine litterarhistorische Untersuchung. Zürich, Albert Müller, 1895. XII und 464 S. — Preis 6 Mk.

Seine überaus fleissige und dankenswerte Arbeit teilt Betz in fünf Abschnitte ein: I. Das Milieu. II. Heine im Lichte der fzös. Kritik. III. Heines Kenntnis der fzös. Sprache; IV. Heines fzös. Übersetzer. V. Heines Einfluss. Ohne mit dem Vf. über Zweckmässigkeit dieser Einteilung zu rechten, die Ungleichwertiges als gleichberechtigt nebeneinanderreiht, wird Ref. den Inhalt eines jeden Abschnitts kurz skizzieren.

Der erste Abschnitt giebt ein schönes Bild vom geistigen Leben in Paris von Anno 1831, vom berauschenden Taumel fesselloser Hugo'scher Romantik, führt die Hauptpersonen der damals siegenden Litteraturrichtung vor und bespricht kurz Heines Stellung zu den Romantikern, sowie die glänzende litterarische Aufnahme, die dem Heimatlosen zuteil ward.

Viel neues und überraschendes steckt im folgenden Abschnitt „Heine im Lichte der französischen Kritik". Um dem Vf. überall folgen zu können, müsste Ref. die erwähnten und erörterten Aufsätze alle zur Verfügung haben. Den Reigen eröffnet der allzeit liebenswürdige Saint-René Taillandier, dessen Arbeitskraft Heine so eigensüchtig auszunutzen verstand, um auch als französischer Schriftsteller zu glänzen. Kühn ist das vom Sonderling Barbey d'Aurevilly gezeichnete Heinebild, richtiger dasjenige des vornehmen Armand de Pontmartin, aber am eigenartigsten die Skizze Hennequins in den *Écrivains francisés,* worunter er die ausländischen Schriftsteller versteht, die in Frankreich Anklang und Nachahmung fanden. Hieran schliesst sich die ausführliche Besprechung der Heinestudien von Montégut und von Louis Ducros, alsdann diejenige der Einleitungen zu Heines Werken in französischer Sprache (S. 114 ff.), hierauf ein Überblick über das, was französische Memoiren und Souvenirs über den Dichter bringen, und zuletzt eine bunte Zusammenstellung gelegentlicher, oft recht wertloser Urteile über ihn (S. 136—158) nebst französischen Äusserungen über die leidige Standbildpolemik.

Besonders interessant für die Leser dieser Zeitschrift werden die S. 164 ff. gegebenen Aufschlüsse über Heines französische Sprach-

kenntnisse sein. Sollte wirklich der alte Thiers das grosse Wort ausgesprochen haben, der gewandteste französische Schriftsteller jener Zeit sei ein Deutscher, und zwar Heine — später soll das Gleiche über Heines Stammesgenossen Albert Wolff geäussert worden sein, — so wäre dies ein neuer Beweis von seiner vertrauensseligen Kurzsichtigkeit. Er kannte wohl Heine als Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes* und ahnte nicht, dass der eitle Poet hinterrücks die französischen Übertragungen seiner Werke von Freundeshand anfertigen, oder wenigstens überarbeiten liess. Aus dem von Betz gesammelten Material geht die unzweifelhafte Thatsache hervor, dass Monsieur Henri Heine ein recht bedenkliches Französisch schrieb und nach fünfundzwanzigjährigem Aufenthalt in Paris nicht einmal einen französischen Brief ohne Sprach- und Schreibschnitzer fertig brachte. Der geistsprühende Causeur sprach sogar das Französische, — wie Aug. Barbier bezeugt, — mit einem *accent germanique très prononcé et fort désagréable.* Und so wenig Sprachgefühl hatte der Halbpariser, dass die hilfsbereiten Freunde oft die grösste Mühe hatten, ihm klar zu machen, die und die von ihm hartnäckig festgehaltene Wendung sei nicht französisch. „*Il s'obstinait*", schreibt Grenier S. 270 seiner *Souvenirs*, „*à vouloir faire passer dans le français des audaces de mots, des accouplements étranges que l'allemand peut se permettre, mais que la langue française, cette „gueuse fière" comme on l'a dit, ne peut accepter à aucun prix ... Il tenait à ses mots et s'y cramponnait en désespéré*". Kein Wunder, dass Heines bekannte Freundin von einem „texte panaché de barbarismes" spricht.

Im vierten Abschnitt beschäftigt sich Betz mit Heines zahlreichen französischen und schweizerischen Übersetzern, den berufenen und den unberufenen. Zu dem einen, Max Buchon aus Salins (S. 194 ff.), kann Ref. mehreres nachtragen. Er ist nicht so obskur, wie Betz annimmt. Seine ersten Versuche stammen aus dem Jahr 1839; er wird mit Recht von Champfleury *(Le Réalisme*, Paris 1857) als einer der ersten realistischen Lyriker Frankreichs gepriesen. Volksbeliebt in Ostfrankreich war seine von Schann in Töne gesetzte Hymne *La Soupe au fromage*, die in der Franche-Comté noch bisweilen ertönt, ebenso sein behagliches Metzelsuppenlied *Le Cochon*. Max Buchon hat nicht bloss die von Betz angeführten deutschen Lieder übersetzt, sondern auch Berthold Auerbach's Dorfgeschichten, die Volkserzählungen von Jeremias Gotthelf (neu herausgegeben 1876, mit Einleitung von Ch. Thuriet) und fünfzehn alemannische Gedichte Hebels im Anhang zu seinen herzgewinnenden *Poésies franc-comtoises.* Die neueste Ausgabe mit Einleitung von Champfleury ist 1878 bei Sandoz-Fischbacher verlegt worden und leicht zugänglich.

Der wichtigste und am meisten durchgearbeitete Abschnitt des ganzen Werkes behandelt Heines Einfluss. Nach vortrefflichen einleitenden Betrachtungen über deutschen Einfluss auf französische Litteratur und Geistesarbeit (S. 269 ff. und 312 ff.), spürt Betz bei den Zeitgenossen und bei Späteren den leisesten Heineschen Einflüssen nach. Ihm auf Schritt und Tritt zu folgen, erfordert eine tiefere Kenntnis Heine'scher Dichtung und Prosa, als diejenige des Referenten ist. Es muss daher Kundigeren überlassen bleiben, die einzelnen Ergebnisse nachzuprüfen, obschon das über die Parnassiens, sowie über Goncourt und Bourget beigebrachte durchaus überzeugend erscheint.

Das in Form und Inhalt gleich erfreuliche Werk von L. Betz — es wurde von Prof. Morf als Doktordissertation angenommen — schliesst mit einer reichen Bibliographie und einem Register. Es reiht sich in seiner Eigenart würdig dem grösseren Werk von Th. Süpfle an, welches die von Deutschland nach Frankreich führenden geistigen Brücken befestigen und reichlicherem Verkehr zugänglich machen möchte.

Zum Schluss noch die bei Kritiken unvermeidliche Desiderienliste, die hier etwas kleinlich sich ausnehmen mag.

Paul Louis Courier schreibt sich immer noch mit einem r (vgl. S. 14); dass ihn seine Bauern erschlugen, ist wohl eine Stilblüte. Über den schlichten Thatbestand vgl. meine Anmerkung zu Kreyssig *Litt.-Gesch.* II., S. 218. Ferner ist S. 17 Jocelyn zu lesen. Wenn S. 19 von Scribes erstem Lustspiel *Davis* die Rede ist, so dürfte damit der mit Germain Delavigne geschriebene schwache Einakter *Les Dervis* gemeint sein; aber Scribes Erstlingswerk ist nach dem *Catalogue Soleinne* der unter dem Pseudonym Antoine auf die Bühne gebrachte Einakter *Le Prétendu par hasard, ou l'occasion fait le larron* (13. Januar 1810 am Variétéstheater aufgeführt und später mit dem Autornamen A. E. gedruckt). Auch ist es ungenau, von 200 vor 1831 geschriebenen Vaudevilles und Operntexten zu reden (vgl. die Liste bei Victor Moulin, *Scribe et son théâtre*, Paris 1862). Ebenso ist ungenau angegeben der Titel von Guizot's geschichtlichem Hauptwerk (S. 19).

Von Gérard de Nerval wäre S. 35 der viel prosaischere wirkliche Name zu nennen gewesen, zumal es bei Valbert und beim litterarischen Strauchdieb Eugène de Mirecourt geschieht (S. 45). Die *Mémoires d'un bourgeois de Paris* hatten nicht vier (S. 34), sondern sechs Bände, wie aus der Vorrede der letzten von L. Véron selbst überarbeiteten Ausgabe ersichtlich. Beim dritten *Cénacle* (S. 26) fehlt die Jahreszahl 1836; es wäre leicht gewesen, die Namen dieser Weihrauchstreuer Hugo's beizufügen. Kühn ist die Behauptung S. 22, Victor Hugo habe bereits vor der Juli-

revolution „die vornehmsten, geist- und wirkungsvollsten Werke seiner langen Dichterlaufbahn geschaffen". — Unrichtig ist die Schreibung Bourgraves statt *Burgraves* (S. 288 und vorher), Joseph Délorme statt *Delorme* (S. 24 zweimal).

Betz' Urteil über den antisemitischen Tagesschriftsteller Edouard Drumont (S. 145, Anm.) ist allzu schroff. — Beim Zitieren der *R. d. d. M.* wäre überall das Datum der betr. Lieferung anzugeben gewesen, da man mit der Bandnummer (S. 148) nichts anfangen kann. Zu verwundern ist, dass Marelles schöne Nachdichtungen Heine'scher Lieder dem Vf. nicht zugänglich waren (S. 251): sie sind in den älteren Jahrgängen von Herrigs *Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen* zu finden.

JOSEPH SARRAZIN.

Hartmann, K. A. Martin. *Chénier-Studien.* Nebst einem Abdruck von Chénier's *Bataille d'Arminius.* Programm des Königl. Gymnasiums in Leipzig 1894. 60 S.

Wenn auch die deutsche Kritik, der nicht so viele litterarische Hilfsmittel zu Gebote stehen, wie der französischen, kaum besonders nennenswerte neue Daten zur Kenntnis André Chénier's liefern kann, so wird sie doch imstande sein, durch ein tieferes Studium der im Druck zugänglichen Werke dieses sympathischen Dichters manches Dunkel, das noch über seinem Leben schwebt, aufzuhellen. Wie mangelhaft selbst neuere Litterarhistoriker über Chénier's Leben und Wirken unterrichtet sind, beweist z. B. das kürzlich erschienene Buch *Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu' à la fin du XVIIIe siècle* von Ernest Lugrin (Bâle, Benno Schwabe 1893). Ausser einigen kleineren Irrthümern finden sich darin Behauptungen, die als längst widerlegt gelten sollen; so lesen wir p. 320, dass A. Chénier eine Reise nach Constantinopel gemacht habe (!), und p. 321, dass das mit den Worten „Comme un dernier rayon" beginnende Gedicht nur fünfzehn Verse zähle und vom Dichter unmittelbar vor dem Tode verfasst worden sei.

Martin Hartmann's oben genannte Schrift reiht sich den bisher erschienenen deutschen Programmabhandlungen über Chénier (denn eine deutsche Monographie über den Dichter ist noch zu schreiben!) würdig an. Der Verfasser stellt sich darin die so wichtige Aufgabe, die Gedichte Chénier's, soweit es durch ein vergleichendes Studium derselben möglich ist, chronologisch zu bestimmen. Im ersten Teile seiner Arbeit (p. 6—26) werden jene Gedichte besprochen, die entweder der Dichter selbst datiert hat oder deren Datierung durch die darin enthaltenen Anspielungen auf bekannte Zeitereignisse

leicht zu bestimmen ist und übrigens schon von den bisherigen Herausgebern und Kritikern des Dichters angegeben wurde. Nur in Bezug auf die chronologische Reihenfolge der letzten in Saint-Lazare geschriebenen Gedichte weicht der Verfasser von seinen Vorgängern etwas ab. Es handelt sich nämlich um die Gedichte, die auf zwei verschiedenen Papierstreifen vom Dichter niedergeschrieben wurden; auf dem einen Streifen stehen ausser zwei dramatischen Fragmenten die Gedichte 1. *Quand au mouton bêlant,* 2. *J'ai lu qu'un batelier,* 3. *On vit, on vit infâme,* auf dem anderen das aus 88 Versen bestehende Gedicht *Comme un dernier rayon* und einige kurze Prosaskizzen mit eingestreuten Versen. Dem Verfasser scheint nun das Gedicht *Quand au mouton bêlant* eine viel grössere Resignation und Hoffnungslosigkeit auszudrücken als das oft citierte *Comme un dernier rayon*; er vermutet daher, dass der an erster Stelle genannte Papierstreifen vom Dichter später beschrieben wurde als der zweite. Doch sagt er selbst p. 26: „Von einer wirklichen Sicherheit aber kann hier nicht die Rede sein".

Hieran schliesst sich ein zweiter Teil (p. 27—58), in welchem der Verfasser auch die Entstehungszeit anderer Gedichte, die keine festen Anhaltspunkte zur Datierung bieten, wenigstens annähernd zu bestimmen versucht. Seine Angaben betreffs der Elegien *De Pange, ami chéri* (p. 27), *Souvent le malheureux sourit parmi ses pleurs* (p. 29), *O nécessité dure, ô pesant esclavage* (p. 49), der Elegien auf Camilla (p. 57), des Hymnus *A la justice* (p. 30) und des lyrischen Gedichtes *O mon esprit* (p. 43) stimmen im grossen und ganzen mit den Ausführungen des Referenten in seiner Programmarbeit „André Chénier's Gedichte, ein Bild seines Lebens" überein. In Bezug auf das Elegiefragment *Partons, la voile est prête* glaubt der Verfasser p. 29, dass es nicht, wie der Ref. sagt, an den Anfang der italienischen Reise des Dichters zu setzen sei, sondern dass es dieser während seines Aufenthaltes in Italien geschrieben habe, „zu einer Zeit, wo er noch bestimmt hoffen konnte, die Reise bis nach Konstantinopel fortzusetzen". Doch könnte wohl die Redewendung „*la voile est prête*" als eine kühne poetische Anticipation angesehen werden, die so recht die Ungeduld des Dichters, seine Geburtsstadt Byzanz zu sehen, ausdrücken würde.

Sehr ausführlich und gelungen sind die Erörterungen des Verfassers über die Entstehungszeit des langen Gedichtes *L'Invention* (p. 32—36) und des dramatischen Fragmentes *Bataille d'Arminius* (S. 50—55), das er auch auf den zwei letzten Seiten seiner Arbeit abdruckt. Darnach dürfte das erstere, das eine Art Prolog zu dem gross angelegten, aber unvollendet gebliebenen epischen Gedichte *Hermès* bildet, jedenfalls nach der Rückkehr des Dichters aus Italien entstanden sein; das andere, das abgesehen von einigen wenigen

Versen, kaum mehr als ein Entwurf in Prosa ist, fällt wohl in die letzten Lebenstage des Dichters und ist wahrscheinlich durch Klopstock's „Hermannsschlacht“, von dem es sich jedoch in dem Gang der Handlung wesentlich unterscheidet, angeregt worden. Es ist ein Verdienst des Verfassers, auf diesen letzteren Umstand zuerst hingewiesen zu haben.

Alles in allem betrachtet, ist Hartmann's Arbeit eine sehr gediegene, und die künftigen Herausgeber und Erklärer Chénier's werden sie nicht unbeachtet lassen dürfen.

TROPPAU. J. ELLINGER.

Mayr, M. *Jahrbuch der französischen Litteratur.* 1. Jahrgang: 1894. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung. 1895. 136 S. 8⁰.

Im Vorwort heisst es: „Das Jahrbuch soll spätere Arbeiten über einen grösseren Zeitraum vorbereiten, jetzt aber vor allem Freunden der modernen französischen Litteratur als Nachschlagebuch dienen“. Damit verträgt es sich nicht recht, „dass, weil es nicht möglich war, alle im letzten Jahre erschienenen Werke auch nur in Kürze zu erwähnen, nur eine Auswahl getroffen worden ist“. Grösste Vollständigkeit sollte gerade bei einem solchen Jahrbuche anzustreben sein. Der Verfasser sollte sich zu dem Zwecke nach kräftiger Unterstützung umsehen, die grosse Zahl der Werke, die er anführt, hat er wohl so wie so nicht alle selbst bewältigt. Besonders schlecht ist die Lyrik dabei gefahren, nur zwölf Dichter haben Aufnahme gefunden.

Das Buch zerfällt in drei Teile: im 1. wird die Epik, im 2. die Lyrik, im 3. die Dramatik behandelt, und zwar folgen in jedem Teile die Schriftsteller in alphabetischer Ordnung auf einander. Praktischer wäre es wohl gewesen, die Dreiteilung fallen zu lassen und alles alphabetisch zu ordnen. Voran geht ein alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Werke, den Schluss bilden kurze biographische Notizen über die im Jahre 1894 verstorbenen Schriftsteller.

Besser als die der Vollständigkeit erfüllt der Verfasser die zweite Forderung, die man an ein Jahrbuch zu stellen hat: er giebt uns von den einzelnen Werken mit meist kurzen Worten ein ziemlich klares Bild, sei es durch Inhaltsangaben, sei es durch Bemerkungen über die Entstehung des Werkes, die Persönlichkeit und Lebensschicksale des Dichters und dgl. Hier und da sind die Angaben freilich zu dürftig, z. B. *En pique-nique* p. 16; Filon, *Renégat* p. 19; Guiches, *Au fil de la vie* p. 25; Lavedan, *Le Lit*, p. 31;

Tomel, *Le pavé parisien* p. 61; Mendès und Missa p. 115; Pouvillon, *Bernadette de Lourdes* p. 48 (noch einmal auf p. 70 erwähnt); manchmal sind nur Name und Titel gegeben. Andererseits sind kritische Bemerkungen der verschiedensten Art eingestreut, mit denen man sich im ganzen einverstanden erklären kann; eingehender sind sie bei Lenôtre p. 36, Ribaux p. 122 und besonders bei Zola. Recht dankenswert sind bei jüngeren Schriftstellern Hinweise auf früher erschienene Werke, sowie sonstige orientierende Bemerkungen über Leben und Persönlichkeit des Dichters. Dagegen muss hervorgehoben werden, dass der Stil stellenweise zu wünschen lässt; namentlich sind es die kritischen Bemerkungen, und von diesen besonders die im dramatischen Teile, die zu Ausstellungen Anlass geben. Als wirklich falsch ist anzuführen: „er kniete sich nieder“ p. 36, Z. 17 v. u. „Die Enttäuschung kann nicht ausbleiben, und diese wirft den armen Krüppel auf's Krankenbett, wo er beim Angelusläuten stirbt und die Mutter in wilde Klagen gegen Gott ausbricht“ p. 45. Verstorbene im Jahre 1894 = Im Jahre 1894 Verstorbene p. 132. Als Stilblüte sei erwähnt: „Diese Wunde unserer Zeit tritt in hundert Formen auf, in Politik, Kunst, Litteratur, sogar in Herzensangelegenheiten“ p. 118, Z. 7. An Schreib- resp. Druckfehlern ist folgendes zu verbessern: S. 103, Z. 13 Gläubiger = Schuldner. S. 116, Z. 4 v. u. sie = es. S. 116, Z. 12 u. S. 128, Z. 15 v. u. nun = nur.

G. Krause.

Zimmermann, E. R. *Die Geschichte des lateinischen Suffixes -arius in den romanischen Sprachen.* Darmstadt, 1895. VI, 95 S. 8⁰. (Heidelberger Doctor-Dissertation).

Die vorliegende Dissertation ist, wie der Verf. im Vorworte berichtet, aus einer Preisschrift hervorgegangen, welche von der philosophischen Facultät der Universität zu Heidelberg gekrönt worden war. Die Arbeit hat eine solche Auszeichnung wohl verdient, denn sie zeugt nicht nur von dem hingebenden Fleisse, sondern auch von den gründlichen Kenntnissen ihres Verfassers und von seiner guten Vertrautheit mit philologischer Methode. Sehr angenehm berührt auch die Bescheidenheit, mit welcher der Verf. die Anschauungen Anderer beurteilt und seine eigenen Annahmen vorträgt.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile: in dem ersten wird die lautliche Entwickelung des Suffixes *-ārius* in den verschiedenen roman. Sprachen eingehend erörtert; in dem zweiten

(p. 51—93) wird über die Zusammensetzung von *-ārius* mit anderen Suffixen und über die Bedeutung des Suffixes gehandelt.

Bezüglich der Lautentwickelung des Suffixes gelangt der Verf. im wesentlichen zu folgenden Ergebnissen: A. Das lat. *-ārius* lebt fort a) im sardischen *-aržu (-eri* ist aus dem Ital. entlehnt); b) im portugiesischen **-airo : -ẹiro : -ẹiro (contrairo* und dergl. „sind nicht als erbwortliche Gestaltungen anzusprechen"); c) im spanischen *-ero*; d) im catalanischen *-eri (-ari* ist „fremdwortlich"). — B. Auf ein für *-ārius* eingetretenes analogisches *-ārus* gehen zurück: a) rumänisches *-ar (-ier* ist teils dem Ital., teils dem Frz. entlehnt); b) italienisches *-aro (-ajo* ist nach Analogie des Fem. *-aja* gebildet; *-iere*, *-iero* ist dem Frz. entlehnt); c) rätoromanisches *-ẹr;* d) französisches *-ier* nach Palatalen und *-er* nach Nichtpalatalen, das letztere (also *-er)* wurde durch *-ier* verdrängt, daher z. B. *premier* für ursprüngliches **premer;* e) dem Französischen entlehnt ist provenzalisches *-ier*, bezw. *-er*, die ursprüngliche prov. Gestaltung des Suffixes war *-ar*.

Gegen einige dieser Aufstellungen muss ich entschiedensten Einspruch erheben. Ich bestreite nämlich durchaus den französischen Ursprung des ital. *-iere* und *-iero*, sowie des prov. *-er* und *-ier*, ferner die Verdrängung des *-er* (nach Nichtpalatalen) durch (nachpalatales) *-ier*, endlich die Herleitung des frz. *-er* (bezw. nach Palatalen *-ier)* aus **-arus*. Nur in Bezug auf *vair* halte ich für möglich, dass es = **varus* (nach Analogie von *carus*, *clarus* etc. gebildet) sei. Endlich kann ich dem Verf. nicht zugeben, dass frz. *contraire* u. dgl. — selbstverständlich freilich mit Ausschluss von Worten, wie *secondaire*, *tertiaire* etc., die erst in der Neuzeit in die Sprache eingeführt worden sind — Fremdworte seien, ich erkenne darin vielmehr (und ebenso in *douaire*, *suaire* etc., welche der Verf. gar nicht bespricht) halbgelehrte Bildungen.

Der Pflicht, meinen Widerspruch auch zu begründen, darf ich mich durch den Umstand für enthoben erachten, dass ich erst ganz neuerdings in dieser *Zeitschrift* (Bd. XVII[1] 188 ff.) über die betr. Fragen mich ausgesprochen habe. Es sei mir also gestattet, einfach auf diesen Aufsatz zu verweisen, welcher, nebenbei bemerkt, nur wenige Wochen später erschien, als die Zimmermann'sche Dissertation, so dass ihn Herr Z. selbstverständlich nicht berücksichtigen konnte, ich meinerseits aber leider auch seine Dissertation nicht, von deren Erscheinen ich erst Kenntnis erhielt, als meine Arbeit bereits vollständig gedruckt war.

Ich begnüge mich mit einer Bemerkung.

Während der Verf. sonst alles, was andere — und es sind deren gar viele — vor ihm über die Lautentwickelung des Suffixes *-ārius*

geschrieben haben, sorgsam zusammengestellt und sachkundig besprochen hat, schweigt er über Bianchi's Theorie sich vollständig aus. An zwei Stellen wird allerdings Bianchi's Name genannt, aber es handelt sich da um nur nebensächliche Dinge. Mir ist dieses Verfahren einfach unbegreiflich. Mag sein, dass der Verf. mit Bianchi's Anschauung sich nicht zu befreunden vermocht hat, dass sie ihm als phantastisch erschienen ist —, aber besprechen musste er sie doch jedenfalls, um so mehr, als sie, mag man sonst über sie urteilen, wie man will, durch die interessante Beobachtung Kluge's bezüglich der Declination der got. Subst. auf *-areis* gestützt wird. Dem Verf. scheint freilich Kluge's kleiner, aber wichtiger Aufsatz *(Ztschr. f. roman. Phil.* XVII 561) nicht bekannt geworden zu sein; er hätte ihn sonst auf S. 29 sicherlich erwähnt. Durch die Nichtberücksichtigung der Hypothese Bianchi's ist in den ersten Teil der Zimmermann'schen Arbeit eine Lücke hineingebracht worden, die schwer empfunden wird. Möchte sie der Verf. doch dadurch ausfüllen, dass er bald einmal bei passender Gelegenheit die Besprechung der Aufstellungen Bianchi's nachholt! Der Verf. ist ein viel zu gründlicher Forscher auf dem Gebiete der *-ārius*-Frage, als dass man auf sein wohlerwogenes Urteil über Bianchi's Hypothese verzichten möchte.

Der zweite Teil der Arbeit hat mir weniger, als der erste, gefallen wollen. Ich erkenne sehr gern den Fleiss an, den der Verf. auf seine Aufstellungen verwandt hat, aber es scheint mir, als ob die Durcharbeitung des Stoffes zu wünschen übrig lasse. Wollte der Verf. die Zusammensetzung von *-ārius* mit anderen Suffixen besprechen, so durften Angaben, bezw. Untersuchungen über die verhältnismässige Häufigkeit der betr. Wortbildungen und über die Zeit ihres ersten Auftretens in den Einzelsprachen nicht fehlen. Was über die Bedeutung des Suffixes gesagt wird (p. 73 ff.), halte ich für sehr unzureichend, die dabei zu Grunde gelegte Einteilung aber für verfehlt. Der Verf. unterscheidet nämlich ein *-arius* adjectivus, ein *-ārius* medialis oder anceps und ein *-arius* verbalis, ist aber unvermögend, eine jede dieser drei Klassen von den beiden anderen abzugrenzen. Er hätte ganz anders vorgehen sollen. Diez und Meyer-Lübke oder auch Brugmann (im *Grundriss der vergl. Gramm. der idg. Sprachen)* konnten ihm die Wege weisen. Wozu aber vollends in aller Welt die unglückseligen lateinischen Benennungen? Ist denn die deutsche Sprache so arm, dass man mit ihren Mitteln nicht einmal einige Kunstausdrücke schaffen kann? Der Verf. treibt übrigens auch sonst Missbrauch mit dem Latein, wendet er doch gelegentlich sogar lateinische Kapitelüberschriften an (S. 51 *-arius* cum aliis suffixis, S. 58 alia suffixa cum *ārio)!* Das ist doch so geschmacklos, wie möglich.

Indessen was man an der Arbeit auch aussetzen mag — und an welcher Arbeit, namentlich eines noch jungen Gelehrten, kann man nicht irgend etwas aussetzen? —, in ihrem Kern und Wesen ist sie doch eine gediegene und verdienstliche Leistung, welche von der ferneren wissenschaftlichen Thätigkeit ihres Verfassers das Beste erwarten lässt.

KIEL. G. KÖRTING.

Huguet, Edmond. *Étude sur la Syntaxe de Rabelais comparée à celle des autres prosateurs de 1450 à 1550.* Paris, Librairie Hachette et Cie. 1894. Gr. 8. 458 pp.

An der Spitze dieser Anzeige stehe das Geständnis, dass deren hier vorliegende Fassung nicht die der Redaktion der *Ztschr. f. franzs. Spr. u. Lit.* eingereichte ist. Nachdem sie beim Herausgeber der letzteren schon einige Zeit gelegen hatte und nun in die Druckerei wandern sollte, kamen ihm wie mir gewisse Bedenken wegen des Huguet gespendeten Lobes, nachdem inzwischen die ziemlich herb aburteilende Kritik W. Meyer-Lübkes[1]) und dann die ausführliche Ablehnung aus der Feder von Heinrich Schneegans[2]) erschienen waren. Zwar veranlasste der scharfe Ton, den diese beiden berufenen Richter, der erstere als der bewährte Bearbeiter wichtiger Probleme wie des Gesamtgebiets der *Romanischen Grammatik,* der andere weil in seiner *Geschichte der grotesken Satire*[3]) als genauer Kenner der französischen Sprach- und Stilzustände im 16. Jahrhundert aufgetreten, anschlugen, eine sorgsame Nachprüfung. Aber erstens verlor ich es nie aus dem Auge, dass es sich hier lediglich um ein Referat handle, und zweitens scheinen mir jene beiden Recensenten, so richtig auch ihr wider Einzelheiten vorgebrachter Tadel sein mag, im Verdikt, das sie über Huguet's Gesamtleistung fällen, ihre Anforderungen zu hoch zu schrauben. Vor dem Vorwurfe des Ueberschätzens deckt mich wohl meine ältere Auslassung. In Vollmöller's *Romanischen Forschungen* hatte ich 1891, S. 539—548, unter der Ueberschrift *Zu Rabelais' Syntax* einen Artikel veröffentlicht, der eine Reihe neuerer „syntaktischer Untersuchungen zu Rabelais" — diesen Titel trugen die meisten — Revue passieren liess und ihren Gewinn für die von ihnen speciell ins Auge gefassten Rubriken zu bestimmen suchte. Unausweichbar

---

[1]) *Literaturbl. f. germ. u. roman. Philol.* XV. Sp. 399—401.

[2]) *Ztschr. f. roman. Philol.* XIX. S. 118—131.

[3]) Strassburg 1894; besprochen von Groos in ds. *Ztschr.* XVII. S. 1 ff., von mir *Literaturbl. f. germ. u. roman. Philol.* XVI. Sp. 162—166.

blieb es, dass jene Forschungen sich beim Sammeln, Aufzeichnen und Anordnen der einzelnen Erscheinungen vielfach ins Kleine verloren. Der letzte Absatz jenes Kollektivreferats[1]) hub daher an: „Am Ende spreche ich den Wunsch aus, dass ein verständnisvoller Sachkenner einmal den gesamten Stoff der Rabelais'schen Grammatik eingehend und lichtvoll geordnet vorführe.“ Dass dieses *desiderium* durch Edmond Huguet's *Étude* des Epithetons *pium* entlastet werde, dünkt mir kein ganz billiges Verlangen; allerdings scheint es der Haupttitel zu verheissen, aber dessen einschränkenden Nachsatz sollte doch niemand vergessen, wenn er gerecht heissen will; Meyer-Lübke und Schneegans haben es jedoch gethan, und deshalb erhält man bei ihnen, vor allem bei Schneegans, von Huguet's Unternehmen nur den Eindruck eines vollständigen Fiaskos. Indem ich also Meyer-Lübke's grundsätzlichen Einwänden durchaus nicht entgegentrete, Schneegans' umsichtige Korrekturen und Ergänzungen sogar freudig bewillkommne, vermag ich beider Auftreten keineswegs zu unterschreiben, sondern bitte, den von mir heute erstatteten Bericht als Partner zu jenen beiden aufzunehmen. Vorausschicken will ich dabei noch, dass ich bei dem principiellen Tadel, den die beiden Recensenten Huguet's unhistorischer Ansicht von der Ausschlag gebenden ‚Regelmässigkeit‘ der Gegenwart widerfahren lassen, und in ähnlichen Fällen natürlich unbedingt an ihrer Seite stehe. Ich streiche hier wie im Folgenden überhaupt alle Zahlen- und sonstigen näheren Angaben, die man bei meinen beiden Vorgängern schon findet, aus meinem ursprünglichen Manuskripte, da derartige Wiederholung doch überflüssig ist, und verweise dafür nachdrücklich auf die sehr wertvollen Glossen jener.

Will man vor allem die Fortschritte hervorheben, so muss man zunächst die Ausdehnung auf die Gesamtheit der syntaktischen Erscheinungen betonen. Allerdings ist diese nicht genügend und besonders nicht gleichmässig durchgeführt. Die bisherigen Studien griffen nur ein Kapitel oder wenige angrenzende heraus, und zwar mit Vorliebe Adjektiv, Pronomen, Numerale, und erledigten diesen Vorwurf im Hinblick auf den Promotionszweck mit löblichem Sammeleifer, der aber meist über statistische Listen, teilweise sogar ergänzungsbedürftige, nicht hinausgelangte. Die zusammengescharrten Beispiele unter grössere Rubriken zu ordnen, generalisierende Gesichtspunkte aufzustellen und das Ganze in einen historischen

---

[1]) Dass Schneegans es in seinem genannten Werke bei bestimmter Gelegenheit nicht erwähnt hat, monierte ich a. a. O.; in dem Rückblick auf Huguet's Vorarbeiten, der seine Kritik einleitet, hätte er meine bequeme Uebersicht notieren dürfen, die wohl auch Meyer-Lübke augenblicklich nicht im Gedächtnis hatte, ebenso Huguet.

Rahmen zu spannen, dazu schwangen sie sich fast nirgends auf, und ich verstehe nicht recht, wieso Schneegans, der feinfühlige Schilderer der Stilarten, für diese in der Hauptsache trockenen Aneinanderreihungen so voreingenommen sich äussert. Ein solches höheres Ziel schwebte Huguet vor, dessen Arbeit freilich auch „nur" eine Doktordissertation ist, aber eben eine jener in breitestem Umfange angelegten Pariser *thèses*, unter denen wir in den letzten Jahren auch der Behandlung von Themen aus der deutschen Litteratur wiederholt zu unserer grössten Belehrung begegneten[1]). Dabei ist das Allermeiste was Huguet darbietet, sowohl hinsichtlich der Belege wie der Gruppierung, Ergebnis eigenen Fleisses, wenn er auch jene deutschen akademischen Abhandlungen (S. 10—16 würdigt er mit einer Verbeugung über den Rhein deren Resultate) ausser der E. Platens nachgeschlagen hat. Eine formale Gewissenhaftigkeit in der Angabe der jedesmaligen Bezugsquelle für Citat oder Erklärung, wie sie bei uns auch für Anfänger Sitte ist, kennt man bei unsern westlichen Nachbarn nicht. Die wesentlichste allgemeine Vorarbeit hat Huguet aber, ich weiss nicht ob absichtlich, völlig hintangesetzt, das 56 Seiten umfassende reichhaltige *Chapitre IV. Syntaxe* der im ersten Bande von Darmesteter und Hatzfeld, *Le XVI. siècle en France* (in der 2. *éd.* p. 245—301) stehenden Überschau über die Entwickelung der französischen Sprache im 16. Jahrhundert[2]). Und doch hätte es für ihn im Gegensatze zu den bisherigen Ausschnitt-Monographien ausser auf die Vollständigkeit gerade eben auf diese Entwickelung ankommen müssen. Darin sollte nämlich meines Erachtens der Hauptwert des Huguet'schen Buches liegen, in der durchgängigen Rücksicht auf den Zusammenhang Rabelais' mit der alt- und der neufranzösischen Periode. Statt dessen ist aber auch die Parallele seines Autors mit dem Schrifttum der unmittelbaren Vergangenheit sowie den gleichzeitigen Prosaikern (s. S. 9 f.) nicht in ausreichendem Masse vorgenommen. Huguet sah einen erheblichen Vorteil darin, dass das Verhältnis zum Neufranzösischen fast lediglich durch die scharf unterscheidenden Merkmale im Gebrauche der Wortarten, seltener der Konstruktionen beleuchtet würde. Er hat daher gar vielerlei der Formenlehre angehörige Dinge in seine Darlegungen eingewoben (was ihm Schneegans überall nachweist), während das Charakteristische der Ab-

[1]) Vergl. meinen Aufsatz *Das gegenwärtige Studium der deutschen Litteratur in Frankreich, Magazin f. d. Lit. des In- und Auslandes*. 59 (1890) Nr. 22, S. 341—343, auch den *Ein französisches Werk über Klopstock*, 44. *Beilage der (Münchner) Allg. Ztg.*, 1890; seitdem erschienen noch entsprechende Bücher über Andreas Gryphius (Wysocki; 1893), Kotzebue (Rabany; 1894) u. a.

[2]) Ein sehr bezeichnendes Beispiel in Schneegans' Rec., S. 121.

weichung nicht in erster Linie hier liegt. Satzbau, Kongruenz der Redeteile und ähnliches machen den Gegensatz der Ausdrucksweise des gewaltigen Satirikers zu dem modernen auf dem *siècle de Louis XIV.* fussenden Stile weit prägnanter und müssen darum im Vordergrunde stehen. Diejenigen Litteraturprodukte, die vergleichshalber ausgezogen wurden, sind: *Les Cent Nouvelles Nouvelles, L'Hystoire et plaisante Cronique du petit Jehan de Saintré et de la jeune Dame des Belles Cousines*, die *Mémoires* des *Philipp de Commynes*, *Le Romant de Jehan de Paris*, J. le Maire de Belges *Illustrations de Gaule et Singularitez de Troye*, Calvin's *Institution de la Religion chrétienne*, der Königin Margaretha *l'Heptaméron*, Bonaventure des Périers' Werke samt denen des Noël du Fail, Blaise de Monluc's *Commentaires*. Der Kenner der französischen Prosa im Reformationszeitalter wird diese Auswahl durchaus billigen.

Die obbezeichneten Schranken zu ziehen, war für den Verfasser nicht blos ein Gebot der Notwendigkeit, wenn er seine Forschungen in absehbarer Zeit und auf einem vorbestimmten Raume zu Ende führen wollte, sondern auch eins praktischer Klugheit. Fortlaufender Einschub altfranzösischer Parallelen sowie solcher aus dem Boden des Klassicismus und des modernsten Gebrauchs, wie man erwarten sollte, hätte ja gewiss dem vergleichenden Zweige der Wissenschaft eher zur Freude gereicht, aber die Benutzung für die starke Mehrheit der Fachleute erschwert. Uebersichtlichkeit ist fast überall zu loben, die dann durch die allerseits glänzende Ausstattung — Hachette kann sehr vielen deutschen Verlegern philologischer Bücher darin ein Muster sein — insbesondere das vorzügliche typographische Arrangement in Absatz und Letternwechsel kräftig unterstützt wird. Die Redeteile selbst bilden die Grundlage der Disposition, und so ist's besser als künstlich Motive der sog. philosophischen Grammatik aufzupfropfen. Namentlich auf die letzten drei Abschnitte sei noch hingewiesen: *De l'accord et de la syllepse, De l'ordre des mots, De la construction de la phrase.* Sie liefern nämlich auch dem Litterarhistoriker, Sprachphilosophen und Ästhetiker eine Menge Material; auch Schneegans würde bei Ausarbeitung des Kapitels *Der Stil Rabelais* in seinem gediegenen genannten Werke S. 248—270, bes. S. 258 ff., diese Erörterungen gewiss mit Vorteil verwertet haben. Die stilzergliedernde Methode erhält hier einen neuen Beitrag. Für Rabelais stellt sich Wichtiges heraus. Er, der Meister der Neologismen und lexikalische Autokrat[1]), trifft in der Syntax, ebenso in archaisierendem und latinisierendem Streben, wesentlich

[1]) Vgl. meine Anzeige von Klett's einschlägigen *Beiträgen*, *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.* XIII. Sp. 92.

mit den massgeblichen Prosaikern der voraufgehenden fünfzig Jahre und seiner Zeit zusammen. Jedenfalls verleugnet er, höchstens von der Übertriebenheit der Inversion abgesehen, den damals charakteristischen Drang nach fester Wort- und Satzfügung nicht und sucht somit auf dem Felde der Syntax nur ausnahmsweise Mittel und Wege, um seine starken Wirkungen sprachlicher Art zu erreichen. Trotzdem erlaubt er sich, seiner unabhängigen Natur gemäss, von dem geltenden Gebrauche die grössten Differenzen, so dass man hier wie inhaltlich so oft bei ihm von stärkster *licentia poetica* reden kann. Den Strom der in raschem Flusse begriffenen Muttersprache, deren volksmässige Freiheiten der Fügung er erkennt und sich aneignet wie Villon, Molière, Béranger, wollte, konnte er, der analysierenden Richtung gegenüber gleichgiltig, nicht eindämmen oder gar ablenken.

Allerdings ist Huguet's Buch nicht eine genügende Darstellung von Rabelais' Syntax geworden, die aus möglichster Vollständigkeit der Belege mit ihren Stellen und einer geschichtlich-vergleichenden Betrachtung erwachsen würde. Aber, wie eingangs bemerkt, lag es zweifelsohne ausserhalb seines Planes, diese Aufgabe gründlich zu lösen; dürfen wir also auch sagen: ausserhalb seiner Kräfte?! Er ist in der Ausdehnung und in dem Ebenmass verschiedentlich ziemlich weit hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben, zeigt in der Fülle der Argument-Stücke wiederholt auffällige Lücken, in der Anbahnung der Zusammenhänge bisweilen veraltete Leitgedanken — für all dies sei wieder und wieder auf die Notizen Meyer-Lübke's und besonders Schneegans' aufmerksam gemacht — aber er gewährt, auch mit einem sorgfältigen Index gerüstet, reichliche Unterlagen für grammatikalische Beobachtungen in der einschneidenden Epoche des sprachlich-litterarischen Übergangs, zudem viele überraschende Einblicke in das Verhältnis Rabelais' zur landsmännischen Litteratur direkt vor und nach ihm. Ein erheblicher Makel liegt noch in der vielerorts recht deutlichen Oberflächlichkeit der Nachfrage, die er bei den angezogenen deutschen Doktoranden hielt.

Immerhin jedoch kann, meine ich, die Litteraturgeschichte, die ja schon vielfach über das Autorrecht von Rabelaisisch anmutenden Anonyma gebrütet hat[1]), dazu übergehen, eine Anzahl fraglicher Probleme dieses Schlags, beispielsweise für das letzte Buch des Gargantua-Romans, erneut vorzunehmen. Und dass eine solche Prüfung jetzt unter weit sichereren Prinzipien möglich sein wird, das ist ein Verdienst der Syntaktiker bis auf Huguet, das

---

[1]) Vgl. meine Anzeige Ehrich's *Literaturbl.* XI. Sp. 155 (und dazu Schneegans' Buch S. 185).

die Litteraturgeschichte dankbar einstreicht. Huguet hat ja einen ausserordentlichen Eifer an den Tag gelegt. Hätte er aber jenem weiteren Ziele zugestrebt, dann würde er sich seinem Pariser Promotionsgenossen P. Besson[1]) würdig zugesellen, der für Rabelais' grössten und verwandtesten Nachahmer, Joh. Fischart, grammatische Fixa aufstöberte, an die[2]) anknüpfend Anton Englert[3]) geschickt Kriterien abstrahierte, um anonyme Drucke, die sonst dazu passen, dem Strassburger Satiriker zuzuweisen. Dass Huguet's Boden litterarhistorisch sicher ist, beruht wohl mit darauf, dass für die bezügliche Erkenntnis Rabelais' die zwei feinsten Specialisten Frankreichs, J. Fleury und P. Stapfer, seine Gewährsmänner und Leiter sind.

München. Ludwig Fränkel.

Erzgraeber, G. *Elemente der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen.* Berlin 1895. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. IV, 52 S. 8°.

Das vorliegende Büchlein verdankt, wie Vf. im Vorwort bemerkt, einem Bedürfnis der Schulpraxis seine Entstehung: „Wir wollen dem Schüler ein Verständnis dafür beibringen, was es heisst, wenn man die französische Sprache eine Tochter der lateinischen nennt. Wir wollen dem Schüler die Gesetze lehren, nach denen das Französische seine Wörter aus der lateinischen Grundform gebildet hat, oder richtiger, wir wollen ihn die Gesetzmässigkeit in den Veränderungen erkennen lassen, welchen das Latein im Munde der Bevölkerung Frankreichs und im Laufe der Zeit sich hat unterwerfen müssen. Wir wollen dem Schüler ferner zeigen, wie weit einerseits die französische Flexion sich unmittelbar an das Lateinische anschliesst, wie weit sie andrerseits ihren eigenen Weg gegangen ist, und durch welche Analogien sie sich etwa auf diesem Wege hat leiten lassen.“ Die hierin ausgesprochene Tendenz verdient um so mehr unsere volle Anerkennung, als heute eine starke Strömung dahin zu gehen scheint, dem französischen Unterricht an unseren Schulen rein praktische Ziele zu stecken. Leider können wir mit der Art und Weise, wie Vf. sein Vorhaben zur Ausführung gebracht hat, nicht in gleichem Masse uns einverstanden erklären. „Kollegen und Studenten“ hofft E. mit seiner Arbeit einen Dienst zu erweisen. Es ist das wohl nicht dahin zu verstehen, dass dieselben aus seinem Büchlein die Elemente der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen erst erlernen sollen, sondern dahin, dass Vf. ihnen Belehrung darüber geben will, welche Thatsachen der Laut- und Formenlehre im Schulunterricht zur Behandlung kommen sollen. Es liegt auf der Hand, dass in einem derartigen Compendium nur die allerwichtigsten und absolut feststehenden Ergebnisse der Forschung zur Darstellung gebracht werden können und demnach für

---

[1]) *Étude sur Jean Fischart.* Paris, Hachette, 1889.

[2]) Und an Vilnar, *Zur Literatur Fischarts,* 1865, für das Bibliographische.

[3]) *Zur Fischartbibliographie: Alemannia.* XIX. 114—132.

den Vf. bei der Abfassung seines Buches eine Hauptaufgabe darin bestehen musste, die gesicherten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung als solche zu erkennen und alles Hypothetische auszuscheiden. Dieser Forderung zu genügen ist nicht so leicht, wie es im ersten Augenblick erscheinen mag. Die Erfüllung derselben bedingt ein intensives Studium zahlreicher Arbeiten zur französischen Sprachgeschichte, die in den beiden letzten Decennien veröffentlicht worden sind. Dass Vf. es hieran hat fehlen lassen, verrät seine Darstellung z. B. S. 4, wo gelehrt wird, dass in vulgärlat. *veclus* Suffixvertauschung vorliegt. Dass die Richtigkeit dieser Ansicht mindestens sehr fraglich ist, hätte E. aus Cohn, *Suffixwandlungen* S. 208 ff. ersehen können. Auch vertritt diese Ansicht weder W. Meyer-Lübke in seiner *Rom. Gram.* noch Suchier in Gröbers *Grundriss*, was ich deshalb hier hervorhebe, weil die genannten Arbeiten beider Gelehrten diejenigen sind, auf die Vf. in seinem Buche gelegentlich Bezug nimmt. Schwan, der von E. nirgends mit einem Worte erwähnt wird, nahm in der ersten Auflage seiner Grammatik (§ 36) noch Suffixvertauschung an, in der zweiten Auflage (§ 24) erkennt auch er in der Wandlung von *vetlu* zu *veclu* einen rein lautlichen Vorgang. — Wenn E. (in Uebereinstimmung mit Schwan) ebenda franz. *laitue* auf *lactuta* zurückführt, so scheint er Mussafias Einwand gegen diese Auffassung *Zs. f. d. Realschulwesen* XIV., S. 66 und W. Meyer-Lübkes Ausführungen in dieser *Zeitschrift* X., S. 275 nicht gekannt zu haben. Mit sich selbst im Widerspruch befindet sich E., wenn er S. 10 *laitue* aus *lactuca* direkt herleitet. — Ib. wird für *chasser* ein Etymon *capticare* angenommen! — S. 12 werden *fait* und *conduit* als die aus *facit, conducit* auf dem Wege lautlicher Entwickelung hervorgegangenen Formen hingestellt. Hält nun E. die gegen diese (auch von Schwan vertretene) Ansicht von verschiedenen Seiten (z. B. von Suchier, Mussafia, Neumann) erhobenen Einwände für belanglos oder hat er sie nicht gekannt? — Wenn E. S. 13 bemerkt: „Die gedeckten Vokale in der Hochtonsilbe haben durchgängig ihren lateinischen Laut behalten“ und als „Beispiele“ für diese Regel auch *nul*, *fût*, *cent*, *chante*, *vendre*, *conte*, *an*, *tremble* aufführt, so geht daraus hervor, dass er mit dem Laut das Schriftbild verwechselt hat. — S. 15 wird ohne erklärenden Zusatz *captivum—chétif* unter den Belegen dafür angesetzt, dass vortoniges freies *a* nach palataler Konsonanz zu *e* wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, dass hier freies altfrz. *a* behandelt wurde, wie sonst freies vulgärlat. *a* (s. G. Paris, *Romania* XVIII, 587). War Vf. dieser Ansicht, so hätte er es ausdrücklich bemerken müssen. — S. 17 wird *ache* auf *ap(i)um* zurückgeführt. Man könnte versucht sein, hier ein Druckversehen anzunehmen, wenn nicht des Verfassers Arbeit derartige Unrichtigkeiten in allzu grosser Zahl aufwiese: *te(n)sum — toise* (S. 8; S. 20 steht *te(n)sam*), *purum — pur*, *augustum — août* (S. 16; dagegen S. 15 richtig *agurium — ëur*), *rubrum — rouge*, *crib(e)re — écrire* (S. 23; S. 49 steht: „Nicht erklärt ist der Schwund des *b* in *bibere — boire*, *scribere — écrire*“!), *poteam — puisse* (S. 47, während nach Verfassers auf S. 24 gegebenen Ausführungen *poteam posse* hätte werden müssen), *romanicam — romance!* u. s. w. Die Richtigkeit der S. 24 aufgestellten Lautregel „nachtoniges *ti* vor *a* wird *s* (wie *ki*)“ ist mindestens zweifelhaft, falsch ist die S. 9 vorgetragene Ansicht „*k* vor *e*, *i* wird *z* (geschrieben *s*, auslautend *x*)“. Vf. scheint hiernach anzunehmen, dass *oi* in *croix* etc. aus dem *o* des Etymons allein sich entwickeln konnte. — S. 49 wird gelehrt, der Uebergang von *mbr* zu *ndr* in *tremere — craindre* war nach der Nasalierung des *m* leicht. Die Frage, weshalb denn nicht auch *camera* ein *chandre*, *rememorare* ein *remendrer* etc. ergeben habe, hat sich Vf. offenbar nicht vorgelegt.

Das Angeführte mag genügen, um zu zeigen, dass Vf. sich mit den Ergebnissen der historischen Grammatik nicht hinreichend vertraut zeigt.

Es ist das nicht der einzige Einwand, der gegen die Verwendbarkeit seines Buches in der vorliegenden Fassung zu erheben ist. Da es nicht sowohl darauf ankommen kann, den Schüler mit zahlreichen Einzelheiten der historischen Grammatik bekannt zu machen, als vielmehr darauf, ihm einen Einblick in den Organismus und den Entwickelungsgang einer Sprache im allgemeinen zu gewähren, so musste sich Verfasser grösstmöglicher Schärfe und Klarheit in der Formulierung der Lautregeln befleissigen. Wie soll aber der Schüler von dem Leben der Sprache eine richtige Vorstellung gewinnen, wenn ihm (S. 16) gesagt wird: „Diesem Gesetz [dem Gesetz, wonach „in lateinischen Proparoxytonis der mittlere Vokal fällt"] zuliebe hat das Neufranzösische die altfranz. Wörter (Fremdwörter) *angele, imagene, virgene* durch Abwerfung der Schlusssilbe in *ange, image, vierge* verwandelt", oder wenn ihm vorgetragen wird (S. 17): „*š, ž* wurden altfranz. *tš, dž* gesprochen" oder (S. 22) „*s* vor Konsonanten schwindet, meist mit Hinterlassung eines Accents auf dem vorhergehenden Vokal"?

D. Behrens.

Hartmann, K. A. Martin. *Die Anschauung im neusprachlichen Unterricht.* Vortrag, gehalten am 16. April 1895 auf der Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrervereins zu Chemnitz. Wien. Verlag von Ed. Hölzel. 1895.

Immer nachdrücklicher wird in neuerer Zeit auf die Wichtigkeit des Gebrauchs von Anschauungsbildern im neusprachlichen Unterricht hingewiesen. Seit Rossmann und Schmidt in ihrem Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung die acht Hölzel'schen Bilder verwertet haben, ist eine Reihe von weiteren Bearbeitungen dieser Bilder erschienen, die dem Lehrer zeigen wollen, wie dieselben im englischen und französischen Unterricht zu behandeln seien. Es ist wünschenswert, dass jeder Neusprachler zu der Frage, inwieweit der fremdsprachliche Unterricht auf Anschauung gegründet werden kann, Stellung nimmt. Die vorliegende Schrift unterrichtet in klarer und trefflicher Weise über den Gegenstand und ist der Beachtung der Lehrer der neueren Sprachen dringend zu empfehlen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt wohl ein genaueres Eingehen auf den Inhalt der Abhandlung.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts innerhalb der letzten fünfzehn Jahre, eine Entwickelung, auf welche besonders die Verbreitung der Herbart'schen Pädagogik, die zu strengerer Prüfung der psychologischen Grundlagen des Unterrichts nötigte, und das Aufblühen der lautphysiologischen Wissenschaft von Einfluss waren, bezeichnet der Verfasser die beiden Methoden, die sich der alten einseitig grammatischen Lehrweise gegenüberstellen, als Lesebuchmethode und Anschauungsmethode und verbreitet sich nun über Wesen und Bedeutung der letzteren. Sie hat nicht von Anfang an auf dem Programm der Reform gestanden. *Quousque tandem* berührt sie nur flüchtig und kann sich nicht dafür erwärmen. Seitdem hat sie aber mehr und mehr Anhänger gefunden. Sie strebt dahin, die Aneignung der fremden Sprache durch das sinnfällige Mittel der Anschauung kräftig zu unterstützen und zugleich eine geeignete Grundlage für Sprechübungen zu schaffen. Die unmittelbare Anschauung, von der zunächst die Rede

ist, verarbeitet den Stoff, der den Schülern am nächsten liegt, etwa das Klassenzimmer und die in demselben befindlichen Gegenstände, die Teile des menschlichen Körpers, die Kleidung und ähnliches. Freilich geht der Vf. zu weit, wenn er meint, dass eine unmittelbare innige Verknüpfung zwischen Begriff und fremdsprachlichem Ausdruck, „ganz ohne das störende Dazwischentreten der Muttersprache“ stattfinde, da es doch nicht zu umgehen ist, dass der Begriff des angeschauten Gegenstandes in dem Schüler zunächst den deutschen Ausdruck wach ruft. Trotzdem muss zugegeben werden, dass das fremde Wort mit Hülfe der Anschauung besser haftet als bei blosser Angabe der deutschen Bedeutung. Das mechanische Vertauschen des fremden Wortes mit dem deutschen Worte, das ausschliessliche Hantieren mit Worten ohne realen Untergrund, das fortwährende mechanische Uebersetzen aus einer Sprache in die andere, führt zur Gedankenlosigkeit und ertötet in dem Schüler jedes Sprachgefühl. — Aber nicht nur Namen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, sondern auch Beziehungen zwischen denselben, grammatische Verhältnisse wie Steigerung des Eigenschaftswortes, Gebrauch der Zahlwörter, Fürwörter, Präpositionen, ferner Thätigkeitsbegriffe lassen sich ohne Zuhülfenahme der Muttersprache auf Grund der unmittelbaren Anschauung behandeln und einüben. Wer sich überzeugt, wie z. B. in dem trefflichen Lehrbuch von Rossmann und Schmidt derartige grammatische Dinge direkt am Sprachstoff ohne Uebersetzungen geübt und befestigt werden, der kann nicht mehr den allerdings immer noch hie und da auftauchenden thörichten Vorwurf erheben, dass bei dem neuen Verfahren die Grammatik zu kurz wegkomme. — Auch auf den oberen Stufen ist es ratsam, nicht ganz auf die Verwertung der unmittelbaren Anschauung zu verzichten. Unbekannte Wörter kann man, soweit es möglich ist, in anschaulicher Weise in der fremden Sprache erklären, anstatt einfach ihre deutsche Bedeutung anzugeben. Der Verf. zeigt, wie etwa der Begriff *ineffaçable* klar zu machen wäre. Interessant ist schliesslich noch der Hinweis auf die Verwertung einfacher physikalischer Experimente für sprachliche Zwecke.

Sodann ist von der zweiten Art der Anschauung, nämlich der mittelbaren, durch Bilder, die Rede. Sie ist eine notwendige Ergänzung der unmittelbaren Anschauung, welche für den Unterricht ja nur einen sehr beschränkten Stoff hergiebt. Die Verwendung von Bildern im fremdsprachlichen Unterricht ist keine Erfindung unserer Tage, und war bereits in Basedows Philanthropinum bekannt. Die ersten Schulbücher, die in neuerer Zeit auf Anschauung gegründet sind, lehnen sich meist an die Wilke'schen und die Strübing'schen Bilder an, die freilich viel zu wünschen übrig lassen. Später haben die Hölzel'schen Bilder grosse Verbreitung gefunden, und obgleich sie ursprünglich für den muttersprachlichen Elementarunterricht entworfen sind, können sie auch dem fremdsprachlichen Unterricht vortreffliche Dienste leisten. Bahnbrechend für die Methode wurde Ferdinand Schmidt, der Mitverfasser des bekannten Lehrbuches von Rossmann und Schmidt, welches H. mit Recht als sehr hervorragende Arbeit bezeichnet. Es sind dann noch kurz die weiteren Bearbeitungen der Hölzel'schen Wandbilder, die bis heute erschienen sind, erwähnt.

Dr. H. hat nun im vergangenen Schuljahre zum ersten Male einen zusammenhängenden Versuch mit der Benutzung der Hölzel'schen Jahreszeitenbilder im französischen Unterricht einer Anfängerklasse (Quarta) des königlichen Gymnasiums zu Leipzig gemacht und giebt nun auf Grund seiner Erfahrungen und auf Grund eines längeren Studiums der Frage überhaupt einige nähere Anweisungen über die unterrichtliche Behandlung der Bilder. Da es sich nicht empfiehlt, gleich mit der Be-

sprechung eines Bildes zu beginnen, so wurden zunächst in dem eingeführten Lehrbuch von Börner 13 Lektionen durchgearbeitet und sodann das Frühlingsbild in Angriff genommen, auf welches 11 Stunden verwendet wurden. H. empfiehlt, im Anfange das Bild nicht allzu gründlich zu zerlegen, den Stoff in methodische Einheiten zu teilen, etwa Personen, Tiere, Oertlichkeiten, Thätigkeiten. Die neu auftretenden Wörter werden in Verknüpfung mit einfachem begleitenden Text unter fortwährendem Hinweis auf ihre bildliche Darstellung vorgesprochen, in Frage und Antwort eingeübt und an die Wandtafel geschrieben, von wo sie die Schüler, am besten wohl mit deutscher Bedeutung, in ein besonderes Heft übertragen, wofern sich nicht ein gedrucktes Hülfsmittel in den Händen der Schüler befindet. Auf seltenere Ausdrücke ist dabei zu verzichten. In gewissen Pausen ist das bisher gewonnene Material zusammenzufassen. Erst wenn die Schüler einen allgemeinen Ueberblick über das Ganze gewonnen haben, ist auf die speziellere Beschreibung einzugehen. Jede Antwort ist in vollem Satze zu geben, die Fragen selbst mögen anfangs von den Schülern erst wiederholt und dann beantwortet werden; mit Nachhülfe darf der Lehrer nicht kargen, damit falschen Antworten möglichst vorgebeugt werde. Den Sinn der neu auftauchenden Wörter müssen die Schüler möglichst selbst zu finden suchen, ohne dass dabei sofort die deutsche Bedeutung mitgeteilt wird. Um Abwechselung in die Sprechübungen zu bringen, fragen sich die Schüler zuweilen untereinander, damit ihnen die Frageform geläufig werde. Von Zeit zu Zeit ist von einem Schüler eine freie zusammenhängende Darstellung des bisher Besprochenen zu geben. Freies Sprechen, wenn es auch im Anfang Mühe macht, hat viel höheren Wert für die Ausbildung des sprachlichen Denkens als wörtliches Auswendiglernen, wobei der Schüler meist mechanisch und gedankenlos verfährt. Bei der Repetition eines Bildes kann eine freiere und erweiternde Behandlung desselben versucht werden. Die Beschreibung des Bildes kann in die Vergangenheit gerückt werden, die Vorgänge auf demselben können in der Form der Vergangenheit erzählt werden, was für die Einübung der betreffenden Verbalformen von Wichtigkeit ist. Auch das Singen kleiner passender Lieder, vielleicht deutscher Volkslieder in französischer Sprache empfiehlt der Verfasser, ein Vorschlag, gegen den allerdings, und wohl mit Recht, schon oft gewichtige Bedenken erhoben worden sind. — Das mündliche Verfahren muss im ersten Jahreskursus das schriftliche stark überwiegen; das erste Vierteljahr müsste am besten ganz frei von schriftlichen Arbeiten gehalten werden. Dieselben haben natürlich im Rahmen der direkten Methode einen anderen Charakter als nach der grammatischen Methode, sie schliessen sich als Diktate, Bildung und Beantwortung von Fragen, kleine freie Ausarbeitungen an die Bilder an. Mit diesen freien Arbeiten hat Dr. H. sehr gute Erfahrungen gemacht, und die Resultate waren, wie überhaupt die Schlussergebnisse am Ende des Schuljahres, erheblich besser als die früher nach der grammatischen Methode erzielten Erfolge. Im ganzen hat der Verf. von den 200 französischen Stunden auf die vier Jahreszeiten 55 Stunden verwendet, wobei über 700 Wörter gelernt wurden. Dieser beträchtliche Zeitaufwand darf nicht abschrecken, denn durch die intensiven Sprechübungen und die sich daraus ergebende bedeutende sprachliche Förderung kann das vorgeschriebene Pensum des Lehrbuchs leichter bewältigt werden. Sehr wichtig ist der Hinweis auf grammatische Uebungen, die in Bilden von Sätzen nach gegebenem Mustersatz im Anschluss an den Anschauungsstoff der Bilder vorgenommen werden. Grammatische Erscheinungen, wie etwa der Gebrauch der Relativpronomina, die beim Uebersetzen, also bei fortwährendem Heranziehen des Deutschen, grosse

Schwierigkeiten machen, werden durch das Selbstbilden von Sätzen leichter verstanden und sicherer eingeübt. „Das eigene Bilden von Sätzen in der fremden Sprache trägt ungemein zur Entwickelung der sprachlichen Selbständigkeit des Schülers bei und ist mehr wert als das Lesen und Uebersetzen von hunderten gedruckt vorliegender Uebungssätze“.

Die besonderen Vorzüge des Verfahrens werden dann noch näher ins Auge gefasst. Hierbei ist namentlich von Wichtigkeit, dass Ohr und Zunge von Anfang an gleichmässig geschult werden und zwar in intensiverer Weise als es selbst nach der Lesebuchmethode möglich ist. Wird das Sprechen nicht von Anfang an geübt, so sind alle späteren Versuche verlorene Mühe. Die Sprechversuche in den oberen Klassen fallen, wenn nicht durch richtige Uebungen auf der Unterstufe die Zunge schon gelöst ist, meist stümperhaft aus. — Auf das Uebersetzen aus dem Deutschen kann nach der Anschauungsmethode völlig verzichtet werden. Dr. H. bezeichnet mit Recht als eine der wichtigsten Errungenschaften der ganzen methodischen Bewegung der letzten fünfzehn Jahre die Erkenntnis, dass das Uebersetzen aus der Muttersprache auf der Anfangsstufe für das Erlernen einer fremden Sprache vom Uebel ist, und dass dadurch das Hineinleben in die fremde Sprache nicht gefördert, sondern nur aufgehalten und beeinträchtigt wird. Wie der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler von vorn herein möglichst in der fremden Sprache vor sich geht, so wünscht H., den preussischen Bestimmungen zuwider, dass auch die grammatische Belehrung in der fremden Sprache gegeben werde. Ich halte dies mindestens für unnötig und zwecklos, wenn nicht für gefährlich, da der Schüler hierbei in sprachlicher Beziehung wenig Nutzen hat und die sichere Einübung der Formen und sprachlichen Gesetze, namentlich bei schwächeren Schülern, nicht erreicht wird. — Einen bedeutenden Vorzug des Verfahrens müssen wir mit H. darin erkennen, dass das Interesse des Schülers, sowie Lust und Liebe zum Lernen in weit höherem Masse geweckt wird als bei der grammatischen Methode, bei der sich der Schüler auf fast ausschliesslich abstraktem Gebiete bewegt. Ein nicht zu unterschätzender pädagogischer Vorteil ist es ferner, dass der Lehrer infolge der grösseren Lernfreudigkeit der Schüler weit seltener Veranlassung hat, strafend einzugreifen und gegen Unaufmerksamkeit und Faulheit zu kämpfen.

Der Verfasser widerlegt schliesslich noch einige gegen das Anschauungsverfahren erhobene Einwände. Man hat gemeint, dass die auf den Bildern gebotenen Anschauungsstoffe zu kindlich seien, um mit zwölfjährigen Schülern behandelt zu werden. Der Schüler sei zu stolz, sich mit derartigen Dingen abzugeben. H. weist nach, dass diese Ansicht auf einer Verkennung der Schülernatur beruht und überdies durch die Praxis widerlegt wird. Gewichtiger ist schon der Einwand, den Klinghardt geltend gemacht hat, dass nämlich der Anschauungsunterricht der Wissbegierde der Schüler zu wenig Nahrung biete, da es sich um Dinge handle, die den Schülern inhaltlich bereits wohlbekannt seien. Er kann daher den Anschauungsunterricht nur für den ersten Anfang empfehlen und möchte im allgemeinen dem Lesebuchunterricht den Vorzug geben. H. giebt zu, dass die Lektüre schon auf der Unterstufe ergänzend hinzutreten muss, hält es aber im übrigen gerade für einen Vorteil, dass im Anfange sachliche Schwierigkeiten nicht vorhanden sind. Auch auf der oberen Stufe kann die Lektüre von Zeit zu Zeit durch Vorführung eines geeigneten Anschauungsbildes unterbrochen werden. Da sich aber die Hölzelschen Bilder für reifere Schüler wenig eignen, so müsste man andere Anschauungsmittel beschaffen, aus denen der Schüler nicht nur sprachliche, sondern zugleich auch sachliche Bildung gewinnen könnte. Es würden

etwa, ausser geographischen Wandkarten, Städteplänen und -Bildern, geschichtliche und kulturgeschichtliche Bilder gute Dienste leisten.

Endlich ist noch auf zwei wichtige Punkte hingewiesen: Die neue Methode stellt erhöhte Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Lehrers. Möglichste Beherrschung der Sprache, sowie sorgfältigste Vorbereitung auf die einzelne Stunde ist bei dem Lehrer, der nach dieser Methode unterrichtet, unbedingt notwendig, wenn günstige Erfolge erzielt werden sollen. Auch nimmt die Korrektur der freien Ausarbeitungen natürlich ungleich mehr Zeit in Anspruch als die der thèmes. Daraus ergeben sich zwei Forderungen. 1. Den Neusprachlern müsste seitens der Behörde oder des Staates die Möglichkeit geboten werden, sich die erforderliche praktische Kenntnis der Sprache anzueignen. Die kürzlich in Preussen ins Leben gerufene Einrichtung von Ferienkursen und die Verleihung von Reisestipendien ist ja als ein Schritt auf diesem Wege zu bezeichnen. Doch müsste in dieser Beziehung noch mehr geschehen. Unerwähnt lässt der Verfasser, dass es auch Sache des Universitätsunterrichts wäre, in grösserem Umfange als bisher neben den rein wissenschaftlichen Zielen die praktischen Bedürfnisse der künftigen neuphilologischen Lehrer zu berücksichtigen. 2. Eine Verminderung der Pflichtstundenzahl wäre erwünscht. Ein ordentlich erteilter Unterricht kostet viel Kraft und Zeit, und doch muss auch noch Zeit zur wissenschaftlichen und pädagogischen Weiterbildung bleiben. Der Verf. schliesst mit den Worten: „Hoffen wir, dass namentlich die neuphilologische Lehrerschaft Deutschlands durch intensive Arbeit im Dienste der neuen Aufgaben, vor denen sie jetzt steht, recht bald das Bedürfnis nach einer Herabsetzung der Pflichtstundenzahl allgemein empfindet und zum Ausdrucke bringt."

Auf Grund der in der Hartmann'schen Abhandlung niedergelegten theoretischen Erwägungen und an der Hand der verschiedenen praktischen Anleitungen zum Gebrauch der Anschauungsbilder im französischen und englischen Unterricht werden hoffentlich immer mehr Lehrer sich bewogen fühlen, mit der Methode einen Versuch zu machen. Wünschen wir, dass der Hauch frischer Begeisterung, der das Schriftchen durchweht, den darin entwickelten Ideen mehr und mehr Anhänger zuführen möge.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Hand-Ausgabe von Hölzels Wandbildern f. d. Anschauungs- und Sprach-Unterricht. Inhalt: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt. Wien. Ed. Hölzel. Preis 1.40 M.

Die Veröffentlichung dieser Hand-Ausgabe der acht Hölzel'schen Bilder entspricht einem entschiedenen Bedürfnis. Denn es ist wünschenswert, dass die Schüler den im Unterricht behandelten Anschauungsstoff zu Hause noch einmal überblicken können; überdies sind viele Einzelheiten auf den grossen Wandbildern für entfernt sitzende Schüler nicht gut erkennbar. Die Bilder sind in Farbendruck und im Massstabe 19:29 cm hergestellt und sind auch einzeln zum Preise von je 18 Pf. zu haben. Von den kleinen nicht farbigen Nachbildungen, die in verschiedenen Büchern über die Hölzel'schen Bilder zu finden sind, unterscheiden sie sich vorteilhaft, weil alle Einzelheiten fast ebenso deutlich zu erkennen sind, wie auf den grossen Wandbildern. Die Hand-Ausgabe wird überall, wo die Bilder im Unterricht verwendet werden, willkommen sein.

O. MIELCK.

Génin, Lucien et Schamanek, Joseph. *Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel.* Édition complète. Vienne. 1895. Ed. Hoelzel éditeur. Preis 3 M.

Je mehr Hölzel's Wandbilder im neusprachlichen Unterricht benutzt werden, desto mehr nimmt die Zahl der Anleitungen zum Gebrauche derselben zu. Zu den Büchern von Bechtel, Durand, Kron u. a. gesellt sich das vorliegende Buch von Génin und Schamanek, das auch in acht Heften (zu je 50 Pf.) zu haben ist, deren jedes eins der acht Bilder behandelt. Hierzu kommt noch ein (9.) Ergänzungsheft (s. u.). Den einzelnen Heften sind die entsprechenden Bilder der oben erwähnten Handausgabe beigegeben. Um Gewähr dafür zu bieten, dass wirklich idiomatisches Französisch gegeben wird, dabei aber auch die Bedürfnisse der deutschen Schule berücksichtigt werden, haben sich ein Franzose und ein Deutscher (beide Lehrer in Wien) zur Herausgabe der *Conversations* vereinigt. Man kann das Buch als eine wohlgelungene Leistung bezeichnen. Die für alle Bilder eingehaltene Disposition ist folgende: Zunächst ein Vocabulaire, in dem die Vokabeln in Sätzen gegeben sind, nach bestimmten Gruppen geordnet, meist: *Choses, Végétaux, Animaux, Personnes, Couleurs, Qualités, Sons.* Dann folgt Description, eine Beschreibung des Bildes in kurzen Sätzen, in Nummern abgeteilt mit zusammenfassenden Ueberschriften. Die benachbarte Seite enthält ein Questionnaire, dessen numerierte Fragen sich genau an die Beschreibung anschliessen. Nach diesen beiden Parallelabschnitten kommt die eigentliche Conversation, Fragen und Antworten, die, wieder nach Gruppen geordnet, die Einzelheiten des Bildes besprechen und weiter ausführen. Der nächste Abschnitt betitelt sich Exercices. Diese bestehen aus kleinen Aufsätzen, meist beschreibender Natur, beispielsweise beim Frühlingsbild: *Le cerisier, La cigogne, Les nids, L'église* etc. Diese Aufsätze können wohl als Lesestücke, auch als Muster für Umbildungen dienen. Eingestreut sind auch Dialoge, z. B. das hübsche Gespräch *L'enfant malade* beim Winterbild. Den Beschluss macht ein Résumé, das den Gegenstand in freier Weise, ohne unmittelbaren Anschluss an das Bild behandelt und oft treffliche, gemütvolle Schilderungen giebt. Die Résumés zu Sommer und Herbst sind hübsche Stimmungsbilder. In dem Résumé zu *La ferme* wird ein Besuch erzählt, den eine Familie auf einem benachbarten Gute macht. Prächtig sind die Aufsätzchen *Le printemps* und *Noël.*

Diese Einteilung giebt zugleich einen Fingerzeig, in welcher Ordnung die Gegenstände der Bilder in der Klasse zu behandeln wären und ist durchaus gut zu heissen. Das Französisch ist äusserst geschmackvoll und gewählt; allerdings darf nicht verschwiegen werden, dass das Streben der Verfasser nach äusserst gewählter Ausdrucksweise einen Text geschaffen hat, der vielfach die Einfachheit und Kindlichkeit vermissen lässt, die für jüngere Schüler unerlässlich ist. Auch das gebotene Wortmaterial ist hie und da ein allzureiches (vgl. z. B. *La ferme*). Mit sprachlich noch wenig geübten Schülern müssten die Bilder in viel einfacherer Weise besprochen werden; indes kann ja der Lehrer nach Belieben vereinfachen, kürzen und abändern, was für seine Klasse ungeeignet scheint. Sicher ist, dass das Material mit Fleiss zusammengetragen, geschickt geordnet und in mustergiltiger Sprache behandelt ist. — Das Ergänzungsheft umfasst eine Grammatik in Beispielen, dann Uebungen, bestehend aus Sätzen über die Bilder, nach gewissen grammatischen Erscheinungen geordnet, endlich sieben kleine Gedichte und drei kleine Familienbriefe. Das Heft, das nur die Hauptpunkte der Grammatik in nicht ungeschickter Auswahl und Anordnung giebt, kann natürlich eine

ordentliche Grammatik nicht ersetzen. Die Einteilung und Benennung der Fürwörter ist etwas eigentümlich und weicht von der herkömmlichen in unseren Grammatiken ab, lässt sich indes verteidigen. In dem Kapitel *Du pronom* sind überhaupt nur Pronoms personnels aufgeführt; die 1 davor ist zu streichen, weil weitere Unterabteilungen nicht vorhanden sind. Das nächste Kapitel umfasst die Pronomina, die zugleich adjektivische Funktion haben können, unter der Ueberschrift: *Adjectifs déterminatifs* (zum Unterschied von Adjectifs qualificatifs) *et pronoms*, mit vier Unterabteilungen. Nicht in diese letzteren fügen sich die Pronoms relatifs, die rein pronominaler Natur, und die Adjectifs numéraux, die adjektivischer Natur sind; deshalb sind wohl die Ueberschriften zu beiden schwächer und kursiv gedruckt. — Die leider sehr zahlreichen, über das ganze Buch verbreiteten Druckfehler sind in einem übrigens nicht ganz vollständigen Druckfehlerverzeichnis am Ende des Bandes aufgeführt. — Alle Lehrer, die Anschauungsunterricht nach Hölzel's Bildern erteilen, werden sich der *Conversations françaises* mit Vorteil bedienen. Sollten die Verfasser sich bei einer neuen Auflage, in der sicher auch die Druckfehler ausgemerzt werden, zu einer Vereinfachung des Stiles und der Darstellung in dem oben angedeuteten Sinne entschliessen können, so würde das jedenfalls noch zur Verbreitung des nützlichen Werkes beitragen. Sollte sich nicht auch die Beifügung eines alphabetischen Wörterbuches empfehlen?

O. MIELCK.

Nouvelles genevoises par **Rudolf Tœpffer.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. F. Kalepky. Mit Wörterbuch. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann. 1894. 121 S. 8°. *(Bibliothèque française* Bd. 58).

Der Herausgeber hat die vier Erzählungen: *Le Col d'Anterne*, *le Lac de Gers*, *la Vallée de Trient* und *La Peur* aus den Genfer Novellen ausgewählt und mit seiner sehr sorgsamen, soweit ich sehe von Druckfehlern ganz freien Ausgabe, die französische Schullektüre um einen Band bereichert, dem hoffentlich die allseitige Beachtung, die er verdient, nicht fehlen wird. Die Anmerkungen bieten das Erforderliche an sachlichen und sprachlichen Erklärungen und, wenn ich auch hier über die innezuhaltende Grenze zuweilen anderer Ansicht bin als der Herausgeber, einiges vermisse, anderes für überflüssig halte, so bin ich mir wohl bewusst, dass, wenn man überhaupt die Zugabe von Anmerkungen billigt, man nicht annehmen darf, es werde sich in diesem Punkte ein allerseits befriedigendes Mass finden lassen. Mit dieser Einschränkung wolle der Herausgeber meine diesbezüglichen Bemerkungen aufnehmen; vielleicht dass er doch in diesem oder jenem Punkte mir zustimmen kann. Am Schlusse findet sich, wie in allen Bänden der in dem Kühtmann'schen Verlage erscheinenden *Bibliothèque française*, ein *Questionnaire* und besonders geheftet ein Wörterbuch, zwei Zugaben, die vielleicht die Mühe, die ihre Anfertigung erfordert, nicht aufwiegen. Ein Spezialwörterbuch kann auf dem ihm knapp zugemessenen Raum entweder nur die üblichste oder die an einer bestimmten Stelle gerade passende Bedeutung geben, und da kann es nicht fehlen, dass es fehlerhafte Uebersetzungen oder, was noch schlimmer ist, eine falsche Vorstellung von der Grundbedeutung

des zu übersetzenden Wortes hervorruft. Leider ist wohl keine Aussicht vorhanden, dass die Verleger von Schulausgaben durch solche Erwägungen veranlasst, der Bequemlichkeit des kaufenden Publikums weniger als bisher entgegenkommen werden; hier könnten nur die Schulvorstände Wandel schaffen.

Im folgenden gebe ich einige Bemerkungen, von denen die eine oder die andere vielleicht einer neuen Auflage des Büchelchens zu gute kommt.

S. 2 Anm. 1 würde ich sagen: *les bases* = Fuss. — S. 5 kann *amener à point* (viz. *l'appetit)* nicht, wie die Anm. 1 lehrt, bedeuten: „auf den richtigen Höhepunkt bringen". sondern einfach: „zur rechten Zeit mitbringen". — S. 5 Anm. 3: *la joue sent fraichir le souffle du vent* würde ich durch „verspürt den kühlen Hauch" nicht für ganz zutreffend übersetzt halten, da in diesem Zusammenhange grade der in *fraichir* liegende Begriff der Steigerung nicht zu entbehren ist; also: „den frischeren Hauch, kühler werdenden Hauch". — Warum ist S. 11 Anm. 4 die anschauliche französische Wendung *n'ayant pas voix au chapitre* durch das farblose: „da ich nicht mitreden durfte" verdrängt? — S. 14 Z. 6 wird der Schüler zu *battre le briquet* nicht die zutreffende Uebersetzung finden; auch *sortir* als v. a. hätte eine Anmerkung verdient. — S. 15 Z. 23 ist eine Anm. zu *ici* nötig. — S. 16 Anm. 1: „Jetzt müssen wir sehen, wie wir aus der Klemme kommen" scheint mir zutreffender als das mutlose „jetzt ist guter Rat teuer" als Uebersetzung von *c'est à savoir maintenant comment nous nous en tirerons.* — S. 16 Z. 20 *Et vite!* verdient eine Anmerkung: „schnell doch". — S. 21 Z. 17 *c'est à peine si* bedarf einer Erläuterung. — S. 22 Anm. 2 entfernt sich die Uebersetzung ohne Not vom Original. — S. 25 Anm. 5 „von der Frühlingswärme durchfeuchtet" scheint mir kein tadelloses Deutsch. — Auf derselben Seite finde ich die in Anm. 8 gegebene Uebersetzung unrichtig. Ich würde übersetzen: „Bei diesem Worte . . . trat dem Engländer mit einem Zuge lebhafter, tiefinnerlichster Reue die Schamröte in die Wangen". — S. 31 Z. 9 hätte ich *qui aurait l'idée* in einer Anm. übersetzt „der auf den Gedanken kommen sollte". — S. 35 Z. 3 *nuit close* „völlige Dunkelheit". Das Wörterbuch bietet nur „*clos* abgeschlossen". — S. 37 Z. 12 *sur l'abri—frayeur* scheint mir wiederum eine Anm. angebracht, zumal das Wörterbuch für *l'abri* das hier Passende („Schutz") nicht bietet. — S. 44 Z. 22 *Dites voir, c'est-il* . . . .? Die Anm. *voir* = *donc* würde ich streichen, weil sie dem historischen Thatbestande zu wenig entspricht. *Voir* ist bei imperativischem *dire* ursprünglich entschieden Objekt und bedeutet „Wahrheit". Im Altfranzösischen werden Fragen gar nicht selten durch die Aufforderung, die Wahrheit zu sagen, eingeleitet; vgl. meinen altfranz. direkten Fragesatz p. 267 Anm. Später hat man, als das subst. *voir(s)* ausser Uebung gekommen war, es in dieser Verwendung beibehalten und es nur noch als der Aufforderung zum Sagen besonderen Nachdruck verleihend empfunden. So dass es dahin kommen konnte, dass *voir* mit *donc* für synonym erachtet wurde und auch bei anderen Verben als *dire* als Begleiter des Imperativs auftrat: 48,4 heisst es z. B. *descends voir chez la Pernette*, oder bei imperativischem *dire* auch dann, wenn ein zu *dire* gehöriges nominales Objekt unmittelbar folgt: 46,23 *dites voir un peu votre affaire.* Man könnte demnach *voir* in der That durch „doch" übersetzen, und gegen eine Anmerkung „*voir* = doch" wäre nichts einzuwenden. — S. 53,9 glaube ich nicht, dass *en peine* irgend etwas anderes als „in Qualen" bedeutet. — S. 53,11 ist *tirés à quatre diables* durch „von Teufeln gepeinigt" kaum richtig wiedergegeben; *à quatre diables* scheint mir eher Massangabe für die Heftigkeit

des *tirer* zu sein — S. 61,14 *aussi me rappelaient-ils* . . . Die Anm. sagt: „*aussi* bleibt unübersetzt". Zu der Vorschrift, einen Satzteil nicht zu übersetzen, sollte man sich doch möglichst selten entschliessen; ein Wort, das nicht übersetzt werden darf, muss für einen nachdenklichen Schüler etwas unheimliches haben. Hierzu kommt, dass die Vorschrift m. E. hier nicht angebracht ist; verführe man ihr gemäss, so fehlte alle und jede Verbindung zwischen den beiden im Original durch *aussi* in ganz charakteristischer Weise verbundenen Sätzen. „So erinnerten sie mich denn" giebt etwa *aussi me rappelaient-ils* wieder. — S. 63,5. Liegt das Scherzhafte von *il avait étudié son chamois* wirklich in *son?* Ich glaube nicht, halte auch diese Worte an sich nicht für scherzhaft, sondern erst in Verbindung mit dem was folgt: *dans les livres d'Alexandre Dumas.* Vgl. Tobler's *Verm. Beiträge* II 76 f. — S 66 bemerkt die Anm. 2 zu *En voici une bonne!* : „ergänze *idée*". Ich verweise dem gegenüber auf Toblers Ausführungen in der dritten Reihe seiner *Vermischten Beiträge, Ztschr. f. Rom. Phil.* Bd. 18 S. 414 ff.

S. 72,5. *Elle m'a suivi jusqu'à ce coup de tonnerre qui a frappé entre elle et moi, que j'ai cru que c'était la fin du monde.* Das erste *que* heisst die Anmerkung „bei welchem" übersetzen. Das scheint mir unmöglich; es würden zwei Relativsätze *(qui — moi* und *que — monde)* ohne jegliche Verbindung auf einander folgen. Das erste *que* ist vielmehr die Konjunktion.

S. 76,22. *Il s'ensuivit des paroles moins réservés et un abandon plus intime.* Ich bezweifle sehr stark, dass *abandon plus intime* durch „vertrauliches Gespräch" zutreffend wiedergegeben ist. — S. 78,24 würde ich *encore* durch „endlich" übersetzen. — S. 79,12 *en anticipant sur* übersetzt die Anm. durch „Hinweis auf" nicht richtig Es ist mehr als das, gradezu ein Vorwegnehmen in der Erzählung. — S. 80 kann ich mich mit der in Note 7 gegebenen Uebersetzung nicht einverstanden erklären: der Gegensatz von *ingrat* und *agrément* muss sich auch im Deutschen fühlbar machen und *situation* sollte nicht durch „Situation" unübersetzt bleiben; also etwa: „welches mit wunderbarer Leichtigkeit die unbehaglichsten Lebenslagen in Augenblicke vollen Behagens verwandelt".

S. 81,24. *Comme j'avais pu faire à Valorsine* heisst „wie ich vielleicht in V. gethan hatte". — S. 95,14 *mes grands parents* kann nicht „meine nächsten und angesehensten Verwandten" heissen, wie die Anm. sagt. *Grand* ist einfach „gross, erwachsen" im Gegensatz zu dem Kinde, das seine Verwandten *grand* nennt. — S. 100 würde ich wiederum nicht (mit Anm. 3) *que si* = *si* setzen. *Que* hat doch die wichtige Funktion der Anknüpfung des folgenden an den vorangehenden Satz, darf also nicht unübersetzt bleiben.

Berlin. Alfred Schulze

En France. Par **Onésime Reclus.** Im Auszuge für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl F. Th. Meyer. Berlin 1894. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung [*Schulbibliothek franz. und engl. Prosaschriften* herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach].

Die von L. Bahlsen und J. Hengesbach herausgegebene Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften will den höheren Lehranstalten neuen fremdsprachlichen Lesestoff bieten, der den ‚Forderungen der neuen Lehrpläne' und den ‚Bedürfnissen der Gegenwart' gerecht wird,

ohne darum mit anderen Schulbibliotheken derselben Sprachen zu concurrieren; vielmehr will die neue den letzteren eine ‚notwendig gewordene Ergänzung' geben. Der Anfang dazu ist gemacht. Das dem Beurteiler vorliegende 6. Bändchen der französischen Abteilung bietet einen empfehlenswerten Auszug aus dem geographischen Werk *En France* von Onésime Reclus, einem Bruder des Verfassers der bekannten *Nouvelle Géographie*. Ueber den wissenschaftlichen Wert von Onésimes *En France* ist hier nicht weiter zu berichten, der Geograph der Revanche verdient Beachtung.

Der Herausgeber schreibt im Vorwort: ‚(Das Buch) dürfte sich für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten als wohl geeignet erweisen'. Da der Begriff dieser Klassen ein sehr weiter ist, hat er ohne Zweifel etwas Richtiges gesagt. Für eine gymnasiale Secunda, die auch in den alten Sprachen, namentlich im Lateinischen, vorgebildet ist, so dass sie dem ‚francophonen' Autor in seinen ‚neolatinen' Eigenheiten mit Verständnis folgen kann, wird das Buch eine interessante und fördernde Lektüre sein, obwohl manche der fortwährend eingestreuten litterarischen und sprachgeschichtlichen Bemerkungen oder Anspielungen grössere Reife und mehr Belesenheit voraussetzen, das Buch also nach Prima verweisen. Aber was soll alles in Prima gelesen werden! Angemessene Beschränkung oder Aussonderung von sonst gerade interessanten Bemerkungen, vielleicht auch der revanchelustigen Ausführungen, die ohne Schaden zu missen sind, werden auch weniger Vorgeschrittenen die Lektüre des Buches ermöglichen. Was dann übrig bleibt, ist bei der sprachgewandten und lebendigen Darstellungsweise des Autors immer noch eine sehr fesselnde, auch beschränkteren Bedingungen genügende und anregende Lektüre, in der auch dann noch die Abneigung gegen Deutschland und die Revanchetendenz in der absichtlichen Uebergehung dessen, was in bezug auf die Deutschen oder zu gunsten Deutschlands gesagt werden könnte, dem aufmerksameu Leser deutlich genug entgegen treten. Im ganzen genommen, werden sich also die oberen Klassen höherer Lehranstalten mit dem auch zu Conversationsübungen wohl geeigneten Buche, ihrer Art angemessen, abfinden können.

Für eine dem Schulunterricht angemessene Ausstattung der Bändchen hat der Verleger freigebig gesorgt. Der Text ist auf gutem Papier mit grossen Lettern gedruckt und, soweit eine cursorische Durchsicht des vorliegenden Bändchens ergab, fehlerfrei.

Der dem Text angefügte Commentar, der ohne Weitschweifigkeiten, in knapper Form namentlich über Realien Belehrung giebt, verdient Anerkennung. Er macht freilich, wie man schon bei cursorischer Lektüre merkt, Zusätze wünschenswert; aber das ist bei einem an Realieu reichen geographischen Buch immer der Fall.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

D'Hérisson. *Journal d'un officier d'ordonnance.* Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauche hrsg. von Dr. J. Hengesbach. Berlin 1894. R. Gärtner. VIII, 134 S. M. 1.50.

Eine genussreichere Lektüre lässt sich kaum denken. Da ist alles packend, einfach, in echtem Sinne poetisch. Besonders für Realschulen, wo die ästhetische Seite der Erziehung gar zu sehr in den Hintergrund tritt und das lebendige Nachempfindenlernen gar zu häufig dem toten Wissen geopfert wird, ist eine so poetische Gabe äusserst wertvoll. Nicht

nur nach der ästhetischen Seite hin, auch vom sprachlichen Standpunkte aus ist D'Hérisson wohl kaum zu überschätzen. Das Buch bebt nur so vom Pulsschlage der Zeit. Die Wendungen sind echt modern, Konkreta und Abstrakta in glücklichster Legierung. Da ist alles echt französisch, Gedanke, Form und Empfindung, nur dass die lauterste Vaterlandsliebe an die Stelle des gassenhauerischen Chauvinismus tritt. Da bekommt der Schüler unverfälscht französischen Sprachgeist zum empfinden. Ich sage absichtlich nicht zum „begreifen"; denn ich gehöre zu den Reformern, welche der Schüler durch die schüchternste Nachempfindung des Sprachgeistes befriedigen kann. Die Schwierigkeiten des hier gebotenen Lektürstoffs sind nur scheinbar. Keine schwierigen Satz- oder Gedankenkonstruktionen sind hier zu überwinden. Nur die Vorliebe des Verfassers für konkreten plastischen Ausdruck mag dem Schüler anfangs ungewöhnt vorkommen. Ich meine, jeder einsichtige Lehrer wird heutzutage ein solches Hindernis mit Freuden nehmen. Giebt es ihm doch Anlass, im Wortschatze des Schülers die klaffenden Lücken auszufüllen, welche eine uns immer noch ein bisschen im Fleische sitzende Sucht nach dem Abstrakten gelassen hat.

Die meisten Kapitel sind ein in sich vortrefflich abgerundetes Ganzes.

Im Texte habe ich nur zwei Druckfehler bemerkt: p. 72,16 lies *des paniers* statt *de*; p. 87,35 lies *en avant* für *ne*.

In der angeführten Karte von Paris könnte gar manches weggelassen sein, was nur für Vergnügungsreisende Wert hat.

In der zielbewussten Betonung der sog. Realien bleibt der Herausgeber mit seinen Anmerkungen nicht hinter der mit dem offiziellen Amtssiegel versehenen Moderichtung zurück. Aber der deutsche Stil! Bei Gott, das schmeckt nach Notizbuch und Urkonzept! Darf man denn unser angestammtes Deutsch so malträtieren? Das ist an dem sonst reizenden Buche ein hässlicher Flecken, den der Herr Herausgeber wohl nicht bis in die nächste Auflage durchschlagen lassen wird.

LUDWIGSHAFEN A. RH. ERNST DANNHEISSER.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen *(Traités d'Atmosphérologie)* der *Revue des Deux Mondes* im Auszuge entnommen und für den Schulgebrauch erklärt von Dr. W. Kasten. Berlin 1894. [*Schulbibliothek franz. u. engl. Prosaschriften*, herausgeg. von Bahlsen u. Hengesbach].

Das vorliegende Bändchen der *Schulbibliothek* enthält drei Abhandlungen naturwissenschaftlichen Inhalts: 1. *L'air et la vie,* par Henry de Varigny. 2. *Les ballons et la navigation aérienne. D'après les publications* de J. Jamin et J. Fleury. 3. *Les aurores boréales.* Par Antoine de Saporta. In der ersten Abhandlung werden die Hauptbestandteile der Luft, Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure besprochen; dann wird die Bedeutung der atmosphärischen Luft für das Leben der organischen Wesen klar gemacht sowie der Einfluss des Luftdrucks auf Menschen und Tiere und schliesslich auf die Rolle hingewiesen, welche der Wasserdampf und verschiedene kleine feste Körper (wie Ueberreste kleiner Tiere und Pflanzen, Mikroben und mannigfache unorganische Stoffe) in der Luft spielen. Die ganze Natur ist im Grunde genommen nichts anderes als verdichtete Luft, welche sich fortwährend verwandelt und von

einem Organismus auf den andern übergeht, so lange unser Planet existiert. Nur kennen wir leider weder den Anfang noch das Ende dieses ewigen Kreislaufes, es fehlt die erste und die letzte Seite im grossen Buche der Natur.

Das Thema der zweiten Abhandlung bilden die Luftballons und das Problem der Luftschiffahrt. Am Ende des vorigen Jahrhunderts erfanden die Brüder Joseph und Etienne Montgolfier die Montgolfière, indem sie sich der verdünnten Luft bedienten, um ihren Ballon steigen zu lassen. Ungefähr um dieselbe Zeit konstruierte der Physiker Charles in Paris die Charlière, welche er mit Wasserstoffgas füllte. Neben diesen Versuchen mit Ballons stellte der Luftschiffer Garnerin solche mit einem Fallschirm (parachute) an. Es wird dann weiter das wichtige Problem der lenkbaren Luftballons besprochen. Meusnier hatte zuerst die Idee, einen Ballon zu bauen, welcher durch Flügel, die sich an einer horizontalen Achse befänden, gelenkt werden könnte. Sein Plan wurde aber erst in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts durch Giffard verwirklicht, dessen Ballon durch eine Schraube gelenkt wurde, die durch eine kleine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wurde. Dann werden die ballons captifs der Pariser Weltausstellungen von 1867 und 1878, und die Ballonfahrten während der Belagerung von Paris im letzten Kriege besprochen. Der Ballon von Giffard wurde von Dupuy de Lôme verbessert, bei welchem die Schraube durch Menschenkraft bewegt wurde, während Albert und Gaston Tissandier in den achtziger Jahren die Siemens'sche Dynamomaschine anwandten, um die Schraube ihres Ballons zu bewegen. Einer der neuesten lenkbaren Ballons ist der von Renard und Krebs konstruierte, welcher die Form einer Manilla-Cigarre besitzt; Renard ist gegenwärtig mit der Vervollkommnung seines Ballons beschäftigt, so dass der *dirigeable* gegenwärtig keine Utopie mehr ist.

In den folgenden Abschnitten wird auf die Bedeutung der Luftballons für militärische Zwecke hingewiesen, sowie auf die barometrischen, physiologischen, thermometrischen, meteorologischen und hygrometrischen Beobachtungen, welche bei der Luftschiffahrt angestellt werden und für die genauere Kenntnis der Atmosphäre von höchster Bedeutung sind. Zum Schluss wird noch die Flugmaschine (aérophane) beschrieben, deren Prinzip die Nachahmung des Fluges der Vögel ist. Der Engländer Hiram Maxim beschäftigt sich gegenwärtig mit der Konstruktion einer solchen Flugmaschine.

Die dritte Abhandlung ist einer der interessantesten Erscheinungen der Luft, nämlich dem Nordlicht gewidmet. Nach einer Beschreibung desselben und einem historischen Rückblick folgt ein Versuch zur Erklärung dieser Erscheinung. Nach dem Genfer Physiker de la Rive ist das Nordlicht elektrischer Natur. Während die Erde und die unteren Luftschichten negativ elektrisch sind, sind die oberen Schichten der atmosphärischen Luft mit positiver Elektrizität erfüllt; in der Nähe der Pole vereinigen sich diese beiden elektrischen Ströme, und ihre Wiedervereinigung ruft eben das Nordlicht hervor. Im folgenden Abschnitt werden die Beobachtungen Nordenskjölds, welche dieser Forscher im Behringsmeer über das Nordlicht angestellt hat, und seine Theorie der Entstehung dieses Phänomens mitgeteilt, und zum Schluss die Versuche des Physikers Lenström aus Helsingfors, welche die Theorie von de la Rive zu bestätigen scheinen.

Was das Aeussere betrifft, so entspricht die Ausgabe in jeder Weise den Anforderungen, welche man an ein Schulbuch zu stellen hat; namentlich der vorzügliche Druck verdient Lob, und die *Schulbibliothek* von

Bahlsen und Hengesbach gehört in dieser Beziehung sicherlich zu den besten Schulausgaben. Der Herausgeber des besprochenen Bändchens, Dr. Kasten, hat es sich angelegen sein lassen, das Verständnis des Textes nach der inhaltlichen wie auch der formellen Seite durch genaue Anmerkungen zu erleichtern, zu denen ich nur folgendes hinzufügen möchte: S. 2 Anm. 4 könnte vielleicht noch bemerkt werden, dass Boussingault 1887 gestorben ist. S. 5 Zeile 22 hätte wohl noch eine Anmerkung zu Pettenkofer zugefügt werden können.

S. 13 Anm. 8 ist falsch übersetzt. Es muss heissen: „So entzieht bei der alkoholischen Gährung der Zuckerstoffe der Mikrobe (nämlich der Hefenpilz) dem Zucker einen Teil des Sauerstoffs, aus dem er besteht, und zersetzt ihn dadurch in zwei Teile, nämlich in Kohlensäure, welche sich verflüchtigt, und in Alkohol."

Der Zersetzungsprozess lässt sich durch folgende chemische Formel ausdrücken:

$$\underset{\text{Zucker.}}{C_6 H_{12} O_6} = 2 \underset{\text{Alkohol.}}{\left[\left. C_2 \frac{H_5}{H} \right\} O \right]} + \underset{\text{Kohlensäure.}}{2\, C O_2}$$

S. 15 Anm. 4 ist die wörtliche Erklärung der Redensart „*au premier chef*" = gegen das erste Haupt unverständlich.

S. 20 Z. 8 ist wohl besser zu übersetzen: „dass ich fast aus dem Sattel zur Erde sank".

S. 32 Anm. 2: *jauger* heisst nicht verdrängen, sondern enthalten.

Ein Druckfehler ist mir S. 5 Z. 11 aufgefallen, wo es *considérables* heissen muss, und S. 20 Anm. 7, wo zu lesen ist: „Störungen des Blutumlaufs und der Nerventhätigkeit".

Das Register am Ende des Buches enthält ein vollständiges Verzeichnis der im Texte vorkommenden Namen mit Hinweis auf die betreffende Seite und Zeile.

Es ist an und für sich gewiss ein glücklicher Gedanke, unseren Schülern einmal einige Proben aus der *Revue des Deux Mondes* zu bieten, welche sich durch mustergiltige Sprache und interessante Aufsätze auszeichnet, und es entspricht auch den Forderungen der neuen preussischen Lehrpläne, dass der Schüler nicht nur Stoffe geschichtlichen Inhalts, sondern auch Aufsätze über Fragen aus anderen Gebieten des menschlichen Wissens liest, namentlich Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, deren Studium in moderner Zeit so grosse Triumphe gefeiert hat. Freilich setzt eine solche Lektüre voraus, dass der Schüler schon einigermassen mit den Elementen der Physik und der Chemie vertraut sei; es wird daher das vorliegende Buch sich nur für die Prima einer Realanstalt eignen.

Eine andere Bedingung ist, dass auch der Lehrer, welcher diesen Stoff behandeln will, den Naturwissenschaften nicht ganz fremd gegenübersteht. Aber ausserdem fürchte ich, dass die Lektüre der drei besprochenen Abhandlungen hintereinander ermüdend wirkt, da der wissenschaftliche Stoff an sich sowie die grosse Menge technischer Ausdrücke und Zahlen das Verständnis nicht immer ganz leicht macht, besonders in einer fremden Sprache. Das Hauptgewicht bei unserer fremdsprachlichen Lektüre, auch auf Realanstalten, wird doch immer auf die erzählende Litteratur gelegt werden müssen, die allerdings gelegentlich durch andere Stoffe unterbrochen werden mag, und so dürften aus unserem Büchlein ausgewählte

Stücke, namentlich aus dem Aufsatze über die Luftschiffahrt, unsere Primaner wohl interessieren.

ELBING. DR. BLOCK.

Taine, *Voyage aux Pyrénées,* hggb. v. Richard Faust. Berlin 1895. R. Gaertner. 132 S. 8°. Preis, gbd. Mk. 1,40. *[Schulbibl. frz. und engl. Prosaschriften* I. 15].

Taine's glanzvoll geschriebener *Voyage aux Pyrénées* wird einer für das sprachlich Verfeinerte und für das Naturschöne zugänglichen Prima einen wahren Genuss und reiche kulturgeschichtliche Belehrung bieten. Die Kommentierung eines derartigen Textes bietet grosse Schwierigkeiten. Diese hat der Hgb. des betr. Bändchens einigermassen unterschätzt Er kennt offenbar Südfrankreich nicht und treibt auch keinen athletischen Sport. Daher grobe Missverständnisse, wo es um Volksbräuche und Volksspiele sich handelt. *Dans le sentier, les jeunes gens s'exerçaient à jeter la barre* (S. 57) fasst der Hgb. so auf, als ob dieser Sport der Bauernburschen darin bestanden hätte, den Leuten des Badeörtchens den Weg zu versperren (!). Die einzig mögliche Erklärung von *sauter à la perche* (S. 14) geben die Worte *bons sauteurs et bons danseurs*, ferner die Stellen 18, 21 und 19, 23. Der Hgb. meint aber, diese Worte bedeuten „sich mager ausnehmen". Dem Vf. der Pyrenäenreise giebt er S. 34 eine botanische Lektion, als ob *champignon* nur diejenige Pilzart sei, die im Deutschen mitunter diesen Namen führt. Was *vêpres* ist (S. 58), sagt jedes Taschen-Wörterbuch, weniger vielleicht, was die katholische Kirche unter *répons* versteht (ebenda, Z. 16) oder unter *enfant de chœur* (S. 74). Unentbehrlich wäre eine Erklärung zum *boulevard de Gand* (S. 34) und ein Hinweis darauf, dass das Zitat S. 45 oben aus „Candide" stammt. Soll die Redensart *descendre de l'intérieur* (S. 97, ergänze *de la diligence*, vgl. S. 106) ohne Fussnote verständlich sein, wenn *force nous est* (S. 78) einer solchen bedarf?

Die sachlichen Noten im Anhang sind recht ausgiebig, mitunter aber auch oberflächlich. Taine spricht S. 73—74 von der Sucht der Zeitgenossinnen der Königin Elisabeth, sich mit Theologie abzugeben und vergleicht dieselbe mit der zwei Jahrhunderte später aufgekommenen Mode *de disputer sur Newton*. Lernbegierig sucht der Schüler im Notenanhang Aufklärung über diese Newtonmanie des schöneren Geschlechts und findet — 3½ Zeilen über Sir Isaac Newton. Wird denn da jedem Lehrer die Anspielung auf Voltaires hochgelehrte Freundin Madame du Châtelet sofort klar? Das gleiche Missgeschick passiert dem Lernbegierigen, wenn er bei der Episode mit der Touristen-Familie aus *Carcassonne* die Pointe suchen will (S. 97). Der Notenanhang giebt die dürftige Notiz, dass C. eine Fabrikstadt ist, schweigt aber von Nadauds berühmten Lied mit dem Refrain *je n'ai jamais vu Carcassonne.* Wirkungslos prallt die ironische Wucht des Ausrufs *Vous l'avez voulu, Madame* (S. 98) an dem Leser ab, der das geflügelte Wort George Dandins nicht kennt. Aber vollends irreleiten muss die Note zu *juger son œuvre à la façon de Molière* (64. 20): der Hgb. meint, hier seien die Dichter gemeint, die ohne sich zu nennen ihre Verse anderen vorlegen, während offenbar auf Molières Gewohnheit angespielt wird, an einer Magd als naivem Kunstrichter die Eindruckswirkung seines Kunstwerks zu erproben.

Der Notenapparat muss, wie aus obigen Ausstellungen ersichtlich, anders gestaltet werden, wenn er gerechten Anforderungen genügen soll. Des Hgb. Fleiss soll indessen hiermit gern anerkannt werden.

FREIBURG IM BR. JOSEPH SARRAZIN.

Schmid, Paul. *Horace*, tragédie par Corneille. Für den Schulgebrauch erklärt. Leipzig. Renger, 1893. XXX und 64 S. [Otto E. A. Dickmann, *Französische und englische Schulbibliothek*, Reihe B. Poesie. Band XXI.]

Nachdem Professor Dr. P. Schmid im 17. Band dieser Schulbibliothek den *Cinna* herausgegeben hat, bietet er uns auch eine neue Ausgabe des *Horace*, in der er selbstverständlich die stattliche Zahl der bisher in Deutschland und Frankreich erschienenen kommentirten Schulausgaben dieses Dramas gewissenhaft zu Rate gezogen hat. Das Büchlein enthält folgende einleitende Abschnitte: 1. eine „biographische Einleitung" (Seite VI—VIII), 2. eine „Einleitung zu *Horace*" (S. VIII—XIX), in welcher der Verfasser die als Quelle des *Horace* bekannte Stelle aus Livius (Buch I, c. 23—26) in der Uebersetzung mitteilt und daran eine Betrachtung über die Art und Weise, wie Corneille diesen Stoff dichterisch verarbeitet hat, sowie eine gelungene Charakteristik der Hauptpersonen des Stückes anschliesst; 3. eine „metrische Einleitung" (S. XX—XXV) und 4. „Sprachliche Bemerkungen (S. XXV—XXX). Was der Verfasser im dritten Abschnitte S. XXII über das *e sourd* sagt, kann vom Standpunkte der Phonetik nicht durchweg als richtig bezeichnet werden. Wenn er z. B. in V. 123 *Les causes, comme à vous, m'en semblent fort obscures* und V. 316 *Il semble qu' à ces mots notre discorde expire* die Silben *ble* und *tre*, obwohl beide vor einem konsonantisch anlautenden Worte stehen, *bl'* und *tr'* (also mit verstummtem *e*) lesen will, so befindet er sich im Widerspruch mit der Regel, die er gleich darauf selbst aufstellt und die folgendermassen lautet: „Das *e* ist mehr oder weniger mit dem dumpfen *ö*-Laute hörbar in den einsilbigen Wörtern *je, me, te* etc., ferner *nach muta cum liquida* und wenn die Natur des folgenden Konsonanten eine deutliche Aussprache des *e* nötig macht". Uebrigens befriedigt uns diese Regel nicht ganz, denn abgesehen davon, dass die Unterscheidung zwischen dem unbetonten *e* in einsilbigen und dem in mehrsilbigen Wörtern nicht wissenschaftlich ist, soll es richtiger statt „nach muta cum liquida" heissen „nach jeder zusammengesetzten Konsonanz vor folgender Konsonanz". Was die sprachlichen Bemerkungen anlangt, so ist dem Referenten die Bemerkung auf S. XXVI: „Pleonastisch steht *en* V. 829 *J'en espère beaucoup, puisqu' il est différé*" aufgefallen, da sich dieses *en* sehr leicht auf das im vorhergehenden Verse stehende *Les Dieux* beziehen lässt. (Sieh die Ausgabe des *Horace* von W. Wagner im *Théâtre français* publié par Schütz, Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1879, S. 49). Ferner hätte der Verfasser auf S. XXVII zu den Beispielen, in denen *de* statt des heutigen *à* vor dem Infinitiv vorliegt, auch V. 129 *Essayez sur ce point à le faire parler* als ein Beispiel für den entgegengesetzten Fall erwähnen sollen. Zu dem auf S. XXVIII f. gegebenen Verzeichnisse der lexikalischen Eigenheiten Corneilles und seiner Zeit möchte der Referent bemerken, dass er der alphabetischen Aufzählung der hieher gehörigen Ausdrücke eine Scheidung der Ausdrücke, die bei Corneille noch die altfranzösische Bedeutung hatten, wie z. B. *change* = *changement*, *étonnement* = *stupeur*, *heur* = *bonheur*, von bewussten La-

tinismen jener Zeit, wie *vertu* = *bravoure*, *égal* = *impartial* etc. unbedingt vorgezogen hätte. Unter diesen Latinismen finden sich einige, die eine spezielle Anlehnung an die dem Dichter vorgelegene Stelle des Livius zu sein scheinen; so ausser *vertu* (vgl. Liv. I, 26 *absolveruntque admiratione magis virtutis quam iure causae*), noch zwei andere Wörter, die in dem obigen Verzeichnisse fehlen, nämlich V. 977 *l'événement (=l'issue) d'un combat* (Liv. I, 23 eventus belli) und V. 978 *l'honneur du nom romain* (= *peuple romain*), wozu man Liv. I b. „in omne nomen Albanum expetiturum poenas“ vergleichen möge.

In den Text, der nach dem Sammelwerke *Les grands écrivains de la France* (Paris 1862) abgedruckt ist, hat sich V. 471 die spätere Lesart *Près d'épouser la soeur* statt der ursprünglichen *Prêt d'épouser la soeur*, auf die in der Einleitung S. XXVII Bezug genommen wird, eingeschlichen. Die ziemlich dicht gesäten Fussnoten, sowie die wenigen sachlichen Anmerkungen auf der letzten Seite sind vollkommen treffend und müssen zum Teil als eine wertvolle Ergänzung des in den bisherigen Kommentaren Gebotenen betrachtet werden. Druckfehler sind ausser einigen Versehen in der Interpunktion (S. 7, V. 141, S. 8, V. 166, S. 11, V. 271, S. 27, V. 686): S. XIV Vor dem Campanischen Thor (es muss „Capuanischen“ heissen wegen „ante portam Capenam“), S. XXVIII assurer = sich beruhigen, S. 22, V. 560 *repoche* (reproche) V. 568 *pris* (prix), S. 29, V. 764 *traitez-ainsi*, V. 766 *frére*, S. 34, V. 882 *egal*, V. 890 *imposible*, S. 42, V. 1096 *la moitié l'histoire*, S. 44, V. 1149 *biéntót*, S. 58, V. 1569, *les grand noms*, S. 1576 *occassion*, S. 64, V. 1758 *premieur*.

TROPPAU. J. ELLINGER.

Bibliothèque française. Verlag von Gerhard Kühtmann, Dresden.

11., 12. Bd. *Trois mois sous la neige.* Journal d'un jeune habitant du Jura. Par J. J. Porchat. Im Auszuge mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuch zum Schul- und Privatgebrauch neu herausgegeben von Professor Dr. C. Th. Lion. 9. Aufl. IV und 145 S. geb. 90 Pfg.

34., 35., 36., 37. Bd. *La maison blanche.* Par Madame E. de Pressensé. En deux parties. In Auszügen mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Professor Dr. C. Th. Lion. 2. umgearbeitete Aufl. IV und 191 S. geb. 1,80 M.

Die viehzüchtenden Jurabewohner treiben bekanntlich, ebenso wie die Alpenvölker, ihre Herden während der Sommermonate Mai bis Oktober auf die hochgelegenen saftigen Weideplätze und bereiten dort oben den weltbekannten *fromage de Gruyère.* Ihre Campagne endigt in der Regel mit dem St. Dionysiustage (9. Oktober), wo sie zu ihren Dörfern in den engen Thälern zurückkehren und während der Winterzeit allerhand Haushaltungsgegenstände und Schnitzereien aus Holz verfertigen. Das erstgenannte Doppelbändchen nun versetzt uns in jene Gegend hinein. Die Zeit des Abstiegs vom Gebirge ist vorrüber. François ist mit seiner Herde noch nicht ins Thal zurückgekehrt, da einige seiner Kühe erkrankt sind. Daher machen sich sein alter Vater und sein Söhnchen Louis in grosser Besorgnis auf und erreichen unter Schwierigkeiten schliesslich die Sennhütte. François ist grade mit den Vorbereitungen zur Rückkehr ins

Dorf beschäftigt; am nächsten Morgen soll der Abstieg erfolgen. In der Nacht aber hat sich ein heftiger Schneesturm eingestellt, infolgedessen François genötigt ist, zuerst seine Herde eiligst hinabzutreiben, um sodann seinen Vater und sein Söhnchen, denen er eine Ziege zurücklässt, auch zu holen. Das letzte aber gelingt ihm nicht, da die Schneemassen stetig zugenommen haben. So müssen denn die beiden mit ihrer Ziege über drei Monate lang in der Hütte ausharren, abgeschlossen von jeder Verbindung mit der Aussenwelt und bis an die Schornsteinspitze im Schnee vergraben. Mit genauer Not fristen der Enkel und die Ziege ihr Leben, der Grossvater indess siecht kurz vor der erfolgenden Rettung an Altersschwäche dahin. In höchst anschaulicher Weise lässt der Verfasser den Jungen in Tagebuchform erzählen, welche Entbehrungen und Schwierigkeiten die Unglücklichen in ihrem unerwarteten Gefängnis zu überwinden hatten. Jeder wird das Bändchen mit Spannung lesen, wenn auch die „geistig-erziehliche Bedeutung des Inhalts“ (Münch, *Zur Förderung* etc. 2. Aufl. S. 69) zu wünschen lässt. Mit den Kürzungen des Hrsg. kann man sich einverstanden erklären. Bezüglich der Behandlung des Textes, der Anmerkungen, der Fragen und des Wörterbuchs verfährt Lion ebenso wie in den anderen von ihm herausgegebenen Bändchen dieser Serie, von denen ich einige in dieser Zeitschrift (Band XV, Heft 2, S. 192 f.) besprochen habe. Der Kürze halber verweise ich auf meine dortigen auch für dieses Bändchen zutreffenden Ausführungen. Zu dem Druckfehlerverzeichniss auf S. IV füge man noch hinzu: S. 37, Z. 17 *mérité* statt *mérité*; S. 81, Z. 16: *le malade* statt *la malade*, S. 144, Frage 30: *Qu'est-ce* statt *Ou'est-ce*.

Madame de Pressensé's *Maison blanche* ist als leicht verdauliche Schullektüre ebenfalls nicht ungeeignet; der Inhalt passt sich dem Gemüte des jugendlichen Lesers insofern gut an, als darin in der Hauptsache der Entwickelungsgang einiger eine Pariser Privatlehranstalt besuchenden Provinzialen unter Einflechtung von allerhand interessanten Details geschildert wird. Jedoch scheint mir die Erzählung, die trotz starker Kürzungen noch 160 Seiten Text umfasst, ihrer etwas moralisierenden Durchführung nach in erster Linie für Mädchenschulen zu passen. Der Stil ist gewandt, die sprachlichen Schwierigkeiten nicht bedeutend. Die Ausgabe ist nach dem Plane des erstgenannten Bändchens durchgeführt, weshalb auch hierfür auf meine oben angezogene Besprechung in Bd. XV dieser Zeitschrift verwiesen wird. Folgende Druckfehler sind dem Verzeichnis auf S. IV noch anzufügen: S. 24, Z. 13 ist *que* hinter *pensa* zu ergänzen; S. 36, Z. 22: *peu* statt *peut*; S. 58,1: *description* statt *discription*.

QUEDLINBURG. R. KRON.



Miszellen.

Césaire Villatte †.

Césaire Villatte's, des Lexikographen, Name ist kaum über die engeren Kreise der Eingeweihten hinausgedrungen; drum mag hier vor der Gemeinde derjenigen, denen sein rastloses Wirken am meisten zu gute gekommen ist, sein Bild in knappem Umriss enthüllt werden.

Er wurde am 13. Januar 1816 zu Neu-Strelitz geboren, als zweiter Sohn des Professors Césaire Pierre Villatte, eines litterarisch bewanderten Franzosen, der infolge der Revolution die Heimat verlassen und sich in der kleinen mecklenburgischen Residenz als bald beliebter Lehrer seiner Muttersprache sesshaft gemacht hatte. Da die Mutter des Hauses die Tochter eines Gutsbesitzers der Gegend, von Schulz, war, so wuchs der Knabe mit zwei Sprachen auf. Neunjährig machte er mit dem Vater und beiden Brüdern eine Reise durch Frankreich, um — erfolglos — Erbansprüche persönlich zu vertreten, und während dieses Jahres wurde ein fester Grund zur Handhabung des väterlichen Idioms gelegt, so dass erzählt wird, die Kinder hätten nach der Rückkehr das Deutsche neu erlernen müssen. Dazu kam, dass nicht lange darauf der Vater in zweiter Ehe eine Landsmännin heiratete und nun Französisch daheim vorwaltete. Césaire durchlief leicht das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat früh in ein nahes freundschaftliches Verhältnis zu dem nachmals berühmten Bildhauer Albert Wolff und dem um drei Jahre jüngeren Daniel Sanders, dem bekannten Lexikographen und Grammatiker des Deutschen. In Göttingen und besonders zu Berlin studierte er Philologie, neuere, soweit damals Gelegenheit dazu war, promovierte, ging darnach für längere Zeit behufs praktischer Durchführung nach Frankreich, vor allem nach Paris, und wurde 1838 an dasselbe Colleginm Carolinum berufen, dem er seine wissenschaftliche Unterlage verdankte, wo er, wie auch andern Schulen seiner Heimat, 45 Jahre als ordentlicher Lehrer, später durch den Professortitel geehrt, mit grossem Erfolge den französischen Unterricht erteilt und in manchem jugendlichen Herzen Lust und Liebe zum modernsprachlichen Studium erweckt hat. Seit 1884 lebte er pensioniert. Am 12. Juni 1895 ist er, bis ein Jahr vorher weder altersschwach noch ernstlich krank, zu Neu-Strelitz hochbetagt verschieden.

Bekannt und mit Recht berühmt geworden ist sein Name durch die dem grossen Lexikon-Unternehmen des Berliner Buchhändlers Professor Gustav Langenscheidt, das als Sachs(-Vilatte's) *Französisches Wörterbuch* begründeten Weltruf (8. Aufl. 1893 f.) erlangt hat, gewidmete überaus rege Teilnahme, die sich allmählich zum Range der Mitherausgeberschaft steigerte. Bis zu dem Zeitpunkte, da er auf Sanders' Empfehlung als Hauptbearbeiter dieses „Encyklopädischen Wörterbuchs“ berufen wurde,

1870, hat Villatte nur kleinere litterarische Arbeiten für Schulzwecke gewagt, ausserdem das interessante Experiment, Schillers „Wallenstein" in französische Jamben zu übersetzen. Zum französisch-deutschen Teile des seit 1869 erscheinenden klassischen Werkes lieferte er zahllose Beiträge aus der Umgangssprache; den zweiten dagegen, den deutsch-französischen, dessen Ur-Handschrift der Verfasser, Professor Karl Sachs in Brandenburg, aus äusserlichen Ursachen sechs Jahre lang liegen lassen musste, hat er fast allein zu verantworten: zunächst fügte er die mittlerweile aufgehäuften schier unendlichen Manuskript-Nachträge ein und redigierte das Ganze gleichmässig durch, allmählich griff er selbständig ein, von seiner noch lebenden Gattin unterstützt, die das druckfertige Manuskript, nachdem sie die gleichsam als Bausteinchen dienenden Millionen von Zettelchen geordnet hatte, zum Setzen abschrieb. Sonach schuldet man für diese Hälfte ihm die Hauptsumme der praktischen Brauchbarkeit dieser wohl für lange unerreichbaren Monumentalleistung. Würdig steht neben dem grossen Wörterbuche die auf dessen Grundlagen aufgebaute *Hand- und Schul-Ausgabe* (86. Aufl. 1895), das weitestverbreitete Hilfsmittel seiner Gattung in deutschen Landen. Endlich genoss er noch die Freude, das mit Aufgebot der letzten Kraft des Alters fertiggestellte *Französisch-deutsche Supplement-Lexikon* (Berlin 1894), das beider Männer — es ward der Ueberschrift zufolge „unter Mitwirkung von Professor Dr. Césaire Villatte von Dr. Karl Sachs" herausgegeben — erstaunliche Lebensarbeit als würdiger Schlussstein krönte, auf dem Büchermarkt freudig bewillkommnet zu sehen: vgl. meine (anonyme) Anzeige *Blätter für litterarische Unterhaltung*, 1894, Nr. 23 S. 366b.

Mit dem letztgenannten nah verwandt sind zwei höchst wertvolle Ergänzungen, die allein aus Villatte's Feder hervorgingen. Erstlich *Parisismen. Wörterbuch des Pariser Argot mit deutscher Uebersetzung.* Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern (1881; 4. Aufl. 1894), in dem anderweitigen Nebentitel *Alphabetisch geordnete Sammlung eigenartiger Pariser Ausdrucksweisen* genauer bestimmt. Es ist ein gründliches Wortverzeichnis der Pariser Mundart nach ihrer lexikologischen Seite, für dessen älteste Fassung Villatte's Vorläufer in der Erfassung und Fixierung des hauptstädtischen Dialekts, Delvau, Larchey, Rigaud, das Hauptkontingent boten. Die Neuauflagen zeigten ihn mehr und mehr unabhängig, als er auf anfänglichen eigenen Lesefrüchten und direkten Mitteilungen vieler Sachkenner fusste. Sodann der Teil III des *Notwörterbuchs der französischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Konversation.* Zwar entstammt dies ganze Werkchen (1884, 4. Aufl. 1894) Villatte's Feder, aber die beiden ersten Bändchen, die das auf den Augenblicks- und Tagesbedarf, namentlich des Reisenden, zugeschnittene eigentliche Dictionnaire enthalten, besitzen etwas Originelles höchstens in der glatten Wiedergabe des fremdsprachlichen Terminus durch e i n, blos in seltenen Fällen zwei Schlagwörter. Diese mit Schärfe verquickte Knappheit zeichnet auch jenes dritte aus, ein *Sachwörterbuch* (*Land und Leute in Frankreich*), das Leben und Treiben nebst sonstigen Alltagsrealien bei den heutigen Franzosen gedrängt, aber fesselnd und verlässlich nach dem Abc geschickt gewählter Stichwörter (343 Seiten) und in einer dialogisch trefflich durchgeführten *Voyage à Paris* (93 Seiten) schildert und zur Auffassung staatlicher wie kultureller — nicht blos socialer — Verhältnisse vielerlei überraschende, förderliche Gesichtspunkte beisteuert. Beide, wie alle Veröffentlichungen Villatte's in dem unausgesetzt rührigen Langenscheidt'schen Reformverlage erschienen und dessen wohlerwogenen durch Jahrzehnte erprobten und verfeinerten System eingepasst, bekunden nicht nur aufs schönste seinen

unermüdlichen und redlichen Sammelfleiss samt einer wahrhaft vorbildlichen Gründlich- und Sauberkeit, sondern auch sich alleweile vertiefenden Sinn für das Wesentliche und den Gehalt der gangbaren Sprachmünze, dabei eine niemals schlaffe Lust, nach abgelegenen und doch unentbehrlichen prägnanten Ausdrücken zu fahnden.

„Die meisten Leser werden nur eine schwache Vorstellung haben von dem Riesenfleiss, der Selbstentsagung und vollen Hingabe an die Sache, die grosse lexikalische Arbeiten erfordern. „Man lass ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben, diese Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben", sagt schon Philipp von Zesen (1619—89). Nur eine hohe Begeisterung für den wichtigen Kulturzweck, den solche Arbeiten verfolgen, ermöglicht die Überwindung der fast unendlichen Schwierigkeiten. Und diese Begeisterung besass der Verstorbene in reichstem Masse. Jeden Morgen begann er seine Arbeit um fünf Uhr und arbeitete bis abends elf. Daneben gab er wöchentlich 22 Schulstunden und hatte Korrekturen aus fünf Klassen. Nur abends ging er auf eine Stunde in eine Erholungsgesellschaft, den „Engen Frack" (die von Juristen, Ärzten, Offizieren, Sportsmen und Forstbeamten besucht wurde), hauptsächlich um sich Auskunft über lexikalische Fragen von fachmännisch Gebildeten zu holen. Er schätzte diese Belehrung so hoch, dass er in den letzten Jahren, als zunehmende Körperschwäche ihm das Gehen unmöglich machte, sich hinfahren liess." Er arbeitete peinlich, fast ohne jeden Strich, und bezeugte stets eine liebenswürdige Seele und an Bedürfnisslosigkeit nebst Selbstverkleinerung grenzende Bescheidenheit. Villatte dachte und schrieb trotz Abkunft und Namen ganz als Deutscher. Die Lexikographie der französischen Sprache wird ihm dauernd ein Dank- und Ehrengedächtnis bewahren und noch lange von den Früchten seines emsigen Schaffens, dessen Leitsätze auch für die lexikologische und phraseologische Ausschachtung des Deutschen manche gute Lehre spendet und für die des Englischen in Muret's prächtigem Parallelwerk zu „Sachs-Villatte" bereits Muster geworden ist.

Von gedruckten Nekrologen auf Villatte ist der in den Personalien ausführlichste von seinem Neffen Oberlehrer Prof. Dr. Villatte (städt. Gewerbeschule in Dortmund) hervorzuheben, (dem obiger in Anführungszeichen gesetzter Absatz entlehnt ist): *Nachrichten aus dem Buchhandel und den verwandten Geschäftszweigen* 1895 (Nr. 173, 27. Juli) S. 1383. Ein wohl auf authentischen Unterlagen ruhender stand in der „Vossischen Zeitung" vom 13. Juni, Abend-Ausgabe, Nr. 272, und wurde in den *Hamburger Nachrichten* vom 15. Juni, Nr. 139, Morgen-Ausgabe, abgedruckt, beidemal unter der Rubrik „Kunst, Wissenschaft und Litteratur". Ein mehr auf die Persönlichkeit zugespitzter etwas zu panegyrischer im *Berliner Tageblatt* vom 14. Juni, Nr. 296, Morgenblatt, Feuilleton (wohl von dessen Redakteur Ferd. Runkel). In letzterer Zeitung vom 19. Juni, Feuilleton, wurden einige charakterisierende Sätze aus dem Nachrufe herausgehoben, die Daniel Sanders in der *Mecklenburg.-Strelitz. Landeszeitung* seinem langjährigen Freunde und nächsten Berufsgenossen Villatte gewidmet hatte. Sämtliche obengenannte Nekrologe sind anonym. Vom Unterzeichneten erscheint einer in der *Allgemeinen deutschen Biographie* 39. Band.

MÜNCHEN. LUDWIG FRÄNKEL.

Ein Fall des Konjunctivs in indirekten Fragesätzen im Französischen.

Der indirekte Konjunctiv des Lateins lebte bekanntlich durch das ganze Mittelalter bis in das sechzehnte Jahrhundert im Französischen fort. Erst allmählich geschah es, dass er der Neigung der Sprache in dergleichen Fällen den Indicativ zu benutzen, weichen musste. In dem Französischen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatte er noch nicht seine alte Natur ganz eingebüsst und einige Reste jenes Konjunctivs haben sich sogar in die moderne Sprache vererbt. Die Grammatiker wie Plattner, Lücking und andere deuten auf jene Erscheinung hin und bemerken dazu, der indirekte Konjunktiv lasse sich nur auf einen gewissen Fall begrenzen. Er soll so nach *importe* mit folgenden indirekten Fragesätzen stehen. Als Belege werden *Montesquieu* und *Voltaire* citiert.

Einen anderen Rest des betreffenden Konjunctivs habe ich gefunden und zwar in der neuesten Sprache. In *Questions de Grammaire et de Langue Françaises élucidées par Robert, Professeur de Français à Amsterdam* schreibt der Verfasser selbst s. 109: *on ne voit pas comment on puisse exprimer de pareilles idées par d'autres tournures aussi expressives.*

Sollte man diese Stelle für zu wenig beweisfähig halten, da dieselbe nicht aus der Feder eines *Auteur Célèbre* geflossen ist, mag ein anderer Beleg erwähnt werden. In *Bidrag till Belysning af Språkbruket i Franskan*, Stockholm 1890 liest man: *Le plan était d'une simplicité telle que l'on ne conçoit pas comment il ait pu séduire le génie de M. Bismarck.* Es scheint also, als ob auch nach Verben wie *ne pas voir* und *concevoir* mit folgendem *comment* ein Konjunctiv eintreten könnte. Dieser wäre dann auffallender als derjenige nach *importe*, da er in der ganz modernen Sprache aufzutauchen scheint, während die Belege für *importe* mit folgendem Konjunctiv aus *Montesquieu* und *Voltaire* citiert sind. Der letzte von mir erwähnte Beleg ist nämlich der *Nouvelle Revue* entlehnt. Denselben Konjunctiv habe ich auch gefunden in *Mémoires de Jacques Casanova*, Paris 1843, I, S. 44: *Mais je ne conçois pas comment, pour faire avorter ce projet, vous puissiez compter sur moi plutôt que sur Cordiani qui s'en est déclaré approbateur.*

NORRKÖPING. ALFR. JOHANSSON.

A l'Exposition, qui vient de s'ouvrir à Bordeaux, figure un *Recueil des idiomes de la région Gasconne*, manuscrit et formant 17 volumes gr. in 4. Ce Recueil est le résultat d'une enquête linguistique, faite sous le patronage de MM. les recteurs des académies de Bordeaux et de Toulouse, et dirigée par M. Bourciez, professeur à la Faculté des Lettres de Bordeaux. Un texte remanié de la parabole de *l'Enfant prodigue* a été traduit dans chacune des communes de dix départements (Gironde, Landes, Basses-Pyrénées, Gers, Hautes-Pyrénées, Ariège, Haute-Garonne, Tarn-et-Garonne, Lot-et-Garonne, Dordogne): ce sont MM. les instituteurs communaux qui ont été chargés de faire cette traduction, quitte à se faire aider ou suppléer au besoin. Un certain nombre de recommandations leur avaient été adressées, pour obtenir, dans la mesure du possible, une graphie uniforme. On a réuni de la sorte 4.444 traductions du texte. Les dix départements visés renferment un ensemble de 4.414 communes, sur lesquelles plus de 4.000 sont représentées dans le Recueil: les lacunes

ne sont donc pas très considérables; elles sont tout à fait insignifiantes notamment dans la région Pyrénéenne. L'excédant, indiqué par le chiffre total de 4.444, provient de ce qu'on a obtenu une traduction double, émanant de deux personnes différentes, dans la plupart des chefs-lieux de cantons. Les manuscrits ont été classés avec soin, d'après un ordre à la fois géographique et alphabétique; chaque volume est muni de cartes sommaires et d'une table détaillée, qui y facilitent les recherches. Ce Recueil, après l'Exposition, doit retourner à la Bibliothèque universitaire de Bordeaux, dont il est la propriété: il offre évidemment un réel intérêt pour l'étude des idiomes du Sud-Ouest de la France, et permet de voir en partie ce qu'ils sont devenus à la fin de notre XIX[e] siècle.

Novitätenverzeichnis.

Baudrier. — Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVI[e] siècle. 1[re] série, ornée de 50 reproductions en fac-similés. Grand in-8°, 458 p. Lyon. Brun. 16 fr.

Meier, G., Das Dictionnaire der französischen Akademie. Ein bibliographischer Versuch zum 200jährigen Jubiläum. [In: Centralblatt für Bibliothekswesen XII, S. 173—180.]

Porcher, R., Notice sur les imprimeurs et libraires blésois du XVI[e] au XIX[e] siècle. 2[e] édition, revue, corrigée et augmentée. In-16, 294 p. Blois, imp. Migault et C[e].

Collaborateur des érudits et des curieux, recueil bimensuel, artistique, historique, littéraire, bibliographique, de documents et de recherches destinés aux bibliophiles, aux gens de lettres, aux chercheurs et aux collectionneurs d'autographes, de manuscrits, de gravures, d'ex-libris et de curiosités en tous genres. Questions et réponses, demandes et renseignements rédigés par les abonnés. I[re] année. N[o] 1. 1[er] juillet 1895. In-8° à 2 col. 16 p. Paris, 35 bis, rue des Saints-Pères. Abonnement: Paris et départements, un an, 20 fr.; six mois, 11 fr.; étranger, port en sus. Un numéro, 1 fr.

Arbois de Jubainville, H. d', Quelle est l'étymologie du mot *Condorcet?* [In: Comptes Rendus de l'Ac. des Inscr. et Belles-Lettres XXIII, 56—58.]

Armstrong, E. C., The position of the secondary accent in French etymons having more than two Pretonic Syllables. [In: Mod. Lang. Notes X, 350—360.]

Barbier, Ch., Le libre de Memorias de Jacme Mascaro. Notice grammaticale sur la langue de Jacme Mascaro (suite et fin). [In: Rev. d. l. r. XXXIII, 206—220.]

Bechtel, A., Zur Lehre von der Uebereinstimmung des participe passé. [In: Zs. für das Realschulwesen XX, 4.]

Beuzemaker, J. J., Décadent French. [In: Modern Languages I. 2.]

Bréal, M., L'accusatif du gérondif en français. [In: Mémoires de la Société de linguistique de Paris IX, 95.]

Brunot, F., Précis de grammaire historique de la langue française, avec une introduction sur les origines et le développement de cette langue. 3[e] édition, revue et augmentée d'une notice bibliographique. In-16, LV-698 pages. Paris 1894. G. Masson.

— Notes sur l'histoire de la langue française: J. Godard demande des professeurs publics en 1620. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, 413—46.]

Chabert, S., Le verbe. [In: Annales de l'univers. de Grenoble VII, 129—142.]
Chamberlain, A. F., Mutation of gender in the Canadien-French dialect of Quebec. [In: Mod. Lang. Notes X, 232—236.]
Clédat, L., Le superlatif relatif en français. [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, 56 f.]
— Les lois de la dérivation des sens appliquées au français. [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, 49—55.]
— La conjugaison morte. [In: Revue de phil. franç. et prov. IX, 1—18.]
— Étude de grammaire française: les mots invariables. [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, 116—151.]
Garnier, Essais d'etymologies de noms de pays dus à l'eau et de quelques finages au pays de montagne. In-8°, 20 p. Citeaux, imp. Saint-Joseph.
Gaidoz, H., L'ètymologie populaire et le folk-lore. XVII. Eu et les Eudistes. [In: Mélusine VII, 239.]
Grammont, M., La Dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes. In-8°, 215 pages. Dijon, imprimerie Darantière.
Humbert, C., Der französische Artikel. [In: Neue Jahrbücher für Phil. und Päd. 152. Band, S. 95—106, 267—271.]
Illing, E., Ueber die Sprache der altfranzösischen Handschrift Franç. 1070 der Nationalbibliothek zu Paris. Hallenser Diss. 1895. 34 S. 8°.
Leser, E., Modern French *gêne* = Old Fr. *gehin*, from *gehir*. [In: Mod. Lang. Notes X, 336 f.]
Matzke, J. E., On the pronunciation of the French nasal vowels *in, ain, ein* in the XVI and XVII centuries. In: Publications of the modern Language Association of America IX, 3.]
Meyer-Lübke, W., Zur lateinischen Vocalquantität. [In: Wiener Studien XVI, 314—323.]
— Grammaire des langues romanes. Traduction française par A. et G. Doutrepont. T. II[e]. Morphologie. Paris, H. Welter. XV, 734 S. 8°.
Mussafia, A., Francese *vals, valt, valent; sals, salt; chielt, chalt.* [In: Romania XXIV, 433—436.]
Nordfelt, A., Quelques remarques sur les consonnes labiales finales. Stockholm, Impr. centrale. 1894. 19 S. 8°.
Procop, W., Ueber den Ursprung und die Entwickelung der franz. Sprache. Progr. Bamberg 42 S. 4°.
Schöttler, A., Die französischen Kolonien zu Müncheberg und Fürstenwalde. I. Müncheberg. [Beilage zum Programm des Gymnasiums in Fürstenwalde.]
Söderhjelm, W., Ueber Accentverschiebung in der dritten Person Pluralis im Altfranzös. [In: Ofversigt af finska vetenskapes-societetens förhandlingar Heft 37.]
Tappolet, Ernst, Die romanischen Verwandtschaftsnamen. Mit besond. Berücksicht. der französ. u. ital. Mundarten. Ein Beitrag zur vergleich. Lexikologie. gr. 8°. (VII, 178 S. mit 2 Karten.) Strassburg, K. J. Trübner, Verl. Mk. 6.
Thomas, A., Les noms composés et la dérivation en français et en provençal. [In: Romania XXIV, 339—356.]
Vernier, L., Observation sur la phonétique du latin vulgaire. I. le latin parlé. II. Irrégularités de l'accent latin. [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, 32—39.]
Weiss, J., Zum Formenbau des franz. Verbums. [In: Zs. für das Realschulwesen XX, 5.]

Werneke, O., Sprichwörtliche und bildliche Redensarten des Französischen. Pr. Merseburg 1895. 20 S. 4°.
Zimmermann, E. R., Die Geschichte des Suffixes *-arius* in den Romanischen Sprachen. Heidelberger Dissert. 1895. 95 S. 8°.

Eickhoff, Paul, Der Ursprung des romanisch-germanischen Elf- und Zehnsilbers (der fünffüssigen Jamben) aus dem v. Horaz in Od. 1—3 eingeführten Worttonbau des sapphischen Verses, gr. 8°. (IV, 76 S.) Wandsbeck, Selbstverlag.

Augé, C., Grammaire du certificat d'études. (Règles; Exceptions; Remarques; Syntaxe; Analyse grammaticale; Analyse logique; Sept cent cinquante exercices; Cent vingt dictées ou poésies; Elocution; Deux cent vingt sujets de rédaction.) Livre de l'élève. In-12, 288 p. avec 240 grav. Paris, Larousse, 1 fr. 25.
— Grammaire enfantine (premier livre de grammaire). Livre de l'élève. In-12, 96 pages avec 100 grav. Paris, Larousse. 50 cent.
Billet, H., Petit Dictionnaire étymologique des mots français tirés du grec, à l'usage des élèves de l'enseignement moderne. In-8°, 75 p. Paris, Firmin-Didot et Cᵉ.
Bleunard, A., Les Eléments de la composition française, à l'usage des aspirantes au certificat des études complémentaires et au brevet élémentaire. Livre de l'élève. In-12, 138 p. Paris, Hatier.
Burgain (L. A.), e *J. J. A. Burgain.* Novo Methodo pratico e theorico da lingua franceza. Setima ediçao. cuidadosamente revista e augmentada. II. In-18 jésus, XI-384 p. Rio de Janeiro, Garnier.
Cours pratique de langue française, grammaire et composition; par F. N. Cours préparatoire. In-18 jésus, 144 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet.
Cours intermédiaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices en rapport avec l'Extrait de la Grammaire française; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. In-12, 195 p. Paris, Poussielgue. (1894.)
Crouslé, L., et J. Cordelet. Grammaire de la langue française. Cours moyen. Nouvelle édition, complètement refondue conformément aux derniers programmes officiels. In-12, 276 p. Paris, Belin frères.
Desfretières. Grammaire française conforme aux derniers programmes officiels. Premier Cours, accompagné de nombreux exercices, à l'usage des commençants. Paris, Bloud et Barral.
Ducotterd, X., und *W. Mardner,* Lehrgang der französischen Sprache, m. besond. Berücksicht. des mündl. u. schriftl. freien Gedankenausdrucks bearb. 2 Tl. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 424 S.) Frankfurt a. M., C. Jügel's Verlag. 3 M.
Durand, L., u. *M. Delanghe*, Konversationsunterricht im Französischen. Für die französ. Konversationsstunde nach Hölzels Bildertafeln im genauen Anschluss an „Lessons in English conversation by E. Towers-Clark" bearb. 2 Bd. gr. 8°. Giessen, E. Roth. 2. Stadt, Wald, Hochgebirge, Bauernhof. (La Ville, la Forêt, la Chaine des Alpes, la Ferme). (36, 26, 27 u. 24 S. m. 4 Bildern.) 1.20 M.
Etude sommaire des conjugaisons du verbe. In-16, 16 p. Tours, imp. Mame, Paris, 27, rue Oudinot.
Fischer, Otto, Französisches Lehrbuch f. kaufmännische Fortbildungs-Schulen. 3. (Schluss-) Tl. m. den Hauptregeln der Syntax. 8°. (48 S.) München, M. Kellerer. 1 M.
Grammaire abrégée de la langue française; par les Frères des écoles chrétiennes. Ouvrage extrait littéralement de la Grammaire complète

et mis en rapport avec les Leçons de langue française. (Cours supérieur.) In-16, 272 p. Paris, Poussielgue.

Guérard, Cours complet de langue française (théorie et exercices). Deuxième partie: Grammaire et compléments. Nouvelle édition, entièrement refondue et mise en harmonie avec la dernière édition du Dictionnaire de l'Académie. In-16, 271 pages. Paris, impr. Chaix; libr. Delagrave. (23 août.) (1896.)

Humbert, L., et C. Rinn. Trois cent quatre-vingt-quatre dictées choisies tirées des grands écrivains modernes et contemporains, suivies de devoirs oraux et écrits. A l'usage de tous les établissements d'instruction publique, des aspirants et des aspirantes aux brevets de capacité. 2e édition. In-18 jésus, 499 pages. Paris, Garnier frères.

Larousse, B., Exercices d'orthographe et de syntaxe, appliqués numéros par numéros à la Grammaire complète et à la Grammaire supérieure. Livre de l'élève. 18e édition. In-18 jésus, 312 pages. Paris, Larousse. 1 fr. 60. [La Lexicologie des écoles.]

Münster, K., und *Dageförde, A.*, Elementarbuch der französischen Sprache. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1896. 252 S. 8°.

Ploetz, Gust., u. *Otto Kares*, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch. Ausg. D. f. Mädchenschulen. gr. 8°. (XII. 279 S.) B., F. A. Herbig. 2.20 M.

Püttmann u. *Rehrmann*, Lehrgang der französischen Sprache. 3. Tl. gr. 8°. B., E. S. Mittler & Sohn. 3. Französische Schulgrammatik, nebst grammat. Uebgn. f. die Oberstufe höherer Lehranstalten. Bearb. von Prof. Dr. Rehrmann. (XV, 351 S.) 3,50, geb. 4 M.

Schaefer, Curt, Französische Schulgrammatik f. die Mittelstufen. 3. Aufl. der Schulgrammatik f. die Unterstufen. gr. 8°. (XXXII, 220 S.) B., Winckelmann & Söhne. 2 M.

Strien, G., Elementarbuch der französischen Sprache. Ausg. A: Für lateinlose Schulen. 7. Aufl. Mit e. Anh. gr. 8°. (IV, 104 S.) Halle, E. Strien. Geb. 1 M.

— dasselbe. Ausg. B: Für Gymnasien u. Realgymnasien. 2. Aufl. (Mit e. Anh.) gr. 8°. (IV, 120 S.) Ebd. Geb. 1.20 M.

— Lehrbuch der französischen Sprache. 2. Tl. (Gleichlautend f. Ausg. A. u. B.) gr. 8°. (VII, 144 S.) Ebd. Geb. 1.40 M.

— dasselbe. 1. Tl. Ausg. A: Für lateinlose Schulen. 3. Aufl. gr. 8°. (VII, 148 S.) Ebd. Geb. 1.40 M.

— dasselbe. 1. Tl. Ausg. B: Für Gymnasien u. Realgymnasien. gr. 8°. (VII, 126 S.) Ebd. Geb. 1.20 Mk.

Weiss, M., Französische Grammatik f. Mädchen. 2. Tl. Oberstufe. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 265 S.) Paderborn, F. Schöningh.

Diehl, R., Französische Schulgrammatik und moderner Sprachgebrauch. Pr. Wiesbaden 1895. 19 S. 4°.

Gouin, F., L'Art d'enseigner et d'étudier les langues; Langage objectif; les Séries champêtres et volantes. Texte français. Fascicule 2. In-16. 155 p. Paris, 250, rue Saint-Jacques.

Groth, Dr. Ernst, Studienreisen und Reisestipendien der Neuphilologen. Vortrag. gr. 8°. (16 S.) L., G. Fock. 0.60 M.

Lattmann, J., Ueber die natürliche Methode des neusprachlichen Unterrichts. [In: Zs. f. d. Gymnasialwesen XLIX, 257—272.]

Pakscher, A., Die Berlitz-Methode. [In: Englische Studien XXI, 310—320.]

Schmidt, H., Lautschulung im französischen Unterricht. Pr. Ottensen 1895. 29 S. 4°.

Schulze, G., Der jetzige Lehrplan des französischen Gymnasiums. Pr. Berlin 1895. 41 S. 4°.

Ziehen, J., Der französische Anfangsunterricht und der Frankfurter Lehrplan. [In: Neue Jahrb. für Phil. u. Pädg. 152 Bd. S. 202—207.]

Amalfi, G., Zwei orientalische Episoden in Voltaires Zadig. [In: Zs. d. Vereins f. Volkskunde V, 71—80.]

Andrieu, J., Excentriques et Grotesques littéraires de l'Agenais. In 8°. 53 p. Paris, A. Picard et fils.

Andrieu, G., Rabelais: son temps, sa vie, ses œuvres. In-8°. 27 pages. Paris, imprimerie Bolbach, 50 cent.

Arbois de Jubainville, H. d', Cours de littérature celtique. T. 8: Etudes sur le droit celtique, t. 2. In-8°. X-450 p. Paris, Fontemoing.

Bemme, E., Zola als dramatischer Dichter. [In: Zs. f. lateinl. höh. Schulen. VI, 294—301, 326—333.]

Bernardin, N. M., Un précurseur de Racine. Tristan L'Hermite, sieur du Solier (1601—1655), sa famille, sa vie, ses œuvres (thèse). In 8°. XI-633 pages. Paris, A. Picard et fils.

Boissonnade, P., Les comtes d'Angoulême, les ligues féodales contre Richard Coeur de Lion et les poésies de Bertran de Born. [In: Annales du Midi VII, 275—299.]

Bonnefon, P., La Bibliothèque de Montaigne. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, 313—371.]

B(onnefon), P., L' „Esprit des Lois" et la cour de Vienne (1750). [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, 426—429.]

Bourdeau, J., Les Grands Ecrivains français. La Rochefoucauld. In-16. 205 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr.

Brunetière, F., Nouveaux essais sur la littérature contemporaine. In-16, 341 pages. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Buffenoir, H., Les Visiteurs de Jean-Jacques Rousseau (deuxième partie). In-8°, 43 pages. Paris, Hennuyer. 1 fr. [Extrait de la Revue britannique (juin 1895.]

Constant, Neues von Benjamin C. [In: Allgemeine Zeitung. Beilage 116—117.]

Cordelier, L., L'Evolution religieuse de Lamartine (thèse). In-8°, 81 pages. Paris, impr. Noblet.

Coutant. P., George Sand. Préface d'Armand Silvestre. In 8°, 33 p. La Châtre, imp. Montu.

Couvreur. P., Quelques remarques sur le texte des Sermons de Bossuet. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, 417—418.]

Crapelet, Histoire du châtelain de Coucy et de la dame de Fayel, d'après le manuscrit de la Bibliothèque nationale. In-8°, 182 p. Saint-Quentin, imp. Poëtte.

Crescini, V., L'ultimo verso della canzone di Rolando. [In: Rendiconti della Reale Accad. dei Lincei. Classe di scienze morali etc. Serie quinta. Vol. IV, 203—215.]

Delaborde, H. Fr., Jean de Joinville et les seigneurs de Joinville, suivi d'un catalogue de leurs actes. Paris, Picard, 1894. XV, 578 S. 8°.

Delboulle, A., Addition au conte de La Fontaine „l'Ermite". [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, 425.]

Demogeot, J., Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours; par J. Demogeot, docteur ès lettres, ancien professeur de rhétorique. 25e édition, augmentée d'un appendice, contenant: 1° l'indication des principales œuvres publiées depuis 1830, 2° les sources, 3° la série chronologique des noms cités. In-16, XII-744 pages.

Paris, Hachette et Ce. 4 francs. [Histoire universelle, publiée par une société de professeurs et de savants.]

Desplantes. F., Les Françaises à travers les lettres et les arts. In-8°, 120 p. avec 7 grav. Limoges, Ardant et Ce.

✓ *Dieterle, H.*, Henri Estienne (Henricus Stephanus.) Beitrag zu seiner Würdigung als französischer Schriftsteller und Sprachforscher. Strassburger Dissertation. 1895. 94 S. 8°.

Dornis, J., Leconte de Lisle intime. In-8°, 39 p. et 2 portraits. Paris, Lemerre.

Doumic, R., La poétique nouvelle. [In: Rev. d. d. Mondes vom 15. Aug. 1895. S. 935—946.]

— L'Opéra et la tragédie du XVIIe siècle. [In: Rev. d. d. Mondes vom 15. Juli 1895, S. 445—456.]

Ellmer, W., Rabelais' Gargantua und Fischarts Geschichtklitterung. Pr. Weimar 1895. 18 S. 4°.

Ernault, E., Sur quelques textes franco-bretons. [In: Rev. celtique XVI, 2.]

Gautier, L., Portraits du XVIIe siècle, suivis d'Etudes sur les deux derniers siècles. In-8°, 352 p. et portraits. Lille, Taffin-Lefort. 4 fr. 50.

— Portraits du XIXe siècle. Nos adversaires et nos amis. In-8°, 352 p. et portraits. Lille, Taffin-Lefort. 4 fr. 50.

✓ *Gebhart, E.*, Rabelais. In-8°, 236 pages et gravures. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Classiques populaires.]

Gorra, E., Delle origini della poesia lirica del Medio Evo. Turin, Lattes. 34 S. 8°.

Gurteen, The Arthurian Epic, a comparative study of the Cambrian, Breton and Anglo-Norman versions of the Story and Tennyson's „Idylls of the King". London, Putnam's Sons. 446 S. 8°.

Van Hamel, La littérature française en Belgique. Rodenbach et Moeterlinck. [In: Bulletin de l'université de Lyon VIII, 3 pag. 89—100].

Hansson, O., Barbey d'Aurevilly. [In: Finsk tidskrift. Juni.]

Hauvette, H., Les relations littéraires de la France et de l'Italie. [In: Annales de l'université de Grenoble VII, 239—257.]

Henckels, Th., The authorship of Flamenca. [In: Mod. Lang. Notes X, 316—318.]

Hervieux, L., Notice sur Eudes de Cheriton et sur son oeuvre. [In: Comptes Rendus des séances de l'Ac. des Inscript. et Belles-Lettr. XXIII, 151—179.]

Histoire littéraire de la France. T. XVII—XXIII. Reproduction facsimilée. Paris, Welter. T. 17, 20. 21, 22. 23 à fr. 50; A. 18, 19 à fr. 30.

Hugo, V. und sein Verhältnis zum deutsch-französischen Kriege. [Leipziger Zeitung. Wissenschaftliche Beilage 60.]

Janet, P., Lamartine. [In: Journal des Savants 1895, S. 174—186.]

Keidel, G. C., Note on *folsifie* and similar expressions in Old-French literature. [In: Mod. Lang. Notes X, 146—158.]

Kuhn, E., Barlaam und Joasaph. [In: Abhandlungen der Bayer. Ac. der Wiss. Philos.-phil. Cl. XX 1894.]

— Zur byzantinischen Erzählungslitteratur. [In: Byzantinische Zeitschrift IV, 241—249.]

La Borderie, A. de, Jean Meschinot. [In: Bibl. de l'École des Chartes LVI, S. 99—140.]

Lang, H. R., The relations of the earliest Portuguese lyric school with the troubadours and trouvères. [In: Mod. Lang. Notes X, 207—231.]

Langlois, E., Interpolations du Jeu de Robin et Marion. [In: Romania XXIV, 437—445.]

Lanson, G., Hommes et Livres. Etudes morales et littéraires. In-18 jésus, XVIII-365 pages. Paris, Lecène, Oudin et Cᵉ. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]
Lanusse, M., Montaigne. In-8°, 240 pages et gravures. Paris, Lecène, Oudin et Cᵉ. [Classiques populaires.]
Lemoine, J., Richard Lescot. Un nouveau chroniqueur et une nouvelle chronique de Saint-Denis (1268—1364). [In: Comptes Rendus des séances de l'Ac. des Inscr. et Belles-Lettres XXIII, 141—151.]
Lodeman, F., Victor Hugo in the estimation of his countrymen. [In: Mod. Lang. Notes X, 195—207.]
Longhaye, G., Histoire de la littérature française au XVIIᵉ siècle. T. 3. Troisième partie: la Seconde Génération de maîtres. Boileau, Racine, La Fontaine, Bourdaloue, La Bruyère, Fénelon. In-8°, 410 pages. Paris, Retaux et fils.
Lot, F., Celtica. [In: Romania XXIV, S. 321—338.]
Loth, J., Le roi Loth des romans de la Table ronde [In: Revue celtique XVI, I.)
Lüdemann, M., Über Destouches' Leben und Werke. Greifswalder Dissert. 58 S. 8°.
Meissner, F., Sully-Prudhomme. Eine litterarhistorische Studie. Pr. Basel 1895. 40 S. 4°.
Michelet, J., Ader (Guillaume), poéte gascon du XVIIᵉ siècle. In-8°, 37 pages. Auch, imp. Foix.
Mokrauer-Mainé, Osc., die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker u. Zeiten. 8°. (103 S.) L., C. Wild.
Osterhage, G., Bemerkungen zu Gregor von Tours kleineren Schriften. Prog. des Humboldt-Gymnasiums zu Berlin. („Die vorliegende Abhandlung beschäftigt sich mit den Sagen, aus welchen die von Gregor von Tours gesammelten Wundergeschichten erwachsen sind.")
Paris, G., La Nouvelle française aux XVᵉ et XVIᵉ siècles. [In: Journal des Sav. 1895. S. 289—303. 342—361.]
Plantiko, O., Rousseaus, Herders und Kants Theorie vom Zukunftsideal der Menschheitsgeschichte. Greifswalder Dissertation 66 S. 8°.
Portal, E., Scritti vari di letteratura provenzale moderna. Palermo, Alberto Reber.
Prioleau, E., Beaumarchais, 163ᵉ anniversaire de sa naissance, conférence faite à l'Athénée de Bordeaux, 25 janvier 1895. In-8°, 12 p. Bordeaux, Feret et fils.
Quedenfeldt, G., Die Mysterien des heiligen Sebastian, ihre Quelle und ihr Abhängigkeitsverhältnis. Marburger Dissert. 58 S. 8°.
Révillout, Ch., La Légende de Boileau. [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 221—230. 255—268. 316—328.]
Rigal, E., Corneille et l'évolution de la tragédie en France. [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 165—175. 241—254.]
Rolland, R., Les Origines du théâtre lyrique moderne. Histoire de l'opéra en Europe avant Sully et Scarlatti (thèse). Paris, Thorin. 326 p. 8° et 15 p. de supplément musical.
Rosenbauer, A., Ueber P. Ronsard's kunsttheoretische Ansichten. Diss. München 1895. 32 S. 8°.
Rowbotham, J. F., Troubadours and Courts of Love. With 13 illustr. and 2 maps. London. Swan Sonnenschein. XXII, 324 S. 8°. Sh. 4,6.
Roy, E., Le blanc d'un roi des Ribauds bourguignon et le roman du duc Jean sans Peur. [In: Rev. d. phil. franç. et prov. IX, 23—31.]
— La Fontaine candidat à l'Académie française en 1682 d'après de nouveaux documents. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II. 419—424.]

Roy, E., Les lettres de noblesse (1503) du poète Jean Molinet. [In: Revue de phil. franç. et prov. IX, 19—22.]

Ryssel, V., Syrische Quellen abendländischer Erzählungsstoffe IV. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCV, 1—54.]

Schérer, E., Etudes sur la littérature contemporaine. X. In-18 jésus, 349 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50. [Bibliothèque contemporaine.]

Sepet, M., Les plus anciens drames en langue française. Paris, Retaux. 1894. 47 S. 8°. [Extrait de la Revue catholique de Normandie.]

Seytre, J., Tableaux synoptiques de littérature française, d'après les derniers programmes du baccalauréat pour l'enseignement classique et l'enseignement moderne. In-8°, 98 pages. Avignon, imp. Aubanel frères.

Singer, S., Apollonius v. Tyrus. Untersuchungen üb. das Fortleben des antiken Romans in späteren Zeiten. gr. 8°. (VI, 228 S.) Halle, M. Niemeyer.

Soubies, A., La Comédie-française depuis l'époque romantique. 1825—1894. Paris, Fischbacher. VIII, 159 S.

Stiefel, A. L., Ueber die Quelle der Turandot-Dichtung Heinz des Kellners. [In: Zs. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. VIII, 257—261.]

Texte, J., De Antonio Saxano (Antoine du Saix) 1505—1579 franco gallico carminum scriptore. (Thèse). Paris, Hachette et Ce. 125 S. 8°.

Thomas, A., Un bibliophile français et un enlumineur allemand à la fin du XVe siècle. Jean du Mas, seigneur de l'Isle et Evrard d'Espingues. [In: Comptes Rendus des séances de l'Ac. des Inscript. et Belles-Lettr. XXIII, 74—78.]

Tourneux, M., Barbey d'Aurevilly Rédacteur au „Journal des Débats". [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, 402—406.]

Urbain, Ch., L'abbé de Canaye et le „Discours préliminaire de l'Encyclopédie". [In: Revue d'Hist. litt. de la Fr. II, 385—401.]

Vacandard, E., Vie de saint Bernard, abbé de Clairvaux. 2 vol. In-8°. T. 1er, LIV-511 p.; t. 2, 592 p. Paris, lib. Lecoffre.

Vogt, K., Harmlose Plaudereien über romanische Litteratur. [In: Nord und Süd. Bd. 74, S. 156—188.]

Vogüé, E. M. de, Le moyen âge. Poètes et philologues. [In: Rev. des deux Mondes vom 1. Juli 1895. S. 201—216.] (Betrachtungen im Anschluss an G. Paris, la Littérature fr. du moyen âge und La Poésie du moyen âge, leçons et lectures. I. II.)

— Jean-Jacques Rousseau et le cosmopolitisme littéraire. [In: Rev. des deux Mondes. 1er Aout, S. 676—691.]

Wahlund, C., Ueber Anne Malet de Graville, eine vernachlässigte französische Renaissance-Dichterin. Halle 1895. 28 S. 8°.

Wallon, H., Mémoires de Saint-Simon. [In: Journal des Savants 1895. S. 371—382, 418—430.]

Ziegler, M., Ueber Sprache und Alter des von Robert de Boron verfassten Roman du Saint Graal. Leipziger Dissert. 95 S. 8°.

Ziehen, J., Hauptrichtung der neueren französischen Kunstschriftstellerei. [In: Berichte des Freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. XI, 167—183.]

Beer, R., Handschriftenschätze Spaniens. Bericht über eine im Auftrage der Kais. Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1886—1888 durchgeführten Forschungsreise. Wien 1894. Tempsky 755 S. 8°.

Camus, J., Un manuscrit namurois du XVe. siècle. [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 149 ff. 193 ff.]

Gazier, A., Un nouveau manuscrit de l'entretien de Pascal avec M. de Saci sur Épictète et Montaigne. [In: Revue d'Hist. litt. de la Fr. II, 372—384.]

Keidel, G. C., Note sur le manuscrit 205 de Berne (Bibliotheca Bongarsiana). [In: Rev. d. l. r. XXXVIII. 278—281.]

Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques, publiés par l'Institut national de France (faisant suite aux Notices et Extraits lus au comité établi dans l'Académie des inscriptions et belles-lettres). T. 34. In-4°, 440 p. Paris, C. Klincksieck.

Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Veröffentlicht von E. Stengel. 93. Hft. gr. 8°. Marburg, N. G. Elwert's Verl. 93. L'ystoyre et la vie de Saint Genis. Nach der einzigen bekannten Handschrift zum ersten Mal veröffentlicht v. W. Mostert und E. Stengel. (IV, 124 S.) 3,20.

Bartsch, Karl, Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles), accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. 6. éd. par A. Horning. gr. 8°. (IV, 754 S.) L., F. C. W. Vogel.

Beiträge, Berliner, zur germanischen und romanischen Philologie, veröffentlicht v. Dr. Emil Ebering. Romanische Abtlg. Nr. 3. gr. 8°. B., C. Vogt. 3. Jaques d'Amiens v. Phpp. Simon. (III, 72 S.) 1.80.

Le dit du *Cheval à vendre*, p. d'après un ms. du château de Chantilly p. G. Raynaud. [In: Romania XXIV, 446—451.]

La *descente de saint Paul en enfer*, poème français composé en Angleterre. P. p. P. Meyer. [In: Romania XXIV, 357—376.]

Evangile aux femmes editet with introduction and notes by George C. Keidel. [In: Romance and other studies by G. C. Keidel. 1. Baltimore, The Friedenwald Company.]

Jeanroy, A., et *Teulié, H.*, L'Ascension. Mystère provençal du XVe siècle. [In: Revue de phil. frç. et prov. IX, 81—115.]

Nouveau recueil de registres domestiques limousins et marchois p. p. L. Guibert. I. Paris, Picard. 550 S. 8°.

Le Pelerinage de vie humaine de Guillaume de Deguilleville. Editet by J. J. Stürzinger. Printet for the Roxburghe Club. London. XII, 444 S. 4°.

Un poème de circonstance composé par un clerc de l'Université de Paris (1381) p. p. Noël Valois. Paris, 1895. 28 S. 8°. [Extr. du Bulletin de la Société de l'Histoire de France, 1895.]

Li Proverbe au Vilain. Die Sprichwörter des gemeinen Mannes. Altfranzösische Dichtung nach den bisher bekannten Hss. herausgegeben von Ad. Tobler. Leipzig, Hirzel. XXXIII, 188 S. 8°.

Schäfer, H., Chanson d'Esclarmonde. Erste Fortsetzung der Chanson de Huon de Bordeaux nach der Pariser Handschrift Bibl. Nat. frc. 1451. Pr. Worms 1895. 71 S. 8°.

Simonds, A. B., Two unedited chansons of Robert la Chièvre de Reims. [In: Mod. Lang. Notes X, 337—339.]

Wolfram, G., u. *F. Bonnardot*, les voeux de l'épervier. Kaiser Heinrichs VII. Romfahrt. [Aus: „Jahrb. d. Gesellsch. f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde". 4°. (104 S.). Metz, G. Scriba. 2.50.

Buche, J., Lettres inédites de Jean de Boyssoné et de ses amis. [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 176—190. 269—277.]

Charavay, E., Lettres de Michelet et de Leconte de Lisle. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 229—232.]

Constant, B., Journal intime de Benjamin Constant, et Lettres à sa famille et à ses amis. Précédés d'une introduction par D. Melegari. In-8°, LXXI-452 p. avec portraits et autographe hors texte.* Sceaux, imprimerie Charaire et Cᵉ. Paris, librairie Ollendorff. 7 fr. 50. (12 juillet.)

Corneille, P., Le Cid, tragédie. *Nouvelle édition*, conforme au dernier texte revu par Corneille. avec toutes les variantes, une notice sur la pièce, un commentaire historique, philologique et littéraire, et l'analyse du drame de Guillem de Castro, la Jeunesse du Cid, par Gustave Larroumet. In-18 jésus, 167 p. Paris, Garnier frères.

— Nicomède. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notices, analyse et notes grammaticales, historiques et littéraires par L. Petit de Julleville. *Nouvelle édition.* Petit in-16, 167 pages. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. [Classiques français.]

— Cinna. *Nouvelle édition*, conforme au dernier texte revu par Corneille, avec toutes les variantes, une notice sur la pièce, un commentaire historique, philologique et littéraire, par Léon Robert. In-18 jésus, XXXIII-104 p. Paris, Garnier frères.

Doncieux, G., La Prison du roi François. [In: Mélusine VII, 217—222.]

Du Fail, N., Les Baliverneries et les Contes d'Eutrapel. Texte original et glossaire avec notice par E. Courbet. 2 vol. In-12 T. 1ᵉʳ, LXXXVI-295 p.; t. 2, 301 p. Paris. Lemerre. 15 fr. [Bibliothèque d'un curieux.]

Hugo, V., Œuvre poétique, La Légende des siècles. *Nouvelle édition* illustrée. In-4° à 2 col., 288 p. Paris, libr. du Victor Hugo illustré. 4 fr.

— Œuvres complètes *Edition* nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Le Rhin. II. Fascicules 1, 2. Petit in-4°, p. 1 à 176. Paris, Testard.

La Bruyère, Les Caractères. Grand in-8°, 367 pages avec 18 gravures par Foulquier. Tours, Mame et fils.

La Fontaine, Œuvres complètes T. 2. In-16, 449 pag. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 25.

Larroque, T. de, Quatres lettres inédites d'Abraham Rémy. le futur professeur au Collège de France, écrites à Peiresc en 1628, 1629, 1630. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II, S. 221—228.]

Marivaux, Œuvres choisies. T. 1ᵉʳ: le Jeu de l'amour et du hasard; l'Epreuve. In-32, 160 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Molière, Œuvres complètes. T. 3. In-18 jésus, 472 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

— Œuvres. Illustrations par Maurice Leloir. Notices par A. de Montaiglon. Le Bourgeois gentilhomme. In-4°, VII-197 p. Paris, Testard.

— Les Précieuses ridicules, de Molière. Notice, analyse et extraits par Léon Roubier. In-18 jésus, 77 p. Paris, Delagrave. 75 cent. [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

— Les Femmes savantes, comédie en cinq actes et en vers, de Molière. *Edition nouvelle*, avec notices et notes critiques, grammaticales et littéraires par G. Vapereau. 6ᵉ *édition*. In-16, XXXIII-100 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 25.

Michelet, J., Œuvres complètes. Histoire de France. *Edition* définitive, revue et corrigée. T. 9: Guerres de religion. In-8°, 607 p. Paris, Flammarion.

— Histoire de France. *Edition* illustrée. Livraisons 2 à 330. In-4°. Paris, Rouff et Cᵉ. [10 cent. la livraison; 50. cent le fascicule de cinq livraisons. Première livraison gratuite.]

Musset, A. de, Œuvres posthumes. (Poésies diverses; Un souper chez Mlle Rachel; Faustine; l'Ane et le Ruisseau; Lettres). In-4°, 309 p. Paris, Lemerre.
Un poème inédit de *César de Nostredame* et quelques autres documents littéraires sur l'histoire de France au XVIe siècle. [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 289—315.]
Une lettre inédite de *Michel Nostredame* pp. T. de Larroque [In Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II. 401—402.]
Pascal, B., Œuvres. Nouvelle édition, d'après les manuscrits autographes, les copies authentiques et les éditions originales, par M. Prosper Faugère. T. 2. In-8°, 617 pages. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50. [Les Grands Ecrivains de la France.]
— Lettres provinciales. T. 2. In-32, 192 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
Une tragédie antique sur la *Passion*, avec études littéraires et critiques; par l'abbé M. de La Rousselière. In-18 jésus, 279 p. Paris, Retaux.
Racine, Théâtre choisi de Racine. Avec une notice biographique et littéraire et des notes par E. Géruzez. In-16, XL-683 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50.
— *J.*, Athalie, tragédie. Précédée d'une notice et accompagnée de notes par E. Géruzez. In-32, 108 p. Paris, Hachette et Ce. 40 cent. (1894.)
Roy, C., Lettre d'un Bourguignon contemporaine de la Deffence et illustration françoyse. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. II. S. 233—243.]
Saint-Simon, Mémoires de, nouvelle édition p. M. A. de Boislisle. [In: Grands Ecrivains de France XI.]
Schmilinsky, G., Triomphe d'Argent [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCV, 131—152.]
Sévigné, Mme de, Lettres. Nouveau Choix de ses lettres les plus remarquables sous le rapport du style et de la pensée; par E. de Corgnac. Grand in-8°, 240 p. avec portrait. Limoges, Ardant et Ce.
— Lettres choisies. T. 2. In-32, 191 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale, no 175.]
Taine, H., Les Origines de la France contemporaine. Le Régime moderne. T. Ier. 10e édition. In 8°, III-454 p. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50.
— La Fontaine et ses fables. 13e édition. In-16, VI-351 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
Théâtre classique, contenant: le Cid, Horace, Cinna, Polyeucte, de P. Corneille; Britannicus, Esther, Athalie, de J. Racine; Mérope, de Voltaire; le Misanthrope, de Molière. Avec les préfaces des auteurs, les examens de Corneille, les variantes, les principales imitations et un choix de notes. Nouvelle édition, revue sur les meilleurs textes par Ad. Regnier. Petit in-16, VI-680 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. [Classiques français.]
Voltaire, Œuvres complètes. T. 30: Mélanges (suite). In-16, 414 pages. Paris, Hachette. 1. fr. 25.

Fleischhauer, W., Methodisches französisches Lese- und Übungsbuch. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. I. Teil. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 195 S. 8°.
Frings, M. J., leichte (französische u. deutsche) Gespräche f. das tägliche Leben junger Mädchen. Zum Gebrauche in Töchterschulen. Durchgesehen u. verb. v. Dr. Max Kuttner. 9. Aufl. 8°. (VIII, 108 S.) B., A. W. Hayn's Erben. Geb. in Leinw. 1,20.
Kahle, W., französiches Lesebuch f. Lehrer- u. Lehrerinnen-Seminare m. erklärenden Anmerkungen und biographischen Notizen. 3 Thle. gr. 8°.

Cöthen, O. Schulze, Verl. 5 —; 1. La France et les Français. Mit 1 Karte v. Frankreich und 1 Plan v. Paris. (VIII, 128 S.) 1.40. — 2. Littérature. (IV, 209 S.) 1,80. — 3. Pédagogie. (IV, 183 S.) 1,80.

La Bruyère. — Les Caractères. Extraits précédés d'une notice sur la vie de l'auteur et accompagnés de notes et de sujets de devoirs par A. Domange. In-18 jésus, XXXVIII-170 p. Paris, Garnier frères. [Enseignement secondaire moderne.]

Sammlung französischer u. englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. Wörterbücher zum 1. und 6.; 2., 3. u. 12.; 4.; 5., 13. u. 14.; 7. und 15. Bde. 8°. L. Renger. 1. 6. Zu La troisième croisade par Michaud und Pierre le Grand par Voltaire. (13 S.) — 20. — 2. 3. 12. Zu Nelson. Christophe Colombe u. Gutenberg et Jacquard par Lamartine. (24 S.) — 25. — 4. Zu J.-P. de Florian. Guillaume Tell. (49 S.) — 30. — 5. 13. 14. Zu Ausgewählte Erzählungen, ferner zu Souvestre, un philosophe sous les toits und zu Scribe et Delavigne, le Diplomate. Leclerq, les interprétations. (51 S.) — 40 — 15. Zu Fénelon, adventures de Télémaque. (34 S.) — 20.

Schmitz, Bernh., deutsch-französische Phraseologie in systematischer Ordnung, nebst e. vocabulaire systématique. 11. Aufl. gr. 8°. (VII, 179 S.) B., Langenscheidt. 2.50.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A.: Prosa. 26. u. 59. Bd. gr. 8°. L., Renger. Geb. in Leinw. 26. Confessions d'un ouvrier par Émile Souvestre. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Josupeit. 2. Aufl. (VIII, 120 S.) 1.10. — 59. Le siège de Paris. Impressions et souvenirs v. Francisque Sarcey. Auswahl. Mit 1 Plane von Paris und 1 Karte der Umgegend. Für den Schulgebrauch erklärt v. U. Cosack. 3. Aufl. (X, 150 S.) 1.50.

— dasselbe. Wörterbücher zum 79. u. 83. Bd. gr. 8°. Ebd. 79. Ausgewählte Erzählungen v. André Theuriet. (16 S.) —.20 — 83. La France. Anthologie géographique. (54 S.) —.40.

— dasselbe. Reihe C. Für Mädchenschulen. 4. Bd. 8°. Ebd. In Leinwand kart. 4. La fille de Carilès par Mme. Colomb. Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Mühry. 2. Aufl. (96 S.) —.70.

Théâtre français. Collection Friedberg & Mode. Nr. 30 et 43. 16°. B., Friedberg & Mode. à —.30; kart. —.40. 30. Le mariage d'argent. Comédie en prose par Eugène Scribe. Pourvue de notes et d'un petit vocabulaire par Dr. Gfr. Hessel. 3. éd. (110 S.) — 43. L'honneur et l'argent. Comédie en vers. Par F. Ponsard. Avec notes et vocabulaire par Dr. A. W. Kastan. 4. éd. (135 S.)

Bel, H., Le patois de Valleraugue (Gard). [In: Revue bourguignonne de l'enseignement supérieur V, 1.]

Devaux, A., La limite franco-provençale en Oisans. [Extrait du Bulletin de la Société dauphin. d'ethnologie et d'anthropologie.] 7 p. in-8°.

Ducamin, D., L'*n* gutturale en gascon. [In: Annales du Midi VII, 337—339.]

Encise, P., Le Patois de Ferrières. Etude comparative par Pierre Encise. In 8°, 48 pages. Moulins, imp. Auclaire.

Lewis, Edw. St., Guernsey: its people and dialect. [Publications of the modern Language Association of America. vol. X. 1.]

Marchal, G., Grammaire wallonne. Liège. 22 S. 8°.

Nouvelles traductions dialectales d'un passage de *Mireille.* [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, 58—64].

Referate und Rezensionen.

Mystères provençaux du XV[e] siècle, publiés pour la première fois avec une introduction et un glossaire par **A. Jeanroy** et **H. Teulié.** Toulouse, E. Privat, 1893. (Bibliothèque méridionale 1. série tome III.) — *L'Ascension* Mystère prov. du XV[e] s. p. p. l. p. f. p. **A. Jeanroy** et **H. Teulié.** Toulouse, Privat. 1895. (Extrait de la *Revue de Philologie franç. et prov.* IX. 1895. S. 81—115.) Pr. 2 Frs.

Eine interessante Publikation — das zweit angeführte Werkchen bildet nur die Ergänzung des ersten —, interessant schon dem Titel nach. Stellt es uns doch gleich eine grössere Anzahl südfranzösischer Dramen des 15. Jh's in Aussicht, während deren bisher nur wenige bekannt geworden waren, und wird doch zugleich damit die Hoffnung auf weitere Funde dieser Art neu gestärkt. So gut wie alles, was wir heut zu tage von der älteren dramatischen Poesie der Provençe wissen, ist in der That erst in den letzten 30 Jahren zu Tage getreten. Die litterargeschichtliche Einleitung zu Bartsch's 1855 erschienenem provençalischen Lesebuch übergeht das Drama noch gänzlich mit Stillschweigen. Durch eine Reihe von glücklichen Funden waren nach und nach folgende Stücke bekannt geworden: 1. Aus dem 13. Jh. kurze Bruchstücke eines Mystères von dem Mord der unschuldigen Kinder, 2. aus dem 14. Jh. a) das wichtige Mirakel von der heil. Agnes, b) ein Mystère über die Heirat Marias und Geburt Christi in 2 Hss., c) das noch unveröffentlichte, angeblich gascognische Mystère von der Passion Christi, von dem Bruchstücke zweier weiterer catalanischer Hss. erhalten sind (vgl. Chabaneau in d. *Rev. d. l. r.* XVII 303, XXXII 344 f.), und in welches ein älterer Planh der Maria, der auch sonst erhalten ist (vgl. eb. XXVIII 57 f.), aufgenommen wurde (was Wechssler *Rom. Marienklagen* S. 79 unbekannt geblieben ist), 3. aus dem 15. u. Anfang des 16. Jh. a) ein Bruchstück aus dem *Ludus sancti Jacobi,* b) eine Gruppe von fünf alpinischen Mirakeln über den h. Pontius, die h. Peter und Paul, den h. Eustachius, den h. Andreas und den

h. Antonius. Diese im Vergleich zu der reichen dramatischen Litteratur Nordfrankreichs recht bescheidene Zahl wird nun durch die neue Sammlung der sogenannten rouergater Mysterien ganz bedeutend erhöht. So wie sie uns in der Hs. des Herrn Santi, die nun in der Pariser Bibliothek aufbewahrt wird, erhalten ist, umfasst die Sammlung allerdings nur 10 (od. 9) Stücke, sie bestand aber in Wirklichkeit aus 19 (od. 18, od. 17), wie sich aus zwei Inhaltsverzeichnissen in der Hs. ergiebt. Das erste dieser Verzeichnisse giebt ausser den Titeln auch noch die auftretenden Personen, zum Teil auch die Schauspieler an. Die nicht erhaltenen Stücke befanden sich in einem zweiten Bande, auf welchen wiederholt in dem erhaltenen hingewiesen wird. Der Kompilator beabsichtigte offenbar ein grosses Sammelmystère nach Art des *Mystère du viel testament* durch Zusammenfügung einer Anzahl älterer Einzelmysterien herzustellen. Er trug die Texte in seine beiden Bände nicht hintereinander ein, sondern ausser der Reihe an die zuvor dafür vorgesehenen Stellen. Er benutzte für seine Arbeit verschiedene Vorlagen, und sprang mit diesen höchst willkürlich, aber auch recht verschiedenartig um. Eine dieser Vorlagen war die vorerwähnte Passion des 14. Jh. Jeanroy hat die daraus entnommenen Teile mit dem Texte der Hs. Didot (jetzt gleichfalls der Pariser Nationalbibliothek gehörig) verglichen und danach die Thätigkeit des Kompilators charakterisiert. Er hat aber ausser Acht gelassen, dass die Passion in der Hs. Didot nicht nur sprachlich, sondern auch dem Texte nach bereits Veränderungen erfahren hat, Veränderungen, welche die direkte Vorlage unseres Kompilators nicht gekannt hat. Wohl aber wird auch diese Vorlage viele selbständige Änderungen aufgewiesen haben, die in unsere Mysteriensammlung übergegangen sind, also nicht à conto unseres Kompilators sondern seiner Vorlage gebucht werden müssen. Die selbständige Nachvergleichung mit dem Text der Hs. Didot hätte Jeanroy durch genaue Angabe der daraus bisher gedruckten Stellen etwas erleichtern können. Ich hole diese Angaben hier nach: 1. *Myst. prov.* S. 286, 35—45 = *Rev. d. l. r.* XXVIII S. 7 Anm.; 2. *M. p.* 2403 (nicht 2402 wie Introd. S. XXVI Anm. steht) bis 2437 = Introd. S. XXVI Anm. (26 Zeilen); 3. *M. p.* S. 92 Verm. vor 2465 bis 2523 = *R. d. l. r.* XXVIII S. 8—10 (60 Zeilen); 4. *M. p.* S. 106 Verm. vor 2840 bis 3120 = *R. d. l. r.* XXVIII S. 10—23 (380 Zeilen)[1]. Eine genaue Vergleichung

[1]) Zweifellos ist auch die alte provenzalische oder catalanische Passion kein Originalwerk, sondern nur eine Überarbeitung einer noch älteren nordfranzösischen Redaktion. Das geht zur Evidenz aus den engen Beziehungen hervor, die sie, wie ich nachträglich bemerke, zu der Passion von Arras aufweist. Ich begnüge mich, aus letzterer eine summarische Konkordanz der gedruckten Stellen der Passion Didot (**D**) und

der ersten Stelle ergiebt übrigens keineswegs, dass hier nur *un écho lointain du texte original* vorliegt. Unserem Kompilator sind aus seiner Lektüre nicht nur *quelques expressions éparses* im Gedächtnis geblieben. Statt seiner 35 Zeilen bietet die Hs. Didot allerdings nur 26, aber nicht alle 9 überschüssige Zeilen sind, wie bereits angedeutet, als freie Erfindung unseres Kompilators anzusehen, und auch die übrigen entfernen sich gar nicht so schrecklich weit von den Originallesarten. Dass der Text und namentlich der Versbau unter den Händen des sorglosen Redaktors arg gelitten und einen ganz verwahrlosten Eindruck macht, lässt sich freilich nicht bestreiten. Von einer *négligence jusque là sans exemple* möchte ich aber dennoch nicht sprechen und will darum nur an zwei ähnliche *monstrueux compromis entre les vers et la prose* erinnern, nämlich an den Cheltenhamer *Galïen* (vgl. S. XLIX f. meiner Ausg.) und an die Zusätze des Miracle vom h. Genesius (vgl. Ausg. u. Abh. XCIII).

Der Verfasser unserer Kompilation beabsichtigte offenbar einen Passionscyklus, ähnlich dem in Nordfrankreich zu gleicher Zeit entstandenen, zu Stande zu bringen. Erhalten sind uns folgende 10 (od. 9) Einzelteile: 1. Creatio, 2. Geschichte von der Samariterin, 3. Erweckung der Todten nach Christi Tod (fehlt in beiden Inhaltsangaben), 4. Moralität betitelt Jutgamen de Jesus, 5. Erweckung des Lazarus, 6. Mahlzeit bei Simon, 7. Auferstehung Christi, 8. Joseph v. Arimathia (fehlt in beiden Inhaltsverzeichnissen), 9. Himmelfahrt Christi, 10. Jüngstes Gericht (fehlt in beiden Inhaltsangaben). Be-

---

unserer Kompilation (**K**) mit der Passion von Arras (**A**) zu geben und bemerke nur, dass die vorstehend ausgesprochene Ansicht über das Verhältnis der Hs. Didot zur Vorlage unserer Kompilation durch die neue Beobachtung eine willkommene Bestätigung erhält: **A** 8894—8925 = **K** 1628—1753, **A** 8926—49 = **K** 1754—83, **A** 8950—9032 = **K** 1827—1882, **A** 9033—9058 = **K** 1784—1811, **A** 9059—9197 = **K** 1883—2092 (weicht völlig iab), **A** 9198—200 = **K** 2093—2106, **A** 9201—2 = **K** 2107—8 (fast wört-2ch identisch, **K** S. 285, 1—4 weichen stärker ab), **A** 9203—249 = **K** 1109—2199 (**K** S. 285, 5—286, 31 weichen stärker ab), **A** 9242—50 = **K** 2200—221, **A** 9251—74 = **K** 2222—307 (**K** 2305 = **K** S. 286, 36 = **D** in *R. d. l. r.* 28, 7 Anm. 4, 2) **A** 9275—92 = **K** 2308—395 (weicht ab, auch von **K** S. 286, 39—49 u. **D** l. c. 4—15). — Mahlzeit bei Simon: **A** 10006—14 = **K** 2396—400, **A** 10104—14 = **K** 2401—2442. — **A** 10125—10146 = **K** 2465—70 (= **D** l. c. 28, 8 Z. 1—12), **A** 10147—51 = **K** 2471—86 (= **D** l. c. Z. 13—23), **A** 10152—188 = **K** 2487—2522. — **A** 10231—282 = **K** 2523—72. — **A** 13705—780 = **D** l. c. 32. S. 343—345. (Vergleiche hierzu Greban 22198—393 u. Myst. du XV s. ed. Jubinal II S. 211—216). — Der Planh Nostra Dona in **D** (l. c. 28, S. 58, bei Wechsler S. 79: Catal. I) fehlt **A** vollständig. — **A** 20899—955 = **K** 2729—2766. — **A** 21030—55 = **K** 2767—90. — **A** 21078—91 = **K** 2791—97. — Die grösstenteils strophischen Partien von **D** = **K** 2840—3120 weichen wiederum stark von **A** 21729—22024 ab, ebenso zeigt die folgende Scene (Emaus) nur wenige wörtliche Anklänge in beiden Texten.

dauerlicher Weise hatten die Herausgeber No. 9 ursprünglich nicht mit veröffentlicht, obwohl es aus nur 851 Zeilen besteht. Doch haben sie das Versäumte kürzlich in der *Rev. de Phil. fr. et pr.* nachgeholt. Ein nach No. 4. auf den leeren Raum des Blattes 19 eingetragener Hymnus auf die Jungfrau hat mit dem Dramencyklus gar nichts zu thun, No. 3, welches gleichfalls erst nachträglich auf das leergebliebene Blatt 8 eingetragen ist, hätte nicht als eigener Teil nach Z. 477, sondern erst nach dem Vermerk hinter 2829 in No. 7 eingeschoben werden sollen. Wunderlicher Weise übergeht die Einleitung diesen Abschnitt wie den Hymnus fast vollständig (vgl. nur S. VI Anm.). Die fehlenden 9 (od. 8) Abschnitte standen offenbar in dem verlorenen Bande. Es sind: Abraham, Sinagoga zwischen 1. und 2., Adulterix, Miracles, Vendedos zwischen 2. und 4., Intrada de Jerusalem, Sena, Passio, Jusataria zwischen 6. und 7. Die in den Verzeichnissen noch weiter aufgeführten Titel: *Limbes, Emaus,* vielleicht auch *Jusataria* (vgl. S. XIX Anm.) bilden Teile der erhaltenen *Resurectio.* Bruchstücke einer Doppelversion sind uns von No. 5 und 8 erhalten, sie sind nachträglich auf die leergebliebenen Bl. 31 und 19 v° (?) eingetragen. Wo das zweite in der Hs. steht, geben die Herausgeber nicht an (vgl. S. XV Anm.), auch nicht, welcher Stelle im Texte es entspricht (vgl. 4126 ff.). Nach dem Vorvermerk stand eine voraufgehende Stelle im verlorenen Bande. Die zahlreichen, oft recht ausführlichen Bühnenvermerke sind überhaupt besonders zu beachten. Sie sind sämtlich in provenzalischer Sprache abgefasst. Wichtig scheinen mir insbesondere zwei. So steht am Schluss von No. 2 nach 477: *Ara s'en ane cascun en son loc he Jhesus s'en ane resuscitar lo Lazer en Bethania.* Damit soll doch wohl angedeutet werden, dass die folgenden Teile No. 3, 4 und der Anfang von No. 5 wegfallen sollen und gleich mit 2093 fortgefahren werden soll, dem als Vermerk voraufgeht: *Aras Jhesus s'en ane en Bethania* etc. Es scheinen also bei den Aufführungen nicht alle Stücke hintereinander dargestellt, sondern eine wechselnde Auswahl getroffen zu sein. Danach würde auch unsere Sammlung ein bewegliches Repertoire darstellen, gerade so wie die von Jubinal veröffentlichten französischen Mystères du XV. siècle. Diese Vermutung wird noch bestärkt durch den zweiten Vermerk. Am Schluss von No. 4 steht nämlich nach Z. 1570: *Aras s'en ane Jhesus he la Mayre he Bona Paciensa en Bethania far la resucitatio del Lazer he la Martha sia al monumen, quant Jhesus venra, he digua La Martha de ginolhos: Ay! laseta, se tu say foses estat etc.* Die angeführten Worte der Martha bilden den Anfang des Bruchstücks, das Bl. 31 eingetragen ist (abgedr. S. 285—6) und das vollständig jedenfalls in dem verlorenen Bande stand. In der vollständigen

Version von No. 5 steht die entsprechende Stelle, etwas abweichend Z. 2106—7. Nach der Ansicht des Verfassers der Anmerkung sollen also nicht nur die Verse 1628—2105, welche die Eingangsscenen zu No. 5 enthalten, wegfallen, sondern auch das Folgende durch eine neue, wesentlich kürzere und der mehrfach erwähnten Passion der Hs. Didot entnommene Version ersetzt werden. Auf weitere Theatervermerke gehe ich hier nicht ein.

Hervorragendes Interesse beansprucht die neue Mysteriensammlung wegen ihrer Text- und Sprachverhältnisse. Jeanroy nimmt an, dass die erhaltene Hs. die Originalniederschrift des Kompilators enthält und zwingende Umstände sprechen für diese Annahme, doch hat dem Kompilator jedenfalls für die der alten Passion entnommenen Stellen ein bereits genau oder nahezu gleich entstellter Text als Vorlage gedient. Dafür spricht z. B. die irrtümliche Voraufnahme von 2945 *Que Dieu que fes la terra he la mar* hinter 2939 in ganz gleich entstellter Fassung. (Der Schreiber wurde offenbar durch den gleichen Ausgang von 2939 und 2944 zu seinem Irrtum verleitet.) In der Hs. Didot lautet die Zeile richtig: *Car Dieus que fe terra e mar.* Die Passion-Vorlage unseres Kompilators weist ihrerseits auf eine weitere verlorene zurück, welche sich mit dem Passion-Bruchstück von Palma (**P**) ziemlich eng berührt haben muss, ohne indessen mit ihm identisch gewesen zu sein. Das ergiebt eine Vergleichung der Varianten aus **P**, welche Chabaneau (*Rev. d. l. r.* XXVIII S. 54 f.) zu einer Stelle aus **D** verzeichnet hat, mit den entsprechenden Lesarten der Kompilation (**K**). Ich teile die entscheidenden Varianten mit: **K** 2465 *vertadier*, **P** *ver deus*, **D** *dieus vers.* — **K** 2466 *Senher tu qui es mon senhor*, **P** *Senyor tun val en secor*, **D** *Senher tum val em acor.* — **K** 2466-8 = **P**, in **D** 2467, 2468, 2466. — **K** 2468 *Se[n]her he veray Creator*, **P** *Senyor veray criator*, **D** *Senher e ver creator.* — **K** 2469 *perdonayre* = **P**, *perdonador* **D**. — **K** 2470 *Que me perdones*, **P** *Que me perdons*, **D** *Tum perdonas.* — **K** 2471 *qui es nascut*, **P** *que nasquet*, **D** *que es nat.* — **K** 2472—3 = **P**, 2473, 2472 in **D**. — **K** 2474 *De far senher ton talen*, **P** *Que en puesca fer ta volentat*, **D** *Co pusca far (a) ton talent.* — **K** 2477 *Quar quant l'iey vist*, **P** *Qu'en cant l'ey vist*, **D** *Qui an cō lauist.* — **K** 2479 *He dis que es*, **P** *E diu qu'es*, **D** *Ditz que et es.* — **K** 2482 *toquat*, **P** *tocat*, **D** *torquat.* — **K** 2498 *cosi lin pres*, **P** *com els a pres*, **D** *con el es proos.* — **K** 2499 *Hel se volc*, **P** *Et el volia*, **D** *El vol s'en trop.* — **K** 2517 *lavar* = **P**, **D** *onchar.* — **K** 2518 *Mas aquesta femna*, **P** *Mes aquesta femna*, **D** *Ma aqueste.* — Natürlich haben **K** oder seine Vorlage oder beide, wie **P** zeigt, an dieser alten Version *(y)* starke Änderungen vorgenommen, *y* und **D** gehen auf eine gemeinsame Quelle *(x)* zurück, die als das Original des Dichters gelten kann.

Dieses Original ist von *y* hier und da reiner bewahrt als von **D**, so dass auch **K** in einigen Fällen zur Besserung von **D** beitragen kann. So bietet z. B. **K** 2919 die in **D** (l. c. S. 15 Z. 116)[1]) fehlende Zeile und zeigt, dass sie nicht am Schluss, sondern an dritter Stelle der 4-Zeile ausgefallen ist. Sehr oft ist natürlich der verwilderte Text von **K** nur mit Hilfe von **D** durchsichtig zu machen, wenn auch an eine grundsätzliche Besserung von **K** selbstverständlich nicht gedacht werden darf. Bedauerlicher Weise haben die Herausgeber **D** für den Text **K** gar nicht nutzbar gemacht. Nur für die litterarische Einleitung hat Jeanroy, wie bemerkt, die ihm vorliegende Abschrift P. Meyers von **D** verwertet. Schon eine fortlaufende Konkordanz mit den gedruckten Stellen aus **D** würde dem Leser willkommen und, wie ich mich überzeugt habe, auch vollkommen durchführbar gewesen sein. Sie würde die Herausgeber auch veranlasst haben, die strophischen Partien, welchen in **K** besonders grausam mitgespielt worden ist, deutlicher kenntlich zu machen. Jetzt vermag man sie im Texte beim besten Willen nicht herauszufinden, auch nicht zu bestimmen, wo im Originale 10-, 7- oder 8-Silbner vorlagen. Von ganz besonderem Werte musste eine fortlaufende Konkordanz aber für eine Beurteilung der Sprachformen unseres Textes werden. Ermöglichte sie doch stets sofort zu konstatieren, ob **D** eine entsprechende Form hat und somit auch annähernd festzustellen, welche Sprachform in **K** der Kompilator aus *x* oder *y* (nach Chabaneau's Vermutung catalanischen Ursprungs) übernommen, welche ihm eigentümlich sind. Bei seiner knappen Uebersicht über die Spracheigenheiten von **K** hat Jeanroy direkt nie auf **D** Bezug genommen, ebenso wie er auch aus Raumersparnis eine Vergleichung mit älteren Sprachtexten aus Rouergue — wo seiner und Thomas' Meinung nach die Sammlung im dritten Drittel des 15. Jh. niedergeschrieben sein soll, während Chabaneau (*R. d. l. r.* 1894 S. 479) diese Ortsbestimmung durchaus nicht für gesichert hält — unterlassen hat. Auch die mir bekannten Besprechungen der Sammlung von Chabaneau, Levy (*Litteraturbl.* 1895, No. 3) und Stimming (*Zs. f. r. Ph.* XVIII, 546 ff.) haben **D** nicht weiter herangezogen. Ich werde darum nachstehend besonders einige darauf bezügliche Bemerkungen, natürlich nur auf Grund der gedruckten Stellen von **D** zusammenstellen. Dieselben würden zuverlässigere Resultate bieten, wenn das von Herrn Teulié angefertigte Glossar den Wortschatz von **K** vollständiger übersehen liesse. Ich halte es überhaupt für eine höchst unangebrachte Sparsamkeit, wenn hier wie anderwärts in Spezialglossaren nur solche Worte

---

[1]) Nebenbei sei zu *uilatz* (**D** eb. S. 12, Z. 52) bemerkt, dass es wohl *viratz* (cond. 2 pl.) zu fassen ist. Die umgekehrte Geltung *r* = *ll* kennt **D**. (Vgl. Chabaneau's Bemerkung eb. S. 53.)

und Formen verzeichnet werden, die im *Lexique roman* fehlen. Glücklicher Weise hat J. wenigstens für die Verbalformen eine Ausnahme gemacht.

Nun zum Einzelnen. Zu S. XXX ff. 1. sei bemerkt, dass auch **D** *an* oder *a*, nicht *o* hat, vgl. auch den Reim *ortola : esta* **D** (zu **K** 3032). — 2. *a* = unbet. *e*; **D** hat meist *e*, so für *davalat* 2985, *sostarat* 2984, aber auch *a*: *benazit* (zu **K** 2909). — eb. Warum soll in *benurat* 1602 (ebenso 2956, 7178) ein *e* und nicht ein *a* geschwunden sein? 2909 steht noch *benaüratz*, wofür **D** schwerlich richtiger *benazit vos* liest, denn 2956 liest gerade **D** *bonaüratz*. Die viersilbige Form stammt also offenbar aus *x*. — eb. Auch den Schwund des prothetischen *e* vermeidet **D**: *en escrig* (zu **K** 3026). — 3. *y* für *i* ist **D** seltener, doch *aysi* (zu **K** 2905). — 6. *iei* für *ay* bei *habeo* und im Fut. ist **K** eigentümlich, weil **D** und *x* gänzlich unbekannt. Vgl. den Reim: *mostrariey* (**D**: *-ray*) : *may* 2866. — 13. *ff* im Anfang, natürlich nur nach vokalischem Auslaut, z. B. *de ho ffa* 3671, *per ma ffe* 7269. Ebenso erkläre ich *del ly* 5326 (Abs. 39) und ähnlich *en naut* R 127 = *en aut* (s. Abs. 18). — 14. Schreibweise *gu* selten in **D**, z. B. *desliguat* zu **K** S. 286,36, *remangua* zu **K** 2432, *digatz* st. *diguatz* **K** 2911; st. *agatz* 2898 hat **D** *ajatz*. — 15. Unetym. *h* in **D** selten, häufig nur *hieu* = *ieu* 2866, auch *iheu* zu **K** 2913, einige Mal: *he*, so zu **K** 2428. — 16. Für vokal. *l* in *aut* und *autra* begegnen in **K** zahlreiche Belege. — 17. *anb* 2934, 3070, 3119, *amb* 3066 = *ab* **D** (vgl. 18). — eb. Anm. Zu den falschen Worttrennungen *an bel*, *an baytant* (welche übrigens im Texte stillschweigend berichtigt sind, vgl. 1816, 3066, 3119; 2934, 3070) sei auf ähnliche im gleichzeitigen nordfranz. S. Genis (vgl. Ausg. u. Abh. XCIII Anm. zu Z. 279) verwiesen. — 18. *n* euphonisch angefügt in *an aquels*? Warum nicht *an* = *ab* (Abs. 17), wie *an vos* 5150, *an nos* 3196, *am lagremas* 2520, *an gran dolor* 2986? *A* vor Vokal lautet *as* (s. Abs. 21), wird aber 2493 in **D** auch durch *ab* ersetzt. — eb. *n* vor Kons. schwindet auch **D**: *redem* = **K** 2883. — eb. *dana*. **D** hat dafür immer *dona*, das auch **K** 2928 stehen geblieben ist. — 19. Einschub von *p* unterbleibt **D**, z. B. *ensemps* 2916, 2920 = **D** *ensems*. — 20. Umgestelltes *r* kennt **D**, so *crubat* (st. *cobratz*) = *vestetz* **K** (S. 286, 38). Vereinfachtes *rr* vermeidet aber **D**, so *corrent* = **K** 2923 *coren*. Schwund des *r* vor auslautendem *s* kennt **D** hier und da, so *cos* = **K** 2990 *cos*, aber *trachors* = **K** 2961 *traidos*. Schwund des auslautenden *r* scheint **D** zu meiden, so *ubrir* = **K** 2890 *ubri*. — 21. *s* nicht euphon. in *as* sondern *dies-az*. **K** ersetzt gern tönendes *z* von **D** durch *s*, so *vesem* 2894, *susari* 2918, *lausat* 2925, *pausat* 2932. *Cresatz* 3025, 3089 hat auch **D**. Auch vereinfachtes *ss* meidet **D**, vgl. zu: *lasetas* 2935, *fasa* 2989, 2991,

pasar 3013. — 22. *tz* im Auslaut ersetzt **D** oft durch *s*, so *totz* 2916, 2920, umgekehrt schreibt **K** *tz* st. *s*, so *jocts* 6081 und namentlich st *t* in **D**: *anatz* 2880, *diguatz* 2872, *platz* 2845, *pretz* 2872, *siatz* 2877 u. s. w. — 26. Subst. Deklination in **D** noch deutlicher vorhanden. Die Spuren in **K** stammen also aus *x*. — 28. *dolenta* ist kein analogisches Feminin, ebenso begegnet *trista* 2991 schon **D**, aber statt *tala* 3073 hat **D** noch *tal*. — 30. Zu den männlichen Plur. auf *-es* in **K** gehört auch *comeses* 7873. — 31. Die angelehnten Formen der Pronomina *m, t, l, s, ns, us,* welche **D** noch kennt, hat **K** grundsätzlich beseitigt. Vgl. *me* 2510, 2930, 89, 91, 3001, 55 *te* 2845, *lo* 2931, 82, 3017, *se* 2922, *nos* 2846, 3094, *no* 2869, *vos* 2851, 81, 82, 3019, 46, 48, 49, 54, 81, 97. — *aquel* ersetzt 3021, 75, 3103 *cel* von **D**. — 33. Die dritte Pl. endet **D** auf *-on*, so zu **K** 2922, 23, aber auch auf *-an*, so zu **K** 2493; **K** hat noch *van* R. 38. — 34. Erste s. prs. i. auf *-i* kennt auch **D** schon hier und da, so *pregui* zu **K** 2988, *prometi* 2424 (gegen *promet* 2418), sonst hat nur **K** diese längeren Formen, so *pregui* 3019, 54, 81 = **D** *prec, desiri* 3052 = **D** *dezir*, *sabi* 3005 = **D** *say*, *vesi* 3000 = **D** *vey*, *podi* 2931, 2973 = **D** *pusc*. Ähnlich zweite s. *veses* 2513 = **D** *ves*. — 35. *-em, -etz* im pl. impf. i. noch **K** :*erem* 502, 2940, *eretz* 481. — 36. Junge Perfektformen zeigt nur **K**, so *forec* 2902, 32, 55, 57, 84, 85 = **D** *fo*, *vegui* 3102 = **D** *vi*, daneben *hac* **K** 2497 = *ac* **D**. *Sol* von **D** ersetzt **K** 2942 durch *solia*. — Analogische Konjunktive kennt **D** nur wenige, so *guarde* = **K** 2851, sehr viele aber **K**, so *ajudes* 2895 = **D** *ajut*, *done* 2851, 81 82 = **D** *do*, *layse* 2933 = **D** *layhs*, doch kennt auch **K** noch *sal* 2943, *ajut* 3011. — 37. Für die Inchoativform *temisquatz* 2897 hat **D** *temiatz*. — 38. Bei *gardar* verzeichnet das Glossar keinen Beleg für den zweiten Konditional (Plusquamp. Ind). Vgl. noch *degra* 2982, *fora* 2978, *valgra* 2976 = **D** *valria*. — Sekundäre Verbalformen sind: *moririey* 2971 = **D** *moray*, *anarem* 3118 = **D** *irem*, *nascut* 2471 = **D** **P** *nat*. — Das Adv. *aras* 2510 lautet **D** *ara*. — 42. Die häufigere Verwendung der Personalpronomina in **K** ergeben 2903, 2990, 3062, wo in **D** das Pronomen fehlt. Der umgekehrte Fall 2491, während 2909, wo **K** *benaüratz siatz* in **D** durch *benazit vos siatz* ersetzt ist, **K** einmal die Lesart *x* getreuer als **D** bewahrt hat. *Nos autres, vos a.* kennt zwar schon **D**, so zu **K** 2511, doch treten sie in der That in **K** viel häufiger auf, so 2527, 2898, 2900, 2918, wo **D** *nos, vos* bietet. — 45. Das Hilfswort *esser* bei *voler* 2946 hat auch **D**, bei *anar* 2940 steht in **D** aber *aver*. — 54. Der adverbialen Wendung *de bon mati* in **K** 2908, 3031 entspricht in **D** einfaches *bon mati*, umgekehrt hat aber **K** 2923, 3068, 3076 *ben coren* für **D** *de corrent*. Statt der Stellung von *pas* nach dem Verbum in **K** 2905 *el no es*

pas hat **D** noch *el pas no es.* — Insbesondere erscheint in **K** gegenüber **D** der Wortschatz verjüngt; speziellere Ausdrücke sind durch vagere und banalere verdrängt: so werden ersetzt *albir* durch *poder* 2891, *mercader* d. *merchant* 2850, *mon* d. *monde* 2467, *plazer* d. *voler* 2427, *poder* durch *potestat* 2746, *vas* d. *tombel* 2890, *greu* 2475 d. *gran* 2968, 2977, *vers* d. *vertadier* 2465, 2509, d. *veray* 2468, *aquet* d. *aquel* 2904, *esta* d. *aquela* 2482, *ta* d. *tant* 2962, 63, 77, *enant* d. *avant* 2897, *prop* d. *pres* 2983 (umgekehrt allerdings 3030), *mentre* d. *quant* 3100, *ab sol que* d. *He cresi que* 2911, *acostar* d. *aprochar* 3046, 51, 55, *auzir* d. *escotar* 2487, *crubat* d. *vestez* S. 286, 38, *dar* d. *donar* 2512, 2874, 3010, 3081, *desliguat* d. *destaquatz* S. 286, 36, *s'esperar* d. *se pausar* 3047, *flairar* d. *odorar* 2868, 69, *pauzar, prometre, tocar* d. *dire* 2490; 2418, 24; 2491, *querre* d. *demandar* 2409, 2901, d. *serquar* 2987, *remaner* d. *demorar* 2432, 3119, *sufrir* d. *sostener* 2892, d. *suffertar* 2731, 3043, *tolre* d. *ostar* 2746, 2882, *bens pagam* d. *no non chaut* 2869. Die Zahl dieser neuen Ausdrücke wird sich bedeutend vermehren lassen, wenn der Text von **D** erst vollständig zur Vergleichung herangezogen werden kann, ihre Einführung bildete jedenfalls einen wichtigen Faktor bei der Verwilderung des Versbaues in unserer Sammlung. — Durch Druckversehen ist S. L u. LI der Einleitung verstellt. Unter den Verbesserungen vermisse ich den Hinweis auf die mehrfachen Zählfehler, so ist vor 2950 u. 2995 je eine Zeile unberücksichtigt geblieben.

E. STENGEL.

Le mystère de la Passion, texte du manuscrit 697 de la bibliothèque d'Arras publié par **Jules-Marie Richard,** ancien archiviste du Pas-de-Calais. Arras, Société du Pas-de-Calais 1893, 4°, XXXVI u. 297 S.

Vorstehend angeführte Ausgabe der Passion von Arras scheint bereits 1891 erschienen zu sein, denn diese Jahreszahl steht auf dem Titelblatt, während der Umschlag 1893 zeigt. Aus der Einleitung erfahren wir, dass der bereits vor 10 Jahren begonnene Druck nur mit wiederholten längeren Unterbrechungen beendigt werden konnte. Der Herausgeber ist kein Romanist und lässt der von ihm hergestellte Text daher recht viel zu wünschen übrig. Gleichwohl werden wir Herrn Richard unsern Dank für die Gabe nicht vorenthalten, da das Mystère ohne ihn voraussichtlich noch lange Zeit ungedruckt geblieben wäre. R. hat auch eine manche nützliche Angabe enthaltende Einleitung und ein Glossar dem Textabdruck beigegeben.

Die Einleitung bringt zunächst eine kurze Beschreibung der einzigen Hs., welche unser Mystère erhalten hat, der Hs. 697 der Bibliothek von Arras. Die Hs. besteht aus 484 Blättern, deren 300 erste — wie ich einer Angabe von Petit de Julleville entnehme — von unserer Passion beansprucht werden. Sie ist von zwei Schreibern der zweiten Hälfte des 15. Jh. geschrieben, deren zweiter mit Blatt 144 v° einsetzt und auf Blatt 315 seinen Namen verzeichnet. Der erste Schreiber soll wesentlich ältere Schriftzüge verwendet haben. Dialektisch sich scharf abhebende Schreibweisen der beiden Schreiber habe ich nicht zu entdecken vermocht. Auch lässt sich nicht genau feststellen, mit welcher Stelle des Druckes die Arbeit des jüngeren Schreibers anhebt, da R. verabsäumt hat, die Blattzahlen der Hs. in seiner Ausgabe fortlaufend anzugeben (eine auch in anderer Hinsicht bedauerliche Unterlassung)[1]. Nicht weniger als 350 schön ausgeführte Miniaturen zieren die offenbar nicht zum Zwecke der Benutzung bei Aufführungen angefertigte Hs. Wie viele dieser Miniaturen auf die Passion kommen und an welchen Stellen sie sich befinden, ist wieder nicht angegeben. Verloren ist mit dem ersten Blatte auch die erste Miniatur. Die Zahl der so im Anfang fehlenden Zeilen giebt R. auf ungefähr 80 an. Möglicherweise waren es etwas weniger. Jedenfalls ist der Verlust recht zu beklagen, da der Eingang vielleicht den Verfassernamen bot, der uns nun unbekannt bleibt. Dass Eustache Mercadé, dem Verfasser der in derselben Hs. noch enthaltenen *Vengeance Jésus-Crist*, auch unsere Passion zuzuschreiben sei, ist mindestens noch unerwiesen. R. hält es mit Petit de Julleville für wahrscheinlich, doch kann ich das, was nach R. dafür sprechen soll, nicht gelten lassen. R. giebt selbst an, dass beide Mysterien völlig selbständig nebeneinander stehen und die Passion sich gar nicht auf die Vengeance bezieht. (Vgl. besonders den Schluss der dritten Journée z. 18566 f.: *Jusqu'a demain congié prendrons Que le residu juerons*, in der einleitenden Predigt der vierten Z. 18740 f.: *Si faictes paix a tous costés Et la fin du jeu escoutez* und im Schlusswort des Prescheur Z. 24873 ff.: *vous avez veü De bout a l'autre la matere Dont nous avons fait no mistere.*) In der letzteren sagt der Prescheur zwar *Notre intention n'est point De remonstrer . . . La passion . . . . Aultre fois a esté jué Par nous.* Aber etwas kühn scheint es mir,

[1]) Ob die von R. nicht bemerkten Textlücken (z. B.: 3 Z. nach 102, 2 nach 1422, 4 nach 4455 od. 4459) schon in der Hs. vorhanden waren oder erst von ihm verschuldet sind, lässt sich so nicht sagen, ebenso wenig, ob nicht wenigstens einige der vielen 3-Zeilen und Waisen des Textes, erst durch Zeilenüberspringen seitens des modernen Herausgebers entstanden sind.

diese Worte wie folgt zu deuten: „N'est ce pas dire qu' Eustache Mercadé avait composé jadis un premier mystère de la Rédemption? Et n'est-il pas vraisemblable de lui attribuer le drame du ms. d'Arras, où sa Vengeance fait suite à la Passion?" Jedenfalls hätte der Copist, wenn er den Namen des Autors beider Mysterien am Schlusse des Bandes nennen wollte, die Passion dabei doch nicht ganz unerwähnt gelassen. Die Hs. besagt aber lediglich: *C'est la vengeance Jhesucrist Laquelle composa et fist Ung clerc .. S'eult nom Ustasse Mercadé.* Die weiteren Gründe, die für Mercadé als Autor der Passion sprechen sollen, sind direkt hinfällig: 1. In beiden Dramen sollen sich nicht gerade zahlreiche Pikardismen verstreut finden. Es finden sich in der Passion sogar ziemlich viele durch Reim und Silbenzahl gesicherte ostfranzösische Sprachformen (*t' = tu, no, vo = nostre, vostre; cheïr, veïr, vir, seïr, sir = cheoir, veoir, seoir; ententieu : lieu* 1956*; Dieux : ententieux* 13882, *lieux : soutieux* 7778; *mesaise : b(r)evraige* 20780; *s = z* im Auslaut; die Endung *-iesmes = -iens, -ions* u. s. w.), die der Herausgeber gar nicht anführt. Sind sie, wie andere Reimeigenheiten und metrische Gewohnheiten unserer Passion genau ebenso in der Vengeance nachzuweisen? Darüber belehrt uns R. nicht im mindesten. 2. Beide Dramen sollen nach ihm keine Rondeaux aufweisen. Wie so? Die Passion hat nach meiner Beobachtung nicht weniger als 18 Triolets (1683, 2153, 3213, 3665, 4019, 4283, 4914, 5254, 7682, 11526, 14086, 14332, 14355, 14570, 14677, 14996, 15049, 20994), zwei 11zeil. Rondels (Refr. *abb* 14019, 16116), drei 16zeilige (2331, 4003, 10642) und ein 21zeiliges (Refr. *aabba* 2792), im ganzen also 24 Rondels. Steht es mit der Vengeance ähnlich? 3. Auch das Vorkommen von Prosastellen in beiden Stücken will nicht viel besagen. *Siège d'Orleans* hat nach 11294, ebenso die *Destruction de Troye* nach 23386 je eine derartige Stelle und dennoch ist Jaques Milet darum noch keineswegs der Verfasser auch des erstgenannten Dramas, wie Tivier aus anderen Gründen behauptet hatte. Auch Guillaume Flamang flocht ja in seinen S. Didier (S. 284) ein ähnliches Prosadokument ein, was schon Petit de Julleville (*Mystères* I, 237) angemerkt hat. Es muss darum vorläufig noch völlig dahingestellt bleiben, ob Eustache Mercadé als Verfasser der Passion von Arras anzusehen ist. Dagegen glaube ich allerdings, dass dieses Gedicht vor der Mitte des Jahrhunderts abgefasst ist, d. h. vor der Passion von Arnould Greban, der unser Mystère, wenn auch nur sehr frei, benutzt hat. In letzterer Beziehung hat sich R. viel zu unbestimmt ausgedrückt. Dass Greban unser Mystère, allerdings unter grundsätzlicher Ausscheidung der apokryphen Scenen[1]), verwertet hat, ergiebt schon die vielfach übereinstimmende

[1]) Für die Geschichte des Aberglaubens sehr interessant ist eine

Scenenfolge und ergeben weiter manche wörtliche Anklänge, weit zahlreichere als die wenigen, welche R. angeführt hat. Wechssler *(Roman. Marienkl.* 1893, S. 68) hat zwar nachgewiesen, dass auch die Bonaventura zugeschriebenen *Meditationes vitae Christi* sehr enge Berührung mit Greban gehabt haben, ja er nimmt geradezu an, dass sie seine Hauptvorlage bildeten. Ich muss es Anderen überlassen zu entscheiden, ob oder in wie weit W. darin im Rechte ist. Zur Entscheidung bedarf es auch einer Kenntnis der übrigen Passionmysterien, insbesondere des von Picot *Rom.* XIX S. 262 unter Nummer 7 nur kurz erwähnten in der Hs. 904 der Pariser Nationalbibliothek. Dass alle zahlreichen franz. Passionsspiele des XV. Jhs. (mit Ausnahme natürlich des von Jubinal *Myst. du XV. s.* veröffentlichten) erweiternde oder kürzende Bearbeitungen von Grebans Passion seien, wie Wechssler gestützt auf G. Paris behauptet, ist aber jedenfalls irrig. Speziell unsere Passion kann nicht etwa Grebans Stück nachgeahmt sein, sie ist entschieden älter. Ihr schlichterer Verfasser würde sich auch dem dichterischen Einfluss Grebans nicht derart haben entziehen können, wörtliche Entlehnungen würden in viel stärkerem, umfangreicherem Masse vorhanden sein und insbesondere in den strophischen Formen eine grössere Verwandtschaft und Abhängigkeit hervortreten. Ausschlaggebend endlich ist das enge Verhältnis der Passion von Arras zu der provenzalischen des 14. Jhs., ein Verhältnis, welches das Vorhandensein von ziemlich ausgedehnten französischen Passionsspielen bereits im 14. Jh. anzunehmen nötigt. (Vgl. S. 210 Anm.)

Recht unvollständig sind auch R.'s Angaben über die metrischen Formen, welche in unserem Stücke verwendet werden. Ich deutete schon an, dass er irrtümlich behauptet, es kämen darin

---

Stelle unserer Passion, welche die Vorsichtsmassregeln der jüdischen Söldner schildert, welche ausgesandt werden, Jesus gefangen zu nehmen. Der IIIe Juis de Sidon sagt 11405: *Mais que vous* [*nous*] *soiez aidant D'ung pou de gens, nous le menrons Seürement, point ne fauldrons. Il ne me sçauroit enchanter, Remede y scay pour contrester,* (10) *Mais que chascun me veulle croire: Il nous convient ung peu de voirre Pourter en nostre compaignie Avec deux piez d'une aregnie, Ung peu de sel et ung crapault.* (15) *Et avec ce avoir nous fault Des cheveux d'un homme pendu, La langue d'ung serpent velu Et la queue d'une couleuvre. Et enco(i)r(es) pour faire bonne euvre* (20) *Qui auroit l'ueil d'ung blanc corbel, Homme n'est ou monde mortel Qui sceut jouer d'enchantement Ens* (Hs. Entre) *ou lieu, sachiez vraiement Ou seroient toutes ces choses* (25) *Qu(i)'en ceste boiste sont encloses. Je les ay, piec'a, esprouvees.* — Als der Mann mit der Zauberschachtel aber im entscheidenden Moment vorangehen soll, sagt er 11765: *Foy que doy Dieu, je n'irai ja. Ma boiste vault aultant derriere Que devant. Esse la maniere D'envoier les chetifz premiers? Je vueil estre le derreniers* (70) *A tout ceste boiste, s'ostee M'estoit par force ou desrobee Bons porriesmes estre enchantés.*

gar keine Rondels vor und doch zitiert er sogar selbst entsprechende Stellen (2153, 2331, 3213, 10642, 14677, 14996), in denen er nur die Rondelform nicht erkannt hat. Es begegnen weiter folgende strophische Gebilde:

aa b mit Refrain *BA* : 8-Silbn. : 11158 (3 Strophen).

aab b c D : 8-S. : 2752 (3 Str.).

a a b a a b : 6-S. : 1257 (11 Str.), 4408 (4 Str.), 4900 (1 Str.).

a a b a a b : 8-, 4-, 8-S. : 20899 (1 Str.).

a a b a ab bba bba : 8-S. : 1057 (3 Str.), 3987 (1), 4373 (1), 11833 (1), 16884 (2).

a a b a ab bba bba : 7-, 3-, 7-S. : 1993 (1).

aab aab bba ba : 8-S. : 11641 (zweimal wiederholt 11689 und 11721), 11660, 11700, 11732 (je 1).

a ab a ab b a bba : 8-S. : 2855 (4), 16776 (2).

a a b aab b a ba : 8-S. : 4484 (1). — 6-S. 1093 (1).

a a b a ab b c bb c : 8-S. : 6621 (1), 9011 (2), 10125 (2), 17838 (5).

a a b a a b bc bc : 8-S. : 6611 (1), 1047 (1), 5965 (1).

a ab a bb cb c : 8-S. : 1233 (3).

a b a b : 8-S. : 1512, 1915, 2130, 2368, 2389, 3999, 4393, 4821, 4868, 5878, 6169 u. s. w. (je 1 Str.), 6136, 6292 (je 2), 24444 (12).

a b a b b c b b c : 8-S. : 1354 (1), 1494 (2), 2104 (1), 2372 (1), 3942 (5), 4364 (1), 6210 (1).

ab a b b c bc : 8-S. : 83 (6), 1103 (1), 1225 (1), 1242 (1), 1340 (1), 1406 (5), 1821 (1), 1907 (1), 2088 (2) u. s. w.

a b a b b c b : 8-S. : 1250 (1).

a b a b bb cc d cc dd e de : 8-S. : 2931.

áb áb b b'b' c b' C : 10-S. : 3912 (3).

a b a b c c dd c d E : 10-S. : 2286 (3).

ab a a b baa : 8-S. : 4503 (1).

a b a a b bcc : 8-S. : 17182 (1).

a b a a b ba bba c c dd : 8-S. : 6425 (1).

a b a a b b c b c : 8-S. : 4494 (1), 4803 (2), 6173 (1).

a b aab c b c : 8-S. : 2947 (1).

a b aab bcbc dede effe : 8-S. : 6021 (2).

abba : 8-S. : 7483 (1).

Sonst herrscht ausnahmslos das 8-silbige Reimpaar, mit Ausnahme einer Stelle, wo kurz hintereinander in drei Fällen je ein 8-Silbner durch einen 4-Silb., der aber mit dem folgenden 8-Silb. reimt, ersetzt wird, mit Ausnahme ferner der einreimigen 3-Zeilen (9756, 10552, 10585, 14269, 17015, 18058, 18251, 19557), der zahlreichen Waisen (1675, 2393, 2496 u. s. w., im ganzen cirka 40) und

der Bindezeilen, welche mit der Schlusszeile einer voraufgehenden Strophe ein Reimpaar bilden (128, 1047, 1339 u. s. w. 9283—4 reimen mit der voraufgehenden Schluss- und mit der folgenden Anfangs-Zeile der sie einschliessenden Strophen.). Derartige Bindezeilen fehlen nur selten (so: 1110, 1405, 1511). Häufiger ist aber das Gesetz vom Übergreifen eines Reimpaares aus dem Schluss einer Rede in den Anfang der folgenden verletzt (so: 82, 643, 742, 764 u. s. w.)

Diese Übersicht lässt erkennen, dass die Passion von Arras hinsichtlich der strophischen Gebilde sich weder quantitativ noch qualitativ mit der Passion Arnould Grebans messen kann. Letzterer hat offenbar mit vollem Bewusstsein seinen Vorgänger überboten.

Den litterarischen Wert unseres Stückes scheint mir R. gleichwohl zu gering anzuschlagen. . Der für unseren Geschmack allzu nüchterne Ton in der schlichten Dialogisierung der verwerteten Berichte ist allen Mysterien eigen. Wollen sie doch nur den Zuschauern die Begebenheiten der Heilsgeschichte möglichst getreu vor Augen führen. Dem Dichter unserer Passion ist dabei aber eine gewisse Begabung zu klarer Diktion und öfters auch zu ergreifender Sprache nicht abzusprechen. Insbesondere gelingen ihm die humoristischen und realistischen Szenen. Seine theologischen, juristischen und antiken Kenntnisse sind dabei recht anerkennenswert. Ganz wirkungsvoll sind die Abschiedsstrophen, die Notre Dame an Judea richtet 4803 ff. :*Adieu, la terre de Judee Ou j'ay esté mainte saison*, *Adieu la terre ou je suis nee! Je t'ay trop cruëlle trouvee* u. s. w. Sie klingen übrigens wenigstens im Eingang merkwürdig an die Abschiedsworte des Paris an, die dieser in der *Destruction de Troye* von J. Milet bei seiner Abreise an Asien richtet, und erinnern ausserdem an zahlreiche Abschiedslieder bis zu Béranger's *Adieu de Marie Stuart* hin. Die Foppereien, welchen Gombaut seitens seiner Mit-Schäfer ausgesetzt ist, haben sicher die Heiterkeit des damaligen Publikums weit spontaner zum Ausbruch gebracht, als die Spitzfindigkeiten und Silbenstechereien in den Schäferszenen Grebans. Jedenfalls steht die Passion von Arras in der Schilderung des Schäferlebens der naiven Auffassung von Adam de la Hale noch bedeutend näher. Besonders interessant ist auch die Szene zwischen dem Aveugle und seinem Varlet 8431 ff., weil sie unwillkürlich an die älteste Farce erinnert, in der bekanntlich ebenfalls ein von seinem Varlet geprellter Aveugle auftritt.

Eine stilistische Eigentümlichkeit ist mir besonders bei unserem Dichter aufgefallen, welche R. nicht hervorhebt, die Vorliebe nämlich für wörtliche Wiederholung einzelner Stellen (so z. B.: 6136—43, 6169—81, 6440—3 = 6511—4, 11049—51, 14332—3, 23910—4;

11641—51 kehren sogar dreimal wieder). Die Verwendung der Anaphora (z. B. 17498 ff., 18471 ff. 18618 ff.), grammatischer Reime (z. B. 13395 ff., 17065 ff.) und ähnlicher Wortspielereien (z. B. 3951 ff., 5657 ff., 11064 ft., 12684 ff.) ist keine für unseren Dichter charakteristische Erscheinung, denn derartiger Künsteleien bedienten sich die französischen Dichter bereits seit Ausgang des 12. Jh's, um Kraftstellen schärfer hervortreten zu lassen. Immerhin wird auch in dieser Hinsicht Arnould Greban lediglich in die Fusstapfen seines Vorgängers getreten sein und noch manches andere ihm bisher zugesprochene Verdienst bei Dramatisierung des Passionsstoffes wird mit grösserem Rechte dem anonymen Verfasser unseres Mystères zuerkannt werden müssen. Dahin rechne ich insbesondere auch die Behandlung der Teufelszenen. Ein abschliessendes Urteil ist aber aus den bereits angedeuteten Gründen vorläufig noch nicht möglich.

Über seine Thätigkeit als Herausgeber spricht sich R. S. XXIII sehr bescheiden aus. Nur eine getreue Wiedergabe des Textes der vielleicht nicht sehr korrekten Hs., nicht eine Besserung desselben, habe er beabsichtigt. Leider hat er sich auch dieser beschränkten Aufgabe nur unvollkommen gewachsen gezeigt. Das bekunden mancherlei recht auffällige Lesefehler. So *u* für *n* und *n* für *u* (*acoute* 20608, *acoutez* 20636, *couchïer* 11395, *escouser* 9516, 20582, *vous* f. *nous* 21456, *conés* 20815, *soubtienté* 9484), *y* f. *n* (*toy* 1174), *v* f. *b* (*gaver* 22244, *viel* 14662, *a vergier* f. *abregier* 1667), *b* f. *l* (*doubz* 20307, 20611), *l* f. *h* (*Alors* 7911), *s* f. *f* und *f* f. *s* (*desinant* 894, *sera* 11945, *sus* 20478; *Tefale* 19831), *j* f. *c* (*je* 559, 3906), *e* f. *l* (*Je* f. *Il* 13984), *a* f. *o* u. *o* f. *a* (*abasmé* 7019, *caiement* 12463, *congnay* 17841, *faison* 8399, *au* 897, *pau* 21313, *paux* : *faux* 14297, *sauldars* 12811, *sauldee* 5498, *sauviengne* 5467; *porra* 3731, *mois* 15539, *vroiement* 18099). Vgl. ausserdem die nachstehenden Besserungen zu 317, 648 f., 778. 1377, 1497, 1671, 7907, 10878. Das bekundet die inkonsequente und öfters gewiss irrige Auflösung der handschriftlichen Abkürzungen, die, weil äusserlich nicht kenntlich gemacht, nur zu erraten ist. So *nostre* 41 und *notre* 473, 2773 u. s. w., *pris* 14646 st. *pres*, *trecerie* 20790 st. *tric-*, *que* 5565 st. *qui*, 1125, 6940 st. *qu'a*, *puer* 9367 st. *pueur*, *languer* 9555 st. *langueur*. Sehr oft ist die Abkürzung für *n* gänzlich unbeachtet geblieben (so: *esco[n]sera* 9441, *enfa[n]çon* 3613, *ai[n]sné* 3910, *mai[n]sné* 3909, *Qu'e[n]* 20225, *meres* 15838 l. *me rens*), ebenso fehlt *r* in *ouv[r]ez* 2606, 3214, 5254, *est[r]ine* 14632 (umgekehrt *c(r)eens* 5011). Das bekunden die zahlreichen falschen Worttrennungen oder Zusammenfügungen (so: *de Maux* 23204, 23383 st. *d'Emaux*, *a tant* 24765, *en joing* 24661, *en coururent* 21630, *en hardir* 24218, *en orguillirent* 21243, *l'outre largesse* 24399. Vgl. ausserdem die Besserungen zu 648, 832, 1497,

3804, 14604), die sehr unzulängliche Verwendung von Apostroph (z. B. *Qui* 195, 309 u. s. w. st. *Qu'i*, ebenso *ny* 4656, *si* 1901, *sa* 6542, *se* = *s'est* 13740, *luy* = *l'i* 14710) und Akzenten (z. B. *Scariothés* : *més* 7514, *moitié* 13556 st. *moitie*). Die gänzlich verwilderte Interpunktion lässt man bei der Lektüre am besten ganz ausser Acht. Auch die typische Einrichtung der Ausgabe ist ungeschickt. Die unpraktische Zeilenzählung von 10 zu 10 hat verschiedene Zählfehler veranlasst (z. B. vor 50, 1770, 2610, 5240, 6110 und besonders 14570), die strophischen Partien sind äusserlich nicht kenntlich gemacht, ebenso wenig ist konsequent angedeutet, wenn innerhalb der Rede einer Person ein Szenenwechsel eintritt, der Schluss der Rede also an eine neue Adresse gerichtet wird (z. B. 483).

Abgesehen von den bereits erwähnten oder bei einzelnen Zeilen noch zu erwähnenden Fällen der Textverderbnis, welche dem Herausgeber zur Last fallen, haben schon die beiden Schreiber, wie auch R. andeutet, sich viele Nachlässigkeiten und Entstellungen des Mystertextes zu Schulden kommen lassen. Dahin rechne ich die bereits erwähnte grosse Zahl von Waisen und 3-Zeilen, dahin die willkürliche Umgestaltung vieler Rondels, dahin ferner die Zerstörung oder Verdunkelung zahlreicher Reime. So 90: *peris : exil*, b. *peril*. Ähnlich 7166 *esbatemens : gra[c]ieusement*, b. *esbatement*, 13740 *nommé : ferré(r)* 13740. Umgekehrt sind Assonanzen willkürlich in reine Reime verwandelt: 5113 *bien dire l'ode* (st. *ose* 1244): *Herode*, 13109 *trahitre : mictre* (st. *mire* 9607), *prevos* (N. S.) : *tos[t]* 13964, *tranchans* (b. *-ant* Obl. S. F.) : *champs* (Obl. Pl.) 19835, oder es sind Reime für das Auge durch umgekehrte Schreibungen hergestellt: 5778 *plest : me(s)t*, 13048 *maistre : reme(s)tre*, 20296 *amis: revis* (st. *-ir*), 20366 *espris* : *espris* (st. *-it*). Hier und da sind aber auch die Assonanzen unangetastet geblieben: 16871 *amere : cruëlle*, 18050 *trouvez : amander*, 18376 *souffrir : amy*. — 869 *plaisi(e)r : pourveïr* und umgekehrt 6731, *chaudi[e]re : maniere*, 22462 *vëi[e]smes : poiesmes*, oder 16464 *septi(e)sme : haulti(e)sme*. Vgl. ausserhalb des Reimes: *cri(es)me* 16000, *deschi(e)re* 7912, *engien* 9437, *plaisi(e)r* 10012, *eschi(e)vé* 5451, *si(e)vir* 3749 und *somi(e)rement* 808. — 1794 *m'av[i]ez*: *abregiez*, 4763 *eviter : abregier* b. d. Umstell.: *Pour eviter cy ce danger*, 6227—9 *denïee : provee* ersetze d. *refusee : p.*, 9551 *empirees : vies* b. *empiries*, 12849 *expedïée : contrarie* b. *expedïie*. Sonst ist *-iée* stets zu *-ie* geworden. — 4749 *desir[ier]*: *droicturier* (vgl. 3572). Ähnlich 22662* *encanterie : diable[rie]*. — 7059 *m(o)y* : *ainsy* und 11936 *m(o)y : icy*. Sonst begegnen im Reim gesichert sowohl *moy* 3411 wie *my* 1409 und ebenso *toy* 805, *ty* 585; neben *soy* 7739 habe ich allerdings kein *sy* bemerkt. Auch die Doppelformen *veoir* 1796, *veïr* 3146, *pourveïr* 870, *voir* 3274, *vir* 5268 (*pourvir* 8089), *sëoir*

7131, *sir* 4063 (*assir* 9999), *chëoir* 21594, *choir* 5362, *cheïr* 6942 (*decheïr* 12629) sind von den Kopisten nicht durcheinander geworfen. — 8292 *vesquirent : morurent* b. *morirent.* — 11048 *espendu : humblement* b. *espent.* — 12827 *plus : Annas* b. *pas.* — 13041 *vray : ravoir* b. *voir.* — 14341 *plaisir : pance* b. *plaisance* (vgl. 17245). — 13082 *Fouldre, tempeste et tonnoire (: feste),* b. durch Umstellung: *F. tonn. et tempeste.* — 13982 *Ça messeigneurs entrez dedans (: parler),* b. *d. entrez.* — 15920 *Que je ne puis aler avant (: passer)* b. *avant aler.* — 18022 *Qui vorront tenir de Jhesus (: abstenir)* b. *de J. tenir.* — 22556 *sans plus parler (: tenus)* b. *s. parler plus.* — 23714 *que suis esbahis (: apparus)* b. *q. e. suis.*

Auch die richtige Silbenzahl der Verszeilen hat unter der Hand der Schreiber vielfach gelitten. Reine Schreibfehler werden wir bei den Verdoppelungen zu erblicken haben (vgl. 1119*). Eine Anzahl Fehler sind ähnlich wie bei den Reimen durch veränderte Wortstellung entstanden (vgl. 2257*, 4071*, 4763*, 7539*, 7747*, 13981*, 16409*), andere durch Einsetzung von Pluralformen mit *s* statt der erforderlichen Singulare (vgl. 2375*). Wieder andere durch Beseitigung oder Einführung des vom Dichter oft geduldeten und oft gemiedenen Hiates: 1. zwischen zwei Worten, insbesondere bei *que* (das oft *qu'* geschrieben wird, während es *que* lautete, so 13645, 16597, oder *que* geschrieben wird, während es *qu'* lautete: 14133, 18212) und dem Pron. *le* (dessen Elidirung meist unangedeutet bleibt, so 13638, 18481). Auch *qui* und *lui* werden öfter mit folgendem vokalischen Anlaut verschliffen (so *qu'* 175, 1538, 5270 und *qui* 8092, 11425, 22995, *lui* 8626, dagegen ist *qu[i]* 4963, 21194 zu lesen). 2. Im Innern der Worte: a) *e* unmittelbar vor dem Tonvokal *l[e]esse* 4087*, *v[e]ïr* 16164-5, *v(e)ir* 15633, *pourv(e)oir* 18976. Geschrieben wird unsyllabisches *e* noch meist vor *u*, mit dem es, wie die Reime zeigen, oft zu *eu* zusammengezogen wurde (z. B. *asseur : meilleur* 5745, *: cuer* 5166, 5435, aber auch *veü : jeu* 6401, wobei *jeu* = *ju* [vgl. *fu : fu* 5529 *: tu* 5296]). Einsilbiges *eu* findet sich z. B. in *boneurez* 1964, *seurs* 13463, *eussiez* 4261, *deusse* 19650, *perceut* 1312 (gegen *boneürez* 944, *seürs* 9553, *eüssiés* 4263, *perceü* 4415, *deüsse* 19529, *pleuïst* 89). Vor anderen Vokalen wird verstummtes *e* konsequent unterdrückt, ausgenommen in *Jehan* (1 silb. 7208, 2 silb. jedoch 7225), *meismes* (2 silbig 62045), in dem erwähnten *veir* 15633 und in den sehr häufig 1 silbig gebrauchten Formen *veez* 2271, 3258, 3570, 7434, 7761, 8510 u. s. w., *creez* 2014, 8018, 8638, 8673 und *sees* 4069, 5253, 10109 ff. Sonst hat *e* immer Silbenwert. Vgl.: *empereeur* 1720, 17420 gegen *empereur* 1735, *reonde* 607 gegen *ronde* 1522, *eage* (Dr. *le age* st. *l'eage*) 3705 gegen *age* 1088, *aige* 4681, *veïsmes* 2561 gegen *vismes* 2048. Andere unbetonte Vokale vor dem Ton-

vokal behalten ebenfalls, wenn geschrieben, meist ihren altfranzösischen Silbenwert, so *a* in *paour* 9127, 22875, *paoureuse* 2443 (gegen *peur* 8377, *espantés* 7031), aber *chaine* 5487, *traitres* 5471 (gegen *traïtre* 4976, 5025, *träyteusement* (6730), *aident* 925 (*ede* 40057) gegen *aïde* 533-4, 1223, 3983, 3986, 11438; *röyne* 15417, 20389; *Jüys* ist durchweg 2silbig, so 4506, 4631; *i* vor *o* in *mencïon* 14403 u. s. w. Eine scheinbare Ausnahme bildet 3silbiges *occasion*, das aber dann statt *ochaison* geschrieben ist (vgl. Anm. zu 832). Die 1. Plur. auf *-ions* 9641 od. *-iens* 5936 wie die 2. Plur. auf *-iez* 4650 im Konj. Praes., Imperf. u. Kond. sind dagegen immer 1silbig, gleichviel ob Muta c. Liq. voraufgeht oder nicht. (Auch sonst ist der altfranz. Diphthong *ié* noch nie 2silbig geworden. Vgl. *murdrier* 1195, 4982, *briefté* 38, *encombrier* 1818.) Doch wechselt mit *-iens*, *-ions* das 2silbige *-iesmes* 6293, *-iemmes* 9528-9, bessere zu: *-iens* 18622; sonst haben die Kopisten beide Formen nie durcheinander geworfen. Auch *diable* ist nie mehr 3silbig (aber *dïabolicque* 20898), *ierarchie* ist stets 4silbig (344, 923, 1946), *neantmoins* stets 2silbig 755, 3966. — b) Vortoniges *e* nach unbetontem Vokal hat der Dichter schwankend behandelt. Bessere *hardi(e)ment* 10304, 18236, das sonst stets 3silbig ist und *hardiment* geschrieben wird, so 4085, 5212. Ebenso ist *drument* 15606, 17450 behandelt. Dagegen ist *vrayement* fast stets 3silbig; so 1376, 4727 u. s. w., bessere *vrai[e]ment* 17736 aber *vrai(e)ment* 1376, 2182, 21141. *Deuement* 4523 ist 3silbig und wohl nicht = *dëu(e)ment* aufzufassen. Die Subst. *manïement* 10326, *paiement* 7694 behaupten ihr sillabisches *e*. Völliges Schwanken zeigen die Futurformen. Zu bessern sind: *li(e)rons* 12830, *notifi(e)roit* 19815, *redefi(e)roit* 13722, *lo(e)ra* 13181, *tu(e)ray* 13460, *emploi(e)ray* 13480, *envoi(e)rons* 11440 gegen *lïera* 12824, *crucefiray* 14996, *-ïerons* 15477, *notifiront* 19108, *signefirez* 10875, *prieray* 13017, *loëra* 14280, *muëray* 4908, *tuërez* 4707, *jurai* 16502, *juërons* 18567, *payeray* 4117, *pairez* 10387, *emploiera* 13190, *envoira* 19258, *envoyeray* 5660, *anuyroit* 12205. [Ahnlich ist *enfuyroit* (3silbig) 4951.] — c) Nachtoniges *e* unmittelbar nach dem Tonvokal behauptet sich noch regelrecht als Silbe in Worten wie *caue*, *vie* u. s. w. Nur den Verbalendungen *-oie* 2817, *-oies* 612 treten schon *-oy* 4478, *-ois* 720 zur Seite. Zu bessern sind *-oi[e]s* 21989, *-oi(e)* 1641*, 17859, *-oi(e)s* 1166, 14910, 20588. Auch neben *soies* 1510 begegnet *sois* 5051, zu bessern ist aber *soi[e]s* 5167, 5555, 5576, *soi(e)s* 22861.

Auch ausserhalb des Hiates ist vortoniges *e* vom Dichter bald behauptet bald beseitigt. Im allgemeinen reflectieren die Schreibungen den Gebrauch des Dichters, so: *gippessiere* 2201, 10472 und *gipsiere* 2293, *serement* 14590 sonst immer *serment* 5446, *esperit* 11, *esprit* 4356; bessere: *esp(e)ris* 874, *esp(e)rit* 1336, 1341 u. s. w. Ebenso

bessere *her(e)mite* 7223, *mauvais(e)té* 14923*, 16689 und umgekehrt *f[e]ray* 4910, 6018 und *f[e]rir* 17779, *p[e]rilleux* 19793, *bol[e]vart* 20891, *der[e]niere* 24193 (vgl. 24487). Ausser in *angeles* 1747 ist *angles* stets 2silbig, so 845, 921, bessere *ang(e)les* 1964. Konsequent zu tilgen ist *e* in *ord(e)nes* 842, 920, 923, 1108, 1946, 7133, 15741, 20009, ebenso *orgh(e)nes* 10572, *can(a)vc* 14301*. Regelrecht fehlt es wie in der älteren Sprache im Futur und Kond. der auf *r* und *n* ausgehenden Verbalstämme wie *demourray* 2282, *durra* 10624, *empirroit* 13998, *-rra* 19261, *parray* 5417, *tirrons* 16108, *donray* 158, *pardonra* 7056, *menray* 2240, bessere: *dur(e)ra* 133, *tir(e)rons* 16141. Doch begegnet auch einmal *durera* 167, ebenso wie *laissera* 6387 sich neben *laira* 6376 stellt. Auffällig sind Formen wie *tourra (= tournera)* 15948, *balroit* 11257 neben *bailleray* 11310, *wardra* 18507 neben *gardera* 18508 und *attrapray* 7049, gegen *eschapperas* 20709.

Bei der Nominalflexion sind die ziemlich zahlreichen Spuren der alten Flexion zu beachten, so begegnen ausser im Vokativ als Nom. *homs* 1647, 7005, *preudons* 2046, *sire (: dire)* 13653, *emperere* 24470, doch auch als Obl. begegnet *hom (: unïon)* 978, ebenso *sire, (: desire)* 3224, 24516, entstellt: *hom(me)* 12774, 16682. Ferner findet sich noch *cel* 1213, *cil qui* 4631, *cils qui* 3549, *cils cy* 8674 und auch *a cil qui* 1635, entstellt *cel(lui)* 3515. Erhalten ist auch *traytour (: -our)*. Die Doppelformen für die Personalpronomina *moy* und *mi, toy* und *ti* wurden bereits bei den Reimungenauigkeiten erwähnt. Das dialektische *t'* (791) statt *tu* vor Vokal (1238) haben die Schreiber oft beseitigt, so *t(u)* 1166, 17570, 2400, 2411, 5166, 6851-2, 17558, 20454. Die weiblichen Possessivpronomina lauten vor vokalischem Anlaut *m'* 420 oder *mon* 319, *t'* 4756 oder *ton* 400, *s'* 5550 oder *son* 10595, doch ist statt der älteren Form vom Schreiber fälschlich öfter die jüngere gesetzt, so *m(on)* 763, 5015, 12961, *t(on)* 14901, *s(on)* 11994. Neben *nostre* 41, *vostre*, begegnen *no* 34, 1377, *vo* 950, 3243, zu bessern sind: *vo[stre]* 3110, 15198, *no(stre)* 24913.

Neben der sekundären Femininbildung der Adjektiva ist noch teilweise die alte gebräuchlich, so *griefve* 7435, 13274, 16691, 24625, *grief* 7428, 15895, 17231, *griefment* 16771; *briefve* 6437, 12581, *briefment* 4361; *forte* 2209, *forment* 248; *grande* 1061, *grandement* 745, *grant* 3533, *gramment* 11256; *generalement* 1923, *generalment* 14145; *lealement* 6243, *lealment* 3841; *cruëlle* 18265, *cruëlment* 18289; *subtille* 14863, *subtillement* 12391, *subtilment* 9510; *evidentement* 12149, *evidemment* 10730; *negligentement* 11193, *presentement* 4057, *instamment* 254, *deligamment* 3317, *paciemment* 1695, *telle* 74, *tellement* 1126, *tel* 764; *quelle* 9242, *quelles* 7908, *quel* 430;

laquelle 3934, *laquel* 5163. Zu bessern sind *grief(ve)* 14835, *grief(ve)-ment* 548, *grand(e)* 9042, 18268, *gran(de)ment* 11530, *gran[de]* 6049, 16770, *virginal(e)ment* 5767, *vil(e)ment* 10028, *servil(e)ment* 3980, *subtil(e)ment* 9439, *vaillan(te)ment* 5243; *quel(le)* 5271, 9003, 9277, 14674, 15289, 16483, *quel[le]* 5077, *laquel(le)* 24565.

In der Verbalflexion finden sich für die 1. Sing. Praes. Ind. der A-Konjugation bei vokalisch ausgehenden Stämmen Formen ohne und mit sekundärem *e*, so *affy* 1893, *affie* 1065; *certify* (Ausg.: *certfiy*) 1124, *certifie* 4725; *pry* 694, *prie* 697; *mercy* 21091, *mercye* 21146, *lo* 4141, *loe* 4601. Selten fehlt dies *e* noch bei konsonantischen Verbalstämmen, so: *espoir* 3501, *espoire* 20170; *command* 5249, *commande* 3035. Zu bessern sind: *pri(e)* 7163, 11726, *suppli(e)* 8964, *salu(e)* 1057. Das überlieferte *treuve* 13992, 14847, 14884, 14925 ist überall durch das ältere *truys* (*: destruis*) 14919 zu ersetzen. Die durch den ursprünglichen Akzentwechsel bedingten alten Formen des Praes. und Imperat. Sing. bei einigen Verben der A-Konjugation sind noch nicht erloschen, so *parolle* 6855, 8711, 8765, 9589, *-es* 6861 neben *parle* 1726, *parlles* 6217, 16609, *menguent* 7826, bessere *par(ol)le* 7001, *meng[ü]e* 6858. Im Praes. Konjunktiv sind die sekundären Formen ebenfalls noch nicht allein herrschend, so begegnen neben *donne* 6406, *ède* 8393: *doinst* 42, *doint* 8217, *gart* 441, *maint* 4530, *octroit* 3313; bessere *envoie* 14632 zu *envoit* (ebenso *voise* 10876, 14473 zu *voist*, wie sonst immer geschrieben ist, z. B. 19271, 20200). Unter den Formen der ersten Plur. findet sich neben *sommes* 9614, *sons* 9566 und 16597 bessere: *som(me)s*. Neben *-ions* 9641, *-iens* 5936 begegnet oft *-iesmes* 5951, 6293, *-iemmes* 9528 f.

Im Futur sind ausser den *r*- und *n*-Stämmen der A-Konjugation, von denen bereits gehandelt wurde, beachtenswert die sekundär erweiterten Formen der Stamm-, *E*- und *I*-Konjugation, die neben den kürzeren gleiche Berechtigung haben und darum von den Schreibern mit ihnen oft willkürlich vertauscht sind, so *metterons* 4204, *metray* 2886 und *-(e)rons* 1658, *-[e]ra* 8392; *prenderay* 3656, *prenray* 2970 und *-(e)ray* 14791, *attenderons* 12570, *attendrons* 3208 und *-[e]rons* 13649; *responderai* 531, *respondray* 6226 und *-(e)ray* 6162, *-(e)ront* 6188; *descenderay* 7067; *entenderas* 6934, *penderez* 14139; *renderai* 1691, *-droit* 2871 und *-d[e]rons* 19960; *venderay* 10281; *perderoit* 4044, *-derons* 14107; *batterez* 14322, *-eroie* 14340, *battrons* 7917, *cognoisteroit* 10149, *encloëray* 19547, *rompera* 20322, *vainqueroit* 20696, *buverons* 3648, *buvra* 12791; *viveray* 3392, *deveroit* 12591, *-era* 13470, *parceverez* 6375, *receveront* 6659 und *concepv[e]ra* 23089. (Neben *aray* 3406, *scarez* 480 begegnen keine Belege für *averay*, *scaveray*), *ysseray* 4936 (vgl. *issirez* 19564), *issra* 3560, *iss(e)ray* 5378, *sieverons* 3047, *sievray* 3062, *-ons* 3848, *siev[e]rons* 5865.

Die zahlreichen archaischen Perfektformen sind, wenigstens was die Silbenzahl anlangt, von den Schreibern unverändert geblieben. Dagegen ist in einem Falle wenigstens die eine Infinitifdoppelform für die andere eingesetzt, nämlich *querir* 12311 für *querre* (vgl. 1819, *enquerre* 3103, *requerre* 816 gegen *querir* 2584, *requerir* 1987); während für die bereits erwähnten Infinitifdoppelformen *veoir*, *veïr* eine derartige Verwechselung aus den Reimen nicht nachweisbar ist, ebensowenig für *occire* 4229 und *occir* 4979, 4652.

Fehler zeigen sich auch bei der Verwendung der Doppelformen für eine Anzahl Adverbia, Praepositionen und Partikeln, so *voir(e)* 15054, *or(es)* 11181, *or(e)* 12112, *encor(e)* 7278*, *desor[e]mais* 13944, *avec[ques]* 5551, 8600, *avec(ques)* 10890, *jusqu[es]*, *jusqu(es)* 6610*, *com(me)* 673, 8480, 10430, 10851, 10966, 12421, 15931, 16155, 16703, 18148, 20146, 23041. Auf gleicher Verwechslung beruht *Cayphas* 12104 f. *Cayphe* (vgl. 12597, 13980 gegen *Cayphas : Annas* 13950), *Emillion* (3silb.) 22243, 22285 f. *Emille* (vgl. 22222, 22247 und *Emillïon* 22065, 22229 u. s. w.), *Asserie* 1582 f. *Assire, quoy* 9686 f. *lequel; touche(ray)* 4923, *feray* 5057 st. *fais, monstrer[ay]* 6973, *ont esté* 4221 st. *furent, avez esté* 21185 st. *estiez, avez öy* 21799 st. *oïstes, je suis* 8878 st. *j'ay esté, commande* 9889 st. *a commandé.* Bei den Reimentstellungen wurde bereits erwähnt *espendu* st. *espent.*

Fälschlich eingesetzt sind Synonyme wie *desir* st. *desirier*, *plaisir* st. *plaisance, vray* st. *voir*, *plus* st. *pas,* wodurch fehlerhafte Reime entstanden, während die Silbenzahl gelitten hat durch Einsetzung von *hault[ain]e* 1517, *m(auv)ais* 12744, 12929, *aulcunes* 5727 st. *quelques*, *petit* 839 st. *peu* u. umgekehrt 3425, *iray* 13429 st. *venray*, *entendre* 2042 st. *ouyr*, *[a]venu* 8300, *[a]touchiet* 9631, *[a]pointiet* 16372, 74, 86, 16422, *[a]noncier* 20477, *(re)varray* 11009, *qu'* 2171 st. *com*, *[au]tant* 2201, *a(vec)* 24019, *par* 1201 st. *a*, *[de]devant* 6788, *(de)par* 3417, *[de]piecha* 10612, *(de)puis* 10177, *[en]contre* 9758, *[ens] en* 3630, 6255, 21186* (vgl. 18680, 20327), *ha* 6043 st. *helas.*

Zahlreiche Verfälschungen sind endlich durch Auslassung oder Einfügung von syntaktisch oder dem Sinne nach oft entbehrlichen Wörtchen entstanden. Dahin gehören *je* 1641*, *tu* 21980, *il* 169*, *nous* 3667, *vous* 6100, 22680, *me* 10336*, *le* 240*, *se* 11552, *nous* 8635, 11405, *vous* 16038, *mon, ma, sa* 2349*, der Artikel 2772*, 9139*, *ung* 19793*, *ce* 16147*, *en* 4628*, *y* 1594*, *cy* 9660*, *doncques* 10153, *donc* 15714, 19008, *ens* 3844, *chier* 3339*, *grant* 10928*, *tous* 4465*, *tout* 4521*, *tres* 12014*, *bien* 8388*, *plus* 15234, 23683, *tost* 857*, *pas* 6773, 7731, *ja* 12623, 19713, *or* 3044, *ça* 11297, 22205, 24645, *si* 3534, 18024, *et* 4734*, *ou* 1550, *ne* 6595,

9477, 17808, *ne* (= *ni*) 6267, *que* 987*, *car* 18922, *de* 6525, 13328, 14923*, 19300, 20363, *he* 16811, *las* 5883, *Sire* 9207*.

Ich füge hier noch eine Anzahl Einzelbesserungen des überlieferten Textes bei:

159 f. *Lucifer et ses complices Qui sont abismés de tous vices.* L. *abismes.* Das Part. lautet *abosmé*, nicht *abasmé*, wie 7019 u. im Gloss. gedruckt ist. Vgl. *Abisme d'amor et de clemence* 1362, *Ou est l'abisme de tous maulx* 20569, *outrepasse* 1497* und *estois* 6678*.

161. *entre* b. *contre.*

169. *S'ensieult* (*il*) *point.* Ähnlich (*il*) 9101, 12927, 13548, 14700, 17829, 21401. Umgekehrt [*il*] 5442, 8517, 17254.

180. Setze Fragezeichen am Schluss, die Frage beginnt 169.

240. *Et pour riens ne* [*le*] *laissast mie.* Ähnlich 10357, 20589. Umgekehrt (*le*) 9728, 20364, auch (*luy*) 22384.

317. *com leure die* l. *c'om le me die.*

396. *questïon*] . . . *faite et esmeuee* (*: prouvee*), b. *f. et menee.*

403. *savés : procès* (nicht *procés*). Ebenso 1595 *procès : lassés*, 18728 *après : verrez*, 12437 *Alexander : parler*, 19134 *parler : cler*, 14267 *decouler : cler*, 14097 *Lucifer : conter*, 18067 *raler : Lucifer.*

485. *Deïté* (*seule*) *et divine essence. Deïté* immer 3silbig 814, 3001 u. s. w.

648 f. *Fors tant qu'il faut qu'on me demengue* (b. *qu'omme deviengne*), *Se je veul que l'homme remengne* (b. *reviengne*).

778. *Ce que voient* (b. *vorent*) *desemparer.* Vgl. *volrent* 24634.

832. *le choison* l. *l'ochoison.* Ähnlich fehlerhafte Worttrennung *le age* 3705, *de le* 15182. Statt *occasïon* 5044, 9765, 10134 bessere ebenfalls *ochoison:* 1987, 3484, 4711 und ebenso *obduraison* statt *obduratïon* 21314.

839. *Si veulles un petit* (b. *peu* 3504, 5389) *condescendre.* Vgl. 3425*.

857. *Et* [*tost*] *a ton command regal Fu lumiere.*

914—5. Wohl umzustellen.

987. *Je ne veul* [*que*] *nulluy le sace.* Vgl. 8039*. Umgekehrt (*que*) 1438, 2394, 14186.

1119. *Ou est tu, dy hé!* (*hé!*) *Agrapart.* Ähnlich *les* (*les*) 12656, *ales* (*al*) 4913, *Les* (*le*) *vela* 4123*.

1201. *par mons et par milliers*, b. nach 5225: *a m. et a m.*

1363. *Me*[*s*] *dieux je les* (b. *tens est* 1348) *que je commence.*

1377. *Le* (b. *Je*) *trouveray*(*e*) . . . *La* . . *pucelle.*

1436. *Or a mon mary* (b. *per*) *suspicïon.* Vgl. 1512*, 4722*.

1497. *L'on trepasse* (l. *L'outrepasse*) *de dignité.* Vgl. 5588, *de tous biens l'outrelargesse* (Dr. *l'outre l.*) 24399 und 159 f.*

1512. *Mon pere* (l. *per, e*) *je le vous pardonne.* — Maria spricht zu Joseph. Vgl. 1436*.

1594. *Ou il* (*y*) *a gent de mainte guise.* Ebenso 3667*, 20856. Umgekehrt [*y*] 16378.

1641. *Mais vrayement* (*je*) *ne vorroi*(*e*) *mie.* Ebenso (*je*) 2865, 6307, 7173, 7632, 14792, 22173. Umgekehrt [*je*] 2219, 3275, 9961, 13390, 18252.

1671. *Des mains* b. *Les* od. *Ses m.*

1675. Ergänze danach: *Et son visage cateillier.* Vgl. 1662.

1709. *Je vouldray prendre mon chemin A aler a* (b. *Devers*) *l'evesque de Cirin.*

1761. *noetorement*, l. *notoere-*. Vgl. *notoirement* 3513, *devoet* 5236, *doet* 647, *moes* 1466.

1804. *Raccomandez m*(*oy*)' *a l'empereur.* Ebenso: *Laissiez m*(*oi*)' *un peu au roy parler* 5255, 5378, 14977. Aber: *Se laissiez moy aller me pendre* 5380, *laissiez moy acoller Mon doulz filz* 18503, daher: *Faites* [*moy*] *un peu meilleur chiere* 2396.

1901. *S'i vienge*(*nt*). Ähnlich *tiengne*(*nt*) 2394.

2257. *Qu'il croient estre* (b. *Qu'estre croient*).

2349. *Onques en* (*mon*) *vivant.* Ähnlich *en* (*ma*) *vie* 4102, *en* (*sa*) *vie* 17571, *en* (*ma*) *voie* 4834, *ne* (*leur*) *povoir* 22466; gegen *en ma vie* 5234, *en* [*ma*] *jonesse* 9942, [*mon*] *argent* 11227, [*son*] *nom* 7224.

2360. *S'il vit* = „Wenn er am Leben bleibt". Abergläubischer Vorbehalt, den schon die Chansons de Geste kennen, so *Et Morant point, s'il vit, il ert prodom* Girbert de Mes *O 61 c*, *Co 'st Baldewin, s'il vit* (*O: ço dit*), *ki iert prodoem* Rol. 296. Ähnlich Horn 45, 324, 736 und hier 2896.

2375. *D'assembler richesse*(*s*) *et avoir.* Ebenso *aultre*(*s*) *esbatemen*[*t*] 7166, *tenebre*(*s*) *et umbre* 7367, *quelque*(*s*) *enchantemen*[*t*] 21435, *ferme*(*s*) *et estable*(*s*) 23952. Vgl. 3997*.

2418. *Ahors de* (b. *le*) *murdre.* Vgl. 4914, 4932 u. s. w.

2772. *Oÿ, sire — Dieu* (*le*) *tout puissant.* Ebenso (*la*) 20385, (*les*) 11183, 16434. Umgekehrt [*les*] 23627. — *Oÿ* hier noch 2silbig 2689, 3042, 4043, : *party* 19443 u. s. w. Nur in der Verbindung *oy certes* 2650, 3661 scheint es bereits 1silbig geworden zu sein.

3044. [*or*] *ça.* (Vgl. 2650, 3646.) Ebenso [*or*] 5363, 6855, 13857.

3200. *Mon mie* b. *Non mie.* Vgl. 807, 3368, 3804*.

3339. *Mon* [*chier*] *seigneur.* (Vgl. 3269.) Ebenso [*chier*] *pere* 11658. Umgekehrt (*chier*) *sire* 13655.

3667. *Il n'*(*y*) *a de quoy — Tant que* (*nous*) *poons.* Ebenso (*nous*) 16593; umgekehrt [*nous*] 3362, 3403.

3769. *Quel*[*que*] *part.* Ebenso 16880, vgl. 3763, 4986.

3804. *Nommee* b. *Non mie.* Vgl. 3200.

3997 f. *il le(s) logera Lassus en (la) glore triumphant.* Umgekehrt *le*[*s*] 4055, 7520, *me*[*s*] 7079, 7623. Vgl. 2375*,

4071. *Puisqu' il vous plest ainsi estre* (b. *e. a.*) *fait.*

4087. *l*[*e*]*esse.* Vgl. 8870, 21218.

4109. *Seigneurs ostez (cy). — Oÿ, Tantos*[*t*].

4123. *Les (le) vela, [eh!] ce n'est pas chier.*

4321. *piniöns = pigeons.* Sollte man nicht *piviöns* lesen müssen?

4423. *Sans que le* (b. *qu'elle se*) *defface.*

4465. *Notez bien, madame, (tous) ces dis.* Ebenso (*tous*) 15305, 23614. Umgekehrt [*tous*] 13146. Vgl. 9117*.

4521. *C'est* [*tout*] *vray.* Ebenso [*tout*] 7916, 15442, 16370, 17526.

4628. *Sans* [*en*] *esparnier ung tout seul.* (Vgl. 5315.) Umgekehrt (*en*) 10596, 14788.

4722 ff. *Jamais ne puisse voir lumiere, Se je n'en occis si grant somme, Que j'en feray pour* (b. *seray per*) *a tout homme.* Vgl. *me pers* 7079 und 1436*, 1512*.

4734. [*Et*] *je voy.* Ebenso [*et*] 11721, 15682, 18189, 20948, 23850. Umgekehrt (*et*) 7341, 7508, 9039, 12557, 16462, 18807, 21551, 22962, 23265, 24445, 24577—8.

4922. *Scés tu qu'il en* (b. vielleicht *Tais toy, car ce*) *n'atouche my,* Vgl. 5263.

5082. *Ou j'ay randy* (b. *hanté*) *en maint endroit.* Vgl. *hantez* 8978.

5259. *voler* b. *volés.*

5304. *Oncques ne fistes si mais* (b. *tel*) *meffait.*

5571—2. *oÿ*[*e*] *: resjoy*[*e*].

5658. *Pour ravoi*[*e*]*r les desvoyés.*

5892. *Qui le* (b. *a ly*) *me puist radrechier.*

6610. *Adieu. — (Adieu) jusqu*[*es*] *a revenir.* Ebenso *jusqu*[*es*] 18053. Umgekehrt *jusqu(es)* 3167. (Vgl. 1524.)

6678. *Et de grace le cones* (b. *l'etoucs = l'estocs*) *tout plain.*

7010. *Chetis, dolans, or*[*s*], *vil(e)s crapaux.* Vgl. *Ort, vil truant* 7879.

7254 f. *Et son saint* [*nom*] *glorifïés, Quant* [*a*] *lui plest le tres doulx sire.*

7278. *Encor(e)* [*on*] *ne l'a point nonciet.* Vgl. *encor(e)* 10025, 11115, 11419, 13545, *or(es)* 11186, *or(e)* 12112.

7503. *En foy fondé comme* [*en*] *pierre.*

7512 f. *Tadée vo frere, (qui) surnom* [*Qu'*] *a Judam.*

7539. *Qui doulz et humbles* (b. *Qu' humbles et d.*) *seront trouvé.*

7682—92. Entstelltes Triolet. Tilge 7684, 87—9. Vor 7690 fehlt eine Zeile *: -ous.*

7747. *Maintenant est devenue* (b. *M. d. e.*) *telle.*

7907. *Le murdre, du* (b. *au*) *sanglant larroncel.*

8039. [*Que*] *tu nous mettes en* (*pril de*) *debat.* Vgl. 987* und 19793*.

8388 ff. *Toy, retourne* [*bien*] *prestement, Dis aux princes que criammant* (b. *errammenl*) *Leur plaise venir.* Vgl. [*bien*] *ainsy* 13610, *moult* [*bien*] 5416.

8717. *Et amer de plus* (*fort*) *en plus fort.*

8883. *Avant* [*vers*] *lui.*

9117. *Pour aler les* (b. *toutes*) *voies seures.*

9139. *Les cures d*(*es*)' *hommes plus muables.* Vgl. *les diables d*(*e l*)'*infer* 20833.

9207. [*Sire*] *je scay certainement.* Ebenso 10161.

9660. *vien* [*cy*]. *mon amy.* Umgekehrt (*cy*) 17670.

10289 f. Ergänze *Venir* [*tres grant et dur meschief Plus*] *grant.*

10291. *parlez pas* (b. *bas*).

10328. *Qu*(*un*)*e femme nomee Marie.* Ähnlich 19793*.

10336. *Mieulx* (*me*) *vault que* [*ne vault*] *mon habit.* Ähnlich (*me*) 8849. Umgekehrt [*me*] 10026, 19425.

10374. *Jamais nul jour ne le l'arons* (b. *rarons*).

10671. *Que le temple est* (*dit*) *ma mansïon.*

10878. *Et mangier l'agniel aimable* (l. *anuable*).

10928. (*grant*) *honnesteté.* Ebenso (*grant*) 13746, 15810, 16686.

12014. [*tres*] *bien.* Ebenso [*tres*] 7663, 8183, 9838, 13289, 13848. Umgekehrt (*tres*) 14301. Ähnlich (*moult*) 23847.

12787. *Bailliesmes* b. *Bailliés moy.*

13328. *Il n'y a riens que* [*de*] *redire.*

13678. *Marie* (*ma cousine*) *vo*[*stre bonne*] *mere.*

13981. *C'est bien, on le face* (*b. face on l'*)*entrer ceans.*

14019—30. Elfzeiliges Rondel. Tilge 14024 u. 28, setze 25 hinter 27 und wiederhole 21 nach 30.

14086—95. Triolet, Tilge 90 u. 93.

14300 f. *Vecy un tres bon cacheron De canane* (b. *can*(*a*)*ve* = *chanvre*) *de* (*tres*) *bonne façon.*

14332—7. Arg entstelltes und verstümmeltes Triolet.

14432. *Il fault qu'il soit mis en hautois* (b. *haut dois*).

14570—5. Triolet, doch ist der Eingangsrefrain irrig als Theatervermerk gedruckt.

14604. *T'enraste* (b. *Tenras t'*) *humais ce pot?*

14620. *Racquiez lequel* [*que*] *vous volez.*

14677—85. Triolet. Tilge 81 u. bessere 82 zu: *Ha le lodier* (*il a*) *failly* [*j'y ay*].

14738 f. *Las, comment tout* (l. *t'ont*) *deffiguré Les Juïfz* (*t'ont*) *et descoulouré.*

14923. *Et notte* (*d'*)*aulcune maulvais*(*e*)*té.* Ebenso *mauvais*(*e*)*té* 16689. Oder ist beide Male *maiseté* zu lesen?

14996—15007. Triolet. Tilge 98, 1, 2, 5.

15329. *Et les laissiez* (b. *lisiez*) *entendamment.*

15417. *La roÿne* (*vint*) *qui fut moult saige . . . Vint.* Vgl. *roÿne : fine* 17904.

16116—28. Elfz. Rondel, tilge 22, 25 und stelle 21 nach 24.

16147. *que* (*ce*) *sera.* Ebenso 17540, *qu*(*e s*)*'estoit besoings* 10185. Umgekehrt [*ce*] *soit* 18251.

16320. *seroit* b. *aroit.*

16409. *Que Dieu a faites,* b. *Qu'a faites Dieu.*

16811. [*He*], *mon doulz filz.*

16943. *Comment ses mains et* (b. *comment*) *ses piez.*

17262. *Hely, hely lama*(*zaba*)*thany.*

17779. (*C'est*) *pour f*[*e*]*rir au costé Jhesus.* Vgl. 19793*.

19707. *Caÿphe a il* (b. *A Caÿphe*) *affaire de nous?*

19793. *Jhesus fu* (*ung*) *homs tres p*[*e*]*rilleux.* (Vgl. (*une*) 10328*). Das *e* von *p*[*e*]*rilleux* kann ebenso wenig entbehrt werden, wie bei *f*[*e*]*ray* 4910, 6018 und *f*[*e*]*rir* 17779*. Also b. auch 21626: *En* (*la*) *fosse qui tant perilleuse . . . estoit.* Allerdings findet sich 8039* geradezu *pril* geschrieben, das aber zu tilgen ist, auch 18922 b. also: (*Car*) *aultrement estoit en peril,* ebenso 15810 (*grans*) *perilz.*

19830. *C'est la* (b. *nostre*) *crainte.*

20024. *Ne fainte* (*ne*) *ferons nul*[*e*]*ment.*

20031. *Il nous loist un bien* [*peu*] *attendre.*

20216. *Marc*(*us*) *Anthoine.* Ebenso 22702.

20441. *J'oÿ*(*e*) *la voix = audivi vocem.*

20538. *Entre vous meschans maldictez* (b. *E. v. m. ames, dictes*).

20651. *aierement* b. *arrement.*

20994—21004. Triolet. Tilge 96, 1, 2, und setze 98—9 nach 21000.

21185 f. *Qui n'avez* (b. *n'estiez*) *point avecque nous* (*Esté*) [*Ens*] *en infer obscurement.*

22105. *Nous avons mainte*(*nant*) *grant emprise.*

22596. *pour eulx faire* (b. *taire*).

22663. *Ou* (b. *Qu'*) *aulcune euvre du* (b. *de*) *diable*[*rie*] *: encanterie.*

23054. *Ayez ces parolles* (b. *c. moz cy*) *en memoire.*

24146. *Qu'en ceste journee* (b. *Que en cel jour*).

Das von R. seiner Ausgabe beigefügte Glossar gäbe natürlich

auch Anlass zu mancherlei Besserungen und Ergänzungen, doch will ich die so schon allzu umfangreiche Besprechung nicht auch noch auf diesen Abschnitt ausdehnen.

E. Stengel.

Stapfer, Paul. *Montaigne [Les grands écrivains français].* Paris 1895. Librairie Hachette et Cie.

Jene Oberflächlichkeit, die in einigen Schlagworten das Herz eines Jahrhunderts schlagen zu hören meint, wollte Montaigne mit der blossen Bezeichnung als Skeptiker abthun und diese sich immer mehr als Legende erweisende Charakteristik hat die feineren Einzelzüge von dessen litterarischer Physiognomie so umsponnen, dass sie beinahe verlöscht erscheint. Erst in Stapfer und kurz vorher in Faguet sind Montaigne Biographen erstanden, die sich ganz in seine Individualität versenken, die nach dem schönen Worte Sainte-Beuves nichts weiter sein wollen, als in aller Bescheidenheit dienende Brüder im Orden der biographes-moralistes und nach Lessings Rate nichts anderes thun, als „das Beste aus schlechten Büchern herauskernen und über den Idiotismen, Grillen, Verkehrtheiten urwüchsiger Naturen nicht das Lebensfähige, Dauernde verkennen, das sie neu- oder wiederfinden“. Besonders das von Stapfer gezeichnete Bild dünkt uns so sorgfältig, wie mit dem Silberstifte ausgeführt, so treu und wahr, dass wir der Versuchung nicht widerstehen können, das Wichtigste aus seinem Buche hier mitzuteilen.

Wenn man mit dem Skeptiker den hohlwangigen bleichen Grübler, oder den egoistischen, willensschwachen, denkfaulen, jeder gefesteten Überzeugung und aller Begeisterung baren Verächter alles positiven Wissens versteht, der mit der wohlfeilen Begründung, der menschliche Geist sei ein zu stumpfes Werkzeug, um sich seiner als Sonde der Erkenntnis zu bedienen, sich bescheidet, so passt diese Bezeichnung durchaus nicht auf M. Denn derselbe hat nicht nur über viele Fragen des praktischen Lebens entschiedene Ansichten ausgesprochen, sondern ein geradezu bis zum Enthusiasmus sich steigernder Wissensdrang, eine bis zur Bewunderung gehende Anerkennung willensstarker, heldenhafter Menschen sind ihm trotz seiner eigenen Hinneigung zu einem quietistischen von grösseren Aufregungen freien Leben durchaus nicht fremd. Wahr ist nur, dass er die starre einseitige bis zum Fanatismus gehende Verranntheit in angebliche Überzeugungen, den Dogmatismus, von sich weist, dass er, der sich rühmt, an allem und sogar an sich selber zu zweifeln, eben der so bedeutenden Verschiedenheit der Meinungen wegen die

grösste gegenseitige Duldung in allen geistigen, besonders aber in den religiösen Dingen gewahrt sehen will, aus natürlicher Scheu, das anzugreifen, was das innerste Wesen des Anderen berührt, was derselbe, so zu sagen, zu seiner Erlösungstheorie gemacht hat. M. hält dafür, auch die Erkenntniswelt sei etwas Schillerndes, Schwankendes, das uns in der verschiedenen Beleuchtung unseres Temperaments und Nervenlebens, unserer Stimmungen und Neigungen, stets anders begegne, unsere Seele etwas Unabgeschlossenes im fortwährenden Fliessen Begriffenes und man könne das ewig Wechselnde eben so wenig in Kategorien giessen, als man die Welle festbannen könne. Das souveräne Lächeln vom freien unparteiischen Standpunkte gilt ihm so mehr als die Glut männlicher Überzeugung und er hat nichts von den praktischen Revolutionären des Gedankens, die den Zaun brechen wollten, den das Dogma um den Baum der Erkenntnis gezogen, nichts von den Faustnaturen, die der Sonne nach und immer nach schweben wollen. An der Pforte der metaphysischen transcendentalen Welt will er als Grenzwächter der Wissenschaft die Fahne des Ignorabimus aufpflanzen, doch will er darum dem Geiste nicht wehren, seinem speculativen Hange zu folgen, so lange er seiner Unzulänglichkeit bewusst zur Sicherheit an die reale Welt angeseilt sei. Nicht die aus stumpfsinniger Resignation hervorgegangene Verzweiflung, sondern die aus rastlosem Denken und Forschen erwachsene Überzeugung, dass wir aus der übersinnlichen Sphäre nichts wissen können, wie sie etwa ein Socrates bekannte, gilt ihm als höchste geistige Errungenschaft und Faguet sagt treffend: *Tel est le scepticisme de Montaigne. Agnosticisme, positivisme, probabilisme, le mot que l'on voudra, et peu importe; ce n'est pas du scepticisme.*

Demzufolge ist M. naturgemäss die Religion keineswegs ein Wissen, eine Lehre von Gott, sondern die Ergreifung und Entwickelung einer neuen Wirklichkeit, einer inneren Welt des persönlichen Geistes, eine stille Verehrung des Unerforschlichen, für den nüchternen Verstand Unfassbaren und Unabweissbaren. Erinnert nun einerseits diese allgemeine Anschauung an die Mystiker des Mittelalters, so gehört M. andererseits zu jenen glücklichen Geschöpfen, die ihre widerspenstige Adamsnatur so weit gebändigt haben, dass sie glauben können, was sie wollen; da nun der Deismus, Pantheismus, Atheismus, und wie sie sonst heissen mögen, sich eben so wenig beweisen lassen und also eben so gut einen Glauben erfordern, wie eine Offenbarungsreligion, da sich der Unglaube in einer Sache bei den meisten Menschen auf den blinden Glauben in einer anderen gründet, da das hinter der unseren Sinnen gezogenen Grenze angebliche Nichts nicht leichter zu begreifen ist, als das

Sein, hat er das bessere Teil ergriffen und sich bei der leichten Anpassungsfähigkeit seines fluktuierenden Geistes mit naiver Freudigkeit der Autorität der Kirche unterworfen, in der Meinung (wie sie Balzac einmal äusserte), die Ansicht des Einzelnen könne nie so gesund sein, wie der allgemein herrschende Glaube, gleichwie ein Wassertropfen leichter verdirbt als der Ocean. Allerdings hat er dabei seine Abneigung gegen den Dogmatismus nicht ganz aufgegeben und seine innere Freiheit nicht geopfert. Er hat besonders seine sonnige an der Brust der Antike grossgezogene Lebensanschauung sich bewahrt, so dass man ihn mit Recht als einen nur christlich übertünchten Heiden bezeichnen kann, der sich mit den Grundsätzen der christlichen Lehre nur zur Not abgefunden hat und der sich die Unbefangenheit des Kritikers nicht ganz rauben lässt. Er hat nur die Scheu, aus seinem Denken, weil er dessen Ergebnissen immer und immer misstraut, die letzten Consequenzen zu ziehen und es in kräftigen, Conflicte hervorrufenden Thaten auszulösen, sein Scepticismus (wenn man schon dieses Wort durchaus gelten lassen will) ist durchaus kein seine Seele aushöhlender an seiner inneren Ruhe nagender, sondern er verschafft ihm jene milde versöhnliche Auffassung des Lebens, die alle stürmischen Kämpfe fernhält. Sein Christentum ist ebenso ferne von dem Pascals, der sich nach aufreibendem inneren Ringen mit seiner widerstrebenden Natur zur Glut und Inbrunst des Glaubens siegreich durchgearbeitet hat, als von dem Deismus Voltaires, der alle Confessionalität mit der Säure seiner Satire zu zerstören sucht; es ist eine Art Opportunitätsreligion des Lebenskünstlers, die ihm den dauernden Zustand des Daseins erträglich macht und daneben noch einiges besitzen lässt, was seine tiefste Seele befriedigt, die ihm einen sicheren Winkel für den Aufbau seiner Hütte bietet, in der er auf dem weichen Ruhekissen des Glaubens einen sanften Schlummer finden kann. Denn des Menschen himmelstürmerisches Forschen nach dem Unerforschlichen sei sein Unglück und er sei darum weniger glücklich als das Tier, weil ihm mehr Wissbegierde angeboren sei, als er zu seiner Existenz notwendig habe und als er befriedigen könne. Man darf sich nicht wundern, dass M. der Reformation gegenüber eine feindliche Haltung einnahm; er hasste dieselbe, weil sie die für ihn so verabscheuungswürdigen Religionskriege hervorrief, er missachtete sie, weil sie dem Unberufenen das Recht der freien Bibelauslegung einräumte, weil sie auf halbem kritischen Wege stehen blieb und nicht zum wenigsten, weil sie dem classischen Altertum nicht sehr gewogen war. Und doch war sein Katholicismus sehr anfechtbar, da seine Anschauungen über die Erlösung und die göttliche Gnade, die Erbsünde und die Güte der Natur, die Busse und die Unsterblich-

keit der Seele, sein Glaube an ein Fatum, seine Gleichgiltigkeit gegen den Tod (Pascal wirft ihm mit Unrecht feige Todesfurcht vor) und seine Verteidigung des Selbstmordes (er wollte selbst einmal einen solchen begehen) sehr an den heidnischen Stoicismus gemahnten. Dem Wunderglauben dagegen ist er nicht ganz abgeneigt, da sich vieles zwischen unsern vier Pfählen ereigne, wovon sich unsere Stubenweisheit nichts träumen lasse, ja er räumt sogar dem Aberglauben eine gewisse Berechtigung ein.

Als Politiker ist M. naturgemäss kosmopolitisch und gegen jeden Chauvinismus. Auch hier ist er praktisch sehr conservativ, obgleich er sich theoretisch allerlei kühne Sprünge erlaubt und das Recht der freien Kritik nicht verkümmern lassen will. Er spielt sogar mit dem Feuer republicanischer und radicaler Ideen, wie sie später Rousseau propagierte; aber dies hinderte ihn nicht, daran festzuhalten, dass die allgemeine Raison mehr tauge, als die des Einzelnen, ein höchst legaler Staatsbürger zu sein und alles nur als seine persönlichen Phantasien in höchst unmassgeblicher Form vorzubringen. Man erinnert sich dabei unwillkürlich an ein Wort Talleyrands: *Qui est ce qui a plus d'esprit que Voltaire? c'est tout le monde!* Er gemahnt hierin auch an Hegel, der aus dem historischen Processe einen logischen macht.

Auch seine Ethik (und er ist in erster Linie ein Moralphilosoph) fliesst aus seiner gesamten Weltanschauung. Er will sich sein Urteil über Gut und Böse möglichst läutern und rein erhalten, wenn er auch zuweilen im Leben aus Schwäche des Fleisches den Versuchungen unterliegt, er will die Zügel seiner Vernunft nicht aus der Hand geben, wenn er sie auch zuweilen etwas locker hält. Die Erziehung darf nach ihm keineswegs zerstören oder zwingen, sie soll im wesentlichen nur ergänzen oder fördern, oder etwa ordnen und mildern, sie hat sich eben der Menschennatur anzuschmiegen, da sie infolge jener angeborenen Anlage die Macht nicht hat, einen Bösen gut, oder einen Guten böse zu machen. Er gehört nicht zu jenen, die stolz sind auf das, was sie nicht besitzen, und so empfiehlt er, den Kindern vor allem echte Liebe zur Wahrheit einzuflössen, obgleich er in seiner Selbstbiographie neben anderen kleinen Entstellungen sich fälschlich eine adlige Abkunft nachrühmt; er bewundert die aus freiwilligem Verzicht, nicht aus Genussunfähigkeit rührende Entsagung des Asketikers, obzwar er für seinen Teil zur Sinnlichkeit hinneigt; er ist ein Schätzer körperlicher Wohlgestalt, obgleich er dieselbe nicht besitzt; er ist voller Bewunderung antiker Seelengrösse, obzwar er sich darüber gleichsam schämend sie sofort in die Kühlkammer frostiger Reflexion stellt, um nicht durch eine heisse Aufwallung seine Seelenruhe zu verlieren. Denn er selbst

hält an dem *Medium tenuere beati* fest. Er hält daran fest, es sei das Beste, von einem guten und bequemen Platze aus das Leben zu beobachten, ohne sich handelnd einzumischen, sich in seine schroffen Widersprüche und klaffenden Risse hineinzufinden, sich stets jenes Quantum von Illusionen zu erhalten, das zur Verhüllung des unleugbar hässlichen Lebenskerns nötig sei, sich möglichst gut mit Palliativen zu behelfen, um das grosse Defizit, das schliesslich doch bei jeder menschlichen Existenz herauskommt, thunlichst hinauszuschieben. Jedes unruhige Verlangen in sich müsse man niederkämpfen und seine Wünsche so in Ordnung halten, dass das innere Gleichgewicht keine Störung erleidet, dass man jene auch den materiellen Verrichtungen der menschlichen Maschine zuträglichste Verfassung der Seele erreiche, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu schöpfen, jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiss. Einem vernünftigen Geniessen redet er das Wort, indem man sich zuerst den Genuss verdient, dann ihn einteilt und leicht gesättigt die letzte Hefe verschmäht, und er selbst lässt sich öfter vom Schlafe aufschrecken, um sich dann auf die andere Seite zu legen und mit Bewusstsein weiter zu schlafen.

Nun noch einige Worte über M. als Schriftsteller im engeren Sinne. Seine geistigen Kinder gelten ihm mehr als seine leiblichen. An ihm bewährt sich besonders der Ausspruch, die Schriften der Alten seien für die Schriftsteller, die der Neueren für die Leser, denn er dankt ersteren das Beste. Sie sind ihm eine Art Normalmenschen im Leben und in der Litteratur; nur gegen Cicero hat er eine bestimmte Abneigung wegen dessen angeblicher Mattherzigkeit und weil er seine besten Gedanken in einem Wortschwalle ersäufe. Mit Goethe verabscheut er die das klassische Altertum zersetzende historische Kritik und hat sogar eine Vorliebe für jene Erzählungen, die der Analogie aller Erfahrung, den allgemeinen Gesetzen und Bedingungen des Geschehens widerstreiten, wenn sie ihm gefallen, wenn sie ihn erbauen oder belehren, wenn sie seinen Überzeugungen oder Anschauungen zur Stütze dienen. Die ihm sonst so sympathische Mittelmässigkeit lässt er bei den Dichtern nicht gelten. M. hat schon im Verkehr mit Tasso das seit Aristoteles bis auf Wilhelm Dilthey und Cesar Lombroso in den mannigfaltigsten Variationen behandelte Thema von „Genie und Wahnsinn" gestreift. Die Litteratur muss unterhaltend sein. So sehr er selbst als Schriftsteller alles Nebelhafte, Unklare abweist und Sätze von scharfer epigrammatischer Kürze liebt, so sehr bewundert er an den grossen Dichtern, dass sie es durch die Fülle ihres Genius immer neuen Commentatoren ermöglichen, von den Vorgängern ungeahnte Schönheiten in sie hineinzuinterpretieren. Sein Stil ist aber auch poetisch,

indem ihm viele Vorstellungen gleich mit der Lebhaftigkeit meist heiterer Bilder entgegentreten, die seiner stets vom Verstande gemeisterten Phantasie mühelos und ungesucht zuströmen, ohne dass er sie erst durch ein künstliches Röhrenwerk hinaufzupumpen braucht. Besonders seine meisterhaften Vergleiche verdienten ein eigenes Studium. Seine Sprache fliesst meist einfach, schlicht und klar, ohne den Versuch, die äussere Form über die Bedeutung des Inhalts zu erheben und er zeigt hier sogar eine gewisse Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, indem er mit Versündigung gegen die Syntax öfter aus der Construction fällt. Die Composition seiner Essays entbehrt aller Straffheit in dem Masse, dass sie sogar meist einen desultorischen Charakter annehmen; doch ist diese Planlosigkeit nur eine scheinbare und die wie zufällig hervorgebrachten, scheinbar auseinanderbröckelnden Einzelheiten setzten sich allmälig ohne Bruch und Lücke zu einem farbigen und lebendigen von Meisterhand gefügten Bilde zusammen. Die Gedanken und Empfindungen fliessen ihm eben nicht ruhig und ordnungsgemäss wie ein obrigkeitlich reguliertes Bächlein, sondern vielmehr wie ein brausender Bergstrom hinzu; er beleuchtet sein Thema (wie er selbst sagt) *en cent visages* und jagt einen neuen Osterhasen auf, wenn man glaubt, er sei zu Ende; er ist eben ein Todfeind alles Systematischen und Schematischen und er könnte den Ausspruch gethan haben: *Je trouve que quand on arrange les choses on les dérange toujours beaucoup.* Nur selten wird er ermüdend und langweilig. Er ist mehr ein guter Causeur, als von feuriger Beredtsamkeit. Seine Schilderungen malt er mehr *al fresco* in grossen Zügen. Innere Vorgänge der Seele, meint er, könne man nicht gut schildern; die Wahrheit dieses Satzes beweist sich an ihm selbst, sogar wenn er sich schlechter machen will als er ist, in der allerdings versteckten Absicht, dass man es ihm nicht glaube und ihn für besser halte, und seine Selbstbetrachtung erinnert an die Mahnung Goethes, dass ja selbst der Spiegel niemals unser Angesicht ganz richtig wiedergebe, da er ja unsere linke Hand zur rechten mache. Vor einer grobsinnlichen Darstellung schreckt er nach Art seiner Zeit nicht zurück.

Wenn man Saint-Beuves Definition, ein Classiker sei ein Autor, der unzweideutige moralische Wahrheiten entdeckt oder irgend eine ewige Leidenschaft ergründet hat in dem menschlichen Herzen, in welchem scheinbar alles bekannt und erforscht war, welcher zu Allen in einem Stil gesprochen hat, der sein eigen und dennoch in dem Stil eines Jeden sich wiederfindet, so scheint diese Definition M. wie auf den Leib geschrieben. Stapfer sucht auch zu ermitteln, was M. der Weltlitteratur an bahnbrechenden neuen Ideen geschenkt hat, muss aber schliesslich zugeben, dass dieselben sehr zusammen-

schrumpfen, wenn man sich vor Augen hält, dass grosse Vorgänger gänzlich oder nahezu im Schatten grosser Nachfolger verschwinden, und dass das scheinbar Neue in seinen Schriften sich im Keime auch schon zumeist in der antiken Litteratur vorfindet. Sehr feinsinnig ist die Bemerkung Stapfers, dass die Essays M's ihre ungeheuere Popularität auch dem Umstande verdanken, dass M., der sich selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, in seinem Werke als mit allen gewöhnlichen Fehlern und Schwächen behafteter Durchschnittsmensch erscheint und jeder Leser sich einem so berühmten Autor geistig verwandt zu fühlen geschmeichelt sehen muss. Wie in gewissen Volkstheatern mit dem Entréebillet erwirbt der Käufer mit dem Buche einen Batzenspiegel für seine Person und die Beruhigung, viele Andere seien noch schlimmer als er. Denn die Essays sind nach dem Goethe'schen Recepte gearbeitet: Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben, willst du die Andern erkennen, so sieh in dein eigenes Herz, und der Verfasser hat den gesammten Niederschlag des Gedachten, Erprobten und Misslungenen sich zu eigen gemacht, um es in den Dienst des unmittelbaren Bedürfnisses zu stellen. Sehr interessant ist auch das Capitel, welches den Einfluss M's auf die späteren grossen Schriftsteller schildert und die Thatsache illustriert, dass er so oft die Büsche ausklopfte, wo Andere die Vögel fingen. Hier sei nur daraus erwähnt, dass ihm Larochefoucauld und Rousseau vieles, Pascal so ziemlich alles verdankten, obgleich Letzterer ihm dafür schlechten Dank weiss und stets auf seine Besonderheit pocht. Auch Shakespeare hat in seinem *Sturm* eine Stelle aus M's Capitel „über die Cannibalen" aufgenommen und desselben Hamlet entspricht vielleicht der Zeichnung M's vom durchschnittlichen Menschentypus. Endlich soll auch Lessing, „der ja ein Dreiviertelfranzose war", seinen berühmten Ausspruch, das Suchen der Wahrheit sei wertvoller als die Wahrheit selbst, einer sehr sinnverwandten Stelle bei M. entlehnt haben. Wir möchten noch hinzufügen, dass der modernste Neukatholicismus mit seiner Abwendung von der Wissenschaft, der seit Chateaubriand keine so grosse Gemeinde gehabt hat wie im Jungfrankreich der Gegenwart, sich sehr wohl auf M. zurückführen liesse.

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Arnould, Louis. *Anecdotes inédites sur Malherbe.* Supplément de la *Vie de Malherbe* par Racan. Publié avec une introduction et des notes critiques. Paris. Picard et fils. 1893. 87 S. gr. 8⁰.

Als Ménage eine Ausgabe der Werke Malherbe's veranstalten

wollte, erbat er sich von der ihm mit Recht geeignetst erscheinenden Persönlichkeit, nämlich von Racan eine Art biographisch litterarischer Einleitung. Diesem Umstande verdanken die *Mémoires de M. de Racan pour la Vie de Malherbe* — etwa 1650 — ihre Entstehung. Sie zirkulierten länger als 20 Jahre in der Handschrift bei einer Anzahl hervorragender Männer, u. a. auch Conrart und Tallemant des Réaux, so dass sie, soweit bis jetzt bekannt, zunächst 1672 erstmalig der Öffentlichkeit übergeben wurden. Das Manuscript derselben blieb verschollen bis in die 50er Jahre dieses Jahrhunderts, um in wirklich zuverlässiger Weise bisher nur von Lud. Lalanne in seiner Ausgabe der Werke Malherbe's (*Gr. Ec. d. l. Fr.* I. Intr. pg. LXI bis LXXXVIII) wiedergegeben zu werden. Zweifel an seiner Echtheit können bei Vergleichung der Schrift mit sonstigen, von Racan erhaltenen Schriftstücken nicht aufkommen. Neben dieses, auf der Pariser National-Bibliothek befindliche Manuscript stellte sich ein zweites, welches wenige Jahre später bei der Katalogisierung der Handschriften Conrart's, die — ein Teil der Paulmy'schen Sammlung — der Arsenal-Bibliothek einverleibt waren, Jacob Bibliophile ans Licht zog. Lalanne konnte es für seine Ausgabe Malherbe's nicht mehr berücksichtigen, brachte jedoch die in ihm befindlichen Zusätze, wiewohl unvollständig, in einer, übrigens sehr kurzlebigen litterarischen Revue zur Veröffentlichung. Nachdem der Verfasser von ihm befreundeter fachgenössischer Seite auf das inzwischen wieder halbvergessene Manuscript hingewiesen war, hat er dann für weitere Kreise in der *Revue bleue* (Dez. 1892) die interessantesten Stücke jener Zusätze mitgeteilt. Ungekürzt — mit Ausnahme eines einzigen — und treu wiedergegeben — erscheinen sie hier zum ersten Male.

Die von Conrart's eigener Hand sorgfältig geschriebene Hs. würde sich als eine blosse Copie jener der National-Bibliothek darstellen, hätte der ebenso eifrige Sammler als umsichtige Litterat ihr nicht an vier verschiedenen Stellen und zu ganz verschiedenen Zeiten, mit ausdrücklicher Bezeichnung der Zusätze als solcher, und so, dass der Inhalt des von ihm mitgeteilten an den Text Racan's angemessen sich anschloss, eine Anzahl kleiner Züge und Geschichtchen anekdotischer Art eingefügt, welche er nach und nach zusammengetragen, dann gesichtet und abgerundet hatte.

Dass die Mehrzahl von ihnen durch Racan, als den am häufigsten in Malherbe's Umgebung befindlichen, beigesteuert worden, hat ja alle Wahrscheinlichkeit für sich. Ob aber zu denjenigen, für welche Racan sicherer Bürge ist, auch An. Nr. 30 gehört, erscheint mir gar nicht so „évident“, wie der Hsg. S. 76, ohne weitere Gründe anzuführen, meint. Sowohl in den beigefügten kritischen

Anmerkungen als in den, den Hauptteil der Einleitung bildenden Beweismomenten für die Herkunft jener Zusätze sucht man einen solchen vergeblich, man müsste denn den S. 22 ohne weiteres aufgestellten Satz *une juste retenue l'en avait empêché* dafür halten wollen. Ich verhehle nicht, dass unter den Beweismomenten — nach S. 17 scheint es sogar, als teile der Hsg. beinahe meine Meinung — die Heranziehung des „Tones der Erzählung" mir misslich vorkommt, so sehr auch die Schreibweise Racans, eines in den *Mémoires „languissant conteur"* zu derjenigen der von Conrart überlieferten Geschichtchen stimmen mag, denn diese zeigt sich gleichfalls im ganzen als *tranquille, traînante, souvent naïve.* Von den sodann herangezogenen (5!) „Redewendungen" kann ich aber als beweiskräftig nur die zu Ann. Nrr. 28 und 31 anerkennen, die übrigen entbehren, und selbst die zu An. Nr. 33 (betr. das *on dit*) einer wirklichen tieferen Begründung. Herzlich mager nehmen sich auch die (2!) „Zeugnisse der Zeitgenossen" aus, von denen nur eben das erste, das Ménage's, ein Stück, An. Nr. 22, rettet. Jacob Bibliophile's und Ed. Fournier's Ansichten über die Quellen mit heranzuziehen ist zwar respektvoll, fügt aber leider nichts begründendes hinzu. Was gar an des ersteren, vom Hsg. S. 22 selbst als „*inadmissible*" bezeichneten Vermutung betr. die Lösung der Frage, warum die Conrart etwa mündlich berichteten Anekdoten von Racan nicht eigenhändig in seinen *Mémoires* aufgezeichnet seien, „*ingénieuse*" sein soll, ist mir ganz unklar. Dieselbe ist völlig widersinnig! Arnould's auf S. 22—23 vorgebrachte Hypothese, dass Gedächtnisfehler Racans hieran hauptsächlich schuld seien, dieser aber gelegentlich sich später einzelner Züge aus Malherbe's Leben erinnerte und dieselben ein paar Freunden, wie Ménage, Conrart, Chapelain und Tallemant-des-Réaux erzählte, ist, wenn auch nicht einwandsfrei, so doch recht annehmbar. Es könnte z. B. sofort der Einwurf gemacht werden, dass gleichfalls durch Gedächtnisfehler Racan's, oder durch Verwechselung, manches Geschichtchen, das von einer anderen Person herrührte, auf Malherbe übertragen wurde, weil es sich mit Leichtigkeit dem um ihn aufgehäuften Anekdotenschatze einfügte. Als ganz sicher von Racan stammend verbleiben daher nur Ann. Nr. 7, 14, 20, 24, 25, 31. Nr. 30 zu den als ‚wahrscheinlich' von ihm stammenden zu stellen, wäre mir auch schon etwas gewagt.

Bei der Wiedergabe der *Anecdotes* hatte der Hsg. sich nur an Conrart zu halten, der sie schon passend zusammengestellt hatte. Dass aber in einer Veröffentlichung, welche einen wissenschaftlichen Charakter trägt, „*nécessairement*" ein Stück ausgemerzt wird „*à cause de sa grossièreté,*" nötigt unwillkürlich ein Lächeln ab. Doch wird

man das Stück immerhin lieber vermissen, als eine die Verstechnik Malherbe's betreffende S. 85—87 beigefügte Mitteilung aus der Feder G. Allais', welche zu begründen sucht, dass der Dichter der Ähnlichkeit gleichgeschlechtiger Reime — dieselben müssen doch wohl nicht durchaus männliche sein — im Schlussverse einer lyrischen Strophe und im Anfangsverse der darauf folgenden aus dem Wege zu gehen peinlichst sich bemüht. — Vermögen die mitgeteilten Stückchen, die teilweise, sei es in knapperer oder in ähnlicher Fassung schon Tallemant-des-Réaux giebt, zu dem Bilde Malherbe's auch nichts neues hinzuzufügen, so geben sie doch einen erneuten Beweis für das nachhaltige Interesse und den Einfluss, welchen Malherbe in dem Kreise, dem er angehört hatte, besass. Ob um ihrer selbst willen oder selbst des Dichters halber eine Sonder-Publikation nötig war, darüber liesse sich streiten. Indes wird man dieselbe, so wenig der Hsg. nach seinen Auslassungen auf S. 26 u. a. „*souhaitons que Malherbe ne l'eût pas traitée de moilon*," auch mit unserer Ansicht einverstanden sein mag, der allem Anschein nach noch ungeschwächten litterarischen Begeisterung der Franzosen für ihr *grand siècle* zu gute halten müssen. Andererseits wäre es ungerecht, der ebenso sorgfältigen als eingehenden und auch methodischen Behandlung des Gegenstandes von Seiten des Hsg's. seinen Beifall vorzuenthalten. Seiner verheissenen Arbeit, einer besonderen grösseren Studie über Racan, worin er auch auf einzelne Punkte, wie z. B. die Datierung der ersten Veröffentlichung der *Mémoires* Racan's näher eingehen wird, sehen wir daher jedenfalls, und zwar in mannigfacher Beziehung, mit aufrichtigem Interesse entgegen.

BONN A. RH. GEORG STEFFENS.

Breymann, H., *Die neusprachliche Reform-Litteratur von 1876—1893.* Eine bibliographisch-kritische Uebersicht. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1895. 156 S. 8°. 3 M.

Eine solche Bibliographie ist ein dankenswertes Unternehmen. Denn sie ermöglicht dem Fachmanne, einen Ueberblick über sämtliche seit dem Auftauchen der sogenannten neuen Methode veröffentlichten theoretischen Schriften, sowie die wichtigsten Lehrmittel zu gewinnen. Das Buch ist also ein getreues Spiegelbild jener ganzen methodischen Bewegung, freilich — fügen wir es gleich hinzu — ein in gewissem Sinne gar nicht erfreuliches Bild, insofern sich hier einmal recht deutlich zeigt, wie seit Jahren längst erschöpfte Stoffe immer von neuem behandelt, Dinge, die zum Ueberdruss oft gesagt worden sind, immer wieder mit wenig Witz und viel Behagen aufgetischt werden. Und auch heute ist die Produktion auf dem Gebiete neusprachlicher Methodik noch nicht zum

Stillstand gekommen. Dieses Gebahren, Kraft, Zeit und Tinte in unfruchtbarem Theoretisieren zu verschwenden, anstatt in stiller Arbeit die methodischen Errungenschaften der letzten Jahre in praktische Thätigkeit umzusetzen, hat schon von mehreren Seiten entschiedene Verurteilung erfahren. Gerade die Veröffentlichung der vorliegenden Bibliographie wird, wie Br. hofft, die Wirkung haben, der Ueberproduktion auf pädagogisch-methodischem Gebiete Einhalt zu thun, da ohne Zweifel der Mangel an einem solchen Buche die Schuld trug, dass viele zur Feder griffen, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie oft dieselben Gedanken schon vor ihnen ausgedrückt worden waren. Prof. Breymann ist seit Jahren der Ansicht, dass auch dem Universitätslehrer die Aufgabe zufalle, die pädagogisch-didaktische Behandlung des schulmässigen Unterrichtsstoffes hin und wieder zu erörtern, damit der ins Schulleben eintretende junge Lehrer mit der Entwickelung der Methode, mit der Art des Unterrichts an unseren höheren Schulen, mit den Unterrichtsmitteln und Unterrichtszielen im grossen und ganzen vertraut sei. Dieser Ansicht kann man nur beipflichten und braucht deshalb noch durchaus nicht eine Schädigung oder Beeinträchtigung der rein wissenschaftlichen Ziele, die sich die Universität steckt, zu befürchten. Br. hat seit einer langen Reihe von Jahren an der Universität München von Zeit zu Zeit derartige Dinge erörtert und veröffentlicht das vorliegende Buch in erster Linie in der Absicht, seine Vorträge von dem bibliographischen Material zu entlasten. In zweiter Linie soll das Buch auch für jüngere Fachgenossen ein Ratgeber sein.

Im ersten Teile sind die theoretischen Schriften, chronologisch geordnet, aufgeführt. Dem Titel jeder Schrift folgt eine gedrängte Angabe des Inhalts, sodann in kurzen Schlagworten Auszüge aus Rezensionen mit Angabe der Quelle, endlich in Anmerkungen vielfach eigene knappe Urteile des Herausgebers, dessen Belesenheit man bewundern muss. In dieser Abteilung erstrebt der Verfasser möglichste Vollständigkeit. Dass diese wirklich erreicht sei, bezweifelt er allerdings selbst. In einer zweiten Abteilung durchmustert er die praktischen Lehrmittel, indem er sich hierbei auf das Französische beschränkt. Prinzipiell ausgeschlossen sind die Grammatiken und Uebungsbücher, welche die phonetische Seite unberücksichtigt lassen. Auch dieses Verzeichnis wird ziemlich vollständig sein. Ich vermisse namentlich Ploetz-Kares' kurzen Lehrgang, der bereits vor der Herausgabe der preussischen Lehrpläne begonnen wurde und 1893 schon in verschiedenen Ausgaben vorlag. Dann folgen Offizielle Verordnungen und Oeffentliche Verhandlungen mit bibliographischen Hinweisen. Der letzte Abschnitt, Rückblick betitelt, enthält verschiedenes: Eine Darlegung von dem Plane des Buches, kurze Ausblicke auf die ganze Reformbewegung, ihre Entwickelung und ihre Hauptergebnisse, ferner auch einige persönliche Auseinandersetzungen mit anderen Methodikern, die sich über Breymanns Stellung zur Reform geäussert haben. In dieser Abteilung fehlt es nicht an trefflichen Bemerkungen; der Standpunkt des Verfassers, eines gemässigten Reformers, der als einer der ersten den neusprachlichen Unterricht auf phonetischer Grundlage aufgebaut wissen wollte, ist aus seinen eigenen Unterrichtsbüchern bekannt. — Ausführliche Personen- und Sachregister erleichtern das Zurechtfinden. Hoffentlich erlebt das nützliche Werk bald eine zweite Auflage, in der dann die Bibliographie bis auf die Gegenwart ergänzt ist.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Goerlich, Ew. *Materialien für freie französische Arbeiten.* Ein Hilfsbuch für den französischen Unterricht an sämtlichen höheren Lehranstalten, XIV u. 338 S. 8°. Leipzig 1895. Rengersche Buchhandlung (Gebhardt und Wilisch).

Der Wert freier Arbeiten im französischen Unterricht wird in neuerer Zeit mehr und mehr erkannt. Während solche Arbeiten sich früher auf die oberen Klassen beschränkten, in den unteren dagegen der Uebersetzung aus dem Deutschen als einziger Art der schriftlichen Arbeiten die Alleinherrschaft eingeräumt war, werden von den neuen preussischen Lehrplänen schon für das dritte Unterrichtsjahr nachahmende Wiedergaben gefordert. Mag die vielerörterte Frage, ob es überhaupt ratsam sei, Uebersetzungen in die fremde Sprache anfertigen zu lassen, entschieden werden, wie sie wolle, sicher ist, dass auch möglichst früh mit freien Arbeiten begonnen werden sollte. Die Kunst, in einer fremden Sprache sich auch schriftlich auszudrücken, wird nur erworben, wenn durch elementare Uebungen im freien Gebrauch derselben schon auf der Unterstufe der Boden gelockert ist. Geeignete Stoffe zu Aufsätzen für die unteren Klassen kann sich der Lehrer ohne Mühe beschaffen: handelt es sich hier doch nur um kleine Beschreibungen anschaulicher Natur, sowie um freie Wiedergabe von Lesestücken. Für die mittleren und oberen Klassen aber waren passende Stoffe bisher nicht so leicht zugänglich. Man muss daher den Verfasser der Materialien (warum nicht Stoffe?) für freie französische Arbeiten dankbar sein, dass er sich die Mühe genommen hat, eine ganze Reihe französischer Stilistiken, Aufsatzsammlungen und Geschichtswerke (die benutzten Werke sind angegeben) durchzusehen und das für unsere Schulzwecke Brauchbare auszuwählen und zu sichten. Ein Hilfsmittel dieser Art scheint mir einem wirklichen Bedürfnisse zu entsprechen. Die Anlage dieser für Lehrer bestimmten Stoffsammlung ist folgende. Abteilung I (28 S.) enthält Anekdoten und Erzählungen als Stoffe für nachahmende Wiedergaben, darunter manche, die sich in unseren französischen Lese- und Uebungsbüchern bereits eingebürgert haben. Anfänglich sind die Stücke klein, später länger, denn G. meint, dass die Uebungen im Nacherzählen bis in die obersten Klassen fortzusetzen sind. An die einfachen Nacherzählungen schliessen sich selbständige kleinere Arbeiten. Es wird in der Klasse der Inhalt einer Erzählung in ein paar Sätzen angegeben, sodann der Gang der Handlung durch Fragen eingehend vorbereitet, während den Schülern die eigentliche Ausarbeitung zufällt. Abteilung II (31 S.) enthält daher Erzählungen mit kurzer Inhaltsangabe (*Sujet*) und Vorbereitung in Gestalt von Fragen, Andeutungen und Aufforderungen, die als *Conseils* bezeichnet sind. Dann ist aber auch fast immer die ausgeführte Erzählung als Musteraufsatz beigefügt (*Développement*). Da G. für gut hält, auf der Mittelstufe auch schon den Schülern bekannte poetische Stoffe in Prosa wiedergeben zu lassen, so hat er einige Fabeln von Lafontaine und Balladen von Schiller in prosaischer Darstellung aufgenommen. Die III. Abteilung (18 S.) bilden Briefe, meist kurze Familien- und Gelegenheitsbriefe, anfangs ohne, dann mit Vorausschickung einer kurzen Inhaltsangabe und Anweisungen zur Ausführung, später nur *Sujet* und *Canevas*. Endlich sind noch eine grosse Anzahl Themata angedeutet. — Der oberen Stufe fallen dann die Stoffe zu, die in den folgenden Abteilungen enthalten sind, nämlich: IV. Beschreibungen und Schilderungen (25 S.). Die meisten sind ausgeführt, einige nur als *Canevas* gegeben. V. Aufsätze allgemeinen Inhalts (18 S.). VI. Aufsätze aus der Geschichte (127 S.). VII. Aufsätze aus der Litteratur (91 S.). Die Schwierigkeiten dieser der Oberstufe angehörenden Uebungen machen

es zur Bedingung, dass der Schüler das Gebiet, aus dem der Aufsatz entnommen ist, stofflich vollkommen beherrsche, so dass er seine ganze Aufmerksamkeit der sprachlichen Form zuwenden kann. Daher hält G. auch hier gründliche Vorbereitung für nötig. Die beiden letzten Abteilungen geben eine sehr reiche und gute Auswahl geschichtlicher und litteraturgeschichtlicher Aufsätze, ohne weitere Anleitung zur Bearbeitung. Nur den ersten Nummern der historischen Aufsätze sind *Questionnaires* beigegeben. Einige der geschichtlichen Abhandlungen sind dem Altertum gewidmet, andere beschäftigen sich mit Karl dem Grossen, mit den Kreuzzügen, ihren Ursachen und Wirkungen, ferner mit verschiedenen Phasen der deutschen und namentlich der französischen Geschichte bis in die neueste Zeit. Manche Themata sind aus deutschen Aufsatzsammlungen bekannt, wie z. B. No. 23: *Faites voir comment au XVe siècle commence la période des temps modernes.* Eingestreut sind noch eine grosse Anzahl Themen mit blosser Titelangabe. Die Aufsätze aus der Litteratur befassen sich hauptsächlich mit den Dramen von Corneille, Racine und Molière. Auch zwei englische Stücke, die in den oberen Klassen gelesen zu werden pflegen (*Macbeth* und *Caesar*) sind berücksichtigt. Alles was der Verfasser bietet, ist durchweg original-französisch, nur einige Themen rühren von ihm selbst her. Die Stoffsammlung kann jedem Lehrer, der freie französische Arbeiten schreiben lässt, empfohlen werden.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Wehrmann, Karl. *Der erziehliche Wert der französischen und englischen Lektüre.* Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Realschule zu Kreuznach. Ostern 1895. 8°. 66 S.

Dem Verfasser dieser Abhandlung hat sich, wie wohl auch manchem anderen, die Besorgnis aufgedrängt, die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart könnten dazu führen, auf mehr äusserliche Fertigkeiten einen übergrossen Wert zu legen, in ihnen vielleicht sogar die Quintessenz des neusprachlichen Unterrichts zu suchen. Er hält es daher für dringend geboten — und man kann seinem Bemühen nur lebhaften Dank zollen — wieder einmal mit allem Nachdruck den Inhalt der neusprachlichen Lektüre zu betonen, ihren Bildungswert hervorzukehren und zu dessen allseitiger Durchdringung und gründlicher Durcharbeitung mit den Schülern aufzufordern. Anstatt immer neue Werke flüchtig und oberflächlich herauszugeben, sollten die Fachgenossen ihr Bemühen lieber einmal ernstlich darauf richten, aus der Fülle des Gebotenen das auszuwählen, was dauernden Wert hat, was Verstand und Gemüt der Jugend wahrhaft zu bilden und zu erheben geeignet ist. Dies stelle man dann in einem Kanon zusammen, der für die Mittelklassen durchaus bindend sein müsste, auf den oberen Stufen allerdings einen weiteren Spielraum gewähren könnte (vergl. übrigens jetzt Münch-Glauning, *Didaktik u. Methodik* V, 43 ff.).

Der Verfasser selbst geht mit gutem Beispiel voran und untersucht eine Reihe von Werken hervorragender Dichter, Geschichtsschreiber und Romanschriftsteller auf ihren pädagogischen und ethischen Wert; auch für John Stuart Mill wird dabei eine Lanze gebrochen.

Im Anschluss hieran wird dann ein Kanon für neusprachliche Lektüre an Realschulen aufgestellt und begründet. Auch dieser Versuch verdient volle Beachtung, selbst wenn man einwenden könnte, die Ziele seien etwas zu hoch gesteckt, was auch dem Verfasser nicht entgangen ist.

Die zur Auswahl empfohlenen Werke decken sich übrigens vielfach mit denen, die erfahrene Schulmänner wohl auch sonst im Unterricht benutzt haben. Und mit der Art ihrer Behandlung verhält es sich wohl in vielen Fällen thatsächlich so, wie S. 28 gesagt wird, dass im erziehlichen Sinne schon öfter in dem Unterrichte der neueren Sprachen auf den höheren Stufen gearbeitet worden ist, ohne dass davon etwas in die weitere Oeffentlichkeit gedrungen ist. Letzteres hat seinen Grund wohl zum Teil darin, dass es sich eben um „Imponderabilien“ (S. 63) handelt, um Dinge, die sich in pädagogischen Erörterungen nicht so ohne weiteres bis ins einzelne ausmessen und nachwägen lassen. Das Beispiel von Münch ist eben so leicht nicht nachgeahmt.

Ich hätte wohl noch dieses und jenes zu beanstanden. Doch bin ich eingeschüchtert worden durch des Verfassers geharnischte Erklärung: „Das aber möchten wir uns ausbitten, dass die Steinklopfer der Wissenschaft, die Stroh- und Haarspalter, die Leute, die nur Bäume aber keinen Wald sehen und sehen wollen, die Fragen, welche hier behandelt worden sind, nicht mit Detailfragen vermischen, die hier nicht in betracht kommen können“ (S. 63). Zu diesem verdammenswürdigen Geschlechte der Sterblichen möchte ich wenigstens nicht gern auf Grund dieser Anzeige gerechnet werden. Der Verfasser selbst fasst übrigens das eigene Urteil über seine Abhandlung dahin zusammen: „Mögen manche Gedanken in dieser Arbeit nicht systematisch gesagt sein, mögen einzelne Forderungen sich mehrfach wiederholt haben, mögen einzelne Ansichten einfach aufgestellt und weniger bewiesen worden sein, wir glauben dennoch den Unterricht der neueren Sprachen gefördert zu haben, wenn wir auf die höchsten Ziele desselben mit Nachdruck verwiesen haben“. (S. 63).

Die Abhandlung ist frisch und mit Begeisterung für die idealsten Seiten unseres neusprachlichen Unterrichts geschrieben. Niemand wird sie ohne Anregung und Erfrischung bei Seite legen.

E. Uhlemann.

Ricken, Wilhelm, *Lehrgang der französischen Sprache für die ersten drei Jahre des französischen Unterrichts an Realschulen jeder Art und an höheren Mädchenschulen.* Berlin 1894. Verlag von Wilhelm Gronau. 1. Jahr: 79 S. 8°. — 2. u. 3. Jahr: 179 S. 8°.

Ricken, Wilhelm, *Kleine französische Syntax zum Schulgebrauche.* Berlin 1894. Verlag von Wilhelm Gronau. 47 S. 8°.

Der Verfasser vorstehend verzeichneter Bücher hat sich, ganz abgesehen von anderen trefflichen Arbeiten, bereits lebhafte Anerkennung erworben durch die im Anschluss an die neuen Lehrpläne bearbeiteten Lehrbücher für den Unterricht im Französischen an Gymnasien und Realgymnasien: *Neues Elementarbuch, Grammatik der franz. Sprache, Lesebuch für die mittlere und obere Stufe (La France, le pays et son peuple), Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Französische,* die ebenfalls im Verlage von Gronau in Berlin erschienen sind.

Mit den jetzt neu veröffentlichten Lehrmitteln will er hauptsächlich den Forderungen lateinloser Schulen jeder Art gerecht werden. An Oberrealschulen und Realschulen wäre in dem eben erwähnten Unterrichtswerke statt des *Neuen Elementarbuchs* der *Lehrgang der franz. Sprache* zu benutzen, an Realschulen ausserdem statt der *Grammatik der franz. Sprache* die *Kleine franz. Syntax.* Letztere wird auch für die anderen

6klassigen Anstalten empfohlen, selbst wenn für den Anfangsunterricht das *Neue Elementarbuch* zu Grunde gelegt worden ist. Für 6klassige Anstalten wird der Verfasser ausserdem statt des umfangreichen Lesebuches *La France etc.* eine kürzere mit Berücksichtigung des Uebungsbuches getroffene Auswahl gesondert erscheinen lassen.

Auch die hier zu besprechenden beiden Abteilungen des *Lehrganges* sind natürlich in genauem Anschluss an die neuen Lehrpläne und mit gewissenhafter Berücksichtigung der als praktisch bewährten Ideen der sogenannten neuen Methode abgefasst.

Die französischen Texte decken sich zum grossen Teil mit den schon im *Neuen Elementarbuche* abgedruckten, sind aber mit Rücksicht auf die Schulen, für die die Bücher bestimmt sind, um ein beträchtliches vermehrt. Der Auswahl und Form der Texte ist bei den verschiedenen Besprechungen des *Neuen Elementarbuches* uneingeschränktes Lob gespendet worden. Referent kann sich dem für den *Lehrgang* nur voll und ganz anschliessen.

Auf die französischen Texte folgen in beiden Bändchen Uebungen im unmittelbaren Anschluss an die französischen Sprachstoffe, deutsche Uebungsstücke, Unterhaltungsfragen im Anschluss an die französischen Sprachstoffe, Grammatik, ein franz.-deutsches Wörterverzeichnis als Präparation für die einzelnen Stücke, ein deutsch-franz. alphabetisches Wörterbuch. Dazu kommen im 2. Bändchen als Anhang *Les quatre saisons*, d. h. eine französische Besprechung der Hölzel'schen Bilder, und ein Wörterverzeichnis zu diesem Anhang. Uebrigens soll nach einer Notiz im Vorwort zum zweiten Bändchen für die Zukunft auch dem ersten Bändchen der Text für das Winterbild und vielleicht auch das Frühlingsbild angehängt werden.

Die Uebungen im unmittelbaren Anschluss an die französischen Sprachstoffe, d. h. Anweisungen, wie aus der Lektüre die notwendigen Regeln für Aussprache und Grammatik erarbeitet werden können und sollen, sind reichhaltig und sehr sorgfältig gearbeitet und verraten überall den erfahrenen Praktiker. Dem Einwande, solche Vorschriften seien ein unbequemer Zwang, begegnet der Verfasser mit sehr zutreffenden Gründen im Vorwort zum 2. Bändchen (S. III u. IV).

Die deutschen Uebungsstücke des 2. Bändchens umfassen zusammenhängende Texte, die sehr geschickt im Anschluss an die vom Schüler gelesenen Stücke ausgearbeitet sind. Die deutschen Uebungen des ersten Teils bestehen teilweise aus Formen oder aus kleinen einzelnen Sätzen. Wo es sich aber erreichen liess, sind die Abschnitte, wenn auch als einzelne Sätze numeriert, doch inhaltlich in nahe Beziehung zu einander und zu eben gelesenen Texten gebracht. Der Verfasser ist grundsätzlich für zusammenhängende Stücke, Referent gehört aber zu denen, die sich darüber freuen, dass er nicht eigensinnig einen Grundsatz da durchführen will, wo er zweckmässig durchbrochen wird (*Uebungsbuch*, Vorw. S. II).

Die „Unterhaltungsfragen“ geben reichhaltige Anleitungen zu Sprechübungen. Anstoss könnte man vielleicht nehmen an den in folgender Form häufig eingestreuten Fragen: *Minette est une chatte, n'est-ce pas?* wo die Antwort schliesslich nichts weiter sein kann als eine Wiederholung der Worte des Lehrers. Wenn man solche Fragen auch im Unterricht in deutscher Sprache verurteilen wird, so darf man sie in der Fremdsprache doch recht wohl im Anfangsunterricht zulassen, da es ja bekanntlich für den Anfänger gar keine leichte Aufgabe ist, aus dem Munde des Lehrers gehörte Worte einfach zu wiederholen, ganz abgesehen davon,

dass auch solche Sprechübungen zur Einprägung und Geläufigmachung des Sprachstoffs dienen.

Es mögen hier einige einzelne Bemerkungen folgen (über Grammatik s. u.). Nach dem Vorbild von G. Bruno, *Premier livre de lecture,* hat der Verfasser im Anfang des *Lehrgangs* die vier ersten Seiten des französischen Textes mit besonders grossen Typen drucken und die einzelnen Wörter nach Silben trennen lassen. Diese Einrichtung soll die Rechtschreibung, besonders der Accentsetzung, erleichtern, sie wird auch bei einigen anderen Erörterungen zum Ausgangspunkte genommen. Aber wird dieses Zerhacken des Textes nicht nachteilig auf das Lesen einwirken, bei dem ja von Anfang an auf Zusammenfassen grösserer Lautgruppen hingearbeitet werden muss? Sollten ferner nicht Trennungen wie *ap proche, at tire* u. s. w. die Vorstellung erwecken, *pp, tt* u. s. w. seien wirklich doppelt zu sprechen? Und wird sich nicht beim Schüler von Anfang an der Irrtum festsetzen, *alou ette, salu e, ri ante* u. s. w. liessen sich in der Schrift wirklich so trennen?

In Stück 13 (1. Jahr) will die Ueberschrift *L'Agriculteur* zum Inhalt nicht recht passen. Im *Neuen Elementarbuch* steht *Honneur au travailleur.* S. 6 ist zu dem aus dem *N. E.* übernommenen Stücke *De Moscou à Sainte-Hélène* (17) als neuer Stoff *Waterloo* (18) hinzugefügt, ohne dass der Schluss von 17 mit dem Anfang von 18 in Uebereinstimmung gebracht worden ist. S. 30. Stück 9, Satz 66 kommt „Hof" vor, das erst im frz. Stück No. 11 erscheint. S. 65 fehlen *moulin* (zu 6), *cloc, cloc* (zu 7), S. 74 Ball, S. 76 Hof.

Der grammatische Anhang des ersten Heftchens enthält das Notwendigste über das Verbum und das Zahlwort; der des zweiten Heftchens die unerlässlichsten Angaben zu den einzelnen Redeteilen, besonders aber eine eingehende Behandlung des Verbum.

Die *Kleine französische Syntax,* die nach Erledigung des *Lehrgangs* den Schüler der 6klassigen Anstalten bis zum Schluss begleiten soll, wiederholt im grossen und ganzen die Syntax der *Grammatik der franz. Sprache* (S. 53—131). Manche weniger wichtige Abschnitte sind allerdings gestrichen, andere erheblich gekürzt oder in die Noten verwiesen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet ist die *Kleine frz. Syntax,* von Kleinigkeiten abgesehen, ein ganz vortreffliches Buch. Referent hegt nur mit anderen das Bedenken, dass die Fassung einer Anzahl von Regeln, auch die über den Konjunktiv in Nebensätzen, an der der Verfasser trotz mancher Einwendung mit grosser Entschiedenheit festhält (s. *Grammatik*[2], Vorw. S. V), besonders für Schüler von Realschulen (von Töchterschulen ganz abgesehen) zu schwer verständlich sein werden, weil sie zu knapp und abstrakt abgefasst sind.

Ausserdem verdient vielleicht in Erwägung gezogen zu werden, ob bei einer neuen Auflage nicht die Syntax noch etwas mehr gekürzt werden, dafür aber die notwendigsten Sachen aus der Formenlehre in ausreichender Vollständigkeit vorangeschickt werden könnten.*) Für Kenntnisse z. B. eines Realschülers in der Formenlehre kann doch kaum das wenige genügen, was der Anhang zum *Lehrgang 2. u. 3. Jahr* giebt. Er muss doch wohl aus seinen Lehrbüchern etwas erfahren und lernen können über die Plurale der Wörter auf *-ou* und der zusammengesetzten Substantiva, über die unregelmässige Komparation von *mauvais* und *petit* und dieses und jenes ausserdem, wovon der *Lehrgang* nicht weiter spricht.

---

*) Inzwischen erschien: *Kleine französische Schulgrammatik, Syntax und Formenlehre.* D. Red.

Vor allem dürfte sich aber eine übersichtliche, nach praktischen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung der unregelmässigen Verba als Beigabe empfehlen. In den *Uebungen* u. s. w. des 2. Bändchens giebt der Verfasser allerdings zunächst je nach Bedürfnis für die vorkommenden Verba die Hauptformen. Von Stück 39 an erscheint aber mehrfach die Forderung: „Konjugiere .... *rire, conclure, vouloir, savoir* ....“ ohne weitere Angabe der Unregelmässigkeiten. Der Schüler soll sich offenbar im Anhang Rats erholen. Folgen wir ihm dabei z. B. beim Aufsuchen von *savoir*. Er findet *saurai* § 43, *su* 44, *sus* 45, *sais* 49, Imper. *sache* 52, *sachant* 53, Konjunkt. *sache* 55. Eine solche Verteilung der einzelnen Formen ist gewiss systematisch wohl berechtigt, sie ist aber doch für das Lernen und Repetieren recht unbequem und zeitraubend.

Ausserdem ist auch die Art der logischen Gruppierung nicht ganz einwandfrei. Die Präsentia werden darnach unterschieden, ob der Wechsel der Betonung einen auffallenden Stammwechsel veranlasst hat oder nicht. Einem Realquartaner wird aber nicht ohne weiteres einleuchten, warum darnach *valoir, résoudre* zur 2. Gruppe, *mourir, savoir* aber zur ersten gehören sollen. Der Verfasser hat, wohl um die hier obwaltenden Schwierigkeiten zu vermindern, S. 119—121 grammatisch historische Erörterungen eingefügt. Aber diese gehen sicher über den Horizont eines 11—12jährigen Schülers hinaus. Auch ist ihre Fassung nicht ganz zu billigen, so z. B. wenn es S. 120 Anm. 2 am Schluss heisst: „Man hat also, wenn man *je vaux, tu vaux, il vaut* spricht, im Stillen sich *vals, vals, valt* zu denken“.

Doch Referent muss abbrechen, um die Anzeige nicht über Gebühr auszudehnen. Er fasst sein Urteil dahin zusammen: Alle drei ihm zur Besprechung vorliegenden Bücher sind sehr tüchtige pädagogische und wissenschaftliche Leistungen, die die volle Beachtung aller Fachgenossen verdienen. Ihre Einführung in den Schulen wird nur erleichtert werden, wenn sich der Herr Verfasser dazu entschliesst, den oben besonders über die Behandlung der Grammatik vorgetragenen Wünschen in der Hauptsache Rechnung zu tragen.

E. Uhlemann.

Cinq-Mars, *ou une conjuration sous Louis XIII par le Comte* **Alfred de Vigny.** Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Gustav Strien. Leipzig, 1893, Renger'sche Buchhandlung Gebhardt & Wilisch, XI, 116 S. [*Französische und englische Schulbibliothek*, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann, Reihe A, Bd. LXX]

Der berühmte Roman *Cinq-Mars*, der hier zum ersten Male für den Schulgebrauch herausgegeben wird, ist viel zu lang, als dass er ganz in einem Semester gelesen werden könnte; daher hat der Herausgeber mit weiser Beschränkung nur die letzten acht Kapitel (XIX—XXVI), und auch diese mit starken Kürzungen, abgedruckt. Den Inhalt der ausgelassenen 18 Kapitel giebt er in der „geschichtlichen Einleitung“ vor dem Texte (p. VIII—XI). Ausserdem geht noch eine „biographische Einleitung“ (p. VI f.) voraus, in der das Wissenswerteste über A. de Vigny's Leben und Werke zusammengestellt ist. Freilich erfährt darin der Schüler von dem zu lesenden Roman nichts anderes, als dass Vigny in demselben den Walter Scott nachahmte. Es hätte doch hervorgehoben werden müssen, dass „*Cinq-Mars*“ der beste historische Roman der Franzosen vor dem

1831 erschienenen Roman „*Notre-Dame de Paris*“ des Victor Hugo ist. Ferner ist auch das Verhältnis des Vigny'schen Romans zu der Geschichte nicht so festgestellt, als dass man es mit Stillschweigen übergehen dürfte. Die Stimmen darüber sind geteilt; während Sarrazin in der Neubearbeitung von Kreyssig's Litteraturgeschichte sagt, dass sich *Cinq-Mars* durch geschichtliche Treue auszeichne, macht ihm Demogeot den Vorwurf *d'avoir calomnié, dans cet intéressant récit, la mémoire d'un de nos plus grands hommes, Richelieu*“. Die richtige Mitte zwischen diesen beiden einander widersprechenden Ansichten finden wir wohl in den Worten des Verfassers selbst. Dieser hat nämlich 1827, also ein Jahr nach dem Erscheinen unseres Romans, den Aufsatz „*Réflexions sur la vérité dans l'art*“ veröffentlicht [1]), worin er ausführt, dass die Kunst geschichtliche Personen, Orte und Ereignisse behandeln dürfe, dass sie sich aber nicht sklavisch an die nackten Thatsachen halten müsse, sondern eher eine ideale als eine positive Wahrheit bringen könne; denn „*l'idée est tout, le nom propre n'est rien que l'exemple et la preuve de l'idée*“.

Die Art, wie der Herausgeber den Text seiner Ausgabe bearbeitet hat, verdient alles Lob; denn trotz der zahlreichen und zum Teil bedeutenden Kürzungen wird beim Lesen nirgends eine Lücke empfunden. Nur beziehen sich die einleitenden Worte „*En disant ces mots*“ (p. 6) und „*A ces mots*“ (p. 57) nicht auf die in dem Texte unmittelbar vorhergehende Rede, sondern auf Stellen, die vom Herausgeber gestrichen wurden. Der Text wird von sehr spärlichen Uebersetzungsvorschlägen begleitet. Verdentschungen wären erwünscht gewesen zu den Ausdrücken *cabinet à jour* (p. 3), *planche à jour* (p. 40), *les jours de l'architecture* (p. 11); zu *garde du scel* wäre zu bemerken gewesen, dass *scel* jetzt veraltet ist. Grammatische Bemerkungen fehlen ganz, obwohl sie Constructionen, wie *tout absolu qu'il était sur son maître* (p. 1), *vivant encore, on le regrettait* (p. 2), *comme si chacun eût désiré de recevoir* (ib.), *avant qu'il n'emportât* (ib.), *tu peux leur dire qu'ils ne s'arrêtent pas* (p. 9), *assise de côté, sa robe et ses pieds sortaient de la voiture* (p. 11) förmlich herausfordern.

Die sachlichen Anmerkungen am Schlusse des Buches sind nach den besten Quellen verfasst und entsprechen im allgemeinen ihrem Zwecke. Ungenügend ist die Anmerkung zu *la Sorbonne* (p. 15), „berühmte theologische Fakultät in Paris, begründet 1253 durch eine Stiftung von Robert de Sorbon, dem Beichtvater des heiligen Ludwig“; vgl. Heller, *Real-Encyclopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens*, p. 43. „Das weitläufige Gebäude . . ., welches jedoch zuletzt nur für die Fakultäten der Theologie und der in den beiden Abteilungen der *lettres* und der *sciences* getrennten Philosophie Raum genug bot, wurde 1629 von Richelieu umgebaut etc.“ Auch aus der Anmerkung zu *l'Église gallicane* (p. 28) „Die französische Kirche hat sich eine gewisse Unabhängigkeit vom Papste bewahrt. 1682 liess Ludwig XIV. die berühmten Grundsätze der gallikanischen Kirche aufstellen“ lernt der Schüler so gut wie nichts; der Verfasser hätte doch von der pragmatischen Sanktion Karls VII. (1438) und von dem Konkordat unter Franz I. (1516) sprechen sollen, wodurch dem Papste besonders der Einfluss auf die Bischofswahl entzogen wurde, ferner hätte er erwähnen sollen, dass die vier berühmten unter Ludwig XIV gefassten Grundsätze der galli-

[1]) Dieser Aufsatz findet sich an der Spitze der neuen zweibändigen Ausgabe des *Cinq-Mars* (Paris, Calmann Lévy, 1891) abgedruckt.

kanischen Kirche besonders die Unfehlbarkeit des Papstes angriffen (s. Heller, a. a. O., p. 49—57). Wenn es ferner der Verfasser für nötig befunden hat, die Bedeutung des *connétable* (p. 33) zu erklären, welches Wort übrigens schon p. 5 vorkommt, so hätten wir auch Bemerkungen zu *pair* (p. 5), *maître des requêtes* (p. 87), *des oubliettes* (p. 90), *des salines* (p. 28) erwartet; denn was das Wörterbuch zu diesen Ausdrücken sagt, genügt nicht zum vollen Verständnis der Schüler. Auch vermissen wir eine Anmerkung zu *Fontrailles* (p. 13), einem der Mitverschwörer von Cinq-Mars, umsomehr als der Herausgeber gerade die Stelle, die uns mit diesem Manne näher bekannt macht, gestrichen hat. Doch diese Kleinigkeiten thun der trefflichen Ausgabe des *Cinq-Mars* keinen Eintrag; sie sei zum Schulgebrauche bestens empfohlen.

TROPPAU. J. ELLINGER.

Meunier, Gg. *Les Grands Historiens du 19. Siècle* (Etudes et Extraits). Paris, 1894, Delagrave, XXVIII u. 430 S. Preis cart. 3 Fr.

Eine recht brauchbare Chrestomathie aus den französischen Geschichtsschreibern dieses Jahrhunderts, die etwas optimistisch insgesamt als *grands historiens* bezeichnet werden. Vertreten sind Michaud (S. 1 bis 18), Sismondi (bis S. 61), Barante (70—80), Aug. Thierry, Guizot, Mignet, Thiers, Michelet, Henri Martin, Quinet, L. Blanc, Camille Roussel, Taine (leider nur S. 327—40), Fustel de Coulanges, Duruy, Lavisse. Es lässt sich über die Zusammensetzung einigermassen rechten. Nach des Ref. Ansicht gehört Fustel de Coulanges schwerlich in diesen Kreis popularisierender Historiker. Fand aber Lavisse Aufnahme, so durfte ein Mann von Sorels Bedeutung nicht fehlen. Die dem freilich etwas unfranzösischen Taine zugewiesene Portion entspricht dem inneren Werte seiner Geschichtschreibung nicht. Louis Blanc ist allzu radikal, um ernstlich für einen *grand historien* zu gelten; aber den jetzigen Machthabern entspricht wohl seine Richtung.

Jedem Historiker ist eine geschickte Lebensskizze vorausgeschickt. Wann wird die deutsche Geschichtsschreibung, die wohl bedeutender ist — Mommsen, Ranke und seine Schule etc. etc. —, auch einmal der Schule zugänglich gemacht?

FREIBURG I. BR. JOSEPH SARRAZIN.

Gasquet, Am. *Lectures sur la Société française aux 17. et 18. siècle* Paris, Delagrave, 1894. 314 S. 12°. Preis gbd. Fr. 2.50.

Weder der Geschichtsunterricht, noch die französische Schullektüre vermögen in das innere Leben, in die sozialen Verhältnisse des Zeitalters Corneilles, Molières, Rousseaus und Voltaires einzuführen. Nur die weitschichtige Memoirenlitteratur und der noch weitschichtigere Briefwechsel hervorragender Persönlichkeiten legen uns diese hochinteressante Seite des betreffenden Zeitabschnittes einigermassen klar.

Dem Amerikaner T. F. Crane gebührt das Verdienst, zuerst ein handliches Quellenlesebuch aus dem 17. Jahrh. zusammengestellt zu haben. Der wohlverdiente Beifall, welchen sein Buch ‚*La Société française au*

17. Siècle' (1889) allenthalben fand, besonders aber die neuen französischen Lehrpläne mögen den Provinzialschulinspector Am. Gasquet in Nancy veranlasst haben, für das 17. und für das 18. Jahrhundert charakteristische Zeugnisse von Zeitgenossen zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden.

Den Anfang macht der Notschrei der Stände von 1614 an den König wegen des unerträglichen Steuerdrucks, es folgen Abschnitte aus Saint-Simon und de Pontis, aus Richelieus sogenanntem *Testament politique*, die *Lettres patentes* zur Gründung der Akademie und passend gekürzte Stellen aus dem *Grand-Cyrus* zur Einführung ins Preziosentum. In die Regierung Ludwigs XIV. führen ein: Abschnitte aus Racines Geschichte von Port-Royal, aus den Memoiren von Retz, von Mme. de Motteville, namentlich wieder aus Saint-Simon, Briefe von Mme. de Sévigné, einzelnes aus Schriften von Boulainvillers, von d'Argenson, von Fléchier, aus der von Depping gesammelten *Correspondance administrative*, aus Isamberts grossartigem *Recueil des Lois;* ferner Stücke aus La Bruyère, die bekannte herzergreifende Stelle aus Vaubans *Dîme royale* etc. etc.

Die Zeit nach Ludwig XIV. wird ebenfalls durch prägnante und geschickt ausgewählte Lesestücke aus den Quellen gekennzeichnet. Zu Saint-Simon und d'Argenson treten namentlich hinzu das *Journal d'un bourgeois de Paris*, Merciers *Tableau de Paris*, sowie eine Reihe von Briefen und mehr oder weniger zugänglichen Memoiren, z. B. Mme. de Genlis, Mme. Roland, Marmontel, Baronin von Oberkirch etc. Wirkungsvoll wird das lebendige Gemälde abgeschlossen durch Stücke aus des Grafen von Ségur Denkwürdigkeiten, aus dem *Ami des hommes* von Mirabeaus Vater, aus Sieyès' Schrift über den dritten Stand und aus einzelnen Cahiers zur Ständewahl von 1789.

Auf der obersten Stufe der Oberrealschulen und in den neufranzösischen Seminarübungen wird diese vortreffliche Quellenauswahl mit Vorteil zu verwenden sein. Stoff zu Exkursen jeder Art, zu Aufsätzen, Vorträgen und Sprechübungen findet der kundige Lehrer in Hülle und Fülle darin.

JOSEPH SARRAZIN.

Histoire de France de 406—1328 (aus Histoire de France) von **Lamé-Fleury.** Für den Schulgebr. bearbeitet von J. Hengesbach. Leipzig 1893. Renger'sche Buchhandlung Gebhardt und Wilisch.

An passendem Lesestoff für die mittleren Klassen unserer höheren Lehranstalten herrscht nicht eigentlich Ueberfluss, wie der Hr. Herausgeber im Vorwort mit Recht bemerkt. Er fordert daher auf, mit dem Jugendschriftsteller Lamé-Fleury einen Versuch zu machen, und bringt aus des Verfassers *Histoire de France* einen Abschnitt von 92 Seiten Text in 11 Kapiteln zum Abdruck, die einen leichten und auch anregenden Stoff für Tertia abgeben. Erklärende Fussnoten sind nicht beigegeben; die dem Text folgenden Anmerkungen geben auf 5 Seiten eine Reihe sachlicher Erklärungen mit Register. Der Schüler ist für die Vocabeln also ganz aufs Wörterbuch angewiesen; auch grammatische Hinweise fehlen gänzlich. *Vogue la galère!*

Lamé-Fleury hat seine Verdienste: seine Sprache ist einfach und klar, seine Darstellung dem kindlichen Fassungsvermögen angepasst. Er spricht oft im Märchenton und knüpft an die Erzählung von Thatsachen moralisierende Betrachtungen. Ein zarteres Alter mag man angenehm

damit fesseln; für Tertia sind solche Stellen zu streichen. So schildert er S. 3,25 die Erscheinung der Barbaren, für die er im Interesse der römisch-gallischen Kultur gar nicht eingenommen ist, wie freilich gemeinhin alle Franzosen, wenn sie vom Eindringen der Franken ins römische Reich sprechen, nur widerwillig den doch so wirksamen Einfluss der letzteren in der Bildung des neuen Volkes und Staates anerkennen; er bespricht ihre Waffen und ihre Kleidung und schliesst S. 4,2: *Le plus souvent ils combattaient la tête nue, et une longue chevelure graissée de beurre rance était à leurs yeux la plus belle de toutes les coiffures.* S. 6,24 heisst es von den Königen: *Leur seule distinction était de porter leurs longs cheveux graissés d'huile parfumée, au lieu du beurre rance dont se servaient les autres Francs; et cette chevelure était la principale marque de leur dignité, car, dès qu'elle était coupée, ils perdaient toute autorité sur leurs sujets.* Der Verfasser, der kurz vorher den demokratischen Charakter des germanischen Königtums richtig erklärt hat, will, wie S. 6,30—31 ergiebt, den Begriff *Rois chevelus* erläutern; auf den Begriff und die rechtliche und die symbolische Bedeutung der *chevelure* also kommt es allein an. Daher würde der Beurteiler an der Stelle 4,2 verkürzt haben: *Le plus — tête nue, et une longue chevelure était à leurs yeux — coiffures.* Ebenso S. 6, mit Auslassung von Z. 24—27: *Leur seule — Francs*, in einem neuen Satze: *Leur chevelure — sujets.* Auch hätte dieser Satz in den Anmerkungen eine sachliche Erklärung verdient, weil sie der Verfasser unterlassen hat; wie der Herr Herausgeber zu der irrigen Erklärung von Mérovig, S. 6,11—12, die richtige in den Anmerkungen S. 93 mit Recht hinzugefügt hat. — Nach einer ausführlichen Schilderung der ‚bösen' Fredegunde schliesst der Verfasser S. 20,22—25 also: *Ainsi la Providence permet quelquefois que les grands coupables tombent tout à coup dans ses mains redoutables, sans avoir eu le temps de se repentir.* Könnte einfach gestrichen werden.

Wünschenswert wäre bei einer neuen Auflage des Bändchens eine Karte von Frankreich mit den von der Geschichte des Verfassers erwähnten Namen.

George Carel.

Bibliothèque française. Verlag von G. Kühtmann, Dresden.

1. *Thérèse ou l'enfant volé* par A. E. de Saintes. Zwölfte Auflage. Im Auszuge mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuche neu herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. 1893. 72 S. Text, 17 S. Fragen, 53 S. Wörterbuch.

Ein leichter und nicht uninteressanter Lesestoff, der zur Anfangslektüre, Quarta bis Unter-Tertia, recht geeignet ist. In der Anlage des Buches ist zu loben, dass breite Kommentare gemieden sind; bis auf die Erklärung einiger Realien und wenige grammatische Notizen findet der Schüler alles, was er braucht, in dem recht vollständigen Wörterbuch, das diesmal mit Rücksicht auf den Anfänger „eher ein entbehrliches Wort zu viel als eins zu wenig" angiebt. Auch das verdient volle Billigung. So wird das Spezialwörterbuch die richtige Vorschule für den späteren Gebrauch des grossen. Die Sprache bietet keine Schwierigkeiten; die Darstellung ist der Altersstufe, für die der Hr. Herausgeber sie bestimmt, angemessen. Auf das Buch sei daher zu einem Versuch in der Klasse geziemend aufmerksam gemacht.

53. *Le Roman d'un jeune homme pauvre* par Octave Feuillet. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. Mit Wörterbuch. 1894. 135 S. Text, 14 S. Fragen, 22 S. Wörterbuch.

Dieser Band ist von dem Herausgeber von Loti, *Pêcheur d'Islande*, mit Geschick bearbeitet worden. Da die Lektüre für Prima bestimmt ist, m. E. mit Recht, so könnten Wörterbuch und Anmerkungen wie S. 45, 20: „*un piano, touché par une main savante*", übersetzt „(ein Klavier), gespielt von kundiger Hand" fehlen, zumal auch „*piano*" nicht ins Wörterverzeichnis aufgenommen ist. Die ziemlich zahlreichen Noten dieser Art können für Primaner fortfallen. S. 48, 25 würde „*les lèvres dédaigneuses*" übersetzt werden können „die verächtlich geschlossenen Lippen". S. 51, 19: „*le gardien attitré*" = „der bevorrechtigte Hüter". — S. 6, 21 am Ende ist „*théâtre*" verdruckt, in 8 Bänden, die er durchgesehen, das zweite Druckversehen, das dem Beurteiler begegnet ist.

54. *L'Abbé Constantin* par Ludovic Halévy. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Hans Nehry. Mit Wörterbuch. 1894. 126 S. Text, 10 S. Fragen, 24 S. Wörterbuch.

Der durch die treffliche Auswahl der *Nouvelles jurassiennes* von Combe empfohlene Herausgeber hat auch den vorliegenden Band von Halévy sorgfältig bearbeitet. Freilich hat er die dem Stoff, insofern er ein gutes Schullesebuch sein muss, anhaftenden Schwächen damit nicht beseitigt. Der tiefe Diener, den der Verfasser vor den aus Kanada kommenden, furchtbar reichen, dabei gänzlich unverdorbenen und sonst in jeder Beziehung allen ihres Geschlechts überlegenen Damen macht, ist durch den Umstand bedingt, dass er, wie viele Franzosen der Revanche, für die entartete Gesellschaft von Frankreich Verbindung mit reichen und unverdorbenen Landsleuten aus den Kolonien, namentlich Kanada, erhofft und erwünscht. Wie dürftig erscheint neben dem — abgesehen von den angedeuteten Uebertreibungen — trefflich gezeichneten Mädchen der brave, an echt französischer sentimentaler Grübelei leidende Artillerielieutenant, dem durchaus keine Tellheimschen Prämissen Zurückhaltung auferlegen: denn er ist jung, ohne körperliche Gebrechen, ungekränkt an Stellung und Ehre; sogar für tüchtig angesehen und für eine höhere Carriere in Aussicht genommen. Kriechende Bewunderung vor den kanadischen Millionen und schwächliche Empfindelei ergehen sich lang und breit; wenn nicht Bettinas Initiative etwas Leben in die Sache brächte, könnte man das Buch mehr wie einmal unwillig aus der Hand legen. Hier mit passenden Strichen nachzuhelfen, ist leider nicht rätlich: man würde die Entwickelung der Seelenvorgänge zerstören. Bleibt also nichts, als die übrigens in vortrefflicher Sprache gegebene Darstellung ganz über sich ergehen zu lassen. Hoffentlich gelingt es, die Ober-Sekunda für die echt französische Delicatesse Jeans zu interessieren. Sein Bestes hat durch gute Noten der Herausgeber dazu gethan. Die Uebersetzung der englischen Verse S. 73—74 hält der Beurteiler für überflüssig.

55. *Un philosophe sous les toits* — Journal d'un homme heureux — par Emile Souvestre. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Ernst Moebius. Mit Wörterbuch. 1894. 130 S. Text, 15 S. Fragen, 45 S. Wörterbuch.

Die mit Fleiss bearbeitete Auswahl ist für Ober-Sekunda oder Unter-Prima bestimmt. Für die Schüler dieser Klassen ist ein Specialwörterbuch nicht mehr angemessen, ebenso ein grosser Teil der in den

Fussnoten gegebenen Uebersetzungen entbehrlich; z. B. S. 14, 15: *„menu d'anachorète"*, „Klausnermahl"; S. 16, 10: *„festin du regard"*, „Augenschmaus"; S. 16, 23: *„en baissant la voix"*, „mit gedämpfter Stimme"; S. 34, 15: *„abaisser"*, „niederwerfen"; S. 34, 7: *„dans une anxiété palpitante"*, „bebend vor Angst"; S. 87, 4: *„affaire de coeur"*, „Herzenssache", etc. — Zu den in den Anmerkungen gegebenen Uebersetzungen möchte ich bemerken: S. 17, 11: *„Quelle science de clairobscur"* übers. „Welche Meisterschaft *im* Helldunkel" oder „welch meisterhaftes Helldunkel"; S. 66, 18: *„un deuil éclatant du bonheur"*, kürzer als die Anmerkung vorschlägt, „glänzendes Elend". S. 67, 16 ist die Rede von altem Gemäuer, das bedeckt ist *„d'une lèpre immonde"*; lässt sich wörtlich übersetzen „mit einem unreinlichen Ausschlag". — S. 124, 4: bei *„battre la breloque"*, das passend übersetzt ist „irre reden", fehlt die Erklärung, warum das so zu übersetzen ist. Es ist die Rede von Fieberkranken im Militärlazaret, die im Fieber zum Brotempfang trommelten; daher konnten sie erst „irre reden". — S. 13, 10 ist die Rede von Café, „den der Sohn meiner Portiersfrau aus der Levante mitgebracht hat"; Anmerkung zu „Levant": „hier = Syrien (sonst: der ganze vorderasiatisch-aegypt. Raum)". Unnötig. — S. 15, 15 wird zu „Louvre" bemerkt: „das Louvre, ehemaliger Königspalast"; unverständlich, da es sich um ein Oelgemälde handelt, wenn nicht dazu bemerkt wird, dass das Louvre jetzt Gemäldegallerie ist. — S. 20, 13: *„faire observer"* heisst „einwenden". — Dankenswert ist es, dass der Herr Herausgeber an einigen Stellen kurze Erklärungen und Nachweise zu den im Text gegebenen Anspielungen gegeben hat; so S. 54, 11 zu *Ajax* und anderswo zur *„aurea mediocritas"* des Horaz. — Zu 54, 21 wäre zu bemerken, dass Ovid. ***Fast.*** 6, 88 den Junius nicht von „Juno", sondern von „Ju-ve-nius = Junius" ableitet.

56. *Trente ans de Paris à travers ma vie et mes livres* par Alphonse Daudet. In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. 1894. 83 S. Text, 4 S. Anhang.

Hier haben wir die für Ober-Sekunda und Prima zu wünschende Textausgabe, mit ganz kurzen Noten, ohne Spezialwörterbuch; aber es tritt auch hier sofort zu tage, dass von der richtigen Wahl des Schriftstellers alles abhängt! Es ist ein Wagestück, trotz fabelhafter Belesenheit, trotz möglichst vollständiger Lektüre aller irgendwie beachtenswerten Beiwerke, von Leipzig oder Berlin aus einen in Paris lebenden Schriftsteller in seiner eigenen geistigen Entwickelung, in seinen Beziehungen zu den Zeitgenossen richtig zu verstehen und zu interpretieren. Welch ein Stück Arbeit, wenn man sich zu dem gleichen Zweck nur schon an einen deutschen Schriftsteller macht! Wie unbedeutend erscheint daneben der grammatische, reale und interpretatorische Kleinkram, der doch schon bei der Erklärung nur eines Werkes oft Mühe genug macht, wenn man den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geht! Und was man dann auf allen möglichen Wegen, oft durch Zufall, ermittelt, kann man doch nicht in kurzen *Avoir-* u. *être*-Noten auch jedesmal gleich für den Schüler zurecht machen. Der Beurteiler hält Daudets *Trente ans de Paris* für keine leichte Lektüre, meint auch, dass sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, für Primaner zum Interpretieren zu schwer ist; dass man sie kaum reiferen Studierenden in die Hand geben sollte, und dann nur solchen, die nicht blos eine schwache Bädeker-Kenntnis von Paris gewonnen haben, sondern wirklich selbständig haben beobachten lernen, und die von der französischen Litteratur und Geschichte etwa seit 1850 schon eine Menge wissen.

Damit ist der Schriftsteller Daudet durchaus nicht aus der Primalektüre ausgeschlossen; kleinere Abschnitte und Erzählungen sind sehr gut zu verwerten; so die *Lettres de mon moulin, Le petit Chose, Le photographe, La partie de billard, la belle Nivernaise* etc., wie die discrete Ausgabe von Sachs in den Schmagerschen Textausgaben, Dresden, Kühtmann 1891, beweist.

57. *Cinq semaines en ballon*, voyages de découvertes en Afrique par Jules Verne. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Oberlehrer G. Opitz. Mit Wörterbuch. 1894. Vorwort, 129 S. Text, 11 S. Fragen, 40 S. Wörterbuch.

Das sehr geschickt gekürzte Werk des beliebten Jugendschriftstellers J. Verne ist eine vortreffliche Lektüre für mittlere Klassen, die der Beurteiler selbst in einem Winterhalbjahr erprobt hat. Der Text ist auf ein Drittel seiner ursprünglichen Länge beschränkt und bietet doch ein zusammenhängendes Ganzes mit einer fortschreitenden Handlung, für die sich der Leser bis zur letzten Seite interessiert. Der Band füllt grade die Lektüre eines Wintersemesters. Zu dem der Altersstufe entsprechend ausführlicheren Spezialwörterbuch sowie zu den Noten unter dem Text habe ich nichts zu bemerken.

59. *Colomba* par Prosper Mérimée. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Bertha von der Lage. Mit Wörterbuch. 1894. 136 S. Text, 12 S. Qu., 24 S. Wtb.

Die Kürzungen VI, S. 46—48; XIII—XVI, S. 95—97; XX—XXI, S. 135—36 sind für den Gang der Geschichte eine zu empfindliche Einbusse; das Dargebotene wird fragmentarisch, und das anfänglich lebhafte Interesse nimmt bei den feinsten psychologischen Entwickelungen unbarmherzig ab, wenn wir ihren ursächlichen Zusammenhang mit den (ausgelassenen) Ereignissen vermissen müssen. Und das ist schade, zumal die von der Vf. gegebenen Fragmente mit Fleiss bearbeitet sind. Immerhin wird junge Mädchen das auch nur im Auszug mitgeteilte glückliche Ende erfreuen.

S. 45, 18: „*Au lieu d'être en vedette, les vers se suivaient sur la même ligne*“ übersetze: „statt strophisch gegliedert (oder strophisch abgeteilt) zu sein, standen die Verse hintereinander“. — S. 18, 9 ist die Anmerkung zu Pisa entbehrlich, da zwei Zeilen später dieselbe Belehrung im Text kommt, die die Anmerkung giebt. — S. 9, 17 ist „*effacer*“ falsch aufgefasst; aus der ursprünglichen Bedeutung ergiebt sich für die Körperhaltung „verschwinden lassen“; also das militärische „*effacez le ventre*“ = „nehmen Sie den Unterkörper zurück“ oder, wie der deutsche Kunstausdruck heisst: „legen Sie sich vorn herein“; ebenso „*effacer les épaules*“, das also bedeutet „die Schultern verschwinden lassen“ oder „die Brust heraus nehmen“.

60. *Chez nous.* Nouvelles jurassiennes par T. Combe. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Hans Nehry. Mit Wörterbuch. 1894. 130 S. Text, 7 S. Fragen, 44 S. Wrtb.

Die von dem köstlichsten Humor gewürzten Schilderungen werden als Lesestoff für reifere Schüler, Obersekunda bis Prima, passende Verwertung finden. Für solche Leser werden dann aber eine Menge Anmerkungen sowie das ziemlich ausführliche Wörterbuch entbehrlich sein. Bei der genauen Durchsicht des Bändchens hat der Beurteiler zu den sehr sorgfältig gemachten Fussnoten nur zu bemerken: S. 59,20: „*Il n'a*

pas l'air de vouloir en finir" ist zu übersetzen: „Er sieht nicht aus, als wollte er ein Ende machen". — S. 3, 11 und oft später: „*Abdias*" durch „*Obadjah*" zu übersetzen, ist unnötig. Etymologisch bedeuten beide dasselbe; beide sind biblisch, denn auch „Abdias" findet sich bei Esra; auch wird dem jugendlichen Leser wohl der Name Abdias z. B. aus einer Studie mit gleicher Ueberschrift von Adelbert Stifter bekannt sein. Auch liegt kein Grund vor, dem kreuzbraven, grundehrlichen und in seiner Art tüchtigen „Abdias", wie Combe ihn zeichnet, in einem gutmütig beschränkten Pantoffelhelden „Obadjah" ein unpassendes Gegenstück zu geben.

61. *Pêcheur d'Islande* par Pierre Loti. Nach der 123. Auflage des Originals für den Schulgebrauch bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. Mit Wörterbuch. 1894. 144 S. Text, 11 S. Fragen, 26 S. Wörterbuch.

Lotis meisterhafte Schilderungen aus dem Leben des Seemanns reiferen Schülern als Lesestoff zuzuführen, ist ein dankbares und dankenswertes Unternehmen. Bis auf eine Kürzung, Seite 102—103, die als Unterbrechung im Rahmen des Ganzen kaum fühlbar wird, weil die Entwickelung der Vorgänge mehrfach Scenenwechsel erheischt, geben die 144 Seiten Text des Bandes eine zusammenhängende Geschichte, die uns bald die kräftigen, wetterfesten, pflichttreuen Männer bei ihrer harten und gefahrvollen Arbeit auf der See vorführt, bald die auf dem Lande zurückgebliebenen Mütter und Bräute schildert, in ihren Sorgen und Hoffnungen, ihren Arbeiten und ihrem Verkehr. Kurz, eine empfehlenswerte Lektüre für Prima. Demgemäss hat auch der Hr. Herausgeber in den Anmerkungen passende Beschränkung eintreten lassen; das Wörterbuch zeigt zwar auch auf seinen 26 Seiten Beschränkung auf nötigere Worte, aber Vokabeln wie *arme, avertir, blanchâtre, cave, commun, consolation, déserteur, dessert, escalier, fusil, stature, lit, sourd* u. s. w., in den ersten und üblichsten Bedeutungen, könnten fehlen, der Primaner überhaupt das Wörterbuch entbehren. Es bleibt freilich für Liebhaber, denen die für Prima vorausgesetzte Vokabelkenntnis fehlt, eine nicht unangenehme Beigabe.

Zu den bei aller Sparsamkeit sorgfältigen Noten bemerkt der Beurteiler: S. 53, 11 zu *monter quatre à quatre*, das im Wörterbuch richtig mit „hinaufstürmen" übersetzt ist, könnte in einer Fussnote gesagt werden „mit jedem Schritt vier Stufen", wodurch zugleich das *quatre à quatre* erklärt wird, und die Vokabel im Verzeichnis könnte gestrichen werden. Zeitersparnis. S. 112, 16: *elle avait déjà oublié ces épouvantes dressées sur la route* übersetze: „sie hatte schon jene Schrecknisse vergessen, die ihr auf dem Wege entgegen starrten", wie sich aus der ersten Bedeutung von *dresser* mit Leichtigkeit ergiebt. — Sonst finden die grade auf die adaequate Wiedergabe des Französischen hin geprüften Anmerkungen die gebührende Anerkennung.

62. *La Neuvaine de Colette* par Jeanne Schultz. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Wilh. Reimann. Mit Wörterbuch. 1894. 137 S. Text, 12 S. Qu., 36 S. Wrtb.

Für die oberste Klasse einer Töchterschule oder für reifere Schüler als Privatlektüre wohl geeignet. Die zum grossen Teil in Tagebuchform geschriebene Geschichte eines eben der Pension entwachsenen Mädchens, das in winterlicher Abgeschlossenheit auf dem Lande lebt, bietet in ihrer naiven und im flottesten Konversationston gegebenen Darstellung einen für die Töchterschule besonders nutzbaren Stoff, der nicht blos kurzweilig zu

lesen ist, sondern eine reiche Fülle von Gedanken und Wendungen enthält, die vom Platze weg zu verwerten sind und zu Konversationsübungen reichliches und passendes Material bieten.

Die dem Text beigefügten Noten könnten, da die Zeilen numeriert sind, besser mit grösseren Ziffern nach den Zeilen angezeigt werden, als in der überlieferten und hier angewandten Manier, die zu erklärenden Worte mit minimalen Exponenten zu versehen, deren Korrelate unter dem Text aufzusuchen oft schwer fällt; noch schwerer, wenn man zu einer Anmerkung die bezeichnete Stelle im Text aufstöbern muss. Die im allgemeinen passend gegebenen Unterstützungen betreffen Worte und Wendungen, die im Wörterbuch ausgelassen sind. S. 26, 15—16 ist *penaude comme un petit ramoneur qui crie famine* übersetzt „mit einer Armensündermiene wie ein kleiner Savoyardenjunge, der über Hunger schreit"; übersetze „blöde wie ein Schornsteinfegerbursche, der betteln kommt". — S. 82, 15 bedeutet *parenthèse* nicht „Abschnitt", wie die Anmerkung giebt, sondern — auch nach dem Gange der Erzählung — „Zusatz". — S. 89, 13 musste *gouttière* als „Dachrinne" übersetzt werden, die an ihrem Ende wohl einen altertümlichen „Wasserspeier", den die Anmerkung übersetzt, haben mag. — S. 99, 2 *„et ces Malais me semblent assez logiques"* nicht „scheinen mir logische Leute zu sein", sondern „scheinen mir recht vernünftig". — S. 117, 15 *les deux choses pèsent bien différemment* ist übersetzt „lasten sehr verschieden von einander (auf dem Gemüte)"; warum nicht „drücken recht verschieden?" — S. 105, 1: *A quatre heures sonnant* heisst „Schlag 4 Uhr". — S. 121, 10 heisst *Ah! mais que c'est donc joli* entweder „Ach, wie hübsch das ist!" oder „Ach, ist das aber hübsch! — S. 105, 18 wird *tout en dégustant son repas* übersetzt „wobei sie ganz und gar ihr Mahl vertilgt". Es ist aber das *tout* hier abundierend gesetzt, wie es bei concessivem oder attributivem Gerundium üblich. — Bemerkungen wie S. 103, 8 zu Louis XIV., „glänzendster der französischen Könige"; Uebersetzungen wie S. 131, 16: *car ce serait mon legs suprême* = „denn dies würde mein letztes Vermächtnis sein" sind durchaus entbehrlich. Dagegen vermisst man eine Note z. B. zu 94, 12: *Ya-t-il, en vérité, plus singulier que ce caractère?;* ebenso zu S. 100, 3: *C'était mieux avant, quoi : c'est sûr;* da grammatische und lexikologische Hinweise gänzlich fehlen, bleibt z. B. S. 3, 1 *avec des idées plein les mains* auf die annähernd richtige Uebersetzung beschränkt „den Kopf voller Ideen".

Für Schülerinnen reiferen Alters, die die Lektüre dieses Buches voraussetzt, sollte das beigegebene Spezialwörterbuch entbehrlich sein. — Das am Ende zugefügte Questionnaire steht mit dem Ganzen nur in losem Zusammenhange und kann, wenn der Lehrer es verschmäht, wohl von dem Schüler zur Repetition eines gelesenen Kapitels verwandt werden.

GEORGE CAREL.

***Schmagersche Textausgaben** französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch.* Dresden, Kühtmann.

18. *Vie d'Oberlin.* Bearbeitet nach F. Bernard und D. E. Stöber von H. Bretschneider. Dresden, Kühtmann. 1893. VI S. Vorwort, 60 S. Text.

Der Herr Herausgeber stellt (Vorwort III—IV) den Pfarrer Oberlin in seinem Wirken für die Menschheit höher als Karl XII. von Schweden,

dessen von Voltaire geschriebene Geschichte immer noch viel von Tertia und Sekunda gelesen wird. Warum, fragt er mit Recht, sollte da nicht auch einmal der Biograph Oberlins zum Worte kommen, dessen ansprechende Geschichte der sonst unbekannte F. Bernard nach Daniel Ehrenfried Stöbers *Vie de J. F. Oberlin, pasteur à Waldbach au Ban de la Roche* geschrieben, und die hier als passende Lektüre für Unter-Sekunda geboten wird. Vorwort V finden wir eine Skizze des im Unter-Elsass, südwestlich von Strassburg liegenden Teiles der Vogesen zwischen Mutzig, Urbach und Barr, in welchem Oberlin hauptsächlich wirkte, eine für das Verständnis der Lektüre dankenswerte Beigabe. Die 60 S. Text enthalten in zehn Abschnitten in sehr gefälliger Darstellung und leichter Sprache die Geschichte berlins, seine Erziehungsmethode, sein besonnenes, echt philanthropisches erhalten während der Revolution 1791 und später, endlich ihm zum teil gewordene Anerkennungen. In summa: ein recht empfehlenswerter Lesestoff

19. *Histoire d'Attila* par Amédée Thierry. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Haellingk. 1894. V S. Vorwort, 78 S. Text, 5 S. Inhaltsverzeichnis.

Ein alter Bekannter der Schülerbibliotheken, häufig aber mehr dem Namen nach gekannt als wirklich gelesen; denn der Verfasser ist oft unzuverlässig oder von mangelnder Schärfe in der Quellenkritik, oder von ermüdender Breite der Darstellung. Diesen Fehlern nach Möglichkeit abzuhelfen, ohne zu gewaltsame Aenderungen, passend zu kürzen und in XVI Abschnitten doch ein zusammenhängendes Ganzes zu geben, unternahm der neue Herausgeber. Das so nach kritischer Sichturg der Thatsachen und leichten Aenderungen des Textes hergestellte Bändchen ist eine passende Lektüre für Unter-Sekunda, die zwar kein aktuelles Thema behandelt, aber, wie der Herr Herausgeber (Vorwort IV—V) mit Recht betont, allezeit gespannte Leser angenehm belehren wird.

21. *Expédition de Bonaparte en Egypte* par Thiers. Herausgegeben von Johannes Leitritz. Mit 5 Karten. 1894. V S. Vorwort, 104 S. Text in IX Kapiteln, Appendix.

Thiers' klassische Darstellung der französischen Revolution ist für die Schule zu umfangreich. Um für Unter-Sekunda einen der Semesterlektüre dienenden Band herzustellen, hat der Herr Herausgeber einige Kapitel aus der *Histoire de la Révolution française* und dem Schluss des 10. Buches der *Histoire du Consulat et de l'Empire* zu einem Ganzen vereinigt, das der Uebersichtlichkeit halber in IX Kapitel zerlegt wurde. Die dankenswerte Arbeit giebt in der klassischen Sprache des Autors eine angelegentlich zu empfehlende Lektüre für reifere Schüler, denen durch die Hinzufügung der Karten und Pläne die aufmerksame Verfolgung der Aktionen angenehm unterstützt und erleichtert wird. Ein Fehler ist dem Beurteiler aufgefallen: S. 102, 7 muss es heissen: *Sidney-Smith, qui avait déjà reçu un* **commandement** *d'exécution*, nicht *commencement*.

In den letzten drei Bändchen sind Specialwörterbücher angezeigt, die der Beurteiler nicht eingesehen hat.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Franz, Gerhard. *Ausgewählte Novellen* von François Coppée, Leipzig, Stolte, 1895 [M. Hartmanns *Schulausgaben französischer Schriftsteller* No. 17].

Die vorliegende Sammlung Coppée'scher Novellen stellt eine wirkliche Bereicherung unserer Schullektüre dar. Wie Daudet, dessen Erzählungen aus den *Lettres de mon moulin* und den *Contes du Lundi* schon seit längerer Zeit in unseren Schulen gelesen werden und immer neue Freunde erwerben, muss auch Coppée uns Deutschen ganz besonders sympathisch sein und verdient wohl mehr bekannt zu werden. Die liebenswürdige Anteilnahme des Dichters an dem Stillleben der einzelnen Viertel und Vorstädte von Paris, seine überall hervortretende gesunde Lebensanschauung ohne jegliche moralisierende Tendenz machen die Lektüre dieser gemütvollen und anspruchslosen Erzählungen genussreich und anregend. Die in dem Bändchen enthaltenen neun Novellen sind sehr glücklich gewählt und bieten eine gesunde Nahrung für die Obersecunda und die Prima. In den meisten dieser Erzählungen, so in *Le Morceau de Pain, La Vieille Tunique, Un Accident, Le Remplaçant, Le Pardon* singt uns der Dichter, wie er es so oft in seiner Poesie thut, das Lied von der sittlichen Kraft und der Biederkeit der kleinen Leute, die sich tapfer gegen des Lebens Stürme wehren, ebenso in *Deux Pîtres* und *Un Mot d'Auteur,* nur dass dieser Zweck hier unter stärkerer Beleuchtung verächtlicher Existenzen erreicht wird; *Le Coucher du Soleil* und *La Robe Blanche* endlich sind Idyllen so recht nach Coppée's Art, — alles Bilder aus dem Leben, realistisch im besten Sinne des Wortes, voll Menschenkenntnis und mit feiner Ironie gewürzt. Coppée lässt als echter *Parisien de Paris* seine Erzählungen im wesentlichen in Paris vor sich gehen, ein Umstand, der die Commentierung erschwert. Zunächst weil der Dichter das Argot häufig verwendet und dadurch vielfache Worterklärungen nötig werden. Man muss sagen, dass der Herausgeber mit ausserordentlichem Fleiss und grosser Sachkenntnis den Text in dieser Beziehung mundgerecht gemacht hat. Ebenso sind die Schwierigkeiten, die sich infolge Vorkommens vieler Pariser Oertlichkeiten erheben, glücklich gelöst. Erwünscht wäre es wohl gewesen, wenn man — ähnlich wie in Nr. 6 der Hartmann'schen Sammlung — eine einfach gehaltene Karte von Paris mit besonderer Hervorhebung der im Texte genannten Strassen und Bauten beigefügt hätte. Da diese fehlt, ist es Sache des Lehrers, an der Hand einer Karte die gegebenen Erläuterungen nutzbar zu machen; die erste Erzählung beispielsweise *(Le Coucher du Soleil)* ist ohne Hilfe einer Karte schwer zu verstehen. Die Lektüre vorliegender Novellen bietet also auch den Vorteil, die Schüler fast spielend mit der Topographie von Paris bekannt zu machen. Druck und Ausstattung des Büchleins sind ebenfalls als recht gut zu bezeichnen.

Im einzelnen wäre noch folgendes zu bemerken. Die sachlichen Angaben sind eigentlich überall praecis, nur ab und zu ist eine Anmerkung noch zu derselben Genauigkeit abzurunden, die sich sonst durchgehends findet; so ist vielleicht zu S. 1, Zeile 6 hinzuzufügen, dass die Officin des Aldus Manutius sich zuerst in Venedig, dann in Rom befunden hat, ferner fehlt zu S. 53, Z. 12 eine Angabe über die Lage der Pariser *Manufacture des Gobelins.* — S. 59, Z. 27 heisst es: *l'épicière a marié sa fille à son premier garçon . . . Oh! l'épicière a bien fait les choses; on est allé autour du lac en grande remise et l'on a diné à la Porte-Maillot.* Hierzu kann wohl erwähnt werden, dass eine solche Fahrt der Hochzeitsgesellschaft ins Boulogner Gehölz herrschender Brauch in Pariser Bürgerkreisen ist; man nimmt nach der Trauung ein Frühstück ein und fährt dann bis zum *diner*

dorthin. Man vergleiche Daudet, *Fromont Jeune et Risler Aîné*, Kapitel I, wo es heisst: *ensuite* (nach der Trauung) *le déjeuner à la fabrique, la promenade au bois, une concession faite à la belle-mère, madame Chèbe, qui, en sa qualité de petite bourgeoise parisienne, n'aurait pas cru sa fille mariée sans un tour du lac ni une visite à la cascade.* — Zu S. 61, Z. 15 wird das Hospital *Lariboisière* am *Boulevard de la Chapelle* als im Nordwesten von Paris gelegen bezeichnet; es befindet sich jedoch im Norden der Stadt; eine Linie, die man von der Notre-Dame nach Norden zieht, lässt jenes Hospital sogar noch etwas östlich liegen. — Zu den Worten: *(ils ont) fait le tour du „persil“ au Bois de Boulogne* auf S. 52, Z. 16 bemerkt der Verfasser: *faire le tour du persil* heisst: promenieren, flanieren. Das ist jedoch nicht richtig; letzteres heisst im Argot: *aller persiller* oder *faire son persil*, und selbst angenommen, *faire le tour du „persil“* hätte jene Bedeutung, weshalb braucht der Dichter das Wort *persil* dann in Anführungsstriche zu setzen? *Persil* ist eben hier ein Eigenname und bezeichnet nach Jean la Rue's *Dictionnaire d'Argot „la partie la plus fréquentée du Bois de Boulogne“*. Die Redensart heisst also: die *„persil“* genannte Strecke im *Bois de Boulogne* entlang fahren. Ursprünglich ist *persil* oder *persillage: promenade d'une cocotte.* Wie das Wort jene andere Bedeutung bekommen hat, ist leicht zu denken. — S. 53, Z. 8 wird Musset mit den Worten citiert: *moi-même, qui suis né à Paris et qui pourrais me plaindre, comme Alfred de Musset, d'en connaître tous les pavés . . . .* Die Stelle, auf die Coppée hier Bezug nimmt, hat der Herausgeber nicht finden können. Vielleicht meint Coppée folgende Worte aus Mussets nachgelassenem XIV. Briefe (*Oevres complètes* X, 301): *nous nous retrouverons, j'espère, sur cet ennuyeux et adoré pavé de la meilleure et de la plus exécrable des villes.*

CARL FRIESLAND.

Napoléon Bonaparte. Aus H. Taine: *Les origines de la France contemporaine.*

1. In Martin Hartmanns *Schulausgaben* Nr. 16, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Leipzig 1894. Verlag von E. A. Seemann; XX und 115 S. nebst Beiheftchen „Anmerkungen“, 48 S. Preis geb. 1 Mk.

2. In Bahlsen-Hengesbachs *Schulbibliothek* 10. Bändchen, ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. A. Schmitz. Berlin 1895. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung; VIII und 144 S. Preis geb. 1,40 M.

Diese beiden gleichzeitig und unabhängig von einander entstandenen Ausgaben sind im Sommer v. Js. erschienen, die Hartmannsche im Mai, die Schmitzsche im Juli 1894. Beide bilden eine dankenswerte Bereicherung des Lesestoffs für die Prima der Vollanstalten. Die Lektüre dieser Charakterstudie über den gewaltigen Korsen, der zu Beginn unseres Jahrhunderts so entscheidend in die Geschichte unseres Vaterlandes eingriff, wird das Verständnis für die deutsche Geschichte jenes Zeitabschnitts in trefflicher Weise beleben und vertiefen. Eine Reihe wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Fragen, denen im Geschichtsunterricht der Ober-

Prima Rechnung zu tragen ist, werden von Taine behandelt und regen zu weiterem Nachdenken an.

Die Tainesche Charakterzeichnung ist das Ergebnis einer vorurteilsfreien, dabei streng wissenschaftlichen, rein historisch-psychologischen Forschung; sie hält sich frei von der in Frankreich und anderwärts stellenweise jetzt wieder herrschenden Napoleonschwärmerei. Unbeirrt durch politische Tagesströmungen beurteilt Taine in seinem Streben nach geschichtlicher Wahrheit den gewaltigen Eroberer *sine ira et studio.* Auf Grund umfassendster langjähriger Quellenstudien und psychologischer Zergliederung ist der Verfasser bemüht gewesen, ein naturgetreues Bild des Kaisers zu schaffen, und das ist ihm in hervorragender Weise gelungen. Mit bewundernswerter Meisterschaft hat er den ungemein reichhaltigen und von den entlegensten Seiten zusammengetragenen Quellenstoff zu einem einheitlichen Ganzen verwoben, das als schriftstellerisches Kunstwerk ersten Ranges bezeichnet und zu den bedeutendsten Leistungen der neueren Geschichtsschreibung gerechnet werden muss. Die Darstellung ist lebensfrisch und anziehend, die Ausdrucksweise sachlich, knapp und treffend. Kurzum, das Charakterbild des Kaisers tritt in derben, festen Zügen vor das geistige Auge des Lesers. Im grossen und ganzen fällt das Bild allerdings nicht grade zu Gunsten des Helden aus: die Grossartigkeit des napoleonischen Schöpfergeistes, der unermüdliche Schaffensdrang und die meisterhafte Beherrschung des Ganzen wie seiner Teile — das alles wird von Taine gebührend gewürdigt; aber andrerseits deckt der Verfasser die Schattenseiten des Mannes schonungslos auf und sucht Napoleons Geistesverwandtschaft mit den italienischen Condottieren des Mittelalters zu erweisen, indem er ihn als einen Menschen schildert, der das Gemeinwohl überall dem eigenen Ich unterordnet, und der in seiner unbegrenzten Selbstsucht und in seinem ungestümen Ehrgeiz zwar Erstaunliches leistete, dabei aber den Glücksritter nirgends zu verleugnen vermochte[1]. Taines Gegner, so Arthur Levy in seinem *Napoléon intime,* nennen den Verfasser zwar einen Verkleinerer des Kaisers, sind aber nicht imstande, Taine eine voreingenommene Schmälerung der Verdienste Napoleons nachzuweisen.

Die beiden hier zur Beurteilung stehenden Ausgaben des Taineschen *Nap. Bonap.* machen einen recht günstigen Eindruck. Solches stand auch nicht anders zu erwarten, denn einerseits lässt alles, was aus Hartmanns geistiger Werkstatt hervorgeht, die tiefgehende Fachkenntnis und sichere Meisterhand des Herausgebers erkennen, während der Umstand, dass die Schmitz'sche Ausgabe der gediegenen Bahlsen-Hengesbachschen Sammlung eingereiht ist, von vornherein die Gewähr für eine tüchtige Leistung bietet.

Bei der Stoffwahl haben sich beide Herausgeber im Hauptteile von gleichen Gesichtspunkten leiten lassen: beide bringen mit geringen Abweichungen von einander Taines erstes und zweites Buch des ersten Bandes des *Régime moderne.* Hartmann unterdrückt einen acht Zeilen umfassenden Abschnitt, der Napoleons freimütige Sprache gegenüber den Damen kennzeichnet; auch Schmitz würde diese Stelle (S. 73, Z. 12—21) besser nicht aufgenommen haben. Auf der anderen Seite fehlen bei Schmitz mehrere Abschnitte, die sich in Hartmanns Ausgabe vorfinden, und für

[1]) Ein kleineres, in ähnlichem Sinne geschriebenes Werk ist im Sommer v. J. erschienen; es ist von Marius Sepet und führt den Titel *Napoléon. Son caractère, son génie et son rôle historique.* 192 S. in 18°. Paris, Perrin éditeur, 35, Quai des Grands-Augustins. 3 fr.

deren Ausschliessung ein triftiger Grund nicht vorlag; es sind die Stellen S. 39 Z. 17 bis S. 40 Z. 28, 45, $_{20-27}$ und 47, $_{8-48}$, 3. Während Hartmann mit dem zweiten Buche die Ausgabe abschliesst, lässt Schmitz noch weitere 31 Druckseiten (S. 95—125) folgen[1]), die den von Napoleon geschaffenen neuen Staat und Napoleons Herrscherbestrebungen zum Gegenstande haben. Wenngleich es dieser Zugabe für die Charakteristik des Kaisers nicht gerade dringend bedurfte, so ist sie doch ein dankenswerter Beitrag, der das Bild weiter vervollständigt. Hartmann schickt dafür die Vorreden, mit denen Taine die fünf von ihm herausgegebenen Bände der *Origines* eröffnet, voraus; der Verfasser Taine zeigt sich in denselben nicht nur von seiner historisch-philosophischen, sondern auch von der rein menschlichen Seite, in seinen Anschauungen und in seiner Denkweise. Denjenigen Lehrenden, welche das Originalwerk nicht besitzen[2]), dürfte der Abdruck dieser Vorreden willkommen sein, die Mehrheit der Schüler aber wird die Zugabe kaum gebührend zu würdigen verstehen, da sie zu dem Lesestoff des Bändchens in keiner unmittelbaren Beziehung steht. Aus diesem Grunde kann man geteilter Ansicht darüber sein, ob diese Vorreden in einer Schulausgabe ihre Daseinsberechtigung haben.

Während Schmitz die Taine'sche Einteilung des Textes in zwei grosse Abschnitte (von Schmitz entsprechend Taine mit *chapitres*, von Hartmann mit *livres* bezeichnet) mit fünf bezw. sechs Unterabteilungen beibehält, hat Hartmann aus dem ersten Abschnitt 34, aus dem zweiten 38 kleinere Abteilungen gemacht und diese mit zusammenfassenden Ueberschriften aus Taines Inhaltsverzeichnis versehen. Schmitz bringt diese Ueberschriften als Kopfzeilen zu jeder ungeraden Seite. Die Hartmannsche Anordnung hat den Vorzug grösserer Uebersichtlichkeit.

Abweichend von dem in Frankreich herrschenden Brauch hat Taine seine Darstellung mit Anmerkungen am Fusse des Textes versehen. Dieselben sind stellenweise recht umfänglich und zahlreich und dienen dazu, die im Text selbst enthaltenen Urteile und Ausführungen zu begründen und zu vertiefen; stellenweise geben die Anmerkungen kurze Quellennachweise zu den vielen kunstvoll in den Text eingeflochtenen, durch Anführungszeichen als solche gekennzeichneten Zitaten. Beide Herausgeber haben nicht verfehlt, dieses „tiefe Buschwerk, das einer Baumallee zur Seite läuft", dem Leser zugänglich zu machen, natürlich nur insoweit es die Unterrichtszwecke rechtfertigen. Hartmann verweist diejenigen Anmerkungen Taines, welche von grösserem Umfange sind, in das Beiheftchen zu seiner Ausgabe; nur die kurzen Quellenangaben zu den Zitaten setzt er als Fussnoten unter den Text. Schmitz hat diejenigen Taineschen Anmerkungen, welche ihm zur Aufnahme geeignet erschienen, durchweg als Fussnoten abdrucken lassen; sein Notenanhang enthält nur sachliche Erläuterungen. Auf Quellennachweise zu den Zitaten verzichtet Schmitz, was an sich kein Unglück ist; nur hätte er n. m. M. dann in vielen Fällen gleichzeitig auch auf die Anführungszeichen verzichten sollen, da eine beträchtliche Anzahl Zitate von Taine so meisterhaft und natürlich mit dem Text verwoben sind, dass man sich verwundert fragen wird,

---

[1]) Da Schmitz nicht angiebt, wo die von ihm ausgewählten Abschnitte in Taines Originalausgabe zu finden sind, so lasse ich die Fundorte hier folgen: S. 95 bis 98, $_{25}$ der S.-schen Ausgabe ist Taine S. 191 ff. entnommen, S. 98—125 findet sich im Original auf S. 311—325 und S. 329—345 mit einer Lücke auf S. 343.

[2]) *Les origines de la France contemporaine,* 6 Bände in 8°. Jeder Band broschiert 7 fr. 50. Paris, Hachette et Cie.

was die Anführungszeichen bedeuten sollen. Ohne Angabe des Fundortes der zitierten Stellen sind die Gänsefüsschen überflüssig, ja störend. Hartmann wendet sie zwar auch an, aber ganz mit Recht, da er die Fundorte gewissenhaft verzeichnet. Aber warum die vielfach noch so beliebten unfranzösischen Anführungszeichen in einem französischen Texte? Der Franzose hält sehr streng darauf, dass diese Zeichen, welche doch den Zweck haben, Zitate einzuschliessen, diesen die geöffnete Seite zuwenden. Für die sprachliche Ausbildung der Schüler hat es zwar nichts zu bedeuten, ob wir dieser Aeusserlichkeit Rechnung tragen, aber ich meine, ebensogut wie man im englischen Unterricht darauf Bedacht nimmt, könnte es auch im französischen geschehen. Schmitz zitiert richtig in französischer Weise.

Eine Gegenüberstellung beider Ausgaben zeigt, dass Hartmann eine weit erheblichere Anzahl Tainescher Anmerkungen aufgenommen hat, als Schmitz. Man wird Hartmann daraus gewiss keinen Vorwurf machen wollen, aber andrerseits erleidet die Schmitzsche Ausgabe wegen des Fehlens der einen oder anderen Anmerkung keine Einbusse an Brauchbarkeit.

Wie überall so verraten auch in dieser Textausgabe die eigenen Anmerkungen Hartmanns sämtlich den gründlichen Forscher und hervorragenden Kenner französischer Geschichte und Litteratur. In den sprachlichen Erklärungen hat Hartmann sich einer gewissen Zurückhaltung befleissigt; das was er bringt ist aber durchweg vorzüglich. Die Anmerkung über den *code* (zu S. 4, Z. 18) hätte er vielleicht dahin erweitern können, dass dieses bürgerliche Gesetzbuch, an dem Napoleon selbst eifrig mitgearbeitet hat, seit 1870 wieder *code civil* heisst, und dass es noch heute — allerdings in sehr durchlöcherter Form — in Frankreich, in Rheinpreussen (mit Ausnahme der Kreise Rees, Emmerich und Duisburg), Rheinbayern, Rheinhessen, Birkenfeld, Baden, Belgien, Holland und Rumänien Gültigkeit hat. Zu S. 4, Z. 19 wäre eine Kennzeichnung der vier Klassen des *Institut* manchem nicht unwillkommen gewesen. Die Bemerkung zu S. 22, Z. 7, dass die *École militaire* die Pariser Kadettenanstalt sei, wo Napoleon i. J. 1784 eintrat, ist an sich durchaus richtig; heute aber befindet sich in diesem Gebäude keine Kadettenanstalt mehr, sondern im Mittelflügel die *École (supérieure) de guerre* (Kriegsakademie) und in den beiden Seitenflügeln Kasernements für die Artillerie und Dragoner. Nur den alten Namen hat das Gebäude beibehalten. Bei dieser Gelegenheit hätte sich auch erwähnen lassen, dass die *Écoles militaires* — unter denen die in Saint-Cyr bei Versailles als Eliteanstalt gilt, was zu 20, 24 hätte bemerkt werden können — von jungen Leuten besucht werden, die Offizier werden wollen, dass sie also unseren Kadettenhäusern und Kriegsschulen entsprechen; dass ferner die *École (supérieure) de guerre* für besonders tüchtige Leute, die bereits Offizier sind und die sich zur Adjutantur und zum Generalstabe vorbereiten wollen, bestimmt ist. Sachs und andere Hilfsmittel drücken sich in diesem Punkte nicht bündig aus. Auch zu *les clans de la Haute-Écosse* (23, 13) und zu *Rousseau* (23, 16) waren kurze Mitteilungen nicht unangebracht. Der Ausdruck „adliges Fräuleinstift“ (24, 20) berührt ebenso komisch, wie die „hochverehrte Herrn Lieutenantshose“ im Briefe eines überhöflichen Metzer Offiziersdieners. Dass das Fräuleinstift in *Saint-Cyr* schon zur Revolutionszeit in ein Lazareth, und von Napoleon i. J. 1806 (oder 1808?) in eine *École militaire* umgewandelt wurde, wäre unter Hinweis auf obige Notiz zu 22, 7 vielleicht der Erwähnung wert gewesen. Ferner vermisse ich eine kurze etymologische und geschichtliche Notiz über die Tuilerien (25, 27) und über den republikanischen Kalender (26, 21).

Da die dem Kaiser beigelegte Eigenschaft eines *officier de fortune* (107, 28) mehrere verschiedenartige Verdeutschungen gefunden hat, so hätte Hartmann den Ausdruck nicht schweigend übergehen sollen. Ausser Taine giebt auch Sandeau (in *Mlle. de la Seiglière* III 1) dem Kaiser diese Bezeichnung. Mehrere Erklärer des Sandeauschen Stücks übersetzen die Worte mit Sachs durch „Offizier, der von der Pike auf gedient hat"; das ist aber hier nicht angängig, da Napoleon von der Kadettenanstalt aus Offizier wurde. Hartmanns Ausgabe des Dramas verdeutscht die Stelle durch „Offizier, der Glück gehabt hat", die Sarrazinsche durch „Berufsoffizier, der nur seinen Degen hat". Alle diese Verdeutschungen treffen jedoch in der hier vorliegenden Gedankenverbindung, die da lautet: *sur le trône, comme dans les camps, général, consul ou empereur, il reste* ***officier de fortune*** *et ne songe qu'à son avancement*, den eigentlichen Sinn nicht. Auch der sich unmittelbar anschliessende Tainesche Passus lässt über die Unzulänglichkeit dieser Uebersetzung keinen Zweifel: Taine kennzeichnet den Kaiser darin als einen Mann, der, als ein Schosskind des Glücks und dazu von ziellosem Ehrgeiz und beispielloser Thatkraft beseelt, die höchsten Höhen politischer und militärischer Machtstellung bereits erklommen hat, und dessen ganzes Dichten und Trachten dahin geht, als ein halbgottähnliches, unerreichbares und unersetzliches irdisches Wesen ohnegleichen von der Mit- und Nachwelt angestaunt zu werden. *Après nous, le déluge!* das ist nach Taine des Kaisers Wahlspruch. Wenn nun Schmitz (87, 1) den Ausdruck *officier de fortune* durch „Glücksritter" wiedergiebt, so deckt sich dieser Begriff nur mangelhaft mit dem, was Taine hat sagen wollen. Ein Glücksritter *(chevalier d'industrie)* hascht in erster Linie nach Glücksgütern materieller Natur; Ruhm und Unsterblichkeit sind ihm Nebensache. Bei Napoleon aber gilt das gerade Gegenteil! Darum hat Taine das Wort *officier* nach meiner Auffassung in bewusster Absicht gebraucht, um damit die Art des Strebens näher zu bezeichnen und die Eigenschaften eines *chevalier d'industrie* dadurch von vornherein als für Napoleon nicht zutreffend auszuschliessen. Der wahre Offizier strebt nach idealen Zielen, nach Auszeichnung, Ruhm und Unsterblichkeit, und das ist eben auch die treibende Kraft in Napoleons Bestrebungen. Ein ganz treffendes deutsches Wort für den Begriff *officier de fortune* vermag ich zur Stunde nicht zu bieten, der Ausdruck „Streber" ist etwas zu schwach, obgleich er m. E. dem „Glücksritter" immerhin vorzuziehen sein dürfte. Auch das Wort „Zielmensch" befriedigt nur teilweise. Vielleicht findet der eine oder andere Leser eine passendere Verdeutschung.

Ausser den von Hartmann auf S. 116 seiner Ausgabe berichtigten Druckversehen sind mir noch einige andere aufgefallen. Es ist zu lesen: S. XI, Fussnote 1 *Maîtres;* S. 10, Z. 8 *je l'ai tracé;* S. 59, Fussnote *nonagénaire.* Im Beiheftchen: Anmerk. zu S. 7, Z. 20 *religieuses*; zu S. 52, Z. 22 *Vlissingen.*

Der Kommentar zur Ausgabe von Schmitz ist ebenfalls mit grosser Sorgfalt gearbeitet. Die sachlichen Erläuterungen hinter dem Texte sind in treffender Kürze gehalten, und ich habe nur wenig dazu zu bemerken. Zu S. 7 Z. 19 spricht Sch. von der „Pariser Militärschule", was an sich zwar nicht unrichtig, aber zu allgemein ausgedrückt ist. Unter Militärschulen sind sämtliche militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten, sowohl Kadettenhäuser als Kriegsschulen und Kriegsakademien, zu verstehen. Die „Pariser Militärschule", die sog. *École militaire*, enthält aber, wie oben bereits gesagt wurde, heute nur noch die letztere Bildungsanstalt, in die Napoleon als 15jähriger Kadett unmöglich aufgenommen

werden konnte. Drum hätte Schmitz etwa schreiben sollen: „Als 10jähriger Knabe kam Napoleon auf die Kadettenstalt zu Brienne und von hier nach fünf Jahren auf die damalige Pariser Kriegsschule, die heute nach St.Cyr verlegt ist. Die Pariser sog. *École militaire* ist eine Fortbildungsanstalt für hervorragend befähigte aktive Offiziere, die für höhere Kommandostellen ausersehen sind; eine solche Anstalt heisst in Deutschland Kriegsakademie, in Frankreich *École (supérieur) de guerre*". Zu 11,2 hätte Sch. bei demselben Begriff wenigstens darauf hinweisen sollen, dass die Pariser Anstalt gemeint ist. — In 11,10 war *gentilhomme vérifié par d'Hozier* (dieser Genealoge lebte übrigens unter Ludwig XVI; sein berühmter Ahne aus der Zeit Ludwigs XIII kann von Taine unmöglich gemeint sein) zu erklären; Hartmann thut es, indem er mitteilt, dass d'Hozier vor Napoleons Eintritt in die Schule zu Brienne mit einer eingehenden Prüfung des Napoleonischen Stammbaums beauftragt wurde. — In 11,26 vermisse ich auch bei Schmitz die Herleitung des Wortes *Tuileries* und einige kurze Angaben über die geschichtliche Bedeutung sowie über den heutigen Zustand dieses weltberühmten Bauwerks. — In der Anmerkung zu *Carrousel* (12,1) würde ich den wenig zutreffenden Ausdruck „Tanzreiten" etwa durch „Ringelrennen" geben, da die ritterliche Uebung zu Pferde im Ringelstechen, Pfeilschiessen, Hauen u. s. w. gemeint ist. — Eine dankenswerte Zugabe zu den republikanischen Monatsnamen (12,12) wäre es gewesen, wenn Schmitz den Umfang der neuen Zeiteinteilung nach unserem heutigen Kalender bestimmt hätte. Dadurch würde der irrigen Auffassung vieler vorgebeugt, die da meinen, die republikanischen und gregorianischen Monate deckten sich vollständig, während doch z. B. *messidor* den Zeitraum vom 19. Juni bis 18. Juli, *thermidor* den vom 19. Juli bis 17. August umfasst. — Die Bemerkung zu Archimedes (38,26) dürfte für Primaner überflüssig sein. — Die Verdeutschung von *par contre-coup* (112,2) hätte, falls es einer solchen überhaupt bedurfte, schon zu 106,30 erfolgen sollen. — Zu *messagerie* und *tontine* (113,3) wären erläuternde Bemerkungen wohl am Platze gewesen. — *La coupole des Invalides* (innere Kuppel) (119, 24—25) hätte unter Heranziehung von *le dôme des Invalides* (äussere Kuppel) und *l'hôtel des Invalides* (Invalidendom) erklärt werden sollen, da der Deutsche diese Bezeichnungen gerne durcheinanderwirft. — In 121,14 war *bourse* in der Bedeutung „Freistelle" anzugeben. — Die Anmerkung zu 121,15 spricht wieder von „Militärschulen", was in „Kriegsschulen" zu ändern ist; ferner vermisse ich hier die Mitteilung, dass in der *basilique de St-Denis* seit Dagobert I († 638) fast alle Könige von Frankreich beigesetzt worden sind, und dass dieses herrliche Bauwerk das älteste Denkmal gothischen Stils ist.

Die Fussnoten unter dem Text enthalten bei Schmitz ausser den bereits angedeuteten Taineschen Anmerkungen eine Anzahl Uebersetzungshilfen. Hier scheint mir der Herausgeber jedoch des Guten etwas viel gethan zu haben. Laut Grundsatz 12 des Prospekts der Sammlung sollen die Bändchen Uebersetzungshilfen „nur vereinzelt und zwar da bieten, wo auch der sorgsam sich vorbereitende Schüler zum Verständnis thatsächlich Hinweis und Hilfe notwendig hat", d. h. da, wo ein solides Schulwörterbuch und die Grammatik die Auskunft versagen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen mir folgende Fussnoten überflüssig: 4,1; 5,1; 6,2; 9,2; 20,2; 20,3; 21,1; 24,2; 25,1; 25,2; 29,1; 30,3; 31,2; 32,1; 36,2; 49,1; 51,1; 57,2; 66,2; 74,2; 86,2; 90,1; 90,2; 92,2; 92,4; 93,1; 95,1; 97,1; 106,1; 111,1. — Die Fussnote zu *des livrets tenus à jour* (32,2) trifft n. m. M. den Sinn nicht genau; es sind nicht „Hefte, die so geordnet sind, dass man ihren Inhalt klar durchschaut", sondern mächtige Bände, die — wie der

Kaufmann sich auszudrücken pflegt — täglich „beigeschrieben" werden, „in denen alle Vorkommnisse bis auf den letztverflossenen Tag verzeichnet sind". Hartmann (50,24) kommt dieser Bedeutung näher, wenn er *tenus à jour* mit „auf dem Laufenden erhalten" übersetzt. — Den von Taine zitierten Ausdruck Napoleons *se f . . .* hat Schmitz (93,28) passend durch *se moque* ersetzt. In einem Schülerkommentar hätte Hartmann (114,6) auf Angabe des vollständigen Verbs *foutre* verzichten können; *se ficher* hätte dieselben Dienste gethan. — Zu 96,21 vermisse ich die Unterscheidung zwischen *sûreté* (wirkliche S.) und *sécurité* (vermeintliche S.); die üblichen Hilfsmittel geben darüber keine bündige Auskunft. Hartmanns biographische Einleitung ist mustergiltig; die Schmitzsche ist etwas dürftig und enthält neben einigen stilistischen Härten auch ein paar chronologische Versehen, die weniger auf den Laien und Schüler, als auf den Spezialforscher störend wirken.

Beide Ausgaben habe ich scharf unter die Lupe genommen, um an meinem Teile möglichst objektiv zur weiteren Vervollkommung der beiden interessanten Bändchen beizutragen. Mein über beide Ausgaben günstig lautendes Gesamturteil wird durch die gekennzeichneten kleinen Unebenheiten nicht herabgedrückt. Zwar ist die Schmitzsche Ausgabe — wie Herr Prof. Dr. Behrens mir nachträglich bei der Korrektur mitteilt — im *Neuphilologischen Centralblatt* vom Februar 1895 durch G. Wenzel ziemlich absprechend beurteilt worden; die gemachten Ausstellungen sind aber mit wenigen Ausnahmen recht geringfügiger Natur, stellenweise sogar gänzlich unberechtigt. Es wäre sonach ein Unrecht, wollte man die Schmitzsche Ausgabe zu einer minderwertigen stempeln. Es allen Recht zu machen ist eine ganz besondere Kunst! Also noch einmal: Beide Bändchen gehören zum Besten, was zur Zeit auf dem Gebiete der Schulausgaben vorhanden ist.

QUEDLINBURG. R. KRON.

Miszellen.

Die 43. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 25—28 September in Köln tagte, hat einen glänzenden Verlauf genommen. Aus allen Teilen Deutschlands und den benachbarten Ländern waren über tausend Männer der Wissenschaft und der Praxis herbeigekommen, um sich in dem gastlichen Köln die Hand zu reichen, um in Versammlungen, Sektionen, und im kleineren Kreise ihre Gedanken auszutauschen, um wissenschaftliche Fragen zu erörtern und für ihren Beruf neue Anregung zu finden. Jeder Teilnehmer wird den Eindruck gewonnen haben, dass die diesjährige Versammlung den früheren ebenbürtig zur Seite tritt.

Mit berechtigtem Stolze kann die neuphilologische Sektion auf die Kölner Tage zurückschauen. Sie konstituierte sich in der stattlichen, bisher unerreichten Zahl von 128 Mitgliedern, unter denen sich zahlreiche Vertreter der Hochschule, u. a. Baist (Freiburg), Kellner (Wien), Körting, Koschwitz, Lindner, Morf, Morsbach, Schulze, Stengel, Suchier, Vollmöller[1]) und die hervorragendsten Männer der Praxis (Geh. Reg.- u. Schulrat Dr. Münch, Direktor Walter, Professor Kühn etc.) befanden. Auch Vorträge waren so zahlreich angemeldelt, dass die Zeit, die für die Verhandlungen in der Sektion bestimmt war, nicht ausreichte. In der konstituierenden Versammlung wurde daher vorgeschlagen, die Sektion in eine pädagogische und wissenschaftliche (Französisch u. Englisch) zu teilen. Dagegen wurde geltend gemacht, dass dadurch vielen Mitgliedern die Möglichkeit genommen werde, alle die Vorträge zu hören, die für sie von besonderem Interesse seien. Man einigte sich schliesslich dahin, nur eine Sektion zu bilden, und die Herren, welche Vorträge angemeldet hatten, zu bitten, sie so zu kürzen, dass möglichst alle zu Worte kämen. Der Vorstand (Professor Koschwitz und Oberlehrer Adeneuer, Köln) setzte die Reihenfolge der Vorträge fest und schlug vor, am Mittwoch Nachmittag eine ausserordentliche Sitzung anzuberaumen, womit die Versammlung sich einverstanden erklärte.

Den ersten Vortrag hielt Oberlehrer Gundlach (Weilburg) über den Reform-Unterricht in den oberen Klassen. Der Redner wünscht, dass auch auf den oberen Klassen die Reform voll und ganz durchgeführt werde. Die Zielleistung eines Primaners müsse Fertigkeit im freien, schriftlichen und mündlichen Gebrauche der französischen

---

[1]) Professor W. Förster, der sich als Vorsitzender des vorbereitenden Komitees um die neuphilologische Sektion grosse Verdienste erworben hatte, war leider durch Krankheit verhindert, an den Verhandlungen teil zu nehmen.

Sprache sein. Das könne nur erreicht werden, wenn von dem Lehrer stets die fremde Sprache im Unterricht angewendet werde. Jeder Schriftsteller, auch Molière und Shakespeare müssten in der fremden Sprache erklärt werden. Die Uebersetzung ins Deutsche dürfe nur ausnahmsweise stattfinden, denn sie erschwere die Erlernung der fremden und nütze der Muttersprache nicht. Die fremdsprachliche Lektüre sei so zu behandeln, wie ein deutscher Schriftsteller. Das sinngemässe Lesen sei ein hinreichender Beweis dafür, dass der Schüler den Schriftsteller verstanden habe. Auch bei der Lektüre sei immer zu bedenken, dass die Erlernung der Sprache die Hauptsache sei. Es müsse möglichst viel, aber nicht oberflächlich gelesen werden.

Die Sprechübungen seien in den Oberklassen hauptsächlich an die Lektüre anzuschliessen und würden am besten in Rede und Gegenrede gekleidet. Nachahmung sei auch hier das beste Mittel, bei den Schülern einen guten Ausdruck zu erzielen.

Als schriftliche Arbeiten seien die Extemporalien zu verwerfen, weil sie nicht als Gradmesser der Schlagfertigkeit, des wirklichen Könnens der Schüler gelten könnten. An ihre Stelle hätten Diktate, die auch auf dieser Stufe von der grössten Wichtigkeit seien, und freie Arbeiten bezw. Aufsätze zu treten. In letzteren könne Befriedigendes nur geleistet werden, wenn sie durch die Lektüre bezw. Sprechübungen hinlänglich vorbereitet seien.

Das grammatische Pensum müsse in Obersekunda zum Abschluss gebracht werden; in der Prima gelte es, das Erworbene festzuhalten, den Stoff nach neuen Gesichtspunkten zu gruppieren, zu vertiefen und zusammenzufassen. Nicht allein das wie, sondern auch das warum müsse beantwortet werden. Grammatische Erörterungen würden am besten in deutscher Sprache an die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten angeschlossen.

Der Redner fasste seine Ausführungen in folgende Thesen zusammen.

1. Die schriftlichen Arbeiten bestehen in Diktaten, Beantwortungen von Fragen, freien Arbeiten bezw. Aufsätzen. Uebersetzungen aus dem Deutschen und ins Deutsche sind zu vermeiden.
2. Bei der Lektüre ist die Fremdsprache Unterrichtssprache.
3. Die Sprechübungen knüpfen vorwiegend an die Lektüre an und bereiten auf die freien schriftlichen Arbeiten vor.
4. Der grammatische Unterricht bezweckt Erhaltung und Vertiefung des Erworbenen. Dabei ist die Satzphonetik heranzuziehen.
5. Für die Abschluss- wie für die Reife-Prüfung ist eine freie Arbeit als Ersatz für die Uebersetzung zu wünschen.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Besprechung an, in der Direktor Steinbart (Duisburg) zunächst hervorhob, man möchte doch nicht die alte Methode als ein Gespenst ansehen, denn mit ihr hätten tüchtige Lehrer Bedeutendes geleistet. Ausserdem sei sie durch die Prüfungsordnung und die Organisation des Unterrichts geboten. Er gebe einem sicheren Lehrgange nach einem Lehrbuche den Vorzug vor der neuen Methode, die zu grosser Verwirrung führe, da der eine Lehrer nicht wisse, was der andere durchgenommen habe. Auch in den Extemporalien sei ein gutes Französisch zu erzielen, wenn man diesen Uebungen französische Texte zu Grunde lege. Zum Denken in der fremden Sprache könne man den Schüler nicht erziehen, und in den Aufsätzen werde man immer ein mehr oder weniger schlechtes Französisch finden. Das sei nun einmal auch mit der besten und neuesten Methode nicht zu ändern. Uebrigens sei die Hauptaufgabe des neusprachlichen Unterrichts nicht Schlag-

fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der fremden Sprache: er habe vielmehr eine viel höhere ethische Aufgabe, das Verständnis der Schriftsteller. Um das zu erreichen sei eine Uebersetzung unentbehrlich, ohne sie verfalle man ins Raten und Tasten. Ausserdem müsse er bezweifeln, dass alle Lehrer im Stande seien, Molière oder Shakespeare in der Fremdsprache zu erklären. Bezüglich der Sprechübungen wünscht er, dass man sie nicht an die Lektüre, sondern an das, was die Schüler umgebe, anschliesse.

Kühn (Wiesbaden) pflichtet im ganzen Gundlach bei. Auch er hält Diktate, wenn sie lautrichtig gegeben und systematisch benutzt werden, für vorzügliche Uebungen und einen vollwertigen Ersatz der Extemporalien. Die freien Arbeiten bezw. Aufsätze lässt Redner aus dem gesamten Unterrichte heraus wachsen, und nicht bloss aus der Lektüre, für die er besonders moderne Historiker geeignet hält. Auch er ist der Ansicht, dass man beim Unterrichte so viel als möglich die Fremdsprache anwenden müsse, jedoch dürfe die Gründlichkeit des Unterrichts nicht darunter leiden.

Gegenüber Steinbart bemerkt Walter (Frankfurt), dass die Umgebung des Schülers in den unteren und mittleren Klassen Gegenstand der Sprechübungen sei, auf den oberen Klassen müsse die Lektüre an die Stelle treten. — Die Prüfungsordnung könne nicht massgebend sein, es gelte eben zu beweisen, dass mit einer anderen Methode besseres zu leisten sei. Die Lektüre, die im Inhalt gediegen und in der Form vorbildlich sein müsse, sei gründlich zu betreiben, so dass der Schüler sie sich in jeder Weise aneigne.

Geheimrat Münch findet als objektiver Zuschauer, dass tüchtige Lehrer schliesslich mit beiden Methoden anerkennenswerte Erfolge erzielen könnten. Es gebe Lehrer, die mit der alten Methode Bedeutendes, und andere, die mit der neuen nichts leisteten. Es komme eben sehr auf das persönliche Geschick des Lehrers an. Im allgemeinen sei daran festzuhalten, dass in der Grammatik die Regeln durch mannigfache Übungen zu befestigen seien; der Lektüre allein könne das nicht überlassen werden. Die meisten Lehrer würden bei der Lektüre eines fremdsprachlichen Schriftstellers ohne Übersetzung ins Deutsche nicht auskommen. Jedoch möge man nicht zu viel am Ausdrucke feilen; das sei zu zeitraubend und wenig zweckentsprechend, da die gelesene Sprache doch immer die Hauptsache bleiben müsse. Es gebe übrigens Lehrer, die in kurzer Zeit ihre Schüler soweit zu fördern verständen, dass denselben eine gute Uebersetzung nicht viel Mühe mache. — Bei den Sprechübungen dürfe man nicht zu sehr am Texte kleben, das sei für Lehrer und Schüler langweilig und wenig fruchtbringend. Man müsse sie vielmehr freier gestalten und auf diese Weise die Geister anregen und beleben.

Nachdem auch noch von anderer Seite darauf hingewiesen worden war, dass man kaum von einem Lehrer verlangen könne, Molière und Shakespeare in der Fremdsprache zu interpretieren, erklärte sich die Versammlung im allgemeinen mit den Thesen Gundlach's einverstanden.

Es dürfte sich wohl empfehlen, die vom Vorstande bestimmte Reihenfolge der Vorträge hier aufzugeben und im Anschlusse an den obigen Vortrag zunächst über diejenigen zu berichten, die Fragen aus der Praxis behandeln.

Ueber den Unterricht in der Litteraturgeschichte im Anschluss an die 'Femmes Savantes' sprach Direktor Tendering (Elberfeld) und führte in Kürze folgendes aus. Zum Verständnis der Lektüre sei litterargeschichtliche Unterweisung notwendig. Daher müsse

sich letztere auch an erstere anschliessen. So werde durch die Anknüpfung an Bekanntes es möglichst vermieden, dass hinter dem Namen keine Sachanschauung stecke. Ganz sei das allerdings nicht zu vermeiden, da sich der Schüler ein Urteil, das auf umfangreicher eigener Lektüre beruhe, nicht bilden könne.

Das Wichtigste sei, dass in dem Schüler das Verständnis geweckt werde für die geistigen Strömungen bei den modernen Culturvölkern, namentlich soweit sie auch in unserem Vaterlande von Einfluss gewesen seien.

Bei der Lektüre der Schriftsteller sei von Anfang an auf die litterargeschichtliche Belehrung in ähnlicher Weise Wert zu legen, wie auf die grammatische; ebenso sei auch eine schliessliche Zusammenfassung des Erarbeiteten nötig.

Redner weist dann im Einzelnen nach, wie sich die wichtigsten litterargeschichtlichen Thatsachen im Anschluss an die Femmes Savantes behandeln lassen. Es sei natürlich früher schon vieles besprochen worden, das hier übergangen werden könne oder nur kurz erwähnt zu werden brauche. Es komme ihm besonders darauf an zu zeigen, wie schon aus der Lektüre eines Semesters sich das Wichtigste ergebe. Zu berücksichtigen sei nicht nur die klassische Periode, sondern auch die vorklassische, und die moderne Litteratur der Franzosen dürfe dem Schüler nicht fremd bleiben. Selbst der Naturalismus dürfe in der Schule nicht mit vornehmem Schweigen übergangen werden, ebenso wenig wie man im naturkundlichen Unterricht den Darwinismus unerwähnt lassen könne. Es liege sonst die Gefahr nahe, dass die naturalistische Litteratur, gerade weil sie in der Schule geächtet gewesen sei, später um so grössere Anziehungskraft ausübe. Der Lehrer müsse dem Schüler auf diesem Gebiete ein unparteiischer Führer sein.

Neben der schon erwähnten Zusammenfassung, die sich am Schlusse des Schuljahres empfehle, schlägt Redner vor, die Zeit zwischen der Reifeprüfung und der Entlassung der Schüler zu zusammenhängendem Unterricht in der französischen Litteraturgeschichte, insbesondere des neunzehnten Jahrhunderts zu verwenden.

Zu dem Vortrage bemerkt zunächst der Vorsitzende, dass der Redner dem Universitätslehrer manche schätzbare Winke für die Behandlung der Litteraturgeschichte im Anschluss an die Lektüre gegeben habe, dass es ihm aber zweifelhaft erscheine, ob der vorgeschlagene Weg für die Schule gangbar sei.

Kühn meint, dass sich der Unterricht in der Litteraturgeschichte doch nicht ungezwungen an ein einziges Werk anschliessen lasse. Auch er sei der Ansicht, dass dieser Unterricht an die Lektüre angeschlossen werden könne und müsse, aber gedeihlich lasse sich das nur im Anschlusse an die gesamte Lektüre machen. Insbesondere böten die mannigfachen, den verschiedenen Sprachepochen entlehnten Stoffe des Lesebuchs die beste Gelegenheit zu litterargeschichtlicher Belehrung. Mit dem Redner sei er der Ansicht, dass eine Zusammenfassung notwendig sei.

Geheimrat Münch fasst den Vortrag nur als eine Lehrprobe auf, die zeigen solle, wie sich überhaupt Belehrung in der Litteraturgeschichte an die Lektüre, die doch den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts bilden solle, anlehnen könne. Dann übergehend auf das Mass dessen, was gefordert werden müsse, warnt Redner davor, sich mit dem äusseren Beiwerke (Lebensbeschreibung) zu begnügen, dem Schüler müsse vielmehr Gelegenheit geboten werden, die hervorragendsten Schriftsteller aus ihren Werken kennen zu lernen. Mit dem Vortragenden ist er der Ansicht, dass solche kulturhistorische Erscheinungen, die zu Deutschland in

Beziehung stehen, besonders zu berücksichtigen seien, und dass auch die neueste Litteratur (z. B. Zola) nicht unerwähnt bleiben dürfe, um die Schüler in dem Widerstreit der Meinungen nicht führerlos zu lassen.

Nachdem Direktor Walter noch betont hatte, dass die Hauptsache im neusprachlichen Unterrichte die Lektüre sei, die gründlich betrieben werden müsse und viel Zeit in Anspruch nehme, dass man daher in der litterargeschichtlichen Unterweisung Mass halten solle und sie am besten an eine Chrestomathie anschliesse, bestätigt Tendering im Schlussworte die Auffassung, die Geheimrat Münch vorgetragen hatte. Er habe lediglich an einem Stücke Molière's zeigen wollen, dass und wie man am besten die Litteraturgeschichte im Anschluss an die Lektüre unterrichte.

Die äusserst wichtige Frage der Vorbildung der neuphilologischen Lehrer wurde in zwei Vorträgen behandelt.

Universitätsprofessor Lindner (Rostock) sprach in Kürze über: Die Reform des neuphilologischen Staatsexamens.[1]) Vorher bemerkte der Vorsitzende, dass diese Frage eine brennende sei, und dass der Minister bereits eine neue Examensordnung habe entwerfen lassen, die jetzt mehreren Universitätsprofessoren zur Begutachtung vorliege. Die Sache sei jedoch bis jetzt vertraulich. Hierauf führte der Redner ungefähr folgendes aus: Die bestehenden Prüfungsvorschriften seien ganz verfehlt. Der Examinator sei nicht im Stande, sich in zwei Stunden, die jetzt auf die Prüfung verwendet würden, ein Urteil über die Vorbildung und die Kenntnisse des Examinanden zu bilden. Es seien zwei Examina notwendig. Das erste, das wissenschaftliche, müsse nach einem zweijährigen Besuche der Universität abgelegt werden und viel leichter sein als jetzt. Dann solle der Kandidat ein Jahr ins Ausland gehen und sich in zwei Probejahren praktisch für seinen Beruf ausbilden. Während dieser Zeit habe er hinreichend Gelegenheit, sich für das zweite (praktische) Examen vorzubereiten, in dem über Pädagogik, Litteratur, Sprechfertigkeit etc. geprüft werden müsse. Die Prädikate sollen lauten bestanden oder nicht bestanden.

Dieselbe Frage beleuchtete von einem anderen Gesichtspunkte aus Rossmann (Wiesbaden) in seinem Vortrage: Inwiefern unterrichten die Neuphilologen Frankreichs unter günstigeren Verhältnissen als ihre deutschen Kollegen. Der Redner spricht sich eingehend über das Studium der neueren Sprachen in Frankreich aus und weisst nach, dass die Neuphilologen Frankreichs sich uns gegenüber mancher Vorteile erfreuen. Insbesondere hebt er hervor, dass die französische Unterrichtsbehörde von dem Kanditaten nur eine Fremdsprache als Hauptfach verlange, dass sie durch Verleihung von 18 Stipendien es den Lehrern ermögliche, ins Ausland zu gehen und sich die erforderliche Fertigkeit im freien Gebrauche der Fremdsprache zu erwerben, und später von ihm als Lehrer eine geringere Zahl von Stunden (15) verlange. Daher seien die Erfolge im Deutschen auch erfreulicher als die seines deutschen Kollegen im Französischen, dem mit 22—24 wöchentlichen Stunden in grossen Klassen eine zu grosse Arbeitslast auferlegt werde. Der Redner fasste seine Ausführungen in 4 Thesen zusammen, die allgemeine Zustimmung fanden und folgendermassen lauten:

1. Der Neuphilologe studiert nur eine fremde Sprache als Hauptfach.
2. Jeder Neuphilologe geht vor seiner Anstellung ein Jahr ins Ausland und später alle 5 Jahre 2 Monate.

---

[1]) Der Redner beabsichtigt auf der nächstjährigen Neuphilologenversammlung seinen Vortrag in extenso zu halten, was hier wegen Mangels an Zeit nicht möglich war.

3. Der Neuphilologe lehrt mehrere Fächer in den unteren Klassen, Englisch und Französisch in den mittleren und unterrichtet in den oberen Klassen nur sein Hauptfach.
4. Er erteilt wöchentlich höchstens 18 Stunden.

Diese Wünsche sollen auf dem nächstjährigen Neuphilologentage nochmals besprochen und dann dem Minister unterbreitet werden.

Den ersten wissenschaftlichen Vortrag hielt Universitätsprofessor Baist (Freiburg). Er bespricht das Verhältnis des Oxforder Roland zum Carmen de proditione Guenonis und Pseudoturpin gegenüber den vorherrschenden Anschauungen. Das 'Carmen de proditione' kennt den Streit zwischen Roland und Ganelon, also auch die mit ihm zusammenhängenden Episoden und ist jünger als das 12. Jahrhundert; die freikürzende Behandlung des Stoffes entspricht ganz der Art mittel-englischer Gedichte. Der Pseudoturpin ist das 4. Buch des 'Liber Jacobi' und geht in allen Hss. auf dieses zurück. Das 'Liber Jacobi' ist zwischen 1137 und 1147 von einem Franzosen und Spanier gemeinsam oder von einem Franzosen allein erfunden, nicht von dem durch jüngere Hand in das erhaltene Originalms. eingeführten Aymericus Picaudus; als Verfasser ist der Papst Calixt, als Herausgeber der gleichzeitige französische Cardinaldiacon Aimery untergeschoben. Der Pseudoturpin erscheint als integrierender, tendenzgerechter Bestandteil der ganzen kirchlichen Fälschung, aus einem Guss, nicht aus verschiedenen Schichten gebildet. Die Verarbeitung der Chanson zur 'Passio Rotholandi' wird inhaltlich nicht nur durch den Zweck, sondern auch durch das bestimmt, was vorher erzählt war. Spanien ist vollständig unterworfen, also auch Marsirius, und damit fällt die Botschaft des Blancandis; der König von Afrika mit seinen Völkern ist umgebracht. Beligandus kann von dort nicht kommen. Um den Namen zu behalten, wird er zum Mitregenten des Marsirius gemacht und verdrängt den Algalifen. Es liegt deshalb kein Grund zu der Annahme vor, dass der Verfasser einen anderen Roland gekannt habe als wir, einer Annahme, die schon durch das Datum der Fälschung unwahrscheinlich gemacht wird.

Die Gegensendung Ganelons ist im Roland für jeden Zeitgenossen verständlich motiviert. Mit ihr ward durch früh interpolierte Verse die Gesandtschaft Basans und Basilies in Parallele gebracht, während diese ersten Boten die Kriegsdrohung zu überbringen hatten. Einige ähnliche Missverständnisse, die Baligantepisode, und etwa ein Teil des Hauptkampfes, lassen sich aus der einzig erhaltenen Baligantredaktion ausscheiden. Die zurückbleibenden Hauptbestandteile des Gedichts sind zu einheitlich durchgebildet, als dass wir eine ältere Form zu erschliessen vermöchten.

Ueber ein bisher wenig beachtetes Testament sprach Privatdozent Dr. Schulz (Berlin) und machte in Kürze folgende interessante Mitteilungen. Auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindet sich unter der Signatur As 12916 ein Büchlein, 62 Seiten 8° umfassend, mit dem Titelblatte: Le Testament de Jean Jaques (sic!) Rousseau, und der Jahreszahl des Druckes 1771; es gelangte im Jahre 1836 in den Besitz obiger Bibliothek. Auf die Existenz dieser Schrift, welcher man in keiner Ausgabe von Rousseau's Werken begegnet, hat zuerst der verdienstvolle Rousseauforscher Albert Jansen in seinem Buche J.-J. Rousseau, Fragments inédits, Recherches biographiques et littéraires, 1882, hingewiesen; der letztere bemerkt zugleich, dass er an keiner anderen Bibliothek ein zweites Exemplar angetroffen habe.

Dass die Schrift echt sei, hat Jansen sehr wahrscheinlich gemacht

durch Heranziehung eines unedierten auf der Bibliothek zu Neufchâtel befindlichen Briefes, den Herr von Saint-Germain am 28. Febr. 1770 an Rousseau gerichtet hat, und der inhaltlich in enger Beziehung zu einem Passus am Schlusse des „Testaments“ steht; auch sprechen noch andere Gründe für die Authentizität. Schwieriger ist es, die Frage befriedigend zu beantworten, warum bei den Zeitgenossen nirgends eine Anspielung auf unser Schriftstück vorzukommen scheint. Auch seit der Mitteilung Jansen's, der ungefähr eine Seite aus dem letzteren abgedruckt hat, ist nicht wieder die Rede davon gewesen, und es ist daher noch jetzt so gut wie unbekannt.

Was den Jnhalt betrifft, so darf man das Testament wohl als ein litterarisches bezeichnen, indem Rousseau darin seine Hauptwerke durchgeht und seine letzten Ansichten darüber ausspricht. Seine Urteile sind fast durchweg anziehend, in mehr als einer Hinsicht eigenartig, namentlich dasjenige über die Nouvelle Héloïse. Auf die Betrachtung seiner Schriften folgt eine Anzahl von Abschnitten, von denen die meisten mit Je me repens und Je demande pardon beginnen, aber vielfach ironisch gefärbt sind. Er bereut es, gesagt zu haben, dass die Mehrzahl der Akademieen lächerliche Institute seien, die zu nichts taugen: Je prie les académies d'excuser mon erreur, et de ne point faire de moi un académicien. Er bittet die Mediziner um Verzeihung dafür, dass er ihre göttliche Kunst angeschwärzt habe: malgré mon repentir, je ne m' attends pas que les médecins daignent me pardonner; leur ressentiment est juste: Si, devenant malade et tombant dans le délire, j'implorais leur recours, je conviens qu'il serait raisonnable de me le refuser, et même je les en prie, u. s. w. Schliesslich bereut er auch noch in gewisser Weise, vorliegendes Testament geschrieben zu haben, anstatt ganz zu schweigen: Si j'avais toujours su me taire, je n'aurais pas pris la peine d'écrire ceci; mais je l'ai pris, parce qu' une faute de plus ou de moins n'est qu'une bagatelle.

Dies sind die letzten Worte.

Bibliothekar Dr. Seelmann sprach in humorvoller Darstellung über den Anteil der Kleriker an der altfranzösichen Volkslyrik und suchte zu beweisen, dass letztere nicht national und christlich sondern durchaus mönchisch sei.

Schliesslich äusserte sich Universitätsprofessor Vollmöller über Zwecke und Ziele, Plan und Einrichtung, die bisherigen Geschicke und die künftige Gestaltung seines romanischen kritischen Jahresberichtes.[1])

Nach Erledigung der Tagesordnung wurde beschlossen gegen einige Ausführungen des ersten Vorsitzenden (Dir. O. Jäger) in seiner Eröffnungsrede Verwahrung einzulegen. Folgende Resolution, der sich auch die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion anschloss, wurde gegen zwei Stimmen angenommen und in der öffentlichen Schlusssitzung von dem Berichterstatter der neuphilologischen Sektion (Dir. Tendering) verlesen. Sie lautet:

„Die Sektion giebt gegenüber den Aeusserungen, die der erste Vorsitzende in der Begrüssungsrede über Wert und Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu jedem anderen gemacht hat,

---

[1]) Prof. Stengel musste sich leider wegen Mangels an Zeit mit einer gedrängten Zusammenfassung seines angekündigten Vortrages: Der Strophenausgang in den ältesten französischen Balladen und sein Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock begnügen. Der Vortrag wird jedoch in extenso in dieser *Zeitschrift* zum Abdruck kommen.

ihrer Ueberzeugung dahin Ausdruck, dass keinem Unterrichtsfache ausschliesslich diese Bedeutung zukommt, dass vielmehr jeder Unterrichtszweig, welches auch seine Eigenart sei, dem gemeinsamen Zwecke alles höheren Unterrichts dient, den Schüler nach Geist und Gemüt so zu erziehen und heranzubilden, dass er als Mann in führender Stellung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens auch für die idealen Güter unseres Volkes mit Begeisterung zu wirken vermag."

Der Vorsitzende schliesst dann die Sitzungen mit dem Danke für das rege Interesse, das von den zahlreichen Mitgliedern den Verhandlungen entgegengebracht worden sei, und mit dem Ausdruck der Freude über das harmonische und gedeihliche Zusammenwirken von Universität und Schule.

Direktor Steinbart dankt dem Vorsitzenden im Namen der Sektion für die grosse Umsicht und hervorragende Sachkenntnis, mit der er die Verhandlungen geleitet habe.

Die Mitglieder der neuphilologischen Sektion trennten sich dann in dem Bewusstsein, dass sie kostbare Tage geistiger Anregung und freudigen Schaffens zusammen verlebt hatten, und in der Ueberzeugung, dass sich ganz besonders in den diesjährigen Verhandlungen die Lebenskraft der neuphilologischen Wissenschaft bethätigt und gekräftigt habe.

KÖLN. DR. ABECK.

Die Memoiren des General-Baron von Marbot[1]).

Der Bonapartismus hat zwar in Frankreich so ziemlich abgewirtschaftet, doch der Zauber, der Napoleons I. Person umgiebt, scheint dort auch in den Kreisen der Höhergebildeten noch ziemlich ungeschwächt zu sein. Denn Jahr für Jahr erscheinen neue, für diese Gesellschaftsklasse berechnete Schriften von meist recht geringem wissenschaftlichen Werte, aber pikant zugestutzt, fesselnd geschrieben und deshalb eifrig gelesen. Die urteilslose Presse in und ausserhalb Frankreichs versäumt es selten, geschickte Auszüge zu geben, pikante, effektvolle Stellen zusammenzutragen und so den Appetit nach weiteren Genüssen zu reizen. So erklärt es sich, dass Werke, wie der neuerdings erschienene *Napoléon intime*, die nicht nur wertlos und grundverkehrt, sondern auch geradezu schädlich sind, in Blättern, welche von verdienstvollen, wissenschaftlichen Werken grundsätzlich keine Notiz nehmen, ihr Reclameplätzchen finden. Zu den neuen Publikationen über Napoleon I., die nicht ganz auf einer Stufe mit jenem *Napoléon intime* stehen, aber doch unverdiente Anpreisung und Auflagenzahl erfahren (jetzt liegt schon die 24. vor) gehören auch die Aufzeichnungen des Generals Marbot über die Jahre 1800—1815, in denen er selbst an den Kämpfen des Schlachtenkaisers tapferen Anteil hatte, ohne freilich dadurch besondere Rangerhöhung und Auszeichnung zu erlangen. Seine Schilderung, die vorwiegend den eigenen, renommistisch gefärbten Ruhmesthaten gewidmet und nebenbei ein pikantes Echo des Lager-Anekdotenkrams ist, enthält aber über Napoleon kaum etwas erheblich Neues, giebt uns von ihm als Feldherrn, Politiker und Menschen ein beinahe fleckenloses Idealbild und steht, schon weil sie bereits 1844 aufgezeichnet wurde, weit hinter dem Standpunkte der heutigen Erforschung und Beurteilung jener Zeiten zurück. Es wird unsere Aufgabe sein müssen, dieses scheinbar absprechende, mit den lärmenden Lob-

[1]) *Mémoires du Général Baron de Marbot,* Paris, E. Plon, Nourrit et Cie., T. III.

preisungen unserer Tagespresse in auffallendstem Widerspruch stehende Urteil zu beweisen.

Zunächst geben die persönlichen Verhältnisse des Verfassers uns gar keine Gewähr für die Fähigkeit einer umfassenden, vorurteilslosen Anschauung der verwickelten Ereignisse jener 15 Jahre. Die Familie unseres Autors — Marcelin de Marbot — war aufs engste mit der Zeit des *ancien régime* verbunden und deshalb der grossen Bewegung, die mit dem Jahre 1789 ausbrach, feindlich gesinnt. Drei Brüder seiner Mutter wanderten aus, das Schloss der Marbots wurde von einem aufrührerischen Bauernhaufen heimgesucht und dabei die Rechtstitel vernichtet. Seine erste Erziehung bei einem Fräulein Montgalvi in Turenne war ganz im Sinne der alten Anschauungen, die spätere, den jacobinischen Grundsätzen sich schlau anschmiegende Abrichtung, welche er in einem ehemaligen Benediktinerkloster zu Sorèze erhielt, scheint nicht sehr nach seinem Geschmacke gewesen zu sein. Die persönlichen Eindrücke, welche er gelegentlich von den jacobinischen Grausamkeiten empfing, konnten seinen Hass gegen die Revolution nur noch steigern. So ist denn das Wenige, was in seinen Memoiren über die grosse Revolutionsbewegung erzählt wird, ebenso oberflächlich, wie ungerecht. Die ganze Zeit erscheint ihm nur als ein Abbild der Gesetzlosigkeit, Gewaltthätigkeit und des Unrechtes. Sein späteres Dienstverhältnis zu Napoleon I. hat natürlich diese knabenhafte Auffassung — Marbot war am 18. August 1782 geboren — nur noch gefestigt.

Der Vater unseres Autors schloss sich indessen als Politiker, wie als Militär der neuen Zeit an. Obwohl Gegner der Revolution, hasste er doch die eigentliche Feudalpartei und die Emigranten, war Deputierter der Nationalversammlung und Präsident des Rates der Alten, focht die Kämpfe gegen die Koalition und die Vaterlandsverräter mit aus und fand frühzeitig — im Alter von 47 Jahren — einen ehrenvollen Tod bei der Verteidigung Genuas gegen die Oesterreicher. Die Teilnahme an dem Staatsstreiche Bonapartes wies er entschieden zurück, auch als der aus Egypten heimkehrende General ihn in Lyon persönlich zu gewinnen suchte. Schon früher hatte er ähnliche Anerbieten des ehrgeizigen Doktrinärs Sieyès abgelehnt und sogar seine militärische Stellung geopfert. Sonach scheint dieser Vater ein grader, biederer Mann gewesen zu sein, der nur seines Emporkommens halber sich den neuen Machthabern anbequemen musste. Seinen Sohn liess er von der Pike an dienen. Als ein gewöhnlicher Husar, ging dieser mit seinem Vater Okt. 1799 zur italienischen Armee ab, wurde 1800 Unterlieutenant, 1805 Lieutenant, 1807 Hauptmann und erst 1812 Oberst. Und das, obwohl er in den Jahren 1805 bis 1812 in Deutschland, Spanien, Russland die gefährlichsten Kämpfe mit durchgemacht, als Adjutant Proben seines Mutes und seiner Geschicklichkeit abgelegt, in dem Kriege gegen Oesterreich (1805) sich vor Regensburg und Mölk ausgezeichnet, bei Eylau seine Unerschrockenheit fast mit dem Leben gebüsst, obwohl er zu einem Augereau, Lannes, Massena in den engsten Beziehungen gestanden hatte, von Napoleon selber wiederholt belobt worden war. Wir begreifen daher Marbots ewige Klagen über seine unverdiente Zurücksetzung und die freudige Genugthuung, mit der er berichtet, dass er nach sechsmaliger ehrenvoller Verwundung endlich zum Oberst befördert ist und später eine dreimalige Auszeichnung vom Kaiser erfahren hat. Aber die untergeordnete Stellung, in der M. sich bis 1812 befand, musste seinen militärischen Gesichtspunkt sehr einschränken. Daher erfahren wir nähere Details nur über die Kämpfe, an denen er persönlich beteiligt gewesen ist, und auch da nur kleinliche

Einzelheiten. Daher legt er unwichtigen Vorkommnissen übergrossen Wert bei, rühmt insbesondere seine Schlauheit als Adjutant in übertreibender Weise. Renommistischen Eindruck macht es sogar, wenn er die Eroberung Regensburgs (1805) so schildert, dass er, der simple Lieutenant, die wohlverteidigte Stadt fast ohne jedes Menschenopfer eingenommen habe, nachdem vorher mancher Tapfere sich in seinem Blute wälzen musste, ohne nur zum Sturme zu gelangen. Man kann sich denken, dass sein Unteroffiziers-Standpunkt — denn nur einen solchen nimmt auch der spätere General und Pair von Frankreich wenigstens Napoleon gegenüber ein — sich zu einer eigentlichen Kritik der politischen und militärischen Massnahmen des Schlachtenkaisers nicht zu erheben vermag. Auch war er in das Getriebe der Politik noch viel weniger eingeweiht, als in das der strategischen Entwürfe. So erfahren wir denn nicht nur Unvollkommenes, sondern auch Unwahres nach beiden Seiten hin. Moreau lässt er mit dem Verschwörer Pichegru vollständig einverstanden sein, in die Ermordung des ersten Konsuls einwilligen und nur deshalb sich gegen die Wiederherstellung der Bourbonen aussprechen, weil er — der Ehrgeizlose — selbst Herrscher Frankreichs werden wollte (I, 197/98). Die Schuld an der Füsilierung des Herzogs von Enghien schreibt er auf Savary, den Sündenbock Napoleons, der selbst alleiniger Urheber der Mordthat war (I, 199). Der abenteuerliche Plan des Kaisers, von Boulogne aus nach England überzusetzen, soll nur an der Unfähigkeit des Admirals Villeneuve gescheitert sein, natürlich hat auch dieses zur Verzweiflung getriebene Opfer der Hinterlist und Lügenhaftigkeit Napoleons die Niederlage bei Trafalgar verschuldet. Für den Historiker von Fach bedarf es nicht erst des Nachweises, wie irrig hier Marbots Schönfärbereien sind, für andere sei auf *Pierre Lanfreys* eingehende, schlagende Schilderungen, deren Beweisgründe aus Napoleons vielbändiger Korrespondenz zumeist entnommen sind (in der *Histoire de Napoléon* I), hingewiesen. An den ewigen Kriegen trägt nach Marbot nicht Napoleon, sondern England und nebenbei Preussen oder Oesterreich die Hauptschuld. Selbst der aus militärischen Zweckmässigkeitsgründen gemissbilligte Feldzug gegen Russland habe nur den Czaren zur Erfüllung der Tilsiter und Erfurter Abmachungen zwingen sollen. Hier beruft sich der ganz unkritische Beurteiler auf eine jener lügenhaften Aeusserungen, die Napoleon in St. Helena zu seiner eigenen Schönfärbung gethan hat (III, 38). Zuweilen ist aber Marbot geneigt, die Wahrheit einzugestehen. Z. B. erörtert er ganz naiv, Napoleon habe durch die Annektierung Genuas den Krieg des Jahres 1805 veranlasst, um von der Lächerlichkeit des missglückten Planes gegen England befreit zu werden. Auch dass die Kontinentalsperre undurchführbar war und von Napoleon nie ganz ernstlich durchzuführen versucht worden ist, giebt er zu, irrt nur wieder in der Annahme, Frankreich habe am meisten unter dem wahnsinnigen Plane des Kaisers gelitten (III, 37). Vielmehr hatte die ganze Kontinentalsperre den Zweck, nicht nur Englands Handel lahm zu legen, sondern auch den Frankreichs durch die reichlich erteilten „Licenzen“ auf Kosten Europas, besonders Deutschlands und Italiens, zu fördern und den Vorwand zu räuberischen Gelderpressungen und willkürlichen Ländereinziehungen zu liefern. Marbots Begeisterung für Napoleon ist aber nur eine Huldigung, die er dessen Erfolgen darbringt. Sobald diese aufhören, wagt sich sein militärisches Selbstbewusstsein hervor. An den Feldzügen vor 1812 hat er nur Einzelnes zu tadeln gewusst und auch das nur in bescheidenster, fast schülerhafter Form. So hebt er gelegentlich (I, 235) hervor, dass Napoleon i. J. 1805 ohne zwingenden Grund ein vereinzeltes Korps dem Verderben ausgesetzt,

dass er nach Spanien nur junge Truppen und nicht einmal in bester Ausrüstung gesandt und ihnen zuviel zugemutet habe. Aber die Hauptschuld an den spanischaen Misserfolgen sollen die Uneinigkeiten der Marschälle und deren militärische Fehler tragen, wobei er jedoch zugeben muss, dass erstere von Paris dirigirt wurden, wie die Figuren eines Schachbrettes, dass die Weisungen, welche ihnen vom Militärkabinet des Kaisers erteilt wurden, ohne Rücksicht auf örtliche und dienstliche Hemmnisse erfolgten. Auch die Besetzung der Kommandostellen in Spanien geschah ganz nach autokratischer Willkür ohne Beachtung der persönlichen Verhältnisse der Generäle unter einander. Wenn ferner die unangebrachte Milde Josephs, des Bruders Napoleons I., den Widerstand der Spanier nur gestärkt hat, so war es wieder des Kaisers Schuld, diesen Schwächling auf einen verlorenen Posten gestellt und ihn, den militärisch Untüchtigen, zum scheinbaren Oberbefehlshaber ernannt zu haben. Der hiermit begangene Fehler wurde dadurch, dass Napoleon seinem Bruder einen militärischen Aufseher beigab und sich selbst die höchste Entscheidung der politischen wie militärischen Dinge vorbehielt, noch verschlimmert, es fehlte nun jede einheitliche und einige Oberleitung. Der auffallende Umstand, dass Napoleon nur auf kurze Zeit selbst den Oberbefehl in Spanien führte, wird von Marbot durch den Ausbruch des Krieges mit Oesterreich (1809) und die Vorbereitungen zum russischen Kriege sehr ungenügend entschuldigt. Nichts hinderte den Kaiser in den Jahren 1810 und 1811 an Stelle Massenas das Hauptkommando zu übernehmen, wodurch mancherlei strategische Fehler gewiss vermieden und die Unsicherheit wie Uneinigkeit der Feldzugspläne unmöglich gemacht wären. Der Hauptgrund war aber Napoleons Selbstsucht. Der sieggewohnte Kaiser wollte nur da sich zeigen, wie ihm Ruhm und Erfolg als sichere Beute winkten, auf mühevolle, schwierige und für den Bestand des Kaiserreiches nicht entscheidende Posten stellte er seine Unterfeldherrn. Auch in politischer Hinsicht wagt M. gegen Napoleon einzelne schüchterne Anklagen zu erheben. So macht er ihm zum Vorwurf, dass er die Zahl der deutschen Kleinstaaten bedeutend vermindert und hierdurch den späteren nationalen Widerstand gegen Frankreich gekräftigt habe, und dass die neugeschaffenen Königreiche von ihm an seine unbedeutenden verdienstlosen Brüder gegeben seien, denen niemand Respekt zollern wollte. Aber diese Verminderung des deutschen Staatengewirres wurde durch die Notwendigkeit, sich eine Reihe starker Bundesgenossen zu schaffen, unumgänglich gemacht und jene kraftlosen Brüder waren nur gefügige Werkzeuge in der Hand des alles Gebietenden und alles Erzwingenden. Den politischen Hauptfehler Napoleons, eine Weltherrschaft gründen zu wollen, die in unseren Kinderverhältnissen an sich ein Unding ist, und zu deren Behauptung Frankreichs Kräfte keineswegs ausreichten, übersieht er. Wenn der Kaiser alle nationalen Regungen durch seinen unerbittlichen Druck wachrief und den materielen Wohlstand der Unterworfenen durch sein Ausbeutungssystem vernichtete, so schreibt M. die dadurch veranlasste Erhebung Europas nicht der Politik seines Kaisers, sondern dem Wirken des Tugendbundes, dem Auftreten Steins und den Schürereien Englands zu. In dem Abfalle ehemaliger Bundesgenossen Frankreichs sieht er nur — Verrat. Die ruchlose Besitznahme des verbündeten Spaniens mag er nicht grade entschuldigen, aber schliesslich tröstet er sich mit Napoleons wohlfeiler Ausrede, sie sei ein Werk der politischen Notwendigkeit gewesen.

Doch Marbots schüchterne Kritik wird etwas kecker, sobald seinen Kaiser das Glück verlässt. Nicht, dass er es wie Bernadotte, Marmont u. a. gemacht hätte, die Napoleon mit Ehren und Gütern überhäuft hatte. Er,

dem der Kaiser es nie recht verzeihen konnte, dass sein älterer Bruder Adolphe ein schuldloses Opfer einer Verschwörung Bernadottes (1802) geworden war und dass sein Vater treu an der Republik festgehalten hatte, blieb seinem Kaiser noch in den Tagen des letzten, vergeblichen Ringens treu, kämpfte bei Waterloo an seiner Seite und verteidigte ihn gegen die Angriffe Rogniats in einer heutzutage vergessenen Schrift (1820). Aber als echter Franzose schätzt er nur den Ruhm und den Erfolg. So hat er er an der Führung des verunglückten russischen Feldzuges (1812) allerlei Begründetes, wie Unbegründetes auszusetzen. Napoleon habe sich von Oesterreich und Preussen zu wenig Truppen stellen lassen — als ob ihm daran liegen konnte, die Zahl der unzuverlässigen Heereselemente noch zu mehren — er habe den moralischen Stand der frz. Truppen geschwächt, indem er ihnen Fremde einreihte, — was doch die Unsicherheit dieser Fremden zur gebieterischen Notwendigkeit machte. Dann habe er seinem unfähigen Bruder Jérome 60000 Mann anvertraut, durch deren ungeschickte Führung der bereits abgeschnittene russische General Bagration gerettet worden sei. Jérome war jedoch nur dem Namen nach Oberbefehlshaber und wurde bald nach Hause geschickt. Treffender ist schon der Tadel, dass Napoleon zugleich in Spanien und in Russland Krieg geführt habe, doch hängt das in engerem oder entfernterem Sinne mit dem Allmachtsstreben des Kaisers zusammen, gegen welches die einseitig französische Verblendung M's kaum etwas einzuwenden weiss. Als weitere Missgriffe Napoleons werden die ungenügende Sicherstellung der Rückzugslinie und der Verbindungen, der Mangel an Dolmetschern und der zu lange Aufenthalt in Moskau, die Folge der trügerischen Friedenshoffnungen, in welche ihn Kutusow gewiegt hatte, hervorgehoben. Auch dass er den preussischen und österreichischen Hilfstruppen eine Flügelstellung anwies, die den späteren Abfall erleichterte, bleibt nicht ungetadelt. Da Marbot im Gegensatz zu dem schönfärbenden Gourgaud und den Nörglern Ségur und Labaume eine wahrheitsgetreue Schilderung des russischen Feldzuges zu schreiben sich vorgenommen hat, so gesteht er freimütig ein, dass der Brand Moskaus den Kaiser nicht zum Rückzuge gezwungen habe, denn in der Kremelstadt habe es noch hinreichend Obdach und Lebensmittel gegeben und dass die erst spät und für russische Witterungsverhältnisse nicht übermässig auftretende Kälte nicht Hauptursache des ganzen Elendes gewesen sei. Wie an Napoleons Oberleitung, so hat M. auch an der Heeresführung einzelner Marschälle z. B. Oudenots, Saint-Cyrs, Murats, Marmonts dies und jenes auszusetzen. Im allgemeinen ist ihm natürlich der Marschallsrang, dem er selbst vergeblich nachstrebte, das höchste Erdenglück. Besonders seinen Gönnern Augereau, Lannes, Massena hat er in seinen Memoiren weihrauchduftende Nachrufe gewidmet.

Sehr vorurteilsfrei für einen Franzosen urteilt M. über die Polen. Diese leicht aufflammende, aber unbeständige Nation hätte 1807 und 1812 die günstige Gelegenheit versäumt, sich freizumachen — indessen suchte Napoleon das eher zu hindern, als zu fördern — sie hätte im Jahre 1812 für Frankreich weder Liebe noch Begeisterung gezeigt, vielmehr gefürchtet, dass ihr Eigentum durch den Krieg zerstört würde. Letztere Sorge war allerdings bei Napoleons Räuberhauptmannsgrundsatz: Der Krieg müsse den Krieg ernähren, um so mehr berechtigt, als der rücksichtslose Autokrat Bundesgenossen nicht anders als die Feinde behandelte. Die lithauischen Grossgrundbesitzer hätten den Russen Lebensmittel geliefert, den Franzosen verweigert, weil sie von diesen eine Emancipation ihrer unterthänigen Bauern befürchteten. Bei der Verwirrung des schrecklichen Ueberganges über die Beresina hätten die Polen sich als Marodeure ent-

puppt, wozu sie freilich die grässliche Not treiben mochte. Als triftigen Grund dieses Verhaltens der Polen gesteht M. allerdings die Abneigung Napoleons, das alte Polen wieder herzustellen, ein. Doch hat den Kaiser davon nicht die Furcht vor dem ohnmächtigen Preussen oder Oesterreich, sondern anfangs die Rücksichtnahme auf den russischen Verbündeten und vor allem sein Hass gegen Völkerfreiheit und nationale Selbständigkeit zurückgehalten. Sehr bezeichnend und richtig ist M's Angabe, dass die Bewohner des (1807 geschaffenen) Grossherzogtums Warschau, denen eine scheinbare Selbständigkeit gelassen wurde, durchaus französisch gesinnt gewesen seien.

In die Koulissengeheimnisse der Politik ist M. auch hier wenig eingeweiht. So spricht er irrigerweise (III, 38) von einer *déférence* und *amitié*, die Czar Alexander in der Erfurter Zusammenkunft Napoleon gegenüber gezeigt haben soll, während doch, wie schon der Bericht Talleyrands in seinen Memoiren ergiebt, auf russischer Seite genau soviel Berechnung war, wie auf französischer. Sehr willkürlich ist auch seine Annahme, Rostophschin habe Moskau nur in Brand stecken lassen, um den Trotz der Bojaren zu brechen. Diese entschlossene Massregel hatte in der That den Zweck, Napoleon ein Winterquartier zu rauben und ihn zum verderblichen Rückzuge durch das verheerte Russland zu zwingen.

Hat Marbot in seiner Kritik des russischen Feldzuges den Kaiser selbst nicht geschont, so wird das Missgeschick des Jahres 1813 fast ganz im Sinne der Legende von Napoleon auf die Marschälle abgewälzt. Allerdings, was an Napoleon durchaus nicht zu rechtfertigen ist, giebt auch M's Advokatenkunst preis. So die Zurücklassung von Besatzungen in einer Reihe deutscher Festungen (III, 328 ff.), eine Handlungsweise Napoleons, deren Hauptgrund vielleicht weniger in strategischen Berechnungen, als in der Unerträglichkeit des Gedankens, Deutschland verloren zu geben, gesucht werden muss. Dann das allzugeringe Entgegenkommen Napoleons den günstigen Friedensbedingungen der Alliierten gegenüber und seine zu grosse Siegesgewissheit (III, 256). Aber an allen Niederlagen ist die Unfähigkeit der Marschälle Schuld. So wird Macdonalds Fähigkeit in Zweifel gezogen, weil er sich an der Katzbach von Blücher schlagen liess, an dem Missgeschicke bei Kulm trägt nicht Napoleons Unterschätzung der Verbündeten, sondern die starke Erkältung des Kaisers, die ihn dispositionsunfähig gemacht haben soll, die Schuld. Vandamme wird allerdings über Gebühr gelobt. Marbot (III, 276) nennt ihn einen *très-bon et fort brave officier* und rühmt das freche Benehmen dieses rohen Menschen dem Czaren gegenüber. Dabei scheint er nicht zu wissen, dass Napoleon selbst in Vandamme nur einen Leuteschinde sah, dessen Befehle gerade deshalb die deutschen Hilfstruppen mit Vorliebe unterstellt wurden. Marbot macht auch die reizende Entdeckung, dass Napoleon, „der Mann mit dem kalten Verstande, dem fühllosen Herzen und der trockenen Phantasie“, die Anzündung der Vorstädte Leipzigs und den Strassenkampf aus *magnanimité* habe vermeiden wollen. Doch muss er selbst zugeben, dass dieser Strassenkampf der flüchtenden Armee noch den Rest gegeben habe, also seine Vermeidung nur im Interesse Napoleons gewesen wäre (III, 332/33). Dasselbe lässt sich auch von dem Brande der Vorstädte Leipzigs behaupten. An der Uebergabe von Paris (1814) soll nur Marmonts und König Josephs Feigheit, nicht Napoleons gewagte Bewegung nach der Rückzugslinie der Alliierten zu die Schuld tragen, denn Paris wäre im Stande gewesen, sich zu behaupten, bis der Kaiser wieder zurückkehren konnte (393, 394 u. 396). Doch gesteht er wieder ein, dass Napoleon für die Verteidigung der Hauptstadt nicht genügende Sorge ge-

troffen hat (393). An der Katastrophe Napoleons ist nur die Treulosigkeit Talleyrands, der dem Czaren vorzuspiegeln weiss, Frankreich ersehne die Rückkehr der Bourbonen, Schuld (398 f.). Napoleon, meint Marbot, hätte auch nach der Uebergabe von Paris hinreichende Verteidigungsmittel gehabt (397), vergisst dabei nur, dass die Treue einzelner Marschälle bereits wankend war und auch die Bewohner der Provinzen infolge der von ihm selbst eingehend geschilderten harten und willkürlichen Aushebungsmassregeln (242 ff.) sich nach Befreiung von der Napoleonischen Zwingherrschaft sehnten.

Der Standpunkt M's in der Beurteilung der deutschen Erhebung von 1813 ist natürlich ein ganz einseitiger. Der Abfall Yorks, der Volksaufstand in Preussen, die Teilnahme Oesterreichs und der süddeutschen Fürsten am Kriege gegen Frankreich — alles ist ihm nur ehrloser Verrat. Trotzdem er anderswo den deutschen Volkscharakter als einen gutmütigen bezeichnet und rühmend die Aufnahme hervorgehoben hat, welche die elenden Flüchtlinge der grossen Armee 1812 in Deutschland fanden, gilt ihm jede Rachethat an den Vaterlandsfeinden als Banditentücke und Mordlust. Destomehr lobt er die Zweideutigkeit des Königs von Württemberg, der Napoleon von Bayerns Abfall und seiner eigenen notgedrungenen Fahnenflucht benachrichtigt habe (321) und die Treue des Königs von Sachsen, der von Napoleon als Geissel mit auf das Leipziger Schlachtfeld geschleppt war (331). Den Abschied Napoleons von diesem treuen Bundesgenossen, der schon im Mai 1813 sich gern zu Russland und Oesterreich geschlagen haben würde, wenn nicht Napoleon drohend in seinem Lande gestanden und Oesterreich mit der Kriegserklärung zu lange gezögert hätte, wird von M. sehr melodramatisch verherrlicht (331). Ueberhaupt geben die Ereignisse des Jahres 1813 unserem Autor besonderen Anlass, den sinkenden Ruhm Napoleons und der französ. Armee in strahlendem Glanze erscheinen zu lassen. Der Sieg bei Dresden wird sehr renommistisch geschildert (272), bei Leipzig verrichten die Franzosen Wunderthaten, trotzdem sie nur 157000 Mann gegen 350000 Feinde haben (307) — dem Beispiele Napoleons folgend, giebt M. die Zahlverhältnisse gewöhnlich zu Ungunsten des Gegners an — und lediglich der Mangel an Munition zwingt sie, den Kampf aufzugeben. Trotz des fluchtartigen Rückzuges der Franzosen wagen die Alliierten nicht, ihnen sogleich über den Rhein zu folgen. Die Uneinigkeit, welche in dem Lager der Verbündeten herrschte und die auch 1814 noch dem Todeskampf Napoleons sehr verlangsamte, scheint M. nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen. Da wir in seiner Schilderung des Befreiungskrieges ein Stück echt napoleonischer Legende haben, so ist es nur freudig zu begrüssen, dass der Autor auf eingehende Darstellung des Feldzuges von 1815 Verzicht geleistet und sich auf ein paar Lagerbriefe und einen 1830 geschriebenen Bericht über seinen Anteil an der Schlacht bei Waterloo beschränkt hat. Marbot urteilt als Militär und weiss daher auch Tapferkeit des Gegners hier und da zu schätzen. So rühmt er Wellingtons Kriegführung, von der selbst Franzosen einzelnes lernen könnten, erkennt den nationalen Heldenmut der Spanier trotz ihres fanatischen Franzosenhasses an, bewundert selbst in dem preussischen Prinzen Ludwig Ferdinand den strammen Militär. Auch Kriegslist weiss er am Feinde zu würdigen. Mit Wohlgefallen erzählt er, wie der ungarische Oberst Blankenstein ihn selbst dupiert hat und der Kapitulation entgangen ist (I, 255 ff.), tadelt auch nicht, dass Kutusow den leichtfertigen Murat und den Kaiser selbst mit Friedensvorspiegelungen irreführt (III, 142—43 u. 145 f.). Im Kriegsleben herrscht eben eine andere Moral, als im bürgerlichen. Zu entschuldigen findet es

Marbot, dass er selbst aus kameradschaftlicher Hingebung den Kaiser belogen habe (I, 246 f.). Nur darf der Officier auch am Feinde nicht zum Schurken werden. Darum tadelt M. die unwürdige List, durch welche Lannes und Murat die Uebergabe Wiens 1805 erlangten, ebenso, wie den Kapitulationsbruch, den die deutsche Armeeleitung nach der Leipziger Katastrophe an den französischen Festungsbesatzungen beging. Aber M. ist ebenso Franzose, wie Militär und zudem vernarrt in seines Kaisers Allmachtsschwindel und Weltherrschaftsphantasien. Darum sein ganz einseitiger Hass gegen Preussen, den Haupturheber von Napoleons Sturze. An dem Kriege von 1806 sollen nur die Hetzereien der franzosenfeindlichen Partei in Berlin Schuld sein. Denn die Verletzung des neutralen Gebietes, die Napoleon 1805 beging, als er ein Truppenkorps durch Ansbach-Bayreuth ziehen liess, sei blosser Vorwand der Beschwerde Preussens gewesen (I, 253). Mit besonderem Wohlgefallen schildert er die raffinierte Täuschung des preuss. Gesandten Haugwitz durch Napoleon (I, 255). Die Schäden der preuss. Armee, namentlich die Härte des Werbesystems und der Stockdisziplin hat M. in mindestens grellen Farben beleuchtet. Verleumdung ist seine Behauptung, die preussischen Soldaten hätten bei Jena sich schlecht geschlagen (I, 299). Sie wurden nur infolge der Dispositionslosigkeit des Schlachtplanes vereinzelt angegriffen und überwältigt. Der Schurkenstreich, den ein Jenenser Pfarrer beging, als er die Franzosen über den Landgrafenberg gegen die Preussen, die Bundesgenossen seines Landesherrn, führte, hat Marbots Beifall (297). Auch in der Schlachtenschilderung zeigt sich bei M. der Einfluss der Napoleonischen Legende. So wird auf Bernadotte die Schuld dafür geschoben, dass Davoust bei Auerstädt in eine momentan schwierige Lage geriet (302), während doch der französ. Marschall nur sich an Napoleons Befehle gehalten hatte. Ebenso irrig ist die Angabe, nur bei Friedland habe Napoleon mit Uebermacht gekämpft (I, 368). In Ueberzahl befand er sich den Preussen gegenüber stets, ehe die Russen herbeizogen.

Zu loben ist, dass M. die vereinzelten Misserfolge seines Kaisers, wie bei Eylau und Aspern, nicht beschönigt, vielmehr zugiebt, dass das Ungeschick der Feinde hier Napoleon vor noch Schlimmerem bewahrt habe. Aber den französischen Kavalier lässt ihn sein Hass gegen die Königin Luise von Preussen vergessen. Er hat die Dreistigkeit, zu behaupten, die edle Herrscherin habe in Tilsit Napoleon eine Rose angeboten, falls er die Festung Magdeburg bei Preussen liesse (I. 375). Weltbekannt ist es, dass Napoleon selbst diese Spende der Königin aufzwang und der Bitte wegen Magdeburgs in herrischer Weise auswich. Der Bedrückte hat nur dann auf Marbots Teilnahme zu rechnen, wenn er Franzose und Anhänger Napoleons ist. So findet er es auch in der Ordnung, dass der Kaiser das Land des neutralen Hessen-Cassel ohne weiteres einzog (I, 309).

Dass Marbot zuweilen mit eigenen und fremden Waffenthaten, fast wie ein Jägersmann, renommiert, wollen wir ihm um so weniger hoch anrechnen, als er ja zunächst für seine Frau und seine beiden Söhne schrieb. Aber an Münchhausen erinnert doch z. B. die Angabe, dass vor Dürrenstein (1805) 5000 Franzosen siegreich 30000 Russen und noch dazu mit dem Bajonette bestanden hätten (I, 236).

Schlimmer ist das gänzlich falsche Bild, das er uns von dem Charakter Napoleons zeichnet. Namentlich die echt schauspielerische Heuchelei des Corsen übersieht er. Edelmütige Milde soll Napoleon einem Bernadotte und Moreau gegenüber zeigen, während er sich beider auf schlaue Weise zu entledigen wusste. Als hingebendsten Freund soll ihn die wohlgespielte Komödie am Sterbebette des Marschalls Lannes oder

beim Tode Durocs bewähren. Auch die Edelmutsszene, die er in Berlin der Gräfin Hatzfeld gegenüber spielte, erzählt M. im Sinne der Napoleonischen Legende, wobei er den Grafen Hatzfeld als preussischen Spion verdächtigt (I, 312). Wie er Napoleons ärgste Bubenstücke, z. B. den Mord Enghiens, beschönigt, erwähnten wir schon. Meist ist er in der glücklichen Lage, diese verschweigen zu können, da er sich um politische Dinge wenig kümmert.

Von einem Napoleonischen Offizier wird man eine parteilose, streng geschichtliche Auffassung seines Kriegsherrn weder fordern noch erwarten. Ueberflüssig aber ist es jedenfalls, den ohnehin grossen Wust der schönfärbenden Memoiren durch die Publikation der Marbotschen Aufzeichnungen zu vermehren und die letzteren wohlgefällig anzupreisen, nachdem Lanfrey und Taine auch in Frankreich mit der Legende von St. Helena gründlich aufgeräumt haben. Je fesselnder, pikanter und lesbarer solche Sachen geschrieben sind, desto schädlicher sind sie für Laien und Dilettanten, aus denen ihr Leserkreis zumeist besteht.

Marbots Charakter wird in einem Nachrufe Cuviller-Fleurys als durchaus lauter geschildert (s. Bd. III, 421 u. 422) und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Denn dieselbe Treue, welche er Napoleon auch im Unglück bewies, zeigte er nach 1830 den Orléans. Als Adjudant des ältesten Sohnes Ludwig Philipps und nach dessen plötzlichem Tode auch des Grafen von Paris blieb er in steter Verbindung mit der Julidynastie und nahm an den Kämpfen in Belgien und Algier mit Auszeichnung Teil. Wohlverdient war seine Ernennung zum General und zum Pair von Frankreich (1845). Wenn er sein Festhalten an Napoleon i. J. 1815 mit einer Verbannung büssen musste, die er in Deutschland zubrachte, so kostete ihm sein Verhältnis zu den Orléans nach der Februar-Revolution (1848) seine militärische Stellung. Am 16. November 1854 starb er.

Marbot ist einer von den vielen braven Offizieren, die Napoleon in seinen Zauberkreis gebannt, deren gesundes Urteil und sittliches Bewusstsein er gelähmt hatte.

R. Mahrenholtz.

Question.

Dans une note de la préface de *Narcisse* (1753) Jean-Jacques Rousseau, parlant des nombreux écrits que ses adversaires avaient publiés contre lui, cite *quatre sermons allemands*, dont l'un commence, dit-il, à peu près de cette manière:

„Mes frères, si Socrate revenait parmi nous, et qu'il vît l'état florissant où les sciences sont en Europe : que dis-je, en Europe? en Allemagne; que dis-je, en Allemagne? en Saxe; que dis-je, en Saxe? à Leipsick; que dis-je, à Leipsick? dans cette Université : alors, saisi d'étonnement et pénétré de respect, Socrate s'assièrait modestement parmi nos écoliers; et, recevant nos leçons avec humilité, il perdrait bientôt avec nous cette ignorance dont il se plaignait si justement.“

Il serait intéressant de savoir quel est l'auteur de ces quatre sermons, le titre de son ouvrage, et le texte exact du petit morceau que Rousseau n'a pas sans doute littéralement traduit. L'auteur de ces sermons était allemand; mais a-t-il écrit en allemand ou en latin? Si les sermons étaient en allemand, Rousseau, qui ne connaissait pas cette langue, les a connus par Grimm, qui était alors son ami.

Eugène Ritter.

Novitätenverzeichnis.

Bibliographie nationale, Dictionnaire des Écrivains belges et catalogue de leurs publications (1830—1880). III,2. Bruxelles, P. Weissenbruch. 8°. Fr. 2,50.

Catalogue des incunables de la bibliothèque de la ville de Colmar. In-4°, 56 pages. Paris, Cercle de la librairie, 117, boulevard Saint-Germain.

Finot, J. et A. Vermaere, Inventaire sommaire des archives communales de la ville de Saint-Amand (dép. du Nord antérieurs à 1790). Lille, imp. Danel. XLII, 89 p. 4°.

James, M. Rh., A descriptive catalogue of the manuscripts in the Fitz-William Museum; with introduction and indices! Cambridge, Macmillan & Co. 472 p. 8°. D. 8.—.

Potthast, A., Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Halbband. Berlin, W. Weber. 1895. 320 S. 8°.

Revue internationale des archives des bibliothèques & des musées. Paris, H. Welter. Jahrgang 20 fr.

Neusprachliche Abhandlungen aus dem Gebiete der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie herausg. von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. 1. Heft. Wiedergabe der deutschen Adjektive, Adverbien, Verben und Praepositionen im Französischen. Eine grammatisch-stilistische Studie von Dr. Clemens Klöpper. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers & Co.) 1896.

Van Hamel, A. G., Gaston Paris en zijne leerlingen 42 S. 8°. [Aus „de Gids" Nr. 6. 1895].

Archer., A lost french word. [In: Academy Nr. 1213].

Ascoli, G. I., Celtica [In Supplementi periodici all Arch. glott. ital. II, S. 97—131].

Cooper, Fred. Taber, Word formation in the roman sermo plebeius: An historical study of the development of vocabulary in Vulgar and Late Latin, with special reference to the Romance Languages. Boston, Ginn. XLVII, 329 p. 8°.

Dictionnaire de la Société filologique française, précédé de lètres-préfaces de MM. Henri de Bornier, Emile Burnouf, Emile Chasles, Emile Gebhardt, Eugène Lintilhac, Albert Malet, Hector Malot et Auguste Vacquerie, membres du conseil de la Société. 4e *édition*, suivie d'un

suplément contenant les mots tecniques rarement usités, et d'un deusième suplément contenant les racines. 1er fascicule. In-4°, p. XXV à XL et p. 1 à 8. Paris, au siège de la Société, 20, boulevard Saint-Michel; les principales librairies.

Godefroy (F.) — Dictionnaire de l'ancienne langue française. In-4° à 3 col. (T. 9.) 81e fascicule (Carrel-Chile), pages 1 à 80. Paris, Bouillon.

Ehrismann, G., mlat. *adhramire* [In: Beitr. z. Gesch. der deutschen Spr. u. Lit. XX, S. 57 f.].

Erdmannsdörfer, E., Die Reime der Trobadors. I. Teil. Hallenser Diss. 74 S. 8°.

Hermann, L., Weitere Untersuchungen über das Wesen der Vocale. [In: Arch. f. Physiologie. Bd. 61. S. 169—204].

Horton-Smith, L., Further notes on the origin of the gerund and gerundive [In: American Journal of Phil. XVI, S. 217—222].

La Grasserie, R. de. — De la fonction concrète du pronom personnel. In-8°, 15 pages. Paris, Maisonneuve. [Études de grammaire comparée].

Lecomte M., Notice sur quelques noms de lieux des départements de l'Yonne et de Seine-et-Marne dont le nom primitif est un souvenir des lang. et populations ibères et ligures. Sens, impr. Duchemin. 15 S. 8°.

Nordfeld, A., En fransk-svensk etymologi. [In: Arkiv för nordisk Filologi. N. F. VIII, 2].

Pirrie, W., A technical Dictionary English-French and French-English of Sea terms and words. London, 362 S. 12°.

Ranninger, F., Ueber die Alliteration bei den Gallolateinern des 4. 5. und 6. Jahrhunderts. Progr. Landau 1895. 55 S. 8°.

Ritschel, A., Über die interjectionalen Elemente der französischen Sprache Progr. Elbogen 1895. 27 S. 8°.

Sauberschwarz, E., Interferenz-Versuche mit Vocalklängen [In: Archiv für Physiologie Bd. 61, S. 1—31].

Carré, I., — Le Vocabulaire français. Etude méthodique et progressive des mots de la langue usuelle, considérés: 1° quant à leur orthographe; 2° quant a leur sens; 3° quant à la manière dont ils s'unissent pour former des phrases; Livre de l'élève. (Ire année. Cours moyen des écoles primaires.) In-16, 128 pages Paris, Colin et Ce.

Defodon, C., — Cours de dictées convenant aux méthodes les plus usitées d'enseignement grammatical, suivi de dictées données dans les examens. 12e *édition*, conforme à l'orthographe de la dernière édition du Dictionnaire de l'Académie. In-16, VIII-324 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr.

Desfretières. — Grammaire française, conforme aux derniers programmes officiels; Livre du maître. In-16, 258 p. Paris, Bloud et Barral.

Devinat, E., — Exercices de composition. Lectures expliquées; Corrections de copie; Exercices sur la construction de la phrase; Deux cent trente sujets de descriptions, de narrations, de dissertations, de lettres. 2e *édition*. In-16, 179 p. Paris, Hachette et Ce 2 fr.

Ellinger, J., Französische Synonyma. Aus A. Bechtel's „Französische Chrestomathie für die oberen Classen der Mittelschulen, 4. Auflage“ für den Schulgebrauch zusammengestellt. Progr. Troppau 1895. 66 S. 8°.

Esclangon, A., The French verb newly treated: an easy, uniform and synthetic method of its conjugation. London, Bell and Sons. 178 p. 8°.

Guide, nouveau, de conversations modernes en français et allemand. Handbuch der Conversation in französ. u. deutscher Sprache für Reisende und Hülfsmittel zur Erlernung dieser Sprachen. (Neue [Titel-] Ausg.) gr. 16°. (194 S.) Wiesbaden, G. Quiel. Kart. —.75.

Journal, english-français f. deutsche Leser. (Früher: Le Maître français. — The English teacher.) Red. v. Théodore de Beaux u. John Montgomery. 4. Jahrg. Oktober 1895—September 1896. 24 französ. u. 24 engl. Nrn. gr. 8°. (Nr. 1. 8 u. 8 S.) L., Renger. Vierteljährlich 1.50; französ. od. engl. Thl, allein à 1.—.

Kreibich, J., Die französischen Sprichwörter als Musterbeispiele für syntaktische Regeln. I. Progr. Prossnitz 1895. 26 S. 8°.

Lavigne, R., — Sujets de compositions françaises. Recueil de littérature et de morale, accompagnées de causeries et de plans expliqués, et précédées d'une introduction Nouvelle *édition*, corrigée. In-18 jésus. 335 Paris, Nathan.

Lepetit, T., — La Dictée française devant les commissions d'examen (préparation aux examens de l'enseignement primaire). Cent dictées suivies d'une revue analytique sous forme de questionnaire; 2e *édition*. In-12, 232 p. Paris, Larrousse. 2 fr.

Oesterlen, Thdr., Schulgrammatik der französischen Sprache m. Berücksicht. des Lateinischen. Für mittlere Klassen, in 3 Jahrgängen. Laut- u. Formenlehre m. eingefügter Syntax. 2. u. 3. Jahrgang. 4. Aufl. gr. 8°. (X u. S. 213—434.) St., J. B. Metzler's Verl. 2.40.

Passy, P., et *T. Tostrup*. — Leçons de choses en transcription phonétique, pour servir au premier enseignement du français. Ire série: A l'école. In-8°, 16 p. Paris, Firmin-Didot. 50 cent.

Pellissier, A., — Sujets et Modèles de composition française à l'usage des classes supérieures et des candidats au baccalauréat ès lettres; Application des Principes de rhétorique, du même auteur. 4e *édition*. In 16, 327 p. Paris. Hachette et Cie. 2.50 fr.

Renault, A., — Méthode pratique de lecture-écriture-orthographe. In-16 avec 100 vign. en coul. Ire livret, 37 p.; 2e livret, 49 p. Paris, Godchaux.

Stier, Geo., Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. des Königl. preuss. Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearb. 2. Tl. Unterrichtsstoff f. die 5. Klasse. gr. 8°. (VIII, 136 S.) L, F. A. Brockhaus. Kart. 1.50.

Weill, L., französische Grammatik. 17—20 Lfg. Stettin, Herrcke & L. à —.75.

Weitzenböck, G., Tagebuch des französischen Unterrichts in der zweiten Classe. Progr. Graz 1895. 28 S. 8°.

Ehrhard, A., Die „Ecole Normale Supérieure" in Paris. [In: Deutsche Zs. f. ausl. Unterrichtswesen I, S. 17—26].

Krüger, A., Die Reform des neusprachlichen Unterrichts. [In: Die Gegenwart 30].

Rutten, E., L'enseignement du français dans les Athénées royaux. [In: Rev. de l'instr. publique en Belgique 38, 2, S. 77—84].

Schwemer, R., Das höhere Schulwesen in Frankreich. Eine pädagogische Skizze. 29 S. Frankfurt a. M. Kesselring. —.60.

Seiffert, Psychologische Studien auf pädagogischer Grundlage. [In: Neue Jahrb. für Phil. u. Paed. 2. Abt. 152. Bd. S. 361—378].

Souvenirs du centenaire de l'école normale (1795—1895). Paris 1895, Hachette & Co. 3 fr.

Subrt, F., Du rôle de la méthode intuitive dans l'enseignement des langues modernes. Progr. Karolinenthal 1895. 59 S. 8°.

Zeitschrift, deutsche, f. ausländisches Unterrichtswesen. Hrsg. von J. Wychgram. 1. Jahrg. 4 Hfte. L., R. Voigtländer. 10.—.

The sources of the machinery of love in *Arthurian* romance. [In: Athenaeum 3537].

Asse, E., — Alfred de Vigny et les éditions originales de ses poésies. In-8°, 172 pages. Paris, Leclerc et Cornuau.

Babeau, A., — Le Théâtre des Tuileries sous Louis XIV, Louis XV et Louis XVI, lecture faite à l'assemblée générale annuelle de la Société de l'histoire de Paris. In-8°, 63 p. et pl. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupeley-Gouverneur. Paris. [Extrait du Bulletin de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile-de-France (année 1895).]

Baille, C., — Notes sur le baron de Staël, ambassadeur de Suède en France, mort à Poligny le 9 mai 1802. In-8°, 19 p. Besançon. imp. Jacquin. Extrait des Annales franc-comtoises (juillet-août 1895).

Barzellotti, Giacomo., Ippolito Taine. Roma, Loescher & Co. 405 S. 8°.

Biré, E., Histoire et Littérature. In-8°, 403 pages. Lyon, Vitte.

Bondois, P., — Napoléon et la société de son temps (1793-1821). In-8°, 451 p. Paris, F. Alcan. 7 fr.

Borderie, A de la, Jean Meschinot, sa vie et ses oeuvres, ses satires contre Louis XI. Seconde partie: Les oeuvres de Meschinot. [In: Bibl. de l'École des Chartes LVI, S. 274—317].

Bouvy, E., La critique dantesque au XVIII[e] siècle: Voltaire et les polémiques italiennes sur Dante. [In: Revue des Universités du Midi, Nr. 3].

Brunetière, F., — L'Evolution de la poésie lyrique en France au XIX[e] siècle. Leçons professées à la Sorbonne. 2[e] *édition*. T. 2. In-16, 306 p. Paris, Hachette et Cie. 3.50 fr. Bibliothèque variée.

Charaux, A., L'histoire et l'esprit de la littérature française au moyen âge. Critique idéale et catholique. Lille, Société de Saint-Augustin. gr. in 8 et VIII. 414 p.

Chénier, André., Il cieco (L'aveugle): ode tradotta in versi sciolti da *Achille Spezi*. Francavilla-Fontana. 15 S. 16°.

Doumic, B., Un romancier des moeurs de la province, M. René Bazin. [In: Rev. des deux Mondes 15. Oct., S. 925—937].

Ducourtieux, P., Les Barbou, imprimeurs (Lyon, Limoges, Paris, 1524—1820). Les Barbou de Lyon (1524—1566). Limoges, Ducourtieux. IV. 40 p. et pl. 8°.

Errera, P., Un précurseur de Montesquieu: Jean Bodin. [In: Rev. de Belgique. 1895. 4[e] livr.].

Franqueville (de). — L'Institut de France: son origine, ses transformations, son organisation. In-8°, 99 p. Paris, Picard et fils. [Extrait du Compte rendu de l'Académie des sciences morales et politiques (séances du 26 janvier et du 16 février 1895).]

— Le premier siècle de l'Institut de France. 25. Octobre 1795—25. Octobre 1895. Paris J. Rothschild. 464 p. in-4.

Friedland, N., Vergleich und Methapher in Voltaire's Dramen. Marburger Dissertation. 45 S. 8°.

Furkert, M., Hernani, drame romantique par Victor Hugo. Progr. Reichenberg 1895. 38 S. 8°.

Guesnon, A., Recherches biographiques sur les trouvères artésiens. Paris, Impr. nat., 1895. In-8°, 16 p. [Extrait du *Bulletin historique et philologique*].

Hauser, H., — Une grève d'imprimeurs parisiens au XVI[e] siècle (1539—1542). In-8°, 20 p. Paris, Giard et Brière. [Extrait de la Revue internationale de sociologie (3[e] année, n°. 7, juillet 1895).]

Hirzel, R., Der Dialog. Ein litterarhistorischer Versuch. Leipzig, S. Hirzel. 2 Bd. XIV, 565 u. 473 S. (Bd. II, S. 366—380 der Dialog in

der altchristlichen Litteratur. S. 381—438 der Dialog im Mittelalter und den neueren Zeiten).

Knowles, J., The Legends of King Arthur and his knights. 8th edition. London, Warne, 1895. In 8°, 316 p. 3sh. 6.

Kobler, K., De la tendance sentimentale dans la littérature française du 18me. siècle. Progr. Schlettstadt 1895. 15 S. 4°.

Larroumet, G., — Etudes de littérature et d'art; 3e série. (Le Théâtre d'Orange; Bernard Pallissy; Watteau; Victor Hugo; M. Alexandre Dumas; M. François Coppée; M. Paul Bourget; M. Anatole France; M. Marcel Prévost; MM. R. Déroulède, A. Dorchain, P. de Nolhac; Conférences et Conférenciers: M. Puvis de Chavannes: l'Art décoratif au XIXe siècle; la Jeunesse et la science.) In-16, 349 pages. Paris, Hachette et Ce. 3.—. Bibliothèque variée.

✓ *Laune, A.*, Lefèvre d'Etaples et la traduction française de la Bible. [In: Rev. de l'histoire des religions. XXXII, S. 56—72].

Lempereur. — Les Droits seigneuriaux dans les terres de l'ancien évêché de Rodez au XIIIe siècle. In 8°, 11 p. Paris, Imprim. nationale. [Extrait du Bulletin historique et philologique (1894).]

Lichtenberger, A., Le socialisme au XVIIIe siècle. Paris, Alcan, in 8°, de 471 pages. (Thèse).

✓ *Lorin, F.*, — Etudes littéraires sur Desportes, Racine, Florian. In-8°, 177 p. Tours, imp. Deslis frères. [Extrait du 10e volume des Mémoires de la Société archéologique de Rambouillet.]

Losacco, M., Il sentimento della noia nel Leopardi e nel Pascal. [In: Atti della r. acad. delle scienze di Torino. Vol. XXX, disp. 15].

Loth, A propos de Nennius vindicatus. [In: Rev. celtique XVI, 3].

Lumbroso, Alb., Béranger e Napoleone. Roma, Modes e Mendel. 62 S. 8°. [Aus: Bibliographia ragionata per servire alla storia dell'epoca napoleonica V].

Monseur, E., Notes de folklore à propos de l'épopée celtique de M. H. d'Arbois de Jubainville. [In: Rev. de l'histoire des religions XXXI, S. 292—303].

Perrod, M., — Maître Guillaume de Saint-Amour. L'Université de Paris et les Ordres mendiants au XIIIe siècle. In-8°, 149 p. Paris, Firmin-Didot et Ce.

Peters, E., Die Vision des Tnugdalus. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Mittelalters. 30 S. Berlin, Gärtner's Verlag. Progr. des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums.

Puymaigre, M., Roland dans les traditions populaires. [In: Rev. des questions historiques. XXXième année, 116e livraison, S. 518—530.]

Robida, A., Paris de Siècle en siècle. Paris, Librairie illustrée.

De Sanctis, N., G. Cesare e M. Bruto nei poeti tragici. Palermo 8°, p. 97.

Schneider, K., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge. 5. Aufl. Berlin 1895, Gärtner's Verlag.

Sieper, E., Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Litteratur. 1. Die französischen Bearbeitungen. [In: Zs. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. IX, S. 33—60.]

✓ *Spont, A.*, La bourgeoisie financière au début du XVIe siècle. Paris, Hachette, 1895, in-8 de X. 324 p.

Tarver, J. C., Gustave Flaubert as seen in his works and correspondence. London, Constable 14sh.

Tornezy (A.). — Un bureau d'esprit au XVIII[e] siècle. Le Salon de M[me] Geoffrin. In-18 jésus, 278 pages. Paris, Lecène, Oudin et C[e].

Yocca, G. Stef., Saggio su l'Entrée de Spagne ed altre chansons de geste medievali franco-ital. Roma, Ciotola. 58 S. 8°. L. 2,50.

Zenker, R., Das Epos von Isembard und Gormund. Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen nebst einer Übersetzung des Brüsseler Fragmentes. Halle, Niemeyer, XVIII, 203 S. 8. [1896.]

Appel, C., Provenzalische Chrestomathie mit Abriss der Formenlehre und Glossar. Leipzig. Reisland. Mk. 9.

*Comptes des consuls de Montréal - du - Gers (*1411, 1412, 1413, 1414), par M. l'abbé A. Breuils. I. Bordeaux, imper. G. Gounonilhou. In-4°, 79 p. [Extrait des Archives historiques du département de la Gironde, t. XXIX].

Esquerrier (A.) et *Miégeville.* — Chroniques romanes des comtes de Foix, composées au XV[e] siècle par Arnaud Esquerrier et Miégeville, et publiées pour la première fois par Pasquier et Henri Courteault. In-8°, XXVII-196 p. et fac-similé d'une charte. Foix, Gadrat aîné. Toulouse, Privat. Paris, Picard et fils. Pau, V[e] Ribaut. 4 fr.

Histoire de Gaston IV, comte de Foix, par *Guillaume Leseur*. Chronique française inédite du XV[e], siècle, publiée pour la Soc. de l'histoire de France, par *Henri Courteault*. Paris, Laurens, 1893—1895. 2 vol. in-8.

Le livre et mistere du glorieux seigneur et martir Saint Adrien p. d'après le ms. de Chantilly, avec introduction table et glossaire par Emil Picot. Imprim. pour le Roxburghe Club. XXXIV, 206 S. 4°.

Meyer, P., Prière à la vierge en vers décasyllabiques accouplés [In: Bulletin de la Société des anciens textes français, 1895, 1.].

Branthôme. — Oeuvres complètes de Pierre de Bourdeilles, abbé et seigneur de Branthôme. Publiées pour la première fois selon le plan de l'auteur, augmentées de nombreuses variantes et de fragments inédits, suivies des œuvres d'André de Bourdeilles et d'une table générale, avec une introduction et des notes, par M. Prosper Mérimée et M. Louis Lacour. 2 vol. In-16. T. 12, 440 p.; t. 13 et dernier, 332 p. Paris, Plon, Nourrit et C[e.] 6 fr.

Darmesteter, A., et *A. Hatzfeld.* — Morceaux choisis des principaux écrivains en prose et en vers du XVI[e] siècle, publiés d'après les éditions originales ou les éditions critiques les plus autorisées, et accompagnés de notes explicatives. (Programme des classes de troisième et de seconde.) 6[e] *édition*, revue et corrigée. In-18 jésus, VII-384 pages. Corbeil, imprimerie Crété. Paris, librairie Delagrave. (1896).

Le Sage., — Théâtre de Le Sage. Turcaret; Crispin rival de son maître. In-32, 191 p. Paris, Pfluger. 25 cent. Bibliothèque nationale.

Michelet, J., — Oeuvres complètes. Histoire de France. *Edition* définitive, revue et corrigée. T. 10: Henri IV, In-8°, 388 p. Paris, Flammarion.

Montaigne. Mich. de, L'Italia alle fine del secolo XVI: giornale di viaggio in Italia nel 1580 e 1581, Nuova edizione del testo francese ed italiano con note ed un saggio di bibliografia dei viaggi in Italia a cura del prof. A. d'Ancona. Città di Castello. IV, 719, 41 S. 16°. L. 10.

Rabelais, F., — Oeuvres de François Rabelais. T. 5 et dernier. In-32, 191 p. Paris, Pfluger. 25 cent. Bibliothèque nationale.

Ritter, E., Lettres de Sainte-Beuve au professeur Gaullieur (1844—1852). [In: Bulletin de l'Institut national genevois. XXXIII, S. 297—338].

Vauvenargues. — Oeuvres choisies de Vauvenargues. In-32, 192 p. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Voltaire. — Siècle de Louis XIV. *Nouvelle édition*, précédée d'une notice sur l'auteur, d'études préliminaires sur son œuvre, des principaux jugements qu'on en a portés, accompagnée de notes historiques, géographiques et grammaticales, suivie d'une table analytique et chronologique, par L. Grégoire, Texte entièrement revu sur les meilleures éditions, avec une introduction et des notes nouvelles, par J. Toutain. In—16, XXXI-654 pages. Paris Belin frères.

Corneille. — Chefs-d'œuvre de Corneille. (Extraits.) In-32, IV-60 p. avec portrait. Pithiviers, Imp. nouvelle. 10 cent. [Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless.]

Delon, C., — Lectures expliquées. Tableaux et Récits, accompagnés de développements et commentaires, 6e *édition*. In-16, 192 pages avec nombreuses vign. Paris, Hachette et Cie. 1.— fr.

Molière. — Principales scènes de Molière. In-32, II-61 p. avec portrait. Pithiviers, Imp. nouvelle. 10 cent. [Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless.]

Racine. — Chefs-d'œuvre de Racine. (Extraits.) In-32, IV-60 pages. Pithiviers, Impr. nouvelle. 10 cent. [Les Classiques primaires, publiés par A. Nameless.]

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 92., 96., 97., Bd. 8°. L., Renger. Geb. in Leinw. 92. Allemands et Français. Souvenirs de campagne Metz — Sedan — la Loire v. Gabr. Monod. Auswahl. Mit 3 Kartenskizzen u. 1 Karte v. Nordfrankreich. Für den Schulgebrauch erklärt v. Walth. Kirschten. (VIII, 68 S.) — 90. — 96. Contes choisis des frères Grimm. Auswahl. Für den Schulgebrauch erklärt v. Ludw. E. Rolfs. (VI, 101 S.) 1.—. — 97. Francinet par G. Bruno. Im Auszuge. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. (VII, 101 S.) 1.—.

Leclerc, A., Etude sur quelques locutions vicieuses en usage dans le Midi et particulièrement dans le Sud-Ouest. Bayonne, impr. Lameignère. 22 p. 18°.

Sommer, G., Essai sur la phonétique forcalquérienne. Greifswalder Dissertation VIII, 90 S. 8°.

Wilmotte, M., Cours sur le wallon. Leçons I—VI. 19 p. [Extension de l'Univ. libre de Bruxelles, 1894—95.]

Carpentras si deco e si merveio em' un liame de conte galoi e un bouquet de traduction franceso. In-18 jésus, 184 p. Carpentras, imprim. Seguin. 1 fr. 50.

Diez, H., Chanson en patois à l'occasion de la fête de S. M. Louis XVIII. [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, 40—48.]

Masurel, G., L'tchanchon de m' fimme tchant qué j' sus roste, v'là chin que j' chante l' pus souvint: „Ch'est pa cheull' rosse“, chanson. In-4° à 3 col., 1 p. Lille, imp. Delory.

Rivière, M., Chansons patoises qui se chantaient à Saint-Maurice, autrefois. [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 282—285.]

— Rigaudons cha tès autrefois à Saint-Maurice-de-l'Exil (Isère). [In: Rev. d. l. r. XXXVIII, 232—234.]

Sorbier, J., Charloun e Charloto, coumèdi en dous ate. In-18 jésus, 47 p. Avignon, Roumaniho, 10 sòu.

Berger, S., La Grande-Ourse, XII: le Char Peugeot. [In: Mélusine VII, 154 f.]
Beurlier, E., Pourquoi Février n'a que vingt-huit jours. [In: Mélusine VII, 169 f.]
Bladé, J. F., Contes de la Gascogne. In-18 jésus, II-310 pages. Paris, C. Lévy; Lib. nouvelle. 3 fr. 50.
Chants et Chansons populaires des provinces de l'Ouest (Poitou, Saintonge, Aunis et Angoumois), avec les airs originaux, recueillis et annotés par Jérôme Bujeaud. 2 vol. Grand in-8°. T. 1er, 340 p.; t. 2, 375 p. Niort, Clouzot. [Extrait des Mémoires de la Société de statistique, sciences et arts des Deux-Sèvres.]
Cosquin, E., Les contes populaires et leur origine, dernier état de la question. Paris, Bouillon. 24 S. 8°.
Couraye du Parc, La procédure du jeune. IV. Dans la littérature française du moyen-âge. [In: Mélusine VII, 56 f.]
Féval, P., Contes de Bretagne. Illustrations de Castelli, gravure de Gusmann. Grand in-8°, 215 p. Limoges, Barbou et Cie. (1894.)
Gaidoz, H., Un Ancêtre du Quatrième État dans l'imagerie populaire. [In: Mélusine VII, 147 ff.]
— La Grand-Ourse, XIII: le jeûne de neuf étoiles. [In: Mélusine VII, 182.]
— Pépin-le-Bref., Samson et Mithra. [In: Mélusine VII, 193—202].
Sébillot, P. Légendes et Curiosités des métiers. VI-VII: les Cordonniers et les Chapeliers. VIII: les Pâtissiers. X: les Charpentiers et les Menuisiers. Paris, Flammarion.

Berichtigungen.

Zs. XVII² S. 138 habe ich irrtümlich ein Versehen Mussafia's angenommen, indem ich glaubte, er habe von dem anonymen Prosabearbeiter der Legenden der Hs. fr. 818 sprechen wollen. Indem er des anonymen Reimers der Legenden dieser Hs. gedachte, meinte Mussafia, wie er mir freundlich mitteilt, vielmehr den Verfasser einer poetischen Legendensammlung, welche dieselbe Hs. 818 enthält. Diese gereimten Legenden gehen hier den prosaischen voraus. Eine Ausgabe der letzteren haben aber soeben Mussafia und Gartner unternommen. Dieser Umstand hat meinen Irrtum veranlasst, den ich hiermit berichtige und zu entschuldigen bitte.

E. STENGEL.

S. 140, Z. 13 v. u. ist *desponsatione* st. *desponsatio* zu lesen. — S. 142, letzte Zeile, l. *luctus* st. *lactus*.

D. Herausgb.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.




by Google


100934



